
Deutscher
Evangelischer Kirchentag
Nürnberg 2023

DEUTSCHER EVANGELISCHER KIRCHENTAG NÜRNBERG 2023

DOKUMENTE

Herausgegeben im Auftrag des
Deutschen Evangelischen Kirchentages
von
Dr. Kristin Jahn und Dr. Stefanie Rentsch
unter Mitarbeit von
Dr. Eva-Maria Walther

Gütersloher Verlagshaus

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach §44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2024 Gütersloher Verlagshaus, Gütersloh,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Satz: SatzWeise, Bad Wünnenberg
Druck und Einband: PB Tisk, a. s., Příbram
Printed in Czech Republic
ISBN 978-3-579-08215-8

www.gtvh.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	15
-------------------	----

Bibeltexte

Losung des Kirchentages und Predigttext der Eröffnungsgottesdienste	
Die Zeit ist jetzt – Markus 1,14–15	19
Predigttext des Ökumenischen Gottesdienstes an Fronleichnam	
Rede zur Zeit oder zur Unzeit! 2 Timotheus 4,1–5	20
Bibelarbeiten am Donnerstag	
Meine Stunde ist noch nicht da – Johannes 2,1–12	22
Bibelarbeiten am Freitag	
Was jetzt am Tage ist – 1 Mose 50,15–21	25
Bibelarbeiten am Samstag	
Die Zeit wird kommen – Lukas 17,20–25	27
Biblischer Text der Feierabendmahl	
Jetzt ist die Zeit der Gnade – Jesaja 49,8–10	29
Predigttext des Schlussgottesdienstes	
Alles hat seine Zeit – Prediger 3,1–8	31
Kirchentagspsalm	
Psalm 31,15–25	33

Anfang

Gedenken zu Beginn	
A real Mentsh – Wozu der Mensch fähig ist	37
Eröffnungsgottesdienste	
Eröffnungsgottesdienst auf dem Hauptmarkt	
Predigt von Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm	45
Eröffnungsgottesdienst in Leichter Sprache	
Predigt von Christina Brudereck	48
Worte und Grüße zur Eröffnung	
Grußwort von Frank-Walter Steinmeier	55
Grußwort von Radu Constantin Miron	59
Grußwort von Dr. Markus Söder	60
Grußwort von Marcus König	63

Bibelarbeiten

Bibelarbeiten am Donnerstag, 8. Juni 2023

Dialogbibelarbeit von Dr. Thorsten Latzel und Christian Sewing	67
Bibelarbeit von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier . . .	75
Bibelarbeit in Leichter Sprache von Dr. Sabine Weingärtner und Anna Rückert	85

Bibelarbeiten am Freitag, 9. Juni 2023

Bibelarbeit von Lukas Amstutz	91
Bibelarbeit von Dr. Thomas de Maizière	98
Bibelarbeit von Prof. Dr. Heino Falcke	105
Dialogbibelarbeit von Kirsten Fehrs und Samuel Koch	111

Bibelarbeiten am Samstag, 10. Juni 2023

Dialogbibelarbeit von Judy Bailey, Patrick Depuhl und Hadija Haruna-Oelker	119
Bibelarbeit von Bischof Dr. Georg Bätzing	126
Bibelarbeit von Dr. Susan Durber	133
Bibelarbeit von Hubertus Heil MdB	141
Bibelarbeit von Friedrich Merz MdB	147

Hauptpodien

Wo finde ich Halt?

Sinnstiftung in einer Gesellschaft mit Christ:innen als Minderheit

Vortrag und Gespräch mit Prof. Dr. Alena Buyx, Anna-Nicole Heinrich, Prof. Dr. Detlef Pollack, Samuel Rösch und Doris Myôen Zölls	155
---	-----

Ein Ruf aus der Zukunft

Stimmen aus (Ost)Europa

Vortrag und Gespräch mit Prof. Dr. Herfried Münkler, Dr. Mykola Borovyk, Małgorzata Ławrowska – von Thadden und Georgy Roi	165
--	-----

Fokus Israel und Palästina

Wo sind die Brücken in die Zukunft?

Vortrag und Gespräch mit Prof. Dr. Aleida Assmann, Dr. h. c. mult. Charlotte Knobloch, Frank Müller und Eleonora Tremel	176
---	-----

Ist die Demokratie krisenfähig?	
Auf dem Weg zu einem neuen Gesellschaftsvertrag	
Vortrag und Gespräch mit Prof. Dr. Sophie Schönberger, Katrin Göring-Eckardt, Dr. Stephan Harbarth, Jakob Springfeld und Torsten Zugehör	177
Gibt es ein Recht auf Zukunft?	
Rechtsmittel als letzte verbleibende Option	
Vortrag und Gespräch mit Dr. Roda Verheyen, Dr. Caroline Douhaire und Herbert Reul	187
Welchen Frieden wollen wir?	
Grenzverschiebungen in der Friedensethik	
Vortrag und Gespräch mit Dr. Thomas de Maizière, Carsten Breuer, Sven Giegold, Friedrich Kramer und Prof. Dr. Heike Springhart	196
Werte, Ethik, Interessen	
Außenpolitisches Handeln in der Zeitenwende	
Gespräch mit Annalena Baerbock und Dr. h. c. mult. Joachim Gauck	207
In bewegten Zeiten gemeinsam gestalten	
Auszüge aus dem Gespräch mit Bundeskanzler Olaf Scholz	216
Rassismus und postkoloniales Erbe in der Kirche	
Respektvoll in Bewegung kommen	
Gespräch mit Austen Peter Brandt / Fagbola Adewole Austen- Peters, Prof. Dr. Lorenz Narku Laing, Dr. Fidon Mwombeki, Prof. Dr. Bénédicte Savoy und Sarah Vecera	228

Thematische und geistliche Angebote

Thementag **Arbeitswelt**

Arbeiten im neuen Normal	
Wer bestimmt die Regeln der modernen Arbeitswelt?	
Vortrag und Gespräch mit Prof. Dr. Jutta Allmendinger, Katja Hessel, Andrea Nahles und Alexander Zumkeller	239

Zentrum **Digitale Kirche**

Alexa, starte den Gottesdienst!	
Ein KI-Gottesdienst von und aus der Maschine	
Andacht und Gespräch mit GPT 3 (Künstliche Intelligenz), Melitta Müller-Hansen, Dr. Anna Puzio, Ralf Peter Reimann und Jonas Simmerlein	248

Thementag Ehrenamt

Auf in die Zukunft!

Zukunftsforschung und Ehrenamt

Impulse und Gespräch mit Prof. Dr. Hartmut Rosa, Rainer Koch, Dr. Kerstin Menzel und Prof. Dr. Sabine Pfeiffer 258

Thementag Freiheit und Solidarität

Europa – Garant für Freiheit und Solidarität?

Visionen für ein starkes Europa

Vortrag und Gespräch mit Natalia Gavrilița, Dr. Katarina Barley, Marta Bernardini, Dr. Sergey Lagodinsky und Dr. Manuel Müller 267

Zentrum Generationengerechtigkeit

Paradeisen statt Apokalypsen

Was braucht es, damit Menschen ihr Verhalten ändern?

Aufstellung mit Stefanie Bremer, Prof. Dr. Maja Göpel, Katrin Göring-Eckardt, Dr. Sarah Köhler, Winfried Kretschmann und Carla Reemtsma 277

Zentrum Geschlechterwelten und Regenbogen

»Trans*Hype!« – echt jetzt?

Zur Kontroverse um geschlechtliche Selbstbestimmung

Vortrag und Gespräch mit Tessa Ganserer, Dr. Dana Mahr, Tobias Müller, Theo Schenkel und Dr. Christian Stäblein 285

Zentrum Inklusion

Da ist dein Platz

Menschenbilder in unserer Gesellschaft

Gespräch mit Dr. Jakob Hein, Julia Fischer, Constantin Grosch und Svenja Krüger 295

Zentrum Juden und Christen

Antisemitismus: Geht mich das was an?

Erkundungen in vermintem Gelände

Vortrag und Gespräch mit Dr. Josef Schuster, Marina Chernivsky, Juna Grossmann, Dr. Felix Klein und Dr. Christian Staffa 304

Zentrum **Jugend**

Mitmischen (un)möglich

Wie radikal darf Partizipation junger Menschen sein?

Gespräch mit Aimée van Baalen, Lilly Blaudszun, Kilian

Deyerl, Dr. Björn Milbradt und Erdal Tekin 315

Zentrum **Kinder und Familie**

Zeit für Care in Familien – wer soll das noch wuppen?

Was Familien jetzt von Politik, Kirche und Gesellschaft brauchen

Gespräch mit Jonas Kozi, Svenja Kraus, Lisa Paus, Prof. Dr.

Barbara Thiessen und Kristina Weber 322

Podienreihe **Kultur**

Künstler:innenhonorare: Reicht der Gotteslohn?

Überleben trotz Kunst

Gespräch mit Wolfgang Böhm, Lena Krause, Prof. Dr. Julia

Lehner und Kord Michaelis 329

Liturgischer Abend **Humor**

Ganz bei Trost

Festlich-lustig-frech-fröhlich-leicht-sinnig

Rückblick auf einen Abend mit Dr. Susanne B. Wolf, Peter

Aurin, Layla Mousa, Bärbel Fünfsinn, Lisa und Santtu Weniger,

Dr. Stephan Goldschmidt und Dr. Gisela Matthiae 337

Thementag **Macht – Missbrauch – Verantwortung**

Missbrauch beim Namen nennen

Woher kommt Mut zum Wandel?

Impulse und Gespräch mit Christina von Golitschek, Kai C.

Moritz, Prof. Dr. Lars Castellucci, Prof. Dr. Martin Wazlawik,

Nancy Janz, Dr. Barbara Pühl und Dorothee Wüst 344

Zentrum **Menschenrechte**

Massenphänomen Flucht

Wie stehen Kirche und Gesellschaft in der Verantwortung?

Gespräch mit Tareq Alaows, Prof. Dr. Heinrich Bedford-

Strohm, Dr. Parnian Parvanta und Dr. Tamara Zieschang . . . 353

Thementag Mensch – Staat – Wirtschaft

Teures Leben, leere Kassen

Wie kann ein gutes Leben in Zukunft gesichert werden?

Gespräch mit Hubert Aiwanger, Rebecca Freitag, Ulrich Lilie,
Kerstin Maria Rippel und Dr. Stefan Ruppert 362

Zentrum Muslime und Christen

Deutsch-muslimische Normalität – ein Zukunftstraum

Was hält uns davon ab?

Gespräch mit Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani, Dr. Benjamin Idriz,
Prof. Dr. Dr. h. c. Mathias Rohe, Bellal Samadi und Juliane
Seifert 370

Zentrum Ökumene

»Suche Frieden und jage ihm nach!« (Psalm 34,15)

Gegenwärtige Herausforderungen der Friedenstheologie

Vortrag und Gespräch mit Prof. Dr. Fernando Enns,
Prof. Dr. Heinz-Gerhard Justenhoven, Friedrich Kramer und
Dr. Andrea Zemskov-Züge 380

Ökumenischer Gottesdienst

Dialogpredigt von Dr. Jürgen Körnlein und Andreas Lurz 388

Zentrum Schöpfungsverantwortung

Wer hat's verbockt? Und was machen wir jetzt?

Verantwortung und Schuld in der Klimakrise

Impulse und Gespräch mit Dr. Christiane Averbeck,
Prof. Dr. Anita Engels, Dr. Robert Habeck, Carla Hinrichs,
Joe Kaeser und Mona Neubaur 394

Zentrum Spiel

Alles Zufall oder was?

Spielt Gott mit uns?

Geschichte und Gespräch mit Kira Beer, Dr. Katharina Eberlein-
Braun, Prof. Dr. Heino Falcke und Ulrike Mommendey 404

Zentrum Studierende

Höchste Zeit für zivilen Ungehorsam?!

Stimmen aus Gesellschaft und Hochschule

Gespräch mit P. Dr. Jörg Alt SJ, Aimée van Baalen, Marcus
König, Prof. Dr. Wolfgang Lucht und Dirk Weinspach 412

Thementag Verschwörung	
Wahrheit. Macht. Politik	
Verschwörung, Fake News, Lobbyismus: Demokratie in Gefahr?	
Vortrag und Gespräch mit Stefan Niggemeier, Dr. Melanie Amann, Uschi Jonas, Michael Kretschmer und Dr. h. c. Nikolaus Schneider	
	419
Podienreihe Welt-UN-Ordnung	
Ökonomische Verflechtungen	
Was kostet die Freiheit?	
Gespräch mit Dr. Susanne Dröge, Sanya Reid Smith, Christian Schubert und Linda Teuteberg	
	427
Thementag Wohnen	
Bezahlbares Wohnen in der Klimakrise	
Wo gibt es politische Spielräume?	
Gespräch mit Gunter Czisch, Sebastian Lederer, Ralf Schekira und Dr. Lisa Vollmer	
	436
Thementag Zivilcourage	
Zivilcourage – alles nur eine Frage des Gewissens?	
Aufforderung zum Einmischen	
Impuls von Akim Gubara	
	445
Zentrum Zukunft Glaube und Kirche	
Ich bin dann mal drin	
Talk rund um Taufe, Trauung, Kirchenein- und -austritt	
Gespräch mit Erik Flügge, Dr. Emilia Handke, Thomas Prieto Peral, Christian Seidler und Susanne Zingel	
	449
Resolutionen	
Resolution 1: Insolvenzverfahren für überschuldete Länder des Südens: Koalitionsvertrag umsetzen	
	457
Resolution 2: Schöpfung bewahren – Kirchenland gemeinwohlorientiert verpachten	
	459
Resolution 3: Zeit für ein starkes EU-Lieferkettengesetz	
	461
Resolution 4: Den Pariser Klimavertrag ohne Wenn und Aber umsetzen!	
	463
Resolution 5: Gegen den Ausverkauf der Menschenrechte an den EU-Außengrenzen	
	465

Resolution 6: Internationale Freiwilligendienste stärken	467
Resolution 7: Der Kirchentag wird Mitglied bei United4Rescue . . .	469
Resolution 8: Wertewandel in der Prostitutionsgesetzgebung . . .	471

Ende

Schlussgottesdienst auf dem Hauptmarkt	
Wortkunst von Kira Stütz	473
Predigt von Quinton Ceasar	475
Wort des Kirchentages von Dr. Thomas de Maizière	479
Schlussgottesdienst auf dem Kornmarkt	
Predigt von Alexander Brandl und Dr. Constanze Pott	481

Berichte

Jetzt ist die Zeit – aktueller denn je	
Eine Bilanz des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages	
Dr. Thomas de Maizière	485
Kirchentag in brüchiger Zeit	
Eine Bilanz des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages	
Dr. Kristin Jahn	490
Programmreihe: Gedenken heute	
Nürnberg's dunkle Geschichte im Fokus	
Annette Link	495
»Allmächt!«	
Über einen sehr entspannten Abend der Begegnung in der	
Nürnberger Altstadt	
Andrea Schwarz und Philipp Sommerlath	497
»Mehr Mut für Veränderung!«	
Kirchentag setzt Zeichen	
Jana Rottmann	500
Das Digitalkonzept des Evangelischen Kirchentages	
Eine neue Ära der Teilnahme und Beteiligung	
Christina Lotz	502
Erfahrungsraum Kulturkirche	
Locked Out. Hier ist der Raum!	
Jakob Haller	506
Jetzt ist die Zeit für Begegnung, Diskussion und Zukunft	
Ein Gang durch das Zentrum Jugend auf dem Kirchentag in	
Nürnberg 2023	
Julia Dietrich	509

Spiel- und Entdeckerland für Kinder – Austausch und Bildungsort für Eltern	
Das Zentrum Kinder und Familie	
Susanne Haeßler	512
Zwischen Brise und Orkan	
Im »Zentrum Spiritualität« wandelten Besucher:innen auf den Spuren ihrer ganz persönlichen Spiritualität	
Ulrike Berg	515
Workshophaus in der evangelischen Hochschule Nürnberg	
Ein Ort der bunten Begegnungsmöglichkeiten	
Philipp Hascher	518
Der Markt der Möglichkeiten	
Bunt, laut, partizipativ	
Gabriele Pieper und Heike Baum	521
Der Kirchentag im Medienspiegel	
Milena Vanini	525
Der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag 2023 in Zahlen	
Stephan Menzel und Carolin Almasri	529
Verzeichnis der Autor:innen	533

Vorwort

Mit einem auffordernden »Jetzt ist die Zeit« (Markus 1, 14–15) als Losung rief der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag seine Gäste nach Nürnberg und Fürth. Die Stadt und die Messe waren von der leuchtend gelben Schrift der Losungsworte auf mineralblauem Grund erfüllt, und das Band der Losung zog sich durch die gesamten fünf Tage in der fränkischen Metropolregion. Die Teilnehmenden konnten hier, in den Worten des Nürnberger Oberbürgermeisters Marcus König, ein wahres »Sommermärchen des Glaubens« erleben. Der Kirchentag war in Nürnberg, Fürth, Bayern und der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche in Bayern ein gern gesehener und sehr dankbarer Gast.

Mit dem vorliegenden Band möchten wir dieses Großereignis des Glaubens, der Debatten und der kulturellen Highlights in Auszügen widerspiegeln, wichtige Worte und zentrale Momente aufnehmen und dokumentieren. Dabei ist uns bewusst, dass der Band Ausschnitt bleiben muss, und jede und jeder einen ganz eigenen und einzigartigen Kirchentag erleben konnte, seine und ihre eigenen Höhepunkte gefunden hat.

Die Auseinandersetzung mit Nürnberg und Fürth als ambivalente historische Orte zog sich wie ein Band durch den Kirchentag. Nürnberg mit seiner ganzen Stadtgeschichte von den Rassegesetzen, den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen bis hin zur »Straße der Menschenrechte« – diese Stadt erzählt vom Schuldigwerden und vom steten Ruf zur Umkehr. Dem entspricht der erste Beitrag des Bandes, das »Gedenken zu Beginn«, das an Menschen in Nürnberg, die Verfolgung, Antisemitismus und Hass erleben mussten, erinnert, um dann den Faden der Nürnberger Prozesse aufzunehmen und den Bogen zu spannen zu den Preisträger:innen des Menschenrechtspreises der Stadt Nürnberg bis hin zu den Opfern der NSU-Morde. Eine Besonderheit stellt in diesem Zusammenhang das Projekt »Gedenken heute« dar. Die Kirchentags-App wurde zum Tourguide, mit dem besondere Orte wie der Platz der Alten Synagoge, das Reichsparteitagsgelände oder das Jüdische Museum in Fürth erläutert und so neu erfahrbar wurden. In einem eigenen Bericht erinnern wir an das Projekt.

Aus den eindrucksvollen Bibelarbeiten, die zum Teil vom einzelnen Vortrag, zum Teil vom Dialog zwischen unterschiedlichen Persönlichkeiten leben, sei besonders auf die Bibelarbeit des Bundespräsidenten Frank-Walter Steinmeier hingewiesen, der als ehemaliges Präsidiumsmitglied des Kirchentages eine besondere Verbindung zum Kirchentag hat. Nach-

zulesen sind weiterhin unter anderem die Bibelauslegung des Astronomen Heino Falcke, des Kirchentagspräsidenten Thomas de Maizière oder des Vorsitzenden der katholischen Bischofskonferenz, Georg Bätzing. Der Musiker Patrik Depuhl und die Sängerin Judy Bailey kamen in einer Bibelarbeit mit der Journalistin Hadija Haruna-Oelker aus Frankfurt über Gerechtigkeit ins Gespräch. Ein besonderer Dialog entspann sich zwischen der Präsidentin des Diakonischen Werks in Bayern, Sabine Weingärtner, und Anna Rückert, die in einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen arbeitet. Sie nahmen auch gleich das Publikum mit hinein in ein Bibelgespräch über Essen, Feiern und die Möglichkeiten der Wunder.

Die zentralen Predigten der beiden Eröffnungsgottesdienste mit dem bayerischen Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm und der Pfarrerin Christina Brudereck finden Sie ebenso in voller Länge abgedruckt wie die Schlusspredigt im Dialog von dem Pfarrer und Blogger Alexander Brandl mit Constanze Pott, die als erste trans* Frau in die bayerische Landessynode gewählt wurde. Außerdem bietet dieser Band zum Nachlesen auch die von der Presse stark rezipierte Schlusspredigt vom Nürnberger Hauptmarkt, die von Pastor Quinton Ceasar gehalten wurde, der die Kirchentagsbesucher:innen mit den Worten: »Liebe war noch nie eine Massenbewegung. Aber ich bin Optimist.« aus dem Kirchentag entließ.

Sehr gut besucht waren auch die Diskussionen auf den verschiedenen Podien des Kirchentages in Fürth, in der Nürnberger Messe und Innenstadt. Prominent besetzt waren die großen Debatten mit außenpolitischen und friedensethischen Schwerpunkten zum Beispiel mit der Außenministerin Annalena Baerbock, die mit dem Bundespräsidenten a. D. Joachim Gauck über Außen- und Sicherheitspolitik in der Zeitenwende ins Gespräch kam. Kontrovers ging es zu bei dem Podium unter anderem mit dem Generalinspekteur der Bundeswehr, Carsten Breuer und dem Friedensbeauftragten der Evangelischen Kirche in Deutschland, Friedrich Kramer. Auch aus dem Zentrum Ökumene konnten wir eine friedentheologische Diskussion mit Stimmen aus der multilateralen Ökumene abdrucken. Klare Stimmen aus (Ost) Europa meldeten sich unter dem Eindruck des Angriffs Russlands auf die Ukraine deutlich zu Wort, unter anderem mit dem Historiker Mykola Borovyk und der Leiterin des Museums für Moderne Kunst in Warschau, Małgorzata Ławrowska-von Thadden.

Außerdem sind die wichtigsten Auszüge aus dem intensiven Gespräch mit dem Bundeskanzler Olaf Scholz abgedruckt, der auch auf Deutschlands Rolle in internationalen Konflikten einging. »Europa als Garant von Stabilität« wurde auf einem Podium unter anderem mit der kürzlich zurückgetretenen moldawischen Ministerpräsidentin Natalia Gavrilița

und Katarina Barley, Vizepräsidentin des europäischen Parlaments, intensiv diskutiert – gerade vor dem Hintergrund der kurz vor dem Kirchentag beschlossenen neuen Regeln zum Umgang mit Geflüchteten. Das Thema Migration war auch im Zentrum Menschenrechte von zentraler Bedeutung, wovon eine Diskussionsveranstaltung mit dem flüchtlingspolitischen Sprecher von ProAsyl, Tareq Alaows sowie Tamara Zieschang, Innenministerin von Sachsen-Anhalt, zeugt.

Einen weiteren Schwerpunkt bilden die Beiträge im Themenbereich Schöpfungsbewahrung und dem Leben in der Klimakrise. »Paradiesen statt Apokalypsen« – im intergenerationellen Gespräch stand die Frage im Vordergrund, was es braucht, damit Menschen ihr Verhalten ändern. Bei der Frage nach der Verantwortung oder »wer hat's verbockt« dokumentieren wir das Streitgespräch, das sich zwischen dem Wirtschafts- und Umweltminister Robert Habeck und der Klimaaktivistin Carla Hinrichs von der Letzten Generation entsponnen hat. Hieran schließt sich auch die Frage an, wie laut und radikal Protest sein soll: »Mitmischen (un)möglich?« fragten unter anderem die Influencerin Lilly Blaudszun und der Jugendsynodale Kilian Deyerl auf großer Bühne des Zentrums Jugend.

Da sich viele Erlebnisse und die Atmosphäre des Kirchentages nicht in Diskussionen, Predigten oder Reden fassen lassen, laden die Fotos im Innenteil ein, sich die Bilder des Nürnberger Kirchentages (nochmals) vor Augen zu führen. Dazu gehören nicht zuletzt die zahlreichen Konzerte, wie der Auftritt des Kyiv Symphony Orchestra in der Meistersingerhalle mit einem von der Losung inspirierten Programm oder der gemeinsame Abend der A-capella-Band Viva Voce mit den Nürnberger Symphonikern auf dem Hauptmarkt. Hierzu gehören auch visuelle Eindrücke und ein Bericht von der prall gefüllten Kulturkirche St. Egidien, und die Erinnerung an das Kerzenmeer, das sich jeden Abend ab 22 Uhr in der Nürnberger Innenstadt auf dem Jakobsplatz, Kornmarkt und Hauptmarkt zum Segen zur Nacht ausbreitete. Im Berichtsteil erhalten Sie außerdem Einblick in das Leben im temporären ökumenischen Kloster eines Zentrums Spiritualität, das genauso Kirchentag ausmachte wie der Trubel im Markt der Möglichkeiten oder in den großen Zentren Jugend sowie Kinder und Familien.

Die Resolutionen, die beim Kirchentag in Veranstaltungen und auf dem Markt der Möglichkeiten gefasst wurden, finden sie in Gänze im hinteren Teil des Bandes abgedruckt, ebenso wie einen Pressespiegel und Zahlen und Fakten rund um das Großereignis Kirchentag. »Jetzt ist die Zeit – aktueller denn je« – eine erste Bilanz und zwei Perspektiven auf

den Kirchentag der Generalsekretärin Kristin Jahn und des Kirchentagspräsidenten Thomas de Maizière runden diesen Band als Dokumentation des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages schließlich ab.

Wir wissen, dass geschlechtergerechte Sprache aus gutem Grund Usus ist und haben hierzu Richtlinien für unsere eigenen Texte entwickelt. Dennoch werden Sie in diesem Band Beiträge finden, die sprachlich anders verfasst sind. Warum ist das so? Weil wir in dieser Frage die persönlichen Entscheidungen all jener, die zu diesem Band beigetragen haben, respektieren. Wir halten es aus, dass unser Gegenüber eine andere Sprache hat und bilden dies deshalb hier auch so ab – so wie es gesagt wurde.

Diese vielfältige Sammlung und Aufarbeitung wäre ohne die Hilfe von zahlreichen Menschen nicht möglich gewesen. Zuvorderst gilt unser großer Dank Eva-Maria Walther, die die Gesamtreaktion dieses Bandes umsichtig koordiniert und uns durch den Prozess navigiert hat. Die inhaltliche Arbeit an den Texten wurde von vielen Kolleg:innen des Kirchentages kundig durchgeführt: herzlichen Dank an Christina Lotz, Jakob Haller, Daniel Salchow, Jana Rottmann, Julia Meister, Milena Vanini, Martin Urschel, Helen Osinski, Christoph Krenzer und Philipp Sommerlath. Bei der Texterstellung waren besonders Ilse Müller und Anja Winter-Krah tätig, letztere auch in unermüdlichem Kontakt mit den Autor:innen des Bandes. Vielen Dank hierfür! Beim Lektorat des Bandes hat uns Thomas Krüger unterstützt, dem wir ebenso danken möchten wie Diedrich Steen vom Gütersloher Verlagshaus für seine Begleitung dieser Publikation. Um die Stimmen auf den Bühnen aufzuzeichnen, können wir uns schon seit vielen Jahren auf Christian Ecker (»Ecki«) verlassen, der damit die Grundlagen für unser Tonarchiv legt. Langjährig treu ist uns auch Elaine Griffith, die den Kirchentag beim Dolmetschen und in diesem Band für das Lektorat der englischen Redebeiträge unterstützt hat. Ihnen beiden gilt an dieser Stelle unser besonderer Dank für ihr Engagement.

Mit größter Dankbarkeit blicken wir auf die Kraft, die der Kirchentagspräsident Thomas de Maizière dem Nürnberger Kirchentag geschenkt hat und wünschen mit einigen seiner Worte Ihnen eine gute Lektüre:

»Wir wollen zusammen sein und zusammen leben. Zusammen leben – trotz verschiedener Meinungen und Ansichten. Einmal den Gedanken zulassen, der oder die andere könnte doch recht haben.«

Ihre Herausgeberinnen

Dr. Kristin Jahn, Generalsekretärin Deutscher Evangelischer Kirchentag
Dr. Stefanie Rentsch, Programmleiterin Deutscher Evangelischer Kirchentag

Bibeltexte

Losung des Kirchentages und Predigttext der Eröffnungsgottesdienste

Die Zeit ist jetzt – Markus 1,14–15

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

¹⁴Nachdem Johannes gefangen genommen worden war, ging Jesus nach Galiläa und verkündete die frohe Botschaft Gottes. ¹⁵Er sprach: »Jetzt ist die Zeit: Gottes gerechte Welt ist nahe. Kehrt um und vertraut der frohen Botschaft!«

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

¹⁴Nachdem aber Johannes überantwortet wurde, kam Jesus nach Galiläa und predigte das Evangelium Gottes ¹⁵und sprach: Die Zeit ist erfüllt, und das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium!

Übertragung in Leichter Sprache

Jesus erzählt den Menschen von Gott.

Jesus sagt:

Jetzt ist die Zeit.

Jetzt ist die Zeit von Gott.

Das ist eine gute Nachricht:

Bald beginnt das Reich von Gott.

Freue dich auf das Reich von Gott.

Denn Gott ist freundlich.

Und Gott ist gerecht.

Frage dich selbst:

Wie kann ich Gott nahe sein?

Prüfe dich.

Lebe jetzt anders:

Versuche Gott ganz nah zu sein.

Glaube an die gute Nachricht:

Bald beginnt das Reich von Gott.

Predigttext des Ökumenischen Gottesdienstes an Fronleichnam

Rede zur Zeit oder zur Unzeit! 2 Timotheus 4,1–5

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

¹Vor Gott und Christus Jesus, der über Lebende und Tote Recht sprechen wird – ja, angesichts seines Erscheinens und seiner Herrschaft – beschwöre ich dich: ²Verkünde das Wort, stehe dafür ein zu Zeit und Unzeit, beurteile kritisch, prüfe genau und mahne – mit viel Geduld und klarer Weisung. ³Denn es wird eine Zeit geben, da sie die rechte Lehre nicht mehr ertragen, sondern sich selbst nach ihren eigenen Wünschen Lehrerinnen und Lehrer zusammensuchen, um sich an den Ohren kranken zu lassen. ⁴Ja, sie werden die Ohren vor der Wahrheit verschließen, sich stattdessen Hirngespinnsten zuwenden. ⁵Du aber sei in allem bei klarem Verstand, halte Anfeindungen geduldig aus, erfülle die Aufgabe, das Evangelium zu verkündigen, nimm deine Verantwortung wahr.

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

¹So ermahne ich dich inständig vor Gott und Christus Jesus, der richten wird die Lebenden und die Toten, und bei seiner Erscheinung und seinem Reich: ²Predige das Wort, stehe dazu, es sei zur Zeit oder zur Unzeit; weise zurecht, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre. ³Denn es wird eine Zeit kommen, da sie die heilsame Lehre nicht ertragen werden; sondern nach ihrem eigenen Begehren werden sie sich selbst Lehrer aufladen, nach denen ihnen die Ohren jucken, ⁴und werden die Ohren von der Wahrheit abwenden und sich den Fabeln zukehren. ⁵Du aber sei nüchtern in allen Dingen, leide willig, tu das Werk eines Predigers des Evangeliums, erfülle redlich deinen Dienst.

Übertragung in Leichter Sprache

Paulus schreibt in einem Brief:

Gott beurteilt uns.

Christus auch.

Deshalb befehle ich dir:

Rede zu den Menschen.

Rede von Gott.

Rede von Christus.

Sei ein guter Lehrer.

Rede von Gott und Christus:

Wenn es leicht ist.
Wenn es die Menschen hören wollen.
Rede von Gott und Christus:
Wenn es schwer ist.
Wenn Menschen es **nicht** hören wollen.

Rede zu jeder Zeit.
Sei streng.
Sei ehrlich.
Mache den Menschen Mut.
Hab Geduld mit den Menschen.
Hab Vertrauen auf Gott.

Bald kommt die Zeit und Menschen denken:
Die Rede von Gott und Christus ist uns zu schwer.
Dann suchen die Menschen neue Lehrer:
Andere Männer und Frauen.
Diese Lehrer denken sich Dinge aus.
Das gefällt den Menschen.
Aber: Das sind Lügen.

Du musst anders reden.
Bleibe bei der Wahrheit von Gott und Christus.
Denke an deinen Auftrag.
Sei treu.

Bibelarbeiten am Donnerstag

Meine Stunde ist noch nicht da – Johannes 2,1–12

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

¹ Am dritten Tag war eine Hochzeit in Kana, das in Galiläa liegt. Und Jesu Mutter war dort. ² Jesus und seine Schülerinnen und Schüler waren aber auch zur Hochzeit eingeladen. ³ Als der Wein zur Neige ging, sagte Jesu Mutter zu ihm: »Sie haben keinen Wein mehr.« ⁴ Jesus erwiderte ihr: »Bei allem Respekt, Frau was geht uns das an? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.« ⁵ Seine Mutter sagte zu den Helferinnen und Helfern: »Was er euch sagt, das tut.« ⁶ Es standen dort sechs Wasserkrüge aus Stein, die jüdischen Reinigungsriten dienten. Sie fassten zwischen 80 und 120 Litern. ⁷ Zu den Helferinnen und Helfern sagte Jesus: »Füllt die Krüge mit Wasser.« Sie füllten sie bis zum Rand. ⁸ Er sagte zu ihnen: »Schöpft und bringt es dem Tafelmeister.« Sie brachten es ihm. ⁹ Der Tafelmeister probierte das Wasser, das zu Wein geworden war. Und da er nicht wusste, woher es kam – nur die Helferinnen und Helfer, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es –, rief der Tafelmeister den Bräutigam. ¹⁰ Er sagte zu ihm: »Alle schenken eigentlich zuerst den guten Wein aus. Und wenn die Gäste betrunken sind, gibt es den nicht ganz so guten. Du hast den guten Wein aufgespart – bis jetzt.« ¹¹ Diesen Anfang der Zeichen machte Jesus in Kana, in Galiläa und offenbarte seine von Gott kommende Kraft. Seine Schülerinnen und Schüler glaubten an ihn. ¹² Danach ging er nach Kafarnaum, zusammen mit seiner Mutter, seinen Geschwistern und seinen Schülerinnen und Schülern. Dort blieben sie einige Tage.

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

¹ Und am dritten Tage war eine Hochzeit zu Kana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. ² Jesus aber und seine Jünger waren auch zur Hochzeit geladen. ³ Und als der Wein ausging, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. ⁴ Jesus spricht zu ihr: Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. ⁵ Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch sagt, das tut. ⁶ Es standen aber dort sechs steinerne Wasserkrüge für die Reinigung nach jüdischer Sitte, und in jeden gingen zwei oder drei Maße. ⁷ Jesus spricht zu ihnen: Füllt die Wasserkrüge mit Wasser! Und sie füllten sie bis obenan. ⁸ Und er spricht zu ihnen: Schöpft nun und bringt's dem Speisemeister! Und sie brachten's ihm. ⁹ Als aber der Speisemeister den Wein kostete, der Wasser gewesen war, und nicht wusste, woher er kam – die Diener aber wussten's,

die das Wasser geschöpft hatten –, ruft der Speisemeister den Bräutigam¹⁰ und spricht zu ihm: Jedermann gibt zuerst den guten Wein und, wenn sie trunken sind, den geringeren; du aber hast den guten Wein bis jetzt zurückgehalten.¹¹ Das ist das erste Zeichen, das Jesus tat. Es geschah zu Kana in Galiläa, und er offenbarte seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.¹² Danach zog er hinab nach Kapernaum, er, seine Mutter, seine Brüder und seine Jünger, und sie blieben nur wenige Tage dort.

Übertragung in Leichter Sprache

Im Dorf mit dem Namen Kana:
Da gibt es eine Hochzeit.
Jesus feiert mit.
Und die Mutter von Jesus.
Und Schüler von Jesus.
Das sind erwachsene Männer und Frauen.

Die Hochzeit ist ein großes Fest.
Das Fest dauert viele Tage.
Plötzlich sind die Fässer mit Wein leer.

Die Mutter von Jesus sagt zu Jesus:
Der Wein ist alle.
Kannst du helfen?

Jesus sagt zur Mutter:
Meine Zeit kommt noch.

Und dann tut Jesus doch etwas!
Er geht zu den Helfern.
Er sagt:
Ihr Männer und Frauen:
Füllt Fässer mit Wasser.
Nehmt einen Becher.
Füllt den Becher in einem Fass.
Dann gebt dem Koch den Becher.

Was Jesus gesagt hat: Das wird gemacht.
Der Koch nimmt den Becher:
Er trinkt.
Der Koch ist überrascht:
Im Becher ist guter Wein.

Der Koch sagt:
Wenn eine Feier beginnt:
Dann gibt es guten Wein.
Wenn die Gäste betrunken sind:
Dann gibt es schlechten Wein.
Hier und jetzt ist das anders:
Den guten Wein gibt es am Ende!

Aus Wasser wurde Wein.
Das ist ein Zeichen von Gott.
Das ist das erste Wunder von Jesus.

Die Schüler von Jesus waren dabei.
Diese Männer und Frauen glauben:
Jesus hat die Kraft von Gott.

Bibelarbeiten am Freitag

Was jetzt am Tage ist – 1 Mose 50,15–21

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

¹⁵Josefs Brüdern wurde bewusst, dass ihr Vater tot war. Sie sagten: »Wenn Josef uns feindlich gesinnt ist, dann wird er uns bestimmt all das Böse heimzahlen, das wir ihm zugefügt haben.« ¹⁶Da befahlen sie, Josef zu sagen: »Dein Vater hat uns auf dem Sterbebett befohlen. Sagt dies zu Josef: ¹⁷›Ach, vergib doch deinen Brüdern das Verbrechen und ihre Verfehlungen. Ja, sie haben dir Böses zugefügt.‹ Jetzt aber vergib doch das Verbrechen denen, die der Gottheit deines Vaters dienen.« Und Josef weinte über ihre Worte. ¹⁸Nun gingen auch seine Brüder hin, fielen vor ihm nieder und sagten: »Hier hast du uns, als deine Sklaven.« ¹⁹Doch Josef sagte zu ihnen: »Habt keine Angst. Bin ich etwa an Gottes Stelle? ²⁰Ihr habt mir aus Berechnung Böses angetan, Gott aber hat es umgerechnet zum Guten, um zu tun, was sich heute zeigt: Ein großes Volk bleibt am Leben. ²¹Jetzt aber habt keine Angst, ich selbst versorge euch und eure Kinder.« So tröstete er sie und redete ihnen zu Herzen.

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

¹⁵Die Brüder Josefs aber fürchteten sich, als ihr Vater gestorben war, und sprachen: Josef könnte uns gram sein und uns alle Bosheit vergelten, die wir an ihm getan haben. ¹⁶Darum ließen sie ihm sagen: Dein Vater befahl vor seinem Tode und sprach: ¹⁷So sollt ihr zu Josef sagen: Vergib doch deinen Brüdern die Missetat und ihre Sünde, dass sie so übel an dir getan haben. Nun vergib doch diese Missetat uns, den Dienern des Gottes deines Vaters! Aber Josef weinte, als man ihm solches sagte. ¹⁸Und seine Brüder gingen selbst hin und fielen vor ihm nieder und sprachen: Siehe, wir sind deine Knechte. ¹⁹Josef aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Stehe ich denn an Gottes statt? ²⁰Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist, nämlich am Leben zu erhalten ein großes Volk. ²¹So fürchtet euch nun nicht; ich will euch und eure Kinder versorgen. Und er tröstete sie und redete freundlich mit ihnen.

Übertragung in Leichter Sprache

Ein Vater hat sehr viele Söhne:

Josef und seine Brüder.

Die Brüder sind sehr böse zu Josef.

Josef lebt mit Gott.
Er wird ein wichtiger Mann.

Das ist der Text aus der Bibel:

Der Vater stirbt.
Die Brüder denken:
 Vater hat uns beschützt.
 Jetzt ist er tot.
 Wir waren böse zu Josef.
 Er bestraft uns jetzt.

Die Brüder haben Angst.
Sie gehen zu Josef.
Ein Bruder sagt:
 Das war der Wunsch von unserem Vater:
 Du verzeihst uns.
 Wir waren böse zu dir.
 Bitte verzeih uns!

Die Brüder legen sich hin:
Sie liegen vor Josef im Staub.
Sie sagen:
 Wir gehören jetzt dir.

Josef hört die Worte.
Josef weint.
Er sagt den Brüdern:
 Habt Vertrauen.
 Ihr wart böse zu mir.
 Doch Gott will das Gute.
 Unsere Zeit mit Gott ist da.
 Wir alle leben.
 Wir werden ein großes Volk.
 Vertraut mir.
 Ich Sorge für euch.
 Und für eure Kinder.

Josef ist freundlich.
Er schenkt Mut.

Bibelarbeiten am Samstag

Die Zeit wird kommen – Lukas 17,20–25

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

²⁰Als er von pharisäischen Gelehrten gefragt wurde, wann die gerechte Welt Gottes komme, antwortete er ihnen: »Gottes gerechte Welt kommt nicht so, dass man zuschauen könnte. ²¹Die Leute werden auch nicht rufen: ›Hier ist sie!‹ oder: ›Da ist sie!‹ Denn hier, Gottes gerechte Welt ist schon da, indem ihr zusammen seid.« ²²Er sagte zu denen, die von ihm lernten: »Es werden Zeiten kommen, in denen ihr euch danach sehnen werdet, einen einzigen der Tage des erhofften Menschen zu sehen und ihr werdet ihn nicht sehen. ²³Die Leute werden zu euch sagen: ›Hier ist er!‹ oder: ›Da ist er!‹ Geht nicht hin und lauft keinem hinterher. ²⁴Denn wie ein greller Blitz den ganzen Himmel erleuchtet wird der erhoffte Mensch an seinem Tag sein. ²⁵Zuerst aber wird er vieles erleiden müssen und von dieser Generation abgelehnt werden.«

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

²⁰Als er aber von den Pharisäern gefragt wurde: Wann kommt das Reich Gottes?, antwortete er ihnen und sprach: Das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Zeichen; ²¹man wird auch nicht sagen: Siehe, hier!, oder: Da! Denn sehet, das Reich Gottes ist mitten unter euch. ²²Er sprach aber zu den Jüngern: Es wird die Zeit kommen, in der ihr begehren werdet, zu sehen einen der Tage des Menschensohns, und werdet ihn nicht sehen. ²³Und sie werden zu euch sagen: Siehe, da!, oder: Siehe, hier! Geht nicht hin und lauft nicht hinterher! ²⁴Denn wie der Blitz aufblitzt und leuchtet von einem Ende des Himmels bis zum andern, so wird der Menschensohn an seinem Tage sein. ²⁵Zuvor aber muss er viel leiden und verworfen werden von diesem Geschlecht.

Übertragung in Leichter Sprache

Kluge Menschen fragen Jesus:

Wann kommt das Reich von Gott?

Wann beherrscht Gott die Welt?

Jesus sagt:

Ihr fragt das Falsche.

Ihr denkt an einen Ort.

Oder an eine bestimmte Zeit.

Aber: Das Reich von Gott ist anders.

Das Reich von Gott ist in eurer Mitte.
Ihr seid schon ein Teil vom Reich von Gott.

Dann spricht Jesus zu seinen Schülern.
Das sind Männer und Frauen.
Jesus sagt:

Auch ihr wartet: Gott soll herrschen.
Versucht es zu verstehen ...
Es kommt ein Mensch: Auf ihn hoffen alle.
Alle warten auf ihn.
Mit ihm kommt das Reich von Gott.
Jetzt denkt auch ihr an einen Ort.
Und an eine bestimmte Zeit.

Ich sage Euch:
Dieser Mensch kommt wie ein Blitz.
Plötzlich wie ein Blitz. Hell wie ein Blitz.
Alle werden es sehen.
Und: Dieser Mensch wird leiden.

Biblischer Text der Feierabendmahle

Jetzt ist die Zeit der Gnade – Jesaja 49,8–10

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

⁸So spricht die LEBENDIGE: In der Zeit der Zuwendung habe ich dir geantwortet, am Tag der Errettung dir geholfen. Ich werde dich bewahren und zum Bundeszeichen für das Volk machen, ⁹um das Land wieder aufzurichten und das verwüstete Erbe zu verteilen. Zu den Gefangenen wirst du sagen: »Zieht hinaus!«, zu denen in der Finsternis: »Zeigt euch!« An den Wegen werden sie weiden und selbst alle kahlen Höhen werden ihre Weide sein. ¹⁰Sie werden weder Hunger noch Durst leiden. Wüstenglut und Sonne werden sie nicht verbrennen. Denn die sich ihrer erbarmt, wird sie leiten und zu Wasserquellen führen.

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

⁸So spricht der HERR: Ich habe dich erhört zur Zeit der Gnade und habe dir am Tage des Heils geholfen und habe dich bereit und zum Bund für das Volk bestellt, dass du das Land aufrichstest und das verwüstete Erbe zuteilst, ⁹zu sagen den Gefangenen: Geht heraus!, und zu denen in der Finsternis: Kommt hervor! Am Wege werden sie weiden und auf allen kahlen Höhen ihre Weide haben. ¹⁰Sie werden weder hungern noch dürsten, sie wird weder Hitze noch Sonne stechen; denn ihr Erbarmer wird sie führen und sie an die Wasserquellen leiten.

Übertragung in Leichter Sprache

Gott sagt:

Ich höre dich.

Wenn die Zeit gekommen ist:

Dann rette ich dich.

Dann schütze ich dich mit meiner Liebe.

Ich verspreche dir:

Du gehörst zu mir.

Ich bin dein Gott.

Und ich bin für dich da.

Ich verspreche dir:
Ihr dürft zurück in eure alte Heimat.
Ihr werdet ein Volk.
Ihr sagt den Menschen im Gefängnis:
Ihr seid jetzt frei. Geht ins Licht.

Ich Sorge gut für die Menschen.
Es gibt genug zum Essen.
Es gibt genug zum Trinken.
Den Menschen geht es gut.
Und wenn die Sonne scheint.
Und wenn es sehr heiß ist.
Dann zeige ich den Weg zu frischem Wasser.

Predigttext des Schlussgottesdienstes

Alles hat seine Zeit – Prediger 3,1–8

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

¹Alles hat seine Zeit. Für alles gibt es die richtige Zeit – Zeit für alles Tun und Geschehen unter dem Himmel: ²Zeit zum Gebären und Zeit zum Sterben, Zeit zum Pflanzen und Zeit zum Ausreißen, was gepflanzt ist. ³Zeit zum Töten und Zeit zum Heilen, Zeit zum Einreißen und Zeit zum Bauen. ⁴Zeit zum Weinen und Zeit zum Lachen, Zeit des Klagens und Zeit des Tanzens. ⁵Zeit zum Steinewerfen und Zeit des Steinesammelns, Zeit zum Umarmen und Zeit zum Abstandhalten. ⁶Zeit zum Suchen und Zeit zum Verlorengedenken, Zeit zum Bewahren und Zeit zum Wegwerfen. ⁷Zeit zum Zerreißen und Zeit zum Zusammennähen, Zeit zum Schweigen und Zeit zum Reden. ⁸Zeit zum Lieben und Zeit zum Hassen, Zeit des Krieges und Zeit des Friedens.

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

¹Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde: ²Geboren werden hat seine Zeit, sterben hat seine Zeit; pflanzen hat seine Zeit, ausreißen, was gepflanzt ist, hat seine Zeit; ³töten hat seine Zeit, heilen hat seine Zeit; abbrechen hat seine Zeit, bauen hat seine Zeit; ⁴weinen hat seine Zeit, lachen hat seine Zeit; klagen hat seine Zeit, tanzen hat seine Zeit; ⁵Steine wegwerfen hat seine Zeit, Steine sammeln hat seine Zeit; Herzen hat seine Zeit, aufhören zu Herzen hat seine Zeit; ⁶suchen hat seine Zeit, verlieren hat seine Zeit; behalten hat seine Zeit, wegwerfen hat seine Zeit; ⁷zerreißen hat seine Zeit, zunähen hat seine Zeit; schweigen hat seine Zeit, reden hat seine Zeit; ⁸lieben hat seine Zeit, hassen hat seine Zeit; Streit hat seine Zeit, Friede hat seine Zeit.

Übertragung in Leichter Sprache

Ganz viel geschieht im Leben von Menschen.
Die Menschen tun viel.
Und Gott tut viel.
Und für alles gibt es eine Zeit.

Es gibt eine Zeit für die Geburt.
Und es gibt eine Zeit für das Sterben.

Es gibt eine Zeit zum Töten.
Und es gibt eine Zeit zum Heilen.

Es gibt eine Zeit zum Weinen.
Und es gibt eine Zeit zum Lachen.

Es gibt eine Zeit zum Trauern.
Und es gibt eine Zeit zum Tanzen.

Es gibt eine Zeit zum Schweigen.
Und es gibt eine Zeit zum Reden.

Es gibt eine Zeit zum Lieben.
Und es gibt eine Zeit zum Hassen.

Es gibt eine Zeit für Krieg.
Und es gibt eine Zeit für Frieden.

Kirchentagspsalm

Psalm 31,15–25

Übersetzung für den Kirchentag in Nürnberg 2023

¹⁵Ich habe mein Vertrauen auf dich gerichtet, LEBENDIGE. Ich habe gesagt: »Mein Gott bist du!«

¹⁶In deiner Hand sind meine Zeiten. Reiß mich aus der Hand derer, die mich anfeinden und verfolgen.

¹⁷Lass dein Angesicht leuchten über mir – ich diene dir. Rette mich durch deine Zuwendung.

¹⁸LEBENDIGE, lass mich nicht zuschanden werden, denn ich rufe zu dir. Zuschanden werden sollen Ungerechte, verstummen wie im Totenreich.

¹⁹Schweigen sollen die Lügenlippen, die über einen Gerechten unverschämt reden, voller Hochmut und Verachtung.

²⁰Wie groß ist deine Güte, die du bewahrt hast denen, die dich fürchten, und bereitet denen, die zu dir flüchten – und alle können es sehen.

²¹Du verbirgst sie im Schutz deines Angesichts vor den Verschwörungen der Leute, versteckst sie in einer Hütte vor dem Streit der bösen Zungen.

²²Gesegnet sei die LEBENDIGE, denn wunderbar hat sie mir ihre Zuwendung erwiesen in belagerter Stadt.

²³Aber ich, ich hatte in meiner Angst gesagt: »Abgeschnitten bin ich von der Gegenwart deiner Augen.« Doch du hast die Stimme meines Flehens gehört, als ich zu dir rief.

²⁴Alle, die ihr der LEBENDIGEN zugewandt seid, liebt sie! Treue bewahrt die LEBENDIGE, vergilt aber reichlich denen, die hochmütig handeln.

²⁵Seid stark, und euer Herz sei mutig, alle, die ihr auf die LEBENDIGE hofft.

Übersetzung nach revidierter Lutherbibel 2017

¹⁵Ich aber, HERR, hoffe auf dich und spreche: Du bist mein Gott!

¹⁶Meine Zeit steht in deinen Händen. Errette mich von der Hand meiner Feinde und von denen, die mich verfolgen.

¹⁷Lass leuchten dein Antlitz über deinem Knecht; hilf mir durch deine Güte!

¹⁸HERR, lass mich nicht zuschanden werden; denn ich rufe dich an. Die Frevler sollen zuschanden werden und verstummen im Totenreich.

¹⁹Verstummen sollen die Lügenmäuler, die da reden wider den Gerechten frech, stolz und höhnisch.

²⁰Wie groß ist deine Güte, HERR, die du bewahrt hast denen, die dich fürchten, und erweistest vor den Menschen denen, die auf dich trauen!

²¹Du birgst sie im Schutz deines Angesichts vor den Rotten der Leute, du verbirgst sie in der Hütte vor den zänkischen Zungen.

²²Gelobt sei der HERR; denn er hat seine wunderbare Güte mir erwiesen in einer festen Stadt.

²³Ich sprach wohl in meinem Zagen: Ich bin von deinen Augen verstoßen. Doch du hörtest die Stimme meines Flehens, als ich zu dir schrie.

²⁴Liebet den HERRN, alle seine Heiligen! Die Gläubigen behütet der HERR und vergilt reichlich dem, der Hochmut übt.

²⁵Seid getrost und unverzagt alle, die ihr des HERRN harret!

Übertragung in Leichter Sprache

Du bist mein Gott.

Ich vertraue dir.

Mein Leben gehört dir.

Meine Zeit gehört dir.

Du zeigst dich mit deiner Liebe.

Und ich diene dir.

Gott: Meine Not ist groß!

Hilf mir. Jetzt.

Rette mich vor den Feinden.

Sie sprechen böse über mich.

Ihre Sprache ist wie Gewalt.

Die Feinde erzählen Lügen.

Sie zerstören mein Leben.

Die Feinde sollen still sein.

Sie sollen tot sein.

Gott: Bringe du Gerechtigkeit.

Meine Not ist groß.

Rette mich.

Gott: Ich danke dir.

Ich vertraue nur dir.

Du bist mir nah.

Deine Nähe ist mein Schutz.

Gott: Ich hatte Angst.

Meine Angst: Du lässt mich allein.

Ich erinnere mich:

Laut habe ich dich gerufen.

Das war mein Schrei in der Not.

Du hast mich gehört!

Du hörst mich immer.

Gott: Gib uns Mut!

Seid stark.

Vertraut Gott!

Anfang

Gedenken zu Beginn

A real Mentsh – Wozu der Mensch fähig ist

Mittwoch, 7. Juni 2023, Frauentorgraben –
Mahnmal zum Gedenken an die Opfer der NSU-Morde

Dr. Thomas de Maizière, Präsident 38. Deutscher Ev. Kirchentag (DEKT),
Dresden

Dr. Thomas Dickert, Präsident Oberlandesgericht Nürnberg

Katharina Fritsch, Leitung Community und Membership 1. FC Nürnberg
und Vorstandin Allianz gegen Rechtsextremismus, Nürnberg

Elisabeth Hann von Weyhern, Regionalbischöfin, Nürnberg

Dr. Kristin Jahn, Generalsekretärin Deutscher Ev. Kirchentag (DEKT),
Fulda

Marcus König, Oberbürgermeister, Nürnberg

Steven Langnas, Rabbiner Israelitische Kultusgemeinde Nürnberg

Begrüßung

Thomas de Maizière: Vor dem Eröffnungsgottesdienst eines jeden Kirchentages steht das »Gedenken zu Beginn«. Damit soll der wichtigste Gründungsimpuls des Deutschen Evangelischen Kirchentages wachgehalten werden. Wegen des überwiegenden Versagens der sogenannten Deutschen Christen während des Nationalsozialismus sollte mit dem Kirchentag eine aktive Gemeinschaft von Laien gegründet werden.

Es war in den Jahren nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Unrechtsregime ja erst allmählich wach geworden: das Erschrecken. Das Erschrecken über die unmenschlichen Gräueltaten nationalsozialistischer Verbrechen. Und dann, allerdings viel später erst: das Erschrecken über die weit verbreitete Fähigkeit zum Wegschauen. Dieser Teil unserer Geschichte bleibt für immer und ewig Teil der gemeinsamen deutschen Verantwortung. Sie hat auch in unserem Grundgesetz konkrete Gestalt gewonnen.

Das Grundgesetz bekennt sich zu den »unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt«¹.

¹ GG: Artikel 1 Absatz 2

Ein großer Anspruch. Er bindet zuerst uns selbst und soll nicht dazu dienen, andere zu belehren. Dieses Bekenntnis bildet so etwas wie die »mentale Infrastruktur unserer Gesellschaft«, wie das der Politikwissenschaftler und Historiker Herfried Münkler nennt.

Ist sie gefährdet? Zum Teil schon. Und das besorgt uns.

Erinnerung allein genügt nicht. Politische Seminare genügen auch nicht. Aber ein *Gedenken zu Beginn* hilft. Wenn es nicht dabei bleibt.

Blickt man auf die thematischen Schwerpunkte der 37 bisherigen evangelischen Kirchentage und auf das Programm unseres Nürnberger Kirchentages, wird deutlich, wie sehr und engagiert evangelische Christinnen und Christen gelernt haben, dass fromm sein – wenn Sie mir diese Formulierung einmal erlauben – dass fromm sein nicht genügt. Nicht in der Kirche und nicht in der Demokratie.

Wach sein, hinschauen, sich informieren, sich eine Meinung zu bilden; dazu sind wir als Christenmenschen berufen – mit der Botschaft von der Freiheit jedes Menschen. Dazu gehört, sich mit anderen Meinungen auseinander zu setzen, oder, um es mit dem Evangelium zu sagen: sich nicht aus der Welt zurückzuziehen, aber auch nicht einfach in ihr aufzugehen, sondern mit der guten Botschaft unseres Gottes mitten drin zu sein.

Wir laden Sie jetzt ein zu einer kleinen Reise in die ambivalente Topografie dieser Stadt Nürnberg und ihre jüngere und jüngste Geschichte und zur Begegnung mit Menschen – solchen und solchen.

Jetzt ist die Zeit – zum Gedenken zu Beginn – und erst recht darüber hinaus.

Wo sind wir?

Elisabeth Hann von Weyhern: Im Evangelium des Markus heißt es: »Jetzt ist die Zeit!«² Dieses *Jetzt*, mit dem Jesus sein öffentliches Auftreten beginnt, läuft seit 2.000 Jahren mit seinen Jüngern und Jüngerinnen durch die Zeit. Auch heute ist *Jetzt!*

Marcus König: Das Gedenken zu Beginn gewinnt genau daraus seine Bedeutung als Vorzeichen eines Kirchentages. Jedes Mal neu machen sich Menschen im Vorfeld auf die Spurensuche: Wie gewinnt der Gründungsimpuls des Kirchentages in dieser Stadt in diesem Jahr – jetzt – seine Gestalt und seinen Fokus.

Hann von Weyhern: Die zentrale Frage dieses Gedenkens in Nürnberg 2023 haben wir genau aus diesem Impuls heraus gefunden: Wozu ist der Mensch fähig? – in seiner ganzen ungeheuren Ambivalenz. Zum Besten und zum Grausamsten.

König: Von dem Ort, an dem wir uns versammelt haben, kann man

² Mk 1,15

ein Netz über die Stadt ziehen. Und dieses Netz beginnt rasch zu erzählen: von Abgründen der Menschenverachtung in Sichtweite und vom Aufblitzen von Hoffnungslichtern mitten in der Finsternis des Terrors; Staatsterror mit und ohne Gesetzestarnung, staatlich organisierte Entfesselung von Hass, aber auch juristische, gesellschaftliche und künstlerische Kontrapunkte zur Geschichte des Grauens: neue Verankerungen der Gerechtigkeit und sichtbare Zeichen der Menschlichkeit.

Wegweiser zeigen Sichtachsen auf: Orte der Unmenschlichkeit und Skrupellosigkeit, aber auch Orte der Wiederherstellung und Neubegründung von Gerechtigkeit.

Hann von Weyhern: Viermal wurden in Nürnberg Synagogen zerstört. Zweimal im Mittelalter: 1349 und 1499. Erst mehr als 300 Jahre später durften Menschen jüdischen Glaubens dann wieder Bürger dieser Stadt werden. Weitere hundert Jahre später dann erneut: Pogrom, Zerstörung – die zentrale, stadtbildprägende Synagoge am Hans-Sachs-Platz schon Monate vor dem 9. November 1938 und dann in der Reichspogromnacht auch jene in der Essenweinstraße.

König: Der nächste Wegweiser zeigt nach Westen: zum Justizpalast an der Fürther Straße. Ein ambivalenter Ort: Prozesse auf unmenschlicher, barbarischer NS-Gesetzesgrundlage einerseits. Und andererseits dann, am selben Ort, im selben Saal: Die Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse und die Geburtsstunde des internationalen Völkerstrafrechts als einer neuen Etappe der Geschichte der Gerechtigkeit. Heute ist der Ort gekennzeichnet als Memorium – Saal 600, und die Internationale Akademie Nürnberger Prinzipien hat hier ihren Sitz.

Hann von Weyhern: Südwesten – nur wenige hundert Meter von hier: Der große Saal des damaligen Industrie- und Kulturvereins. Hier trat 1935 der deutsche Reichstag zusammen und beschloss die Nürnberger Rassegesetze. Auf dieser pseudojuristischen Grundlage wurde dann ein Teil der deutschen Bevölkerung eliminiert.

König: Südosten – das Reichsparteitagsgelände: Einschwörungsort einer ganzen Nation auf den Weg des Unheils.

Hann von Weyhern: Selbe Richtung, aber ganz nah – nur über die Straße: Das Hotel Deutscher Hof. Hier wohnte Adolf Hitler, als er in Nürnberg war und gleich daneben: die Oper. Aus der Führerloge konnte der Diktator sich nicht satthören an seinen Lieblingsopern von Richard Wagner.

König: Genau gegenüber, hier, hinter dem Kartäuserort, endet die Straße der Menschenrechte. Ergebnis eines Lernprozesses der Stadt Nürnberg und ihrer Bürgerinnen und Bürger und zugleich sichtbares Versprechen einer neuen Identität! Das Konzept stammt vom israelischen Architekten, Künstler und Ehrenbürger unserer Stadt Dani Karavan: 30 Artikel der Erklärung der Menschenrechte auf einer Allee weißer Säulen.

Hann von Weyhern: Und wie in einer Verlängerung der Sichtachsen der Kubus der Religionen. Ein internationaler Gedenkort für den Frieden.

Real Mentshen

Kristin Jahn: Wozu ist der Mensch fähig? – Zum Besten und zum Grausamsten! Der Mensch hat beides in seiner Hand. Über die Beschäftigung mit dieser Frage haben wir auch eine Wortschöpfung entdeckt, die aus dem Jiddischen in das US-Amerikanische eingewandert ist: *A real mentsh!* Es ist gar nicht leicht, den Respekt, die Würde und die Zustimmung zu vermitteln, die in dem Begriff mitschwingt, wenn jemand *A real mentsh* genannt wird: ein Vorbild, ein edler Mensch, so hat es Leo Rosten in seiner Jiddisch-Enzyklopädie formuliert.³

Wir rufen nun fünf Menschen ins Gedächtnis – Menschen, die man mit Fug und Recht *A real mentsh* nennen darf. Menschen, die andere inspiriert haben – vielleicht auch uns?

Steven Langnas: In den 20er und 30er Jahren des letzten Jahrhunderts existierte noch nicht der Begriff *Powerfrau*, obwohl es viele Powerfrauen gab. Eine davon war Dr. Julie Meyer. Anstatt zu fragen, was sie alles gemacht und geleistet hat, sollte man wahrscheinlich eher fragen, was sie nicht gemacht hat und was sie nicht geleistet hat. Geboren und aufgewachsen hier in Nürnberg in einer religiösen Familie. Ihre Eltern waren Mitbegründer der Synagoge in der Essenweinstraße. Von Kindheit an hat sie mit Muttermilch und der Erziehung ihres Vaters verstanden, was es bedeutet, für Gemeinde und Gemeinschaft zu arbeiten. Darüber hinaus engagierte sie sich im Nürnberger Vorstand der linksliberalen Deutschen Demokratischen Partei, war Mitbegründerin des Bayerischen Landesverbands deutsch-demokratischer Jugendvereinigungen und Mitherausgeberin der Zeitschrift *Das Echo*. 1928 kandidierte sie für den Bayerischen Landtag und trat 1930 der Radikaldemokratischen Partei bei.

Wenn das nicht genug ist: Von 1922 bis 1933 unterrichtete sie als Dozentin Jura, Arbeitslehre und Soziologie an der Volkshochschule Nürnberg, von 1927 bis 1933 war sie Lehrbeauftragte an der neu gegründeten Sozialen Frauenschule. 1923 bis 1933 arbeitete sie als Syndika im Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.) und bis zu ihrer Ausreise in die USA 1937 als Leiterin der Beratungsstelle des C.V. in Nürnberg. Nach sehr prekären Anfangsjahren lehrte sie zuletzt als assoziierte Professorin an der *New School for Social Research*. Obwohl sie in New York gestorben ist, wollte sie in Nürnberg begraben werden und

³ Leo Rosten: Jiddisch. Ein kleine Enzyklopädie, München 2006.

daher wurde ihre Asche auf dem Israelitischen Friedhof in Nürnberg beigesetzt.

Sie ist für mich ein Vorbild. Sie hat in ihrem Leben als Frau, in einer Zeit bevor es populär war eine Powerfrau zu sein, mehr als zehn Männer geleistet. Und weil ich lange Jahre für eine Powerfrau, Frau Knobloch, gearbeitet habe, weiß ich was das bedeutet.⁴ Julie Meyer hat sich nicht nur in der jüdischen Welt engagiert, sondern auch in der nicht-jüdischen Welt. »Möge ihre Seele eingebunden sein in den ewigen Bund des Lebens.«⁵

Katharina Fritsch: Ich stelle Jenő Konrád vor. 1894 geboren, wurde er erst als Fußballspieler, dann als Trainer erfolgreich. 1930 holte ihn deshalb der 1. FC Nürnberg nach Nürnberg, der damals Rekordmeister und eine der führenden Mannschaften im Deutschen Reich war. Julius Streichers berüchtigtes Blatt *Der Stürmer* startete im Sommer 1932 eine antisemitische Hetzkampagne gegen den jüdischen Trainer des Clubs und titelte: »Der 1. FC Nürnberg geht am Juden zugrunde«. Mit seiner Frau Grete und der Tochter Evelyn verließ er zum Bedauern der Vereinsführung Nürnberg und Deutschland wenige Tage später. Dabei hielt er aber auf einer Autogrammkarte einen Wunsch fest, die er dem Club hinterließ: »Der Club war der Erste und muss der Erste werden.« Als Trainer feierte er weitere Erfolge in Rumänien, Italien, Frankreich und Portugal, bevor er 1940 mit seiner Familie in die USA emigrierte. Dort starb er 1978.

Deshalb trete ich ein für ein klares: Nie wieder! Deshalb engagiere ich mich gegen Antisemitismus und ich wünsche mir, dass Engagement nicht, wie leider so oft, nur von Opfern oder den Angehörigen, Nachfahren und Hinterbliebenen angestoßen wird.

Thomas Dickert: Ich stelle Ihnen den großartigen amerikanischen Juristen Robert H. Jackson vor. Dieser hochrangige Jurist, der 1892 auf die Welt kam, wurde von Präsident Truman zum amerikanischen Chefankläger beim Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess ernannt. Bahnbrechend wurde Jacksons Grundsatz, dass nicht die Sieger über die Besiegten zu Gericht sitzen. Vielmehr wies er darauf hin, dass die Welt einen zweiten Zivilisationsbruch mit derartigen Untaten, wie ihn die Nazis begangen hatten, nicht überleben könne. Jackson engagierte sich für eine Neuordnung der Welt nach den Grundsätzen des Rechts und nicht der Rache. Als Chefankläger trug Jackson maßgeblich dazu bei, dass die Nürnberger Prozesse zur Geburtsstunde des internationalen

⁴ Charlotte Knobloch ist seit 1985 Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

⁵ Segenswunsch, der in der jüdischen Tradition auf Grabsteinen und allgemein im Zusammenhang mit dem Totengedenken verwendet wird gemäß 1 Sam 25,9.

Völkerstrafrechts und zur Wiege des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag wurden. Er hat den Grundsatz verankert, dass es ein *Weltrechtsprinzip* geben muss, unter dessen Geltung besondere Zivilisationsbrüche über Grenzen hinweg mit den Mitteln des Rechts verfolgt und geahndet werden. Im Jahr 1954 starb Robert H. Jackson in Washington.

Deshalb trete ich ein für die Macht des Rechts anstelle der Macht von Krieg und Gewalt. Schwerste Zivilisationsbrüche wie Völkermord, Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Verbrechen der Aggression dürfen, wo und von wem sie auch immer begangen werden, niemals ungesühnt bleiben. Sie müssen ihrer gerechten Verfolgung und Bestrafung zugeführt werden.

König: Ich stelle Ihnen Abdolfattah Soltani vor. Der Rechtsanwalt kam 1953 in Teheran zur Welt und gründete das Zentrum für Menschenrechtsverteidigung von Friedensnobelpreisträgerin Shirin Ebadi mit. Er engagierte sich seit vielen Jahren als Rechtsanwalt für politisch Gefangene und Menschenrechte. Obwohl er seither immer wieder die Willkür des iranischen Unrechtsregimes erlitt, setzte Abdolfattah Soltani seinen Einsatz fort. 2009 verlieh ihm die Stadt Nürnberg deshalb den Internationalen Menschenrechtspreis der Stadt, den seine Frau Masoumeh Dehghan stellvertretend für ihn in Empfang nehmen musste, weil ihm die iranischen Behörden in letzter Minute die Ausreise verweigerten. 2012 erneut unter fadenscheinigen Begründungen zu einer langjährigen Haftstrafe mit anschließendem Berufsverbot verurteilt, wurde er 2018 auf Bewährung freigelassen. Die Bewährungsfrist läuft im November 2023 aus.

Deshalb engagiere ich mich mit der gesamten Stadt auch weltweit für die Einhaltung der Menschenrechte. Nürnberg ist aus historischer Verantwortung heraus Stadt des Friedens und der Menschenrechte.

Hann von Weyhern: In der Reihe der *real mentshen*, die wir Ihnen vorstellen, stelle ich Ihnen Enver Şimşek und seine Tochter Semiya vor. Als die Terroristen des NSU (Nationalsozialistischer Untergrund) am 9. September 2000 den Blumenhändler Enver Şimşek hier in Nürnberg ermordeten, war seine Tochter Semiya gerade mal 14 Jahre alt. Sie lebt heute in der Türkei. Eigentlich wollte sie heute hier sein, aber aus familiären Gründen war das nicht möglich. Ich habe mit ihr telefoniert. Eine beeindruckende Frau. Jahrelang sah sich Familie Şimşek von Ermittlungsbehörden und der Presse haltlosen Verdächtigungen ausgesetzt. Als dann 2011 unabweisbar klar wurde, dass der Vater Enver das erste Mordopfer deutscher rechtsextremistischer Terroristen war, fühlte sie sich nicht mehr willkommen. Die studierte Pädagogin hat eine bittere Konsequenz gezogen. Sie ging mit ihrer Familie in die Türkei. »Der Schmerz hört nicht auf, er wird nur anders«, sagte sie mir. Trotzdem kommt sie immer wieder hier her, besucht Schulklassen, engagiert sich für Anerkennung und Aufklärung. Frau Şimşek hat mich beeindruckt mit ihrer kla-

ren Haltung. Sie sagt: »Die jungen Menschen wissen nicht, was damals geschehen ist, und wir dürfen nicht aufhören es ihnen zu erzählen.«

Auch wegen Menschen wie Semiya Şimşek trete ich ein für unsere freiheitlich-demokratische Grundordnung, für Frieden und für die unveräußerliche Würde jedes einzelnen Menschen. Deshalb engagiere ich mich in der Allianz gegen Rechtsextremismus und an vielen Orten, wo Gesicht zeigen gefragt ist.

Überleitung zum NSU-Mahnmal

Hann von Weyhern: 10 Morde durch rechten Terror mitten unter uns. 60 bis 70 Jahre nach der Befreiung vom Naziregime. Seit 2013 steht ein Mahnmal mitten in den Sichtachsen des Terrors und der Straße der Menschenrechte. Hier geht es um ein anderes, ein viel verstörenderes, ein erschreckendes *Jetzt!*

Eine rechtsextrem motivierte Serie von Verbrechen und zehn Mordtaten des selbsternannten »Nationalsozialistischen Untergrundes«. Erst wurde sie lange nicht für möglich gehalten, noch länger in ihren Dimensionen nicht erkannt, schließlich mühsam aufgearbeitet. Immer noch ist vieles nicht geklärt – die Wunde ist immer noch offen. Enver Şimşek wurde zusammen mit acht weiteren Männern und einer Frau zum Opfer. Sie nicht aus dem kollektiven Gedächtnis zu verlieren – dafür wurde dieses Mahnmal errichtet.

Gedenkminute

de Maizière: An diesem Mahnmal versammelt, bitten wir Sie nun um eine Minute des Gedenkens: Für die Opfer dieser Terrormorde und ihre Angehörigen und Freunde. Für die Opfer aller menschenverachtenden Gewalttaten insbesondere unserer jüngeren Geschichte. Für alle Menschen, die von anderen Menschen zu Opfern gemacht wurden – und gerade jetzt gemacht werden, in welcher Weise und wo auch immer.

Ein Zeichen der Hoffnung – Nicht stehenbleiben im Rückblick

Jahn: So wichtig das Gedenken ist, gerade wenn wir die biblische Bedeutung des Wortes ernst nehmen – etwas oder jemanden sich vergegenwärtigen, aus dem Verblassen ins Jetzt holen, sich vor Augen stellen – so wichtig das ist, es ist zu wenig, wenn wir dabei den Impuls überhören, der uns zu neuem, aus der Erfahrung erlerntem Handeln ermutigt. Das Gedenken allein reicht vielleicht zur Erschütterung, vielleicht auch zum guten Gewissen. Erst recht in der nächsten und übernächsten und in den kommenden Generationen. Verändert hat sich damit freilich noch nichts.

Es braucht ein Bild für die Alternative, eine Vorstellung, wie das Andere aussehen könnte, so konkret wie möglich. »Wo ist denn dieses Andere, Neue, die Regenschaft der Gerechtigkeit, das Reich Gottes, wann kommt sie denn?«, fragten sie damals Jesus, den Rabbi aus Nazareth. Und er antwortete ihnen: »Schaut hin, es ist mitten unter euch.«⁶

Es braucht ein Bild für die Alternative, eine Vorstellung, wie das Andere aussehen könnte, so konkret wie möglich. Schaut hin, mitten unter euch: *A real mentsh*. Das könnte so ein Bild sein. Menschen, die mitten-drin stecken und sich doch nicht wegduckten. Menschen, die Wege finden, Mensch zu bleiben, Menschen, die wir in unser Jetzt eingeladen haben: *To look up to them, but they are never too good to be true* – Wahre Menschen, und doch sind sie nie zu gut, um wahr zu sein.

Der Blick durchs Tor: die Straße der Menschenrechte

Jahn: Wenn Sie durch das Tor blicken, dann sehen sie eine Allee von 27 Säulen und einem Baum; in sie und zwei Bodenplatten eingraviert sind die dreißig Artikel der »Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte« vom 10. Dezember 1948. Das war die Antwort der Weltgemeinschaft auf den Terror und die Aggression zu jener Zeit. Das kann, das muss unsere Antwort sein, zu jeder Zeit und auch jetzt! Wenn wir dem Saxophon folgen, und durch das Tor in die Stadt hineingehen, in den Kirchentag hineingehen, dann begleite uns die Sehnsucht des Dichters des 85. Psalms: »Oh dass ich doch hören könnte im Land, wie sich Güte und Wahrhaftigkeit begegnen, Frieden und Gerechtigkeit sich küssen.«⁷

⁶ Lk 17,20

⁷ Ps 85,10–11

Eröffnungsgottesdienste

Eröffnungsgottesdienst auf dem Hauptmarkt

Predigt am Mittwoch, 7. Juni 2023, Hauptmarkt

Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof, München

Jetzt ist die Zeit! Ja, ich freu mich: Jetzt ist Kirchentag! Ihr seid aus allen Himmelsrichtungen Deutschlands und der ganzen Welt zusammengekommen oder feiert jetzt von zu Hause aus mit, um genau das zu erleben: Jetzt ist die Zeit! Der Nürnberger Hauptmarkt hier ist voller Menschen, für die dieses Wort ebenso wie für Sie zu Hause wahr wird: Jetzt. Ich sehe und spüre etwas von Gottes Kraft. Wir sind viele, wir gehören zusammen. Und wir wollen etwas hören und erleben, was uns stärkt und inspiriert. Hoffnung finden in dieser so verrückten Zeit!

»Dreht euch mal um. Kehrt um!« – so haben wir es eben von der Gauklerin gehört. Und, Gauklerin, (zur Gauklerin gewandt) Du hast ja recht! Ich bin eher ein optimistischer Mensch. Aber mir geht es auch immer wieder so, dass mich die Lage dieser Welt richtig runterzieht. Mit der ökologischen Umorientierung von Wirtschaft und Gesellschaft geht es viel zu langsam. Das Klima kippt. Und irgendwie haben wir es immer noch nicht kapiert. Und bei all den Kriegen in der Welt fällt es schwer, irgendein Licht am Horizont zu sehen: Im Jemen, wo die Menschen der Gewalt ohnmächtig ausgeliefert sind, weil miteinander verfeindete Mächte ihren Stellvertreterkrieg ausfechten. In Israel und Palästina, wo das andauernde Unrecht gegen die einen und die stille oder offene Vernichtungsdrohung gegen die anderen zu immer mehr Verhärtung führen. Und in der Ukraine, wo Russland – seit weit über einem Jahr – einen illegalen und unmoralischen Angriffskrieg führt. Es steht jetzt schon fest, dass alle verlieren werden.

Ja, man könnte wirklich denken, die Welt geht den Bach runter. – Wenn da nicht der wäre, der die Welt geschaffen hat! Wenn da nicht die Geistkraft wäre. Sie richtet die Welt immer wieder auf und haucht ihr neues Leben ein! Und Jesus von Nazareth! Dieser Mensch, in dessen Gegenwart die Leute Gott selbst gespürt haben, sich ganz und heil gefühlt haben. »Jetzt ist die Zeit«, sagt er: »Gottes gerechte Welt ist nahe. Kehrt um und vertraut der frohen Botschaft!«¹ Vertraut der frohen Botschaft, liebe Kirchentagsgemeinde! Schaut doch mal zurück!

¹ Mk 1,15

Das biblische Gottesvolk Israel – gefangen in der Sklaverei in Ägypten. Aber Gott führt sie heraus. Und nach jahrelangem Wüstenwandern erreichen sie das gelobte Land und leben frei. Und dann – ein paar Jahrhunderte später – als Gefangene verschleppt in Babylon. Sie hoffen verzweifelt, hören die Stimme der Propheten: Gott wird die Wüste blühen lassen! Und sie kehren tatsächlich aus dem babylonischen Exil nach Hause zurück. Und nochmal 500 Jahre später kommt Jesus von Nazareth, der große Hoffnungsstifter. Und stirbt doch am Ende mit einem Schrei der Gottverlassenheit am Kreuz. Tiefe Depression. Ein gescheiterter Idealist mehr in der Weltgeschichte. Totale Hoffnungslosigkeit.

Und dann sehe ich Euch alle hier und staune: Zehntausende feiern einen Kirchentag, der zum Signal der Hoffnung wird! Wie kann das sein? Warum sind wir hier in dieser wunden Zeit!? Weil Christus auferstanden ist! Weil die Frauen am leeren Grab in Jerusalem diese wunderbare Botschaft gehört haben und weiter erzählt haben, weiter und weiter in alle Welt. Und seither feiern Milliarden von Christinnen und Christen Ostern, den Sieg des Lebens über den Tod. Weil sie glauben, lieben und hoffen und aus dieser Kraft allem Zerstörerischen widerstehen. Als Christinnen und Christen sagen wir: Diese Welt hat eine Zukunft! Sie lebt hin auf einen neuen Himmel und eine neue Erde. Darum setzen wir uns schon jetzt ein – für diesen Himmel und für diese Erde. Beten, Tun des Gerechten und Warten auf Gottes Zeit² – mit diesen drei Worten hat Dietrich Bonhoeffer einmal die christliche Existenz beschrieben. Ich könnte ohne diese drei nicht leben. Das Beten gibt mir Kraft. Im Tun des Gerechten finde ich Sinn. Und aus dem Warten auf Gottes Zeit kommt meine Hoffnung. Das finde ich das Allerwichtigste. Ich weiß: Gottes Zeit wird kommen. »Gottes gerechte Welt ist nahe« – sagt Jesus.

Mein Enkel Amos ist jetzt vier Jahre alt. Und ich bin 63. Im Jahr 2082 wird er so alt sein wie ich jetzt. Und ich werde dafür kämpfen, dass er dann mindestens ein genauso gutes Leben hat, wie ich es jetzt habe! Und bitte, kämpft alle mit. Ihr alle, Mütter und Väter, Großmütter, Großväter und alle, die Ihr für Kinder sorgt, kämpft mit! Für unsere Kinder! Sie sollen leben, gut leben, reine Luft atmen, klares Wasser trinken, sich an Schmetterlingen freuen. Immer wieder Sonne und dann wieder auch Regen genießen können. Wir werden – so soll es sein – unser Glück nicht mehr am Wachstum des materiellen Wohlstands festmachen, sondern am Wachs-

² Dietrich Bonhoeffer: Ökumene. Universität. Pfarramt 1931–1932, hg. v. Eberhard Amelung und Christoph Strohm, Gütersloh 1994, S. 426–435. Vgl. zu dieser Predigt auch: Geoffrey B. Kelly: Dietrich Bonhoeffer on Justice for the Poor. In: Weavings. A Journal of the Christian Spiritual Life 17(6), S. 26–34.

tum des Beziehungswohlstandes. Wir werden unsere Freiheit nicht mehr danach beurteilen, wie hoch der Tachometer gehen darf, sondern danach, ob wir uns schöpferisch fortbewegen. Wir werden Gerechtigkeit nicht mehr daran messen, ob das Gehalt der vermeintlichen Leistungsträger hoch genug ist, sondern daran, ob alle Menschen, auch die Schwächsten, in Würde leben können – und zwar überall auf der Welt!

So soll es sein. Und jetzt ist die Zeit! (zur Gauklerin gewandt) Oder, Gauklerin? »Die Zeit ist noch nicht um. Kehrt um, kehrt um, kehrt um! Verkauft euch nicht für dumm. Dreht euch mal um. Evangeli-um. Kehrt um kehrt um, kehrt um!« Sag das immer wieder! Sag es so, dass die Menschen es nicht als Bevormundung empfinden, sondern als Türöffner in ein neues Leben, in ein erfülltes Leben, in ein heiles Leben!

Wir senden heute vom Nürnberger Hauptmarkt eine klare Botschaft aus. Ja, wir wollen unser Leben neu ausrichten. Ab jetzt. Nicht gegeneinander leben auf der Welt, sondern miteinander. Und trotzig hoffen. Gott vertrauen. So werden wir in diesen Tagen in Nürnberg singen, loben, tanzen, lachen und vielleicht auch weinen – jedenfalls »Leben pur« erfahren. Und genau aus dieser Liebe zum Leben heraus werden wir ernst und leidenschaftlich diskutieren und um die besten Lösungen für die Zukunft ringen. Für Gottes gerechte Welt. Sie ist nahe, sagt Jesus. Kehrt um und vertraut der frohen Botschaft! Das wollen wir tun! Jetzt ist die Zeit! Amen.

Eröffnungsgottesdienst in Leichter Sprache

Predigt am Mittwoch, 7. Juni 2023, Kornmarkt

Christina Brudereck, Theologin und Autorin, Essen

I.

»Lass Dir von niemandem erzählen,
Deine Zeit sei vorbei!«¹

Diesen Satz hat ein ganz Alter gesagt.
Benjamin Ferencz.
103 Jahre alt.
Seine jüdische Familie floh in den 1920ern in die USA.
Aufgewachsen ist er in der Bronx.
Er war Chefankläger in den Nürnberger Prozessen.
Und ihr letzter lebender Zeitzeuge.

Wäre er heute hier – *hier!* –
in Nürnberg, auf der Straße der Menschenrechte:
Ich glaube, er würde uns zunicken.
Mit seinem besonderen Schmunzeln in den Augen.
In dem runzligen Gesicht.
Und er hätte eine Bitte!
Diese Straße, dieses Kunstwerk zu verstehen
als eine Mahnung: Die Menschenrechte zu achten.
Sie weltweit zu achten. Und durchzusetzen.

Benjamin Ferencz
hat dafür seine ganze Lebenszeit eingesetzt.
Nach Buchenwald und Flossenbürg.
Er sah schlimmsten Verbrechern in die Augen.
Und Überlebenden.
Ein Jahrhundertzeuge.

¹ Benjamin Ferencz: »Sage immer deine Wahrheit«. Was mich 100 Jahre Leben gelehrt haben, München 2020, S. 142.

II.

»Der Augenblick ist gekommen, die Zeit erfüllt.«²

Diesen Satz

hat einer gesagt, der vor langer Zeit starb.

Jesus von Nazareth.

Er wurde nur etwas über 30 Jahre alt.

Seine jüdische Familie floh auch – vorübergehend.

Aufgewachsen ist er dann in einem Dorf.

Wäre er heute hier – *hier!* – auf dem Kirchentag:

Ich glaube, ja: Auch er würde uns zunicken.

Freundlich. Zuvorkommend wie er ist.

Wohl auch mit einer Bitte:

Unsere Lebenszeit zu nutzen.

Diesen Kirchentag zu verstehen als Chance.

Jesus, der Zwei-Jahrtausendzeuge.

»Der Augenblick ist gekommen, die Zeit erfüllt.«

Der Zeitpunkt.

Ich höre in mir:

Wieviel Zeit *genau* Dir bleibt: Jetzt ist die Zeit.

Solange Du lebst – gibt es kein Zu spät.

Nutze den Moment.

Lass Dir von niemandem erzählen,

Deine Zeit sei vorbei.

Das Jetzt ist das Geschenk Deines Lebens.

III.

Ich lese – im Evangelium von Markus:

»Nachdem Johannes gefangen genommen worden war,

ging Jesus nach Galiläa

und verkündete die frohe Botschaft Gottes.

Er sprach:

»Jetzt ist die Zeit: (Der *Kairos*.)

Gottes gerechte Welt ist nahe. (Die *Basileia*.)

Keht um und vertraut der frohen Botschaft!«

Aus was für einer Zeit kommen diese Worte?

Johannes der Täufer – war verhaftet.

² Alle zitierten Bibelstellen: Mk 1,14–15

Er stürte und wurde weggesperrt.
Der jüdische Krieg ist gerade zu Ende.
Der Tempel – zerstört. Eine Katastrophe.
Trümmer, Tote, Trauma bestimmen das Leben.
Es ist eine erbarmungslose, gewalttätige Zeit.
Und da – sagt Jesus: »Jetzt ist die Zeit.«
In mir höre ich:
Ist das nicht eine ganz ungünstige Zeit,
um sich überhaupt öffentlich einzumischen?

Und mit was für einer Botschaft?

»Gottes gerechte Welt ist nahe.«
Da sprach einer von der Nähe Gottes.
Ja, er demonstrierte sie. Lebte sie. Ließ sie zu.
Stellte sie her.
Ich höre nochmal Widerspruch in mir.
Ist nicht eigentlich Zeit für Abstand?
Besser, sich selber in Sicherheit zu bringen?
Statt so sichtbar zu sein? Und angreifbar?

Jesus äußerte eine Bitte: »Kehrt um.«
Denkt es umgekehrt. Es ist die Zeit der Wandlung.
Macht es anders. Ihr könnt Euch ändern.
Ja, diese Welt verändern.
Wieder eine Frage:
Geht das mit der Umkehr überhaupt?
Wie denn?

Jesus sagte:
»Vertraut!«
In einer Zeit voller Misstrauen.
»Der frohen Botschaft!«
Der guten Nachricht.
In einer Zeit der schlimmen Nachrichten.

IV.

Ich muss innehalten.

Wie ist das mit der Zeit –
wenn die Hoffnung dauernd rote Zahlen schreibt?
Und die kalte Gier sich die Hände reibt.

Mit lauter Gehässigkeit.
Wenn nicht frischer Wind weht,
sondern heiße Luft.
Und verpufft, was wir ersehnt.
Dass die Kluft
zwischen Tun und Wollen uns entzweit.
Wenn der Mut sinkt, weil das Wasser steigt.
Und der Wald brennt.
Und das Eis schmilzt.
Und Biene, Löwin und Koralle,
Regenbögen, Regenwälder, Roggenfelder
sind dem ›Frühermal‹ geweiht.
Auch, weil Bequemlichkeit
diese Welt immer mehr in die Enge treibt.
Die einen in die Flucht.
Die andern in Verlegenheit.
Wir sind doch nicht gescheit.

Und wie ist das mit der Zeit –
wenn unsere Vergesslichkeit macht,
dass Geschichte schweigt?!

Und es zeigt – sich, wir sind nicht davor gefeit,
preiszugeben,
was doch kostbar ist, erobert und erprobt.
Demokratie. Toleranz. Vielfalt. Freiheit.
»Nie wieder«, heißt doch unser Eid.

Familie Mensch ist himmelweit – entfernt
von Würde, Beteiligung, Gerechtigkeit.
Vom Frieden sowieso. Die Erde weint.

Was ist denn mit der Zeit?
Wenn uns keine Zeit mehr bleibt?
(STOP)

Was ist denn mit der Zeit?
Wenn uns keine Zeit mehr bleibt?
Dann – wünsche ich uns heiliges Geleit.
Eine noch ganz andre Möglichkeit.
Dann braucht die Zeit die Ewigkeit.

Wisst Ihr was?
Ich schrieb diese Predigt.
Da starb Benjamin Ferencz. Mit 103 Jahren.
In den Nachrufen hieß es: Er war ein Gigant!
Viele schrieben: May his memory be a blessing.
Die Erinnerung an ihn möge ein Segen sein.

Wisst Ihr was?
Er starb am 7. April. Das war Karfreitag.

V.

»Jetzt ist die Zeit.« Sagte Jesus.
Und erlebte viel Widerspruch.
Der Anstifter der Liebe. Der große Lebensfreund.
Die Verachteten standen auf.
Die Kleinen entdeckten ihre Würde.
Außenseiterinnen wussten sich willkommen.
Er war ein Mensch aus Liebe.
Unser Bruder.
Mit einem so heilsamen Wesen.
Brot wurde geteilt.
Gottes gerechte Welt schien nah.
Diese Nähe beglückte sie.
Und diese Glückserfahrung wurde zu einer Kraft.

Und er starb. Am Karfreitag.

Die Erinnerung unterbricht mich.
Es ging nicht sofort weiter.
Und das ist auch wohltuend.
Ich muss nicht immer sofort weiterglauben.
Weiterhoffen. Planen. Sorgen. Mühen.
Ich darf mal innehalten.

Das ist jesuanisch!
Dass der Tod uns unterbrechen darf.

VI.

Vielleicht ist das ein Geschenk,
dass die Christenheit unserer Zeit machen kann:
Dass da Raum ist. Mitten in den Krisen.

Einen Moment still zu sein. Zu klagen.
Das Müssen zu lassen.
Nachzudenken. Die Trauer gutzuheißen.
Trauer um verlorene Jahre. Verpasste Chancen.
Unerfüllte Träume.
Zuzugeben auch, dass wir uns ohnmächtig fühlen.

Die Christenheit, Kirche, Kirchentag
könnten für eine Erlaubnis einstehen:
Wir brauchen die Güte. Denn wir sind verletztlich.
Wir – wie unsere Erde.
Wie unsere Demokratie.
Wie unsere Vorfahr:innen. Unsere Kinder.
Wie Jesus verletztlich und verwundet war.
Und gerade *da* – zeigte sich ja Gott.
Da wurde Ostern. Das Wunder aller Wunden.

VII.

Die Vertrauten von Jesus damals
kamen allmählich zu der Überzeugung, dass er lebt.
Sie begannen zu vertrauen:
Gott lässt Jesus nicht im Tod.
Die Liebe seines Lebens wird bestätigt.
Es bewegte sie, nicht mehr der Angst zu folgen,
sondern der Liebe zu glauben.

Das ist das Unglaublichste des Glaubens.
Das Trotzigste.
Es unterbricht und widerspricht allem.
Er stand auf.
Nicht aus eigener Kraft.
Und nicht nur für sich.
Mit Auferweckungsenergie.
Diese göttliche Lebenskraft
kann Geschöpfe, Beziehungen, Ideen beseelen.
Wir sind nicht allein.
Jesus, der charmante Komplize unserer Hoffnung,
geht an unserer Seite.
»Wo zwei oder drei in meinem Namen
in Gemeinsamkeit zusammenkommen,
bin ich mitten unter ihnen.« (Mt 18,20)
Die göttlich neue Wirklichkeit ist nah.

Diese Nähe ist eine wirkmächtige Kraft.
Die gerechte Welt Gottes.
Die Ewigkeit
geht Hand in Hand mit unsrer Zeit.
Die Fülle der Zeit.
Gott, die Ewige ist eine, die trotz allem bleibt.
Extra Meilen geht, meilenweit.
Uns beschenkt mit neuer Leichtigkeit.

Ich mag die Vorstellung, dass ***die** heute hier ist.
Hier!
Auf der Straße der Menschenrechte.
Auf dem Kirchentag.
Über uns. Neben uns. In uns. Mit uns.
Sie tanzt zwischen den Reihen.
Berührt uns.
Hm? Lasst uns leben – mit der Kraft ihrer Nähe.
Ich weiß, dass sie sich selten mal beeilt.
Ich fürchte auch, dass sie nicht alles heilt.
Ich erlebe aber, dass sie gerne Mut verteilt.

Und Amen! Das werde wahr mit uns.

Worte und Grüße zur Eröffnung

Mittwoch, 7. Juni 2023, in Nürnberg

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier

Was für ein wunderbarer Anblick! So viele Menschen hier auf diesem schönen Platz im Herzen der Stadt! Nach all den Jahren von Pandemie und Beschränkungen: Ich freue mich, Euch alle wieder zu sehen, Euch zu begegnen. Endlich! Endlich ist wieder Kirchentagszeit. Guten Abend, Nürnberg!

Jetzt ist die Zeit! Wie gut passt dieser Vers aus dem Markusevangelium hierher, wie gut passt er in diese Zeit! In welcher Zeit leben wir und wie sieht die Zukunft aus, darüber werdet Ihr nachdenken in den nächsten Tagen.

Wofür also ist jetzt die Zeit? Wir alle spüren es: Wir leben in einer herausfordernden Zeit. Die Pandemie war kaum unter Kontrolle, da wurden wir erschüttert vom brutalen, menschenverachtenden Angriffskrieg Putins gegen die Ukraine. Dieser Krieg bringt jeden Tag unendliches Leid, Zerstörung, Tod über die Ukrainerinnen und Ukrainer. Und er stellt uns vor große Fragen, nicht nur uns als Deutsche, sondern als Christinnen und Christen. Und wir dürfen uns die Antworten nicht leicht machen.

Ja, ich weiß: Muss nicht gerade Christinnen und Christen die Frage quälen, wie es mit unserem Glauben, mit dem christlichen Friedensgebot vereinbar ist, wenn wir Waffen in ein Kriegsgebiet liefern? Ist es nicht unsere Verantwortung als Christen, alles Menschenmögliche zu tun, um das Leid, das Leiden nicht noch weiter zu verlängern? Und müssten wir nicht dafür sorgen, dass so schnell wie möglich irgendein Frieden geschlossen wird?

All das sind große, es sind existenzielle Fragen, denen wir nicht ausweichen dürfen. Und ich bin überzeugt, dass diese Stimmen auch zu Gehör kommen müssen in unserer Debatte.

Ja, dieser Krieg stürzt uns Christen in ein tiefes Dilemma. Ich weiß, wie aufrichtig und leidenschaftlich Ihr das diskutiert. Und ich verstehe und kann nachvollziehen, dass viele von Euch eine tiefe Sehnsucht nach Frieden haben. Wer denn nicht? Ihr wisst, dass Generationen von Politikerinnen und Politikern – auch hier in Deutschland – für die Wahrung des Friedens in Europa gearbeitet haben. Viele haben alles Menschenmög-

liche versucht, um das zu verhindern, was jetzt eingetreten ist: dass Europa noch einmal zurückfällt in eine Zeit des Krieges, der Aggression, der Gewalt. Dann aber kam der 24. Februar 2022. Dieser Tag veränderte alles. Ein Epochenbruch. Wir müssen neu denken, wir müssen neu handeln.

Putin zerstört mit seinem Vernichtungsfeldzug gegen ein souveränes demokratisches Nachbarland die Werte, auf denen unsere Demokratie und unser gemeinsames Europa gründen: die Gültigkeit des Völkerrechts, die Anerkennung von Grenzen, das friedliche Zusammenleben aller Menschen in Freiheit und Demokratie auf diesem Kontinent. Sich dagegenzustellen, das ist für uns Europäer die Lehre aus der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges. Und diese Lehre heißt: »Nie wieder!«

Nie wieder, das bedeutet, dass es in Europa keinen verbrecherischen Angriffskrieg mehr geben darf. Dass wir auf der Seite der Opfer stehen. Nie wieder bedeutet, dass wir einem Land zur Seite stehen, in dem ein brutaler Aggressor schwerste Verbrechen gegen die Menschlichkeit begehen lässt, wehrlose Zivilisten angreifen und töten, ihre Häuser zerbomben, Kinder verschleppen lässt.

Auch ich hätte mir nicht vorstellen können, dass ich einmal sagen würde: Neben all den anderen Anstrengungen – es ist auch Zeit für Waffen. Ja, die Bilder und Nachrichten aus der Ukraine sind unerträglich. Aber wir dürfen nicht so tun, als gäbe es einfache Lösungen. Die gibt es nicht. Ja, wir alle wollen ein Ende des Schreckens, wir wollen ein Ende des Krieges, wir wollen Frieden. Aber es muss doch ein gerechter Friede sein. Wenn Russland seine Soldaten zurückzieht, dann ist der Krieg zu Ende. Wenn die Ukraine ihre Verteidigung einstellt, dann ist das das Ende der Ukraine. Und deshalb unterstützen wir Europäer und wir Deutsche die Ukraine. Dafür ist jetzt die Zeit!

Aber der Epochenbruch geht tiefer. Unser Land, unsere Gesellschaft stehen vor gewaltigen Veränderungen. Wir müssen alles dafür tun, um die Folgen des Klimawandels abzumildern, um unseren Kindern und Enkeln einen lebenswerten Planeten zu hinterlassen. Um die Schöpfung zu bewahren; auch das gebietet unser Glauben. Das ist die größte Herausforderung, vor der wir stehen!

Ja, auch hier stecken wir in einem Dilemma, wer wüsste das besser als Ihr. Und auch darüber diskutiert Ihr leidenschaftlich in Euren Gemeinden: Wie lässt es sich in Einklang bringen, dass wir schnell handeln müssen, um die Grundlage für ein gutes, selbstbestimmtes Leben für die

künftigen Generationen zu schaffen – und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass wir nicht zu viele Menschen auf diesem Weg verlieren?

Wie kann das gelingen? Nur, wenn wir gemeinsam um die besten Lösungen ringen. Nur, wenn wir gemeinsam handeln. Ich verstehe die Ungeduld, ich verstehe die Verzweiflung vieler junger Menschen beim Klimaschutz, denn ihre Zukunft steht auf dem Spiel. Aber wir müssen Brücken in diese Zukunft bauen, über die wir gemeinsam gehen können. Und wir müssen dafür sorgen, dass in dem Wandel, vor dem wir stehen, auch die Schwächeren etwas zu gewinnen haben.

Sehr viele – viele von Euch – wissen, dass unser Leben sich bis in die privaten Gewohnheiten hinein verändern wird. Jetzt ist die Zeit der konkreten Schritte, der anstrengenden Arbeit, des wirtschaftlichen Umbaus. Ja, dieser Umbau wird zu Belastungen führen. Aber haben wir nicht in anderen Krisen und Wandlungen unseres Landes erprobt, dass wir solche Herausforderungen nicht nur annehmen, sondern auch bestehen können? Meine Antwort lautet, dass einer des anderen Last mittragen muss, dass wir den Ausgleich und die Solidarität brauchen, die uns hier in Deutschland immer stark gemacht haben.

Und dafür brauchen wir Euch, liebe Schwestern und Brüder! Ich weiß, viele von Euch engagieren sich schon seit Jahren, um unsere Schöpfung zu bewahren, unermüdlich und in oft mühsamer Überzeugungsarbeit, und dafür möchte ich Euch danken! Und genau das, Euer Engagement, Eure Überzeugungsarbeit, Eure Fähigkeit zum Ausgleich, kurzum, den Gesprächsort Kirche, den brauchen wir jetzt und auch in Zukunft dringend. Helft bitte mit dabei, dass die Schwächeren nicht zurückgelassen werden. Helft bitte mit dabei, dass wir einen gemeinsamen Weg finden, um unser Land erfolgreich umzubauen!

Genau davon, diesen gemeinsamen Weg auszuhandeln, davon lebt unsere Demokratie. Das ist die Stärke der Demokratie! Deshalb: Lasst uns debattieren, lasst uns auch streiten. Aber hören wir einander zu. Lassen wir die Argumente des Gegenübers auch gelten. Begegnen wir uns mit Respekt. Jetzt ist die Zeit! Auch hier bei diesem Kirchentag.

Auch die Kirche steht vor großen Herausforderungen. Viele Menschen fühlen sich nicht mehr zu Hause in dieser Kirche. Auch die Kirche muss sich der Frage stellen, wie die Zukunft aussieht. Auch dafür ist jetzt die Zeit.

Ich weiß aber auch, welche Bedeutung die Kirche nach wie vor hat in unserer Gesellschaft. Gerade hier, in der Kirche, wird immer wieder aufs

Neue um Tradition und Innovation gerungen, und das seit Jahrhunderten. Und gerade hier finden Menschen – Junge und Alte, Frauen und Männer, Großstädter und Landbewohner – Mut und Hoffnung, die Zuversicht des Handelns: Sie finden Kraft im Glauben und in der Begegnung im Glauben. Sie finden Trost und Halt im gemeinsamen Gebet, in gemeinsamen Ritualen. So sehr das auch schon in digitalen Raum funktionieren mag: Diese direkte Begegnung von Mensch zu Mensch im Glauben ist nicht zu ersetzen. Sie schafft Gemeinsamkeit. Sie schafft Zusammenhalt. Sie ist ein Ausdruck des Vertrauens. Vertrauen auf Gott und Vertrauen auf den Nächsten. Und gerade Vertrauen werden wir sehr viel brauchen in den nächsten Jahren.

Viele von Euch engagieren sich freiwillig, um anderen zu helfen. Ihr gebt Kindern Nachhilfe, Ihr unterstützt die Schwachen, Ihr betreut Kranke und Pflegebedürftige, Ihr kümmert Euch um die, die neu sind in unserem Land – im letzten Jahr waren das vor allem Menschen aus der Ukraine. Eure Mitmenschlichkeit, Euer Engagement ist überwältigend, und dafür möchte ich Euch von ganzem Herzen danken! Genau dieses Engagement ist es, das unser Land zusammenhält. Und ich weiß: Das ist alles andere als selbstverständlich. Das ist ein Geschenk an uns alle. Danke dafür!

Gleichzeitig leiden in unserem Land viele Vereine, Notdienste, Hilfsorganisationen darunter, dass sich immer weniger Menschen so engagieren wie Ihr. Die gelebte Solidarität bröckelt. Wir müssen als Gesellschaft wieder zusammenkommen. Ich habe dazu einen Vorschlag gemacht: dass jede und jeder sich einmal im Leben für eine bestimmte Zeit zum Dienst an der Gesellschaft verpflichten sollte.

Einige sehen das skeptisch, das respektiere ich. Ich höre aber auch sehr viel Zustimmung für diese Zeit des Miteinanders. Wichtig ist, dass wir nicht aufhören, nach einem Weg zu suchen. Ich bin überzeugt: In einer Welt der verschiedenen Lebenswege wäre ein solcher Dienst für die Gesellschaft eine verbindende Erfahrung, die ganz unterschiedliche Menschen zusammenbringt, über Milieus, über Lebenswelten hinweg, und deshalb Zusammenhalt stärkt. Solche Begegnungen sind wichtig, damit unsere Demokratie funktioniert.

Die Zeit des Miteinanders wäre ein Dienst für unsere und an unserer Demokratie. Deshalb: Lasst uns die Debatte führen über ein neues Miteinander und wie wir es gestalten. Auch dafür ist jetzt die Zeit!

Ich weiß ja, dass ich Euch nicht lange auffordern muss zu diskutieren. Hört bloß nicht auf damit, das ist mein Wunsch an Euch heute. Mischt Euch ein! Ob es darum geht, wie wir unser Land erneuern oder wie eine gerechte Gesellschaft der Zukunft aussieht, in der Menschen ganz unterschiedlicher Religionen, Herkünfte, Überzeugungen zusammenleben: Wir brauchen Eure Impulse, Eure Ideen, Eure Überzeugungen, die im Glauben ihr Fundament haben. Tragt sie hinaus in die Gesellschaft! Helft dabei mit, alles zu stärken, was uns verbindet!

Jetzt ist die Zeit!

Erzpriester Radu Constantin Miron, Bonn

Liebe Kirchentagsfreundinnen und liebe Kirchentagsfreunde,

im Quartett der vier Personen, die heute Nachmittag hier ein Grußwort sprechen, bin ich wohl der Herzbube. Ich sage dies, da ich die besondere Ehre habe, hier für die *ökumenischen* Gäste zu sprechen und spätestens seit dem September des vergangenen Jahres ist das Schlagwort von der »Ökumene des *Herzens*« in aller Munde. (Im September fand in Karlsruhe bekanntlich die Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen statt, deren zentrales Dokument, die sogenannte Erklärung zur Einheit, diesen Begriff im Miteinander der Kirchen endgültig etabliert hat.)

Im Namen also dieser Ökumene des Herzens grüße ich Sie, liebe Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Evangelischen Kirchentages und überbringe Ihnen die Gratulation und die guten Wünsche der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland (ACK) und ihrer Mitgliedskirchen. Das sind neben den beiden großen Kirchen unseres Landes auch die HKK, also die *hierzulande kleinen Kirchen*. Alle miteinander bilden sie – unabhängig von ihrer Größe – eine Gemeinschaft und mehr oder weniger alle sind in diesen Tagen auch hier vertreten: als Gäste, ja auch als Mitwirkende beim Kirchentag, auf Podien, bei Vorträgen, bei den Gottesdiensten und natürlich auf der ACK-Polis auf dem Jakobsplatz. Das nennt man Ökumene! Oder, wie gesagt – seit Karlsruhe: Ökumene des Herzens!

Sie merken schon, wir sind alle noch erfüllt von diesem großen Event in Karlsruhe und dankbar; dankbar übrigens auch für Ihre Worte dort, sehr geehrter Herr Bundespräsident, mit denen Sie den Kirchen, auch meiner eigenen, ins Gewissen geredet haben.

Als ich das erste Mal von der »Ökumene des Herzens« gehört habe, war ich mir nicht ganz sicher, ob dieser Begriff ausreicht. Denn das klingt mir zunächst ein wenig nach Lady Di und der »Königin der Herzen«.

Braucht es, fragte ich mich, nicht auch eine »Ökumene des Verstandes«, also des Nachdenkens? Eine »Ökumene der Hände«, also des Zupackens? Eine »Ökumene der Füße«, also des Mitgehens auf dem gemeinsamen Pilgerweg? Eine »Ökumene des Mundes«, also des im Gespräch Bleibens? (Und man könnte hier sicher noch weitere Teile des menschlichen Körpers anführen...) Ist »Ökumene des Herzens« also nicht zu wenig?

Die Verfasser der Karlsruher »Erklärung zur Einheit« konnten dann aber meine Befürchtungen zerstreuen, denn ich las dort: »Diese Liebe geht über jede Art von Beschränkung hinaus, ist nicht abstrakt, sentimental oder romantisch, sondern umfasst das ganze Sein, bezeugt im Sichtbaren und Praktischen, im Leidenschaftlichen und wahrhaft Herausfordernden, fähig, das tiefgehende Böse und Ungerechte zu bekämpfen. Wir haben voneinander gelernt, dass Liebe, die in unserem Privatleben Zärtlichkeit bedeutet, sich in der Öffentlichkeit als Gerechtigkeit zeigt.« (Abschnitt 20)

Ökumene als Liebe der Christinnen und Christen untereinander wird also nicht mit einer rosa Brille gesehen, sondern bedeutet Einsatz für Einheit und Frieden in Gerechtigkeit. Papst Johannes Paul II. hat seinerzeit auch eine anatomische Metapher verwendet, wenn er von den zwei Lungenflügeln des Westens und des Ostens gesprochen hat, welche das Christentum in Europa kennzeichnen.

Ich greife heute beide Begriffe auf und möchte dementsprechend von der Ökumene als der Herz-Lungen-Maschine unserer Kirche sprechen. Denn Ökumene ist nicht Luxus, ist nicht Extra-Bonus, sondern lebenserhaltende Notwendigkeit für uns alle. Jetzt ist die Zeit. Hoffen und Machen. Gerade in der Ökumene haben wir dies verstanden: Nicht »Zoffen und Krachen«, sondern »Hoffen und Machen« ist angesagt.

Guten Tag, guten Kirchentag!

Dr. Markus Söder MdL, Ministerpräsident, Bayern

Es ist Zeit für Kirchentag – mich freut sehr, dass Kirchentag ist, dass er in diesem Jahr in Nürnberg mit seiner langen evangelischen Tradition stattfindet und dass so viele Menschen gekommen sind. Herzlich willkommen!

men, ein herzliches Grüß Gott in Bayern und in Nürnberg, liebe Schwestern und Brüder!

Gemeinsam zu feiern ist wunderbar. Es ist schön, den Glauben in Gemeinschaft zu bekennen. Nicht allein, nicht nur mit Wenigen im Hinterstübchen, sondern so wie hier beim Kirchentag: Hinausgehen, nicht nur das Ritual und nicht nur Liturgie zu feiern, sondern offen auf dem Kirchentag die Seele jedes Einzelnen berühren. Und eines ist schon erreicht worden: Das Lied »Jetzt ist die Zeit« ist ein sensationeller Ohrwurm. Ein herzliches Dankeschön dafür – es ist ein wundervolles Lied!

Es ist auch Zeit für ein Bekenntnis. Ich gebe es auch für mich selbst ab. Ich glaube an Gott, an Jesus Christus. Ich bin evangelisch und ich bin sehr gern evangelisch. Wir sind in Bayern evangelisch-lutherisch – das vereint uns. Aber – und die Frage stellt sich, da dieser Kirchentag in einer schwierigen Zeit liegt: Passt der Kirchentag in diese Zeit mit all ihren Krisen? Erst die Pandemie und jetzt Krieg. Alte Gewissheiten sind über Nacht weg. Viele sind verzweifelt, sehen keinen Ausweg. Manche fragen: Gibt es Gott überhaupt, warum lässt er das alles zu, so ein Unrecht, so einen Hass, Hunger, Krieg?

Ich denke mir dann immer, dass es trotz so viel Unheil auch viel Lichtblick und Hoffnung gibt. So viel Menschlichkeit, so viel Hilfe, so viel Solidarität. Irgendwie fördert das Schlimmste auch immer das Beste. Es ist großartig, wie viele Menschen sich engagieren, um anderen zu helfen – ob in der Flüchtlingsarbeit hier oder in der Ukraine dort. Herzliches Vergelts Gott für diesen Christendienst!

Ist auch die Kirche in der Krise? Sie war schon besser in Form – das kann man wohl auf jeden Fall sagen. Die Mitgliederzahlen steigen nicht gerade, manche hinterfragen den Sinn der Kirche, viele verlassen sie und manche zweifeln an ihrer moralischen Autorität.

Ist aber deswegen alles schlecht? Zum einen: Wenn ich sehe, welches großes Engagement es gibt, wenn man erlebt, wie viele Ehrenamtliche sich Woche für Woche in den Gemeinden engagieren, auch dann hier den Kirchentag leben und gestalten, dann ist das sehr beeindruckend. Wenn man bedenkt, dass hier viel mehr Menschen versammelt sind als bei einem Rockkonzert, dass jede Woche mehr Menschen in die Gottesdienste gehen als zum Fußball, dann ist und bleibt das ein ermutigendes Zeichen: Kirche ist da, Kirche lebt und Kirche hat Zukunft!

Und das Wichtigste – es gibt eine frohe Botschaft. Ich habe wenige Gottesdienste erlebt, in denen die frohe Botschaft so froh präsentiert wurde wie heute. Wir »Evangelischen« neigen ja ein wenig dazu, das »Frohe« der Botschaft etwas kleiner zu schreiben. Aber heute haben wir es erlebt!

Warum aber ist diese Botschaft so wichtig? Die christliche Botschaft ist nach wie vor die spannendste aller Glaubensbotschaften. Ob groß, ob klein, ob reich, ob arm, ob gesund oder krank, egal, ob bedeutend oder einfach: jeder Einzelne ist wertgeschätzt, und zwar so, wie er ist. Jeder kann kommen, jeder kann auch umkehren, jeder hat die Zeit, zu Gott zu finden. Liebe im Leben und ein Leben nach dem Tod – wo sonst gibt es eine solche unglaublich wichtige Botschaft für das Leben? Diese Botschaft ist zeitlos, sie ist wertvoll und sie ist unsere. Und deswegen sollten wir sie auch mit Engagement, Leidenschaft und Fröhlichkeit verbreiten. Daher: *Es ist Zeit für Christentum* – auch bei uns in Deutschland.

Und wenn ich sehe, was in der Kirche geleistet wird, dann ist auch die Kirche als Institution wichtig. So viel Dienst am Menschen, ob in der Pflege, ob in der Betreuung oder beim Schutz des Lebens. Allein die Tatsache, wie viel Respekt und Würde unsere Kirchen in der Hospiz- und Palliativarbeit auf den letzten Metern des Lebens geben, zeigt mir für die Diskussion in Deutschland: Ich bin gegen den assistierten Suizid, ich bin für Begleitung durch Hospiz- und Palliativarbeit, und allein schon deshalb brauchen wir die Kirchen. Sie sind auch die Stimme derjenigen, die unmittelbar betroffen sind.

Es gibt jetzt auch Diskussionen: Soll Kirche sich eher zurückziehen, keinen prominenten Platz mehr in Staat und Gesellschaft haben? Jeder darf dazu seine Haltung haben – aber wir in Bayern sind der festen Überzeugung: Kirche sollte nicht verschwinden aus dem öffentlichen Raum. Auch deshalb haben die Stadt Nürnberg und der Freistaat Bayern den Kirchentag gerne finanziell unterstützt. Und es hat sich gelohnt. Wir wollen und werden in Bayern weiter Heimat für die Kirchen sein und sie unterstützen!

»Jetzt ist Zeit« – *ich finde auch Zeit für Mission*. Mission bei uns selbst, sozusagen »Mission daheim«. Um uns selbst zu hinterfragen: Was glauben wir? Wie tief sind wir im Glauben verwurzelt? Was verbindet uns im Glauben? Dieser Kirchentag bietet hier viele Möglichkeiten: Singen, Beten, Lachen, Tanzen, Streiten – oder sei es auch nur eine geschenkte Minute.

Ich werde von manchen Leuten gefragt, warum ich mich zum Glauben bekenne. Ob es nicht klüger wäre, sich zurückzuhalten. Meine Antwort ist: Jeder soll glauben, was er will. Ob jemand glaubt oder nicht, ist seine Sache. Ich tue es jedenfalls und mein Leben ist dadurch reicher!

Und denen, die immer meinen »Ja, ob das mit Jesus so toll war...«, sage ich: Ganz unabhängig davon, wie man die Rolle von Jesus sieht, ist es doch ganz besonders, dass es jemand geschafft hat, uns bis heute zu begeistern. Vor 2.000 Jahren, nicht unbedingt im Mittelpunkt der Welt, die Erde zu betreten und die Menschheit bis heute zu inspirieren, zu faszinieren und zu prägen. Allein nur das zeigt, worum es geht.

Übrigens: Käme Jesus heute wieder, so wäre er wahrscheinlich der bedeutendste Influencer der Welt. Ich bin sicher: Er würde uns begeistern! Am meisten würde ich mich freuen, wenn er einmal die Bischofskonferenz besuchen würde. Auf die Gespräche wäre ich gespannt. Das wird aber wohl noch ein bisschen dauern...

Eines ist mir wichtig: Ich glaube daran, dass wir eine gemeinsame Zukunft haben. Ich glaube, dass dieser Kirchentag ein großartiges Signal sendet, uns zu begeistern. Wenn der Glaube unsere Seelen berührt, dann werden sich auch viele andere von unserer Begeisterung anstecken lassen. Anstecken lassen davon, was uns der Glaube bedeutet, warum wir hier sind und was wir hier erleben. Dann wird der Kirchentag auch ein großer Erfolg.

Ich wünsche alles Gute und Gottes Segen für diesen wundervollen Kirchentag!

Herzlich willkommen in Nürnberg.

Marcus König, Oberbürgermeister, Nürnberg

Herzlich willkommen in Nürnberg!

Herzlich willkommen zu diesem Fest des Glaubens, der Begegnung, der Musik und der Debatten! Wir sind froh und stolz, Gastgeberstadt für den 38. Evangelischen Kirchentag zu sein. Lassen Sie uns alle gemeinsam dem Glauben Glanz verleihen!

Gerade haben wir es schon erlebt: Unzählige Menschen kommen zusammen, auf einem Platz, an diesem Ort. Wir singen gemeinsam, wir beten gemeinsam – gemeinsam haben wir den Segen empfangen.

Dass der Kirchentag nach Pfingsten stattfindet, ist ja kein Zufall. Pfingsten ist das Fest der Ausgießung des Heiligen Geistes. Lassen wir uns von diesem Geist durch die nächsten Tage leiten. Es ist doch ein Paradoxon: die Einheit in Vielfalt. Die Einheit ist uns geschenkt, sie ist in Gott selbst, wir müssen sie nur erkennen. Und in dieser Einheit steckt auch ganz viel Unterschiedlichkeit – in Gottvater, Sohn und dem Heiligen Geist. So unterschiedlich wir Menschen sind, so divers auch unsere Gesellschaft in Glaubensfragen ist – so sehr sollten wir auch all das sehen, was uns verbindet.

Mein Motto als Oberbürgermeister lautet »Wir alle sind Nürnberg«: Wir alle gemeinsam haben es in der Hand, solidarisch, friedlich, fröhlich zusammenzuleben! Die Einheit aller Menschen ist uns geschenkt – sie ist Realität – wir müssen sie sehen, akzeptieren, mit Leben füllen. Ich bin überzeugt: Es gibt sie, die Einheit in Vielfalt.

Ich sagte es bereits: Wir sind stolz, Gastgeberinnen und Gastgeber zu sein: Erleben Sie bei uns fränkische Gastfreundschaft, den Charme unserer Altstadt, spüren Sie der Geschichte nach, lassen Sie sich auf wunderbare Orte, wie die Lorenzkirche, die Sebalduskirche und die verschiedenen Plätze und Veranstaltungsorte ein.

Nürnberg hat eine wechselvolle Geschichte. Wir nehmen diese Geschichte in all ihren Facetten an und stellen uns dieser Geschichte. So ist es uns wichtig, als Stadt des Friedens und der Menschenrechte für ein friedliches und respektvolles Zusammenleben einzutreten – hier und überall in der Welt! Das ist unser historisches Erbe.

Die Losung lautet: *Jetzt ist die Zeit*. Als Christ meine ich: Jetzt ist die Zeit, dem Glauben Glanz zu verleihen. Jetzt ist die Zeit, den eigenen Glauben zu prüfen, zu interpretieren, ihn aber auch zu zeigen. Jetzt ist die Zeit, sich unbequemen Fragen zu stellen – gesellschaftspolitisch, aber auch aus Perspektive des Gläubigen. Mich treibt die Frage um, wo Kirche sichtbar wird. Welche Relevanz haben Kirchen? Ich bin sicher, dass in den nächsten fünf Tagen viele Debatten, Diskussionen stattfinden werden, die zeigen, wie relevant der Glauben auch in einer säkularen Gesellschaft ist. Ein Wertefundament, das auf dem christlichen Glauben basiert, ist mir persönlich sehr wichtig.

Die Zahlen zeigen es: Mitglieder der großen christlichen Kirchen sind mittlerweile auch in Nürnberg eine Minderheit. 22,1 Prozent der Bevölkerung gehören der evangelischen Kirche an, 19,1 Prozent sind römisch-katholisch; 54,1 Prozent nicht mehr einer öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaft zugehörig. Aber klar ist auch: Die Frage des Glaubens ist von diesen Zahlen unabhängig. Ein Kirchenmitglied kann »ungläubig« sein, jemand, der keiner Kirche angehört, kann tief im Glauben verwurzelt sein. Daher ist es auch gut, dass es Angebote wie den Deutschen Evangelischen Kirchentag gibt.

Liebe Gäste,
ich wünsche Ihnen einen fröhlichen, inspirierenden, berührenden Kirchentag in Nürnberg! Ich wünsche Ihnen, dass Sie die Nürnberger Gastfreundschaft und die fränkische Küche genießen, dass Sie wunderbare Orte erleben, dass Sie wunderbare Tage hier erleben. Ich wünsche Ihnen, dass Sie Gemeinschaft erleben. Lassen Sie uns gemeinsam eintauchen in das Phänomen Kirchentag – auf dass wir alle unserem Glauben Glanz verleihen! Jeder für sich – und doch alle gemeinsam!

Bibelarbeiten

Meine Stunde ist noch nicht da – Joh 2,1–11

Bibelarbeiten am Donnerstag, 8. Juni 2023

Dialogbibelarbeit¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023,
Germanisches Nationalmuseum, Aufseßsaal

Dr. Thorsten Latzel, Präses Ev. Kirche im Rheinland, Düsseldorf
Christian Sewing, Vorstandsvorsitzender Deutsche Bank, Frankfurt/Main

[Christian Sewing liest den Bibeltext aus Joh 2,1–11]

Thorsten Latzel: Eine Annäherung in drei Akten. Erster Akt: Zeitansage. Meine Zeit ist doch nicht gekommen. Oder doch? Wir befinden uns also auf der Hochzeit zu Kana. Am Anfang des Weges Jesu, so wie es Johannes erzählt. Die anderen Evangelisten, Markus, Matthäus, Lukas starten alle in der Wüste. Erstmal innere Einkehr, Versuchung, Askese, Gebet, geistliches Trainingslager, mehr die protestantisch harte Tour. So etwas liegt uns. Anders dagegen Johannes. Christus, der Heiland der Welt, beginnt seinen Weg und geht erst einmal auf eine Party.

Doch Vorsicht! Was so harmlos als heiter gelöste Familienfeier daherkommt, birgt etwas anderes in sich. Die Geschichte beginnt mit einer kleinen, unscheinbaren Zeitansage. Am dritten Tage – da klingelt es im biblisch geschulten Ohr: drei Tage, da war doch irgendetwas. Am Anfang war das Kreuz und die Auferstehung. Bei Johannes ist immer stets beides präsent, und so beginnt auch sein Evangelium. Die Party also droht bald zu kippen, die Krüge sind leer, der Wein reicht nicht. Absolutes Worst-Case-Szenario für orientalische Gastfreundlichkeit. Doch nun tritt Maria in Aktion. Und wie die Mütter zu allen Zeiten und in allen Weltgegenden fordert sie ihren Sohn auf, etwas zu tun, ohne es direkt zu sagen. »Jesus, sie haben keinen Wein mehr.« Jesus allerdings reagiert wenig charmant, weder als Sohn noch als Christus. »Frau, was gehts dich an? Meine Zeit ist noch nicht gekommen.« Redet man so mit seiner Mutter? Seine barsche Antwort lässt sich nur verstehen, wenn man begreift, worum es hier

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

geht. Es ist mehr als die Bitte, Bier aus dem Keller oder von der Tanke zu holen oder so ein kleines Wandlungswunder zu vollbringen. »Sie haben keinen Wein mehr.« Jesus weiß, was das eigentlich bedeutet. Diese Hochzeit ist bei Johannes ein vorgezogenes letztes Abendmahl. Jesus zögert hier, wie sonst bei den anderen Evangelien nur im Garten Gethsemane. Weil sein Weg direkt am Anfang mit Kreuz und Auferstehung beginnt. Die Welt hat keinen Wein mehr, Jesus. Steh auf von den Toten. Nimm dein Kreuz auf dich. Du bist der Wein, den sie brauchen. Daher: »Meine Zeit ist noch nicht gekommen.«

Oder doch gerade jetzt? Weil es so viele gibt, denen in dem Augenblick der Wein ausgeht. Die alleinerziehende Mutter, die ihre Kinder von allen kostenpflichtigen Angeboten in der Kita und der Schule abgemeldet hat, auch vom Essen. Einladungen zu Geburtstagspartys anderer Kinder sind sowieso nicht drin. Von Hochzeiten erst gar nicht zu reden, geht leider zeitlich nicht. Inflation heißt weniger essen, wenn man mit jedem Euro rechnen muss. Da wird selbst der Tetrapack Wein vom Supermarkt zum Luxusgut. Nein, die Krüge sind nicht für alle leer. Der DAX hatte im Mai ein Allzeithoch. Doch wir haben ein eklatantes Problem, Güter fair zu teilen. Die Liste der leeren Krüge ließe sich nun leicht verlängern. Wenn es an einem im Augenblick nicht mangelt, dann sind es Krisen. Und auch unsere Hoffnungskrüge sind vielfach erschöpft. Deine Zeit ist gekommen, Christus. Wir brauchen neuen Wein. Doch wie sehen Sie das, Herr Sewing? Was löst das Bild der leeren Krüge bei Ihnen aus?

Christian Sewing: Es löst eigentlich zwei Bilder aus. Das erste ist erst mal eine Reflexion: Woher kommt das? Und das zweite ist die Lösung: Wie können wir die Krüge wieder füllen? Wie schaffen wir es, aus diesen Krisen, die Sie eben genannt haben, herauszukommen? Ich glaube, es ist immer wichtig, ehrlich zu analysieren, von wo wir kommen. Und da müssen wir uns selbst vor Augen halten, dass gerade Deutschland aus einer fast goldenen Dekade kommt. Ich bin jetzt seit 33 Jahren im Bankgeschäft und das, was wir zwischen 2010 und 2020 in Deutschland an Wirtschaftswachstum und Stabilität gesehen haben, trotz der Eurokrise 2010/2011, war fast zur Normalität geworden. Meine Generation kannte das Wort Inflation nicht aus der eigenen Erfahrung. Einen Krieg in Europa haben wir, habe ich persönlich nicht kennengelernt, und eine Pandemie, wie wir sie über die letzten drei Jahre gehabt haben, hatten wir auch nicht kennengelernt. Dass diese Dinge uns jetzt innerhalb von zwei Jahren treffen, ist eine neue Situation. Und da muss man, glaube ich, auch mal die Zeit haben, zu reflektieren und nicht gleich nach Sofort-Lösungen zu suchen. Deswegen ist die erste Reaktion zu leeren Krügen im

übertragenen Sinne immer: Wie ist die Situation? Was können wir aus der Vergangenheit lernen?

Und das bringt mich zum zweiten Punkt: Was sind die Lösungen? Da muss ich Ihnen ganz ehrlich sagen, dass oftmals – sicherlich auch in den Medien – ein eher negatives Bild angelegt wird. Davon müssen wir uns befreien. Denn wir haben es immer wieder geschafft – und da hilft es halt, den Blick in die Vergangenheit zu werfen – uns aus diesen Situationen zu befreien. Zum Beispiel in der Inflation. Wenn man sieht, wie wir in den 70er, 80er Jahren damit umgegangen sind, dann zeigt es uns den Weg, wie wir vielleicht auch jetzt damit umgehen können. Deswegen bin ich trotz dieser multiplen Krisen, die wir zurzeit haben, weiterhin absoluter Optimist.

Latzel: Das ist ja gut, dass man auf das halb volle Glas schaut. Aber was gibt Ihnen denn persönlich so einen Halt? Was macht Sie da optimistisch?

Sewing: Das sind insbesondere die Menschen und die Tatsache, dass wir Situationen wirklich beeinflussen können. Die Art und Weise, wie wir – heute nehmen wir es als selbstverständlich hin – innerhalb von zwölf Monaten in Deutschland einen Impfstoff gefunden haben, der uns aus dieser Pandemie herausgeführt hat, spricht für die Leistungsfähigkeit der Menschen und spricht auch für den Mut und das Risiko, das Menschen eingehen, um Lösungen zu finden. Vor einem Jahr hatten wir eine Situation, in der jeder in diesem Land gesagt hat, Deutschland wird in eine tiefe Rezession verfallen, weil wir ein Energieproblem haben aufgrund der 50-prozentigen Abhängigkeit von Russland, weil wir eine Inflation haben, die auf 10 Prozent hingeht und weil wir immer noch Sorgen aus der Pandemie haben. Die Art und Weise, wie Wirtschaft und Politik im Jahr 2022 zusammengearbeitet und Lösungen gefunden haben, ist etwas, das mir Mut macht. Und wenn wir diese Proaktivität, diese Energie, diesen Spirit weiterverfolgen und auch schnelle Entscheidungen – natürlich durchdachte Entscheidungen – treffen, dann bin ich sehr, sehr zuversichtlich, dass wir auch zukünftige Krisen überwinden können. [...]

Das bringt mich zu einer Frage, die ich Ihnen gerne stellen würde, weil Sie dort der Experte sind. Mich hat es schon irritiert, wie Jesus zu seiner Mutter sprach. Die Art und Weise, wie man interagiert, hat mich gewundert. Wie legen Sie das aus?

Latzel: Das geht nicht nur Ihnen so. Natürlich geht es überhaupt gar nicht, wie Jesus mit seiner Mutter redet. Aber interessant wird es, wenn

man sieht, wie Maria damit umgeht. Zweiter Akt: Vertrauen. Jesus weist Maria mehr als schroff ab. Doch sie vertraut ihm und sagt den Dienern: »Was er euch sagt, das tut.« Für diesen Satz, Maria, könnte ich dich küssen. Und das als Protestant. Du glaubst an den Gottessohn in deinem Sohn, an den verborgenen Christus, auch wenn er selbst zunächst noch zögert. Dein Vertrauen bringt das Wunder allererst in Gang. Es setzt eine ganze Kette weiterer Vertrauensakte frei und diese Mehrung des Vertrauens ist das eigentliche Wunder, um das es bei der Hochzeit zu Kana geht. Da sind die Diener, die dann wirklich tun, was Jesus sagt. Sie füllen Wasser in Weinkrüge und bringen es dem Speisemeister. Muss man sich auch erst mal trauen. Nicht nur damals haben Leute schon für viel weniger den Job verloren. Da ist das Vertrauen seiner Jünger. Es folgt dem Wunder nach. »Jesus offenbart seine Herrlichkeit und seine Jünger glaubten an ihn.« Ihr Glaube hinkt hinterher. Das finde ich selbst sehr tröstlich, kenne ich auch von mir. Und da ist vor allem das Vertrauen Jesu. Es wird nicht eigens erwähnt in der Geschichte, wie so oft in der Bibel steht das Wichtigste zwischen den Zeilen. Doch irgendetwas muss passiert sein, dass seine Zeit für ihn nun doch gekommen ist, dass er aus dem Zaudern ins Tun kommt. Vielleicht hat er sich von dem Vertrauen Marias anstecken lassen, glaubt auch er nun an den Gottessohn in sich selbst.

Vertrauen ist das, worum es insgesamt überhaupt grundlegend geht. Es geht um Credo und Kredit, das Vertrauen auf Gott in der Kirche, das Vertrauen auf die Bonität in den Banken und das Vertrauen aufeinander in unserer Gesellschaft. Doch wir haben eine dicke, fette Vertrauenskrise in unserer Gesellschaft. Und als Kirchen und Banken haben wir unseren Anteil daran. Wir haben Credo und Kredit bei vielen Menschen verspielt. Viele haben den Glauben, die Hoffnung aufgegeben. Doch was braucht es dagegen als vertrauensbildende Maßnahmen? Ich glaube, wir brauchen wirklich ein Wandlungswunder anderer Art. Das Wunder eines ansteckenden Vertrauens, wie bei Maria. Wir brauchen Menschen, die es wagen, anders zu leben, umzukehren, zu teilen, selbst zum Wein für andere zu werden. Solche Menschen sind Ankerpersonen des Vertrauens in unserer Gesellschaft. Und wir brauchen vor allem den Geist Jesu Christi dazu, der uns den Mut verleiht, um Gottes Willen etwas Tapferes zu tun. Deine Zeit, meine Zeit ist gekommen.

Lieber Herr Sewing, worauf vertrauen Sie und was brauchen wir, um uns als Gesellschaft nicht eben nur auf das halbleere Glas zu konzentrieren, sondern neu Hoffnung zu schöpfen?

Sewing: Erst einmal finde ich es interessant, dass Sie nicht fragen: Wem vertraue ich? Sondern: Worauf vertraue ich? Ich vertraue auf mehrere

Dinge, aber insbesondere vertraue ich, dass Menschen den Mut haben, Entscheidungen zu treffen und auch in neue Richtungen zu gehen. Ohne diesen Mut hätte auch ich den Job bei der Deutschen Bank nicht übernehmen können. Da wäre ich fehl am Platz gewesen. Das bringt mich gleich zum zweiten Punkt: Ich vertraue darauf, dass man sich ständig selbst analysiert, die Situation analysiert und fragt: Was können wir besser machen? Um dann auch Entscheidungen zu treffen, die eine Institution, eine Person selbst, ein Land nach vorne bringen. Diesen Mut zu haben, dieses Risiko einzugehen. Darauf vertraue ich. Das bedeutet aber für die Gesellschaft und für alle Teilnehmer, dass dieser Mut und das Risiko, Entscheidungen zu treffen, auch anerkannt werden müssen. Ich erlebe immer wieder, wie sich Menschen die Frage stellen, was mit ihnen passiert, wenn sie die falsche Entscheidung treffen. Natürlich muss darüber reflektiert werden. Aber die Angst vor dem Versagen ist enorm groß und deswegen wünsche ich mir, dass wir gerade auch in unserem Land wieder mehr Anerkennung für die Leistung eines anderen zeigen.

Das Nächste, was wir brauchen, ist das Vertrauen in den Zusammenhalt. Und ich glaube, dass sich das ausgezahlt hat in der Art und Weise, wie wir mit dem furchtbaren Krieg in der Ukraine umgehen: Vertrauen in den Zusammenhalt zwischen Wirtschaft und Regierung, aber insbesondere auch das Vertrauen, dass die Gesellschaft wirklich in dieser Situation hinter unseren Werten steht und die Ukraine unterstützt. Insbesondere unsere Entscheidungsträger in diesem Land, die natürlich auch erhebliche Risiken eingehen müssen, dahingehend zu unterstützen, das ist nicht immer ganz einfach. Ich glaube, das geht von uns allen aus. Und ich vertraue darauf, dass diese positive Grundeinstellung da ist. Es bedeutet aber auch, dass wir Fehler zugeben, wenn wir Dinge falsch machen – das ist ein Teil des Vertrauens. Ich denke, ich kann darüber als Deutsche Bank-Chef ganz gut sprechen, denn wir haben viele Fehler gemacht. Das Wichtige im Leben ist, dass wir diese Fehler möglichst schnell erkennen und korrigieren. Und das war der entscheidende Fehler der Deutschen Bank. Wir haben die Fehler erkannt, aber wir haben sie nicht zugegeben und nicht korrigiert. Wir haben zu lange gebraucht, das zu tun. Und das kostet Vertrauen in der Gesellschaft. Um dieses Vertrauen zu erneuern, müssen wir dann auch zugeben: Ja, wir haben den Fehler gemacht, wir korrigieren die Entscheidung und jetzt gehen wir in diese Richtung. Das gilt für uns, es gilt aber auch im Allgemeinen, für die Politik ebenso wie für die Wirtschaft. Wenn wir diese Werte annehmen und jeden Tag leben, dann komme ich wieder zurück zu meinem Optimismus. Dann glaube ich, dass wir es schaffen können, uns aus der schwierigen Situation herauszuarbeiten.

Aber da auch die Frage an Sie, auch aus den Texten heraus: Wie schauen Sie auf die Zukunft und was zählt für Sie dabei besonders?

Latzel: Die kurze Antwort: Hoffnung. Darauf kommt es für mich an. Wir kommen zum dritten Akt: Aufbruch. Das ist das erste Zeichen und da geht es um Hoffnung. Johannes erzählt die Geschichte Jesu ja ganz anders als die anderen Evangelien, und zwar als eine Art heiligen Count Up bis zur Passion. Insgesamt sieben Zeichen sind es, von denen Jesus berichtet. Bei Johannes werden keine Dämonen ausgetrieben oder Aussätzige geheilt. Bei Johannes sind die Wunder immer Zeichen. Sie haben einen Hinweisscharakter. Sie verweisen auf etwas Größeres, eben auf den verborgenen Christus. Jesus verwandelt Wasser in Wein. Er ist der wahre Weinstock. Jesus speist 5.000 Menschen – Er ist das Brot des Lebens. Jesus heilt einen Blinden – Er ist das Licht der Welt. Zeichen der Zeit dafür, dass Gott unter uns gegenwärtig ist, dass sein Reich angebrochen ist. Wir sind ja gegenwärtig eher darin geübt, auf apokalyptische Zeichen zu achten. Das Abschmelzen der Gletscher, die Abholzung der Tropen, das Sterben der Bienen, das Gefühl eines permanenten »Fünf-nach-Zwölf«. Nie war die Polykrise schlimmer als heute. Die Zeichen des Reiches Gottes dagegen nehmen wir oft schwerer wahr. Interessant bei diesen sieben Offenbarungszeichen des Johannes ist dabei, dass sie die kritische Dimension niemals ausschließen, im Gegenteil. Sie sind himmelweit von dem entfernt, was man heute ein positives Denken nennt, im Sinne von: Du musst nur auf das Gute achten. Zum Licht der Welt gehört eben immer auch die Erfahrung tiefer Finsternis. Zum Brot des Lebens gehörte auch damals, dass Menschen hungern mussten – wie heute. Zum wahren Weinstock gehörten damals auch die leeren Krüge für ganz viele Menschen. Wer da noch optimistisch ist, denke ich manchmal, der sieht nicht das ganze Bild. Hoffnung dagegen ist kontrafaktisch. Die Zeichen setzen etwas anderes dagegen. Sie verweisen auf ein heilvolles Leben, das in Christus verborgen gegenwärtig ist. Die Trotzskraft des Glaubens. Und entscheidend bei jedem dieser Zeichen ist, dass es konkret ist, an einem Ort für bestimmte Menschen. Es gibt kein allgemeines Zeichen und keine Offenbarung an sich, sondern immer nur hier und jetzt für diese Menschen an diesem Ort oder wie es am Ende der Geschichte heißt: »Und es geschah zu Kana in Galiläa und seine Jünger glaubten an ihn.« Die Frage ist daher: Welches Zeichen brauche ich eigentlich, damit sich mein Leben verändert? Was ist das Zeichen des Kirchentages zu Nürnberg in Franken? Dass wir wie Christus Brot mit anderen teilen, Wasser in Wein verwandeln, das Leben anderer hell machen, Hoffnung und Vertrauen stiften und selbst wie Christus für andere zum Wein werden?

Lieber Herr Sewing, wie denken Sie über die Zeichen der Zeit, über Umkehr und Sinneswandel?

Sewing: Ich glaube, ich würde die Frage beantworten, indem ich den Bibelvers »Die Zeit ist noch nicht gekommen« umdrehe und sage: Die Zeit ist sehr wohl gekommen. Wir stehen aufgrund der Dinge, die wir eben zusammen ausgearbeitet haben, vor großen Herausforderungen. Wenn wir jetzt nicht gewisse Änderungen in der Art und Weise vornehmen, wie wir wirtschaften, dann werden wir eine Situation erleben, wo Europa im Vergleich zu anderen Teilen der Welt abfällt. Ich meine das insbesondere mit dem Blick auf die nächste Generation, auch unter dem Stichwort Klimawandel. Deswegen ist es enorm wichtig, dass wir uns den Herausforderungen jetzt stellen, uns die Zeit nehmen und zum Teil schon radikale Reformen anstoßen. Dies ist wichtig für Deutschland und Europa. Lassen Sie mich drei Herausforderungen skizzieren:

Das Wichtigste ist, dass wir, nachdem wir richtigerweise Europa in einem Friedensprozess geeint haben, nun einen echten europäischen Heimatmarkt definieren. Es kann einfach nicht sein, dass ein Mittelständler, ein Familienunternehmer – ich rede überhaupt nicht von den DAX-Unternehmen – für jedes Produkt, was er außerhalb von Deutschland in die Europäische Union bringt, unterschiedliche Dinge zu erfüllen hat. Ob es Datenprozesse sind, ob es Technologieprozesse sind, ob es Steuern sind, ob es Zölle sind. Wir haben immer noch unterschiedliche Vorschriften. Wenn wir es nicht schaffen, einen europäischen Heimatmarkt mit 450 Millionen Einwohnern zu kreieren, dann werden wir es nicht schaffen, auf Dauer wettbewerbsfähig mit China, Indien, Amerika und anderen aufstrebenden Ländern zu sein.

Der zweite Punkt, den wir ändern müssen und der enorm wichtig ist, ist die Regulierung. Keine Angst, ich meine gar nicht die Bankenregulierung, sondern ich meine, dass alles, was wir machen in Europa, überreguliert wird. Wenn wir es nicht schaffen, diese Regulierung wieder zurückzuführen, werden wir keine Innovationen mehr in Europa haben. Wir sind gerade auf dem besten Weg, einzelne Technologien in der grünen Transformation so zu regulieren, dass die Anbieter aus Deutschland oder Europa herausgehen und in Amerika investieren. Und das ist schlecht für unsere Bevölkerung. Das ist schlecht für unseren Wohlstand. [...]

Das bringt mich zum dritten Punkt. Wir müssen uns wirklich Gedanken machen, wie wir die gesamte Transformation zur grünen Wirtschaft, die absolut notwendig ist, finanzieren. Und das bedeutet, es muss andere

Wege der Finanzierung geben als Staatsverschuldung oder Finanzierung, die nur von den klassischen Banken kommt. Jetzt werden Sie sich wundern, dass ich das sage, aber unsere Mittel sind begrenzt. Ich gebe Ihnen eine Zahl, die mir wirklich am Herzen liegt. Die Transformation zur grünen Wende in Europa, zu Net Zero im Jahr 2050, die wir uns alle vorgenommen haben und die rein egoistisch betrachtet für uns das Allerwichtigste ist, weil sonst unser Lebensraum nicht mehr da ist – kostet die Europäische Union pro Jahr netto 500 Milliarden Euro. 30 mal 500 Milliarden sind 15 Trillionen. Wenn wir uns den Usancen des gemeinsamen europäischen Kapitalmarkts nicht öffnen und nicht mehr private Investitionen in das Land reinlassen, werden wir diese Wende nicht schaffen. Deswegen sind diese drei Dinge – die Schaffung eines europäischen Binnenmarktes, die drastische Verringerung von Regulierungsschleifen und die Öffnung Europas für einen öffentlichen Kapitalmarkt – die Kerndinge, die wir jetzt machen müssen, damit wir in den nächsten zehn Jahren Wachstum haben und uns weiterhin auch als kompetitiver Standort in Europa stellen können. Ich glaube, darauf kommt es an.

Das bringt mich natürlich zu der Frage, was für Sie der nächste Schritt oder die nächste Zeit ist?

Latzel: Ich fange mal ganz persönlich bei mir an. Ganz fromm geredet. Für mich ist Zeit, Christus nachzufolgen, Hoffnung zu leben. Der erste Schritt für mich ist, dass ich so etwas von Maria lernen will, das Gotteskind im Anderen zu entdecken, Vertrauen in andere zu stiften. [...]

Das andere: Wie reich bin ich eigentlich? Achten wir eigentlich hinreichend darauf, auf den inneren Kompass, worauf es tatsächlich ankommt? Ich nehme mir selbst die Zeit und den Mut, das Zeichen zu sein, das sich andere ersehnen oder das ich gerne von anderen hätte und auf das die Welt wartet. Das wünsche ich Ihnen und uns allen in den kommenden Tagen hier am Kirchentag, dass wir hinhören: Was ist für uns an der Zeit und was ist unser Zeichen, das wir für andere setzen können, damit sie das Gotteskind in sich entdecken?

Bibelarbeit¹ am Samstag, 8. Juni 2023, Frankenhalle

Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, Berlin

*»Wacht auf, es nahet sich dem Tag!
Ich höre singen im grünen Hag
Die wonnigliche Nachtigall;
Ihr Lied durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf von Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth'
Her durch die trüben Wolken geht,
Daraus die lichte Sonn' thut blicken,
Der Mond thut sich hernieder drücken;«²*

Welch Lebensfreude, welch Optimismus sprechen aus dem Gedicht über die Nachtigall. »Durch trübe Wolken blickt die lichte Sonne!« Es stammt – der ein oder andere im Saal hat es vielleicht erkannt – hier aus Nürnberg, vom leidenschaftlichen Anhänger der Reformation Hans Sachs. Er nannte es »Die Wittenbergische Nachtigall«.

Martin Luther ist es, der hier besungen wird; seine Stimme durchdringt Berg und Tal, vertreibt das Dunkle. Welche Zuversicht, welche Erwartungen verband Sachs mit diesem neuen Aufbruch im Glauben! »Wacht auf, es nahet gen den Tag! Eine neue Zeit bricht an!« Hans Sachs und sein Ruhm als Meistersinger erinnern mich daran, wie sehr die Reformation auch vom Gesang getragen wurde. Neue Lieder von der Freiheit. Lieder, die den Menschen Mut gaben und sie Gemeinschaft erleben ließen.

Auf Kirchentagen spüre ich jedes Mal neu, welche Kraft der gemeinsame Gesang hat. Deshalb bin ich froh und dankbar, dass wir heute Morgen bei dieser Bibelarbeit nicht nur einem Text nachspüren, sondern auch gemeinsam singen. Wir werden dabei unterstützt von dem Jungen Chor Sloka aus Lettland.

Dass Lieder die Welt verändern können, wissen unsere lettischen Gäste ebenso gut wie Martin Luther und seine Zeitgenossen. Sie können erzäh-

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

² Hans Sachs: Die Wittenbergische Nachtigall, zitiert nach: Edition Gutenberg, <https://www.projekt-gutenberg.org/sachs/poetwerk/poetw32.html> [zuletzt gesehen am 25.10.2023].

len von der Singenden Revolution, in der sie sich in den späten 80ern und frühen 90ern die Unabhängigkeit von der Sowjetunion erkämpften. Ich bin alt genug, ich erinnere mich selbst lebhaft an die eindrücklichen Bilder vom 23. August 1989, als zwei Millionen Menschen eine über 600 Kilometer lange Menschenkette bildeten von der Nordküste Estlands bis in den Südosten Litauens. Zwei Millionen Menschen, die dort standen und sangen. Nichts weiter als das, und doch eine eindrückliche Demonstration der Freiheit. »Die Lieder machten uns Mut, weil wir sahen und spürten, dass das Regime dem Lied gegenüber machtlos war.« – so hat Pastor Gusevs, der geistliche Leiter unseres Gastchors, diese singende Revolution beschrieben.

Dem Lied gegenüber machtlos – das trifft es im Kern. Denn die lettischen Volkslieder, die Dainas, waren so etwas wie kondensierte Nationalidentität geworden, schon seit den Zeiten sowjetischer und dann deutscher Besetzung in den 1940er Jahren. Nicht umsonst riskierte Straflager, wer sie sang.

Von Lettland nehme ich Sie nun mit nach Galiläa. Denn der Text für unsere heutige Bibelarbeit spielt in Kana; er findet sich bei Johannes im zweiten Kapitel.

[Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier liest Joh 2,1–11]

Die Hochzeit zu Kana – ein ungewöhnlicher Text. Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht. Wir alle haben diese Geschichte oft gehört. Und doch lässt sie mich jedes Mal etwas ratlos zurück. Sie lässt sich nicht auf Anhieb entschlüsseln und einordnen!

Ich habe mich zunächst gefragt, wie es ausgerechnet eine solche Wundergeschichte in die Bibel geschafft hat – und dazu an eine so prominente Stelle, als erstes Zeichen Jesu, mit dem er sich seinen Jüngern offenbart. Eine Hochzeit, bei der Wasser in Wein verwandelt wird? Jesus als Zauberer? Ist das nicht etwas dick aufgetragen? Zu meinem Bild des menschgewordenen Sohn Gottes mag das nicht so recht passen. Und ja, es stört mich regelrecht: Diese Übertreibung, diese Überhöhung, als wäre Jesu Reden und Wirken nicht genug, als bräuchte es Wunder und Knalleffekte. Ebenso verwundern mich die Worte Jesu. »Was geht uns das an? Meine Stunde ist noch nicht gekommen«, so herrscht er seine Mutter an. Fast widerwillig scheint er sich in die Situation hineinziehen zu lassen. Ist das die Nächstenliebe, die Barmherzigkeit, von denen so viele Geschichten in den Evangelien erzählen? Lehrt Jesus uns nicht eigentlich das Gegenteil: Hilf wo du kannst, wann immer du kannst, jetzt ist die

Zeit? Richten wir zur Annäherung an die Geschichte unseren Blick vielleicht erst einmal auf das, was uns nah ist.

Das Setting dagegen, die Ausgangssituation, aus der sich die Geschichte entwickelt, ist mir und bestimmt uns allen heute noch so einfach zugänglich wie zu Johannes Zeiten. Die Hochzeit, einer der Höhepunkte, der großen Freudentage im Leben. Das weckt bei jedem von uns sofort lebendige Assoziationen, Erinnerungen und Bilder. Es geht um die Liebe, die Träume zweier Menschen – und es ist gleichzeitig ein Fest, das hinausweist über das Brautpaar im Mittelpunkt. Die Hochzeit als Moment der Gemeinschaft, der Zuversicht, des Blicks nach vorn. Wer heiratet, setzt auf Zukunft und Lebensbejahung. Wer heiratet, vertraut darauf: Künftiges Leben ist möglich und soll seine Chance erhalten. Leben endet nicht mit uns. Es wird eine neue Generation geben.

Mich hat schon immer beeindruckt, wie Menschen zu allen Zeiten auch unter widrigsten Gegebenheiten diese Zuversicht gefunden haben.

Im vergangenen Jahr gab es in Deutschland 97 Ehepaare die ihre Kronjuwelen-Hochzeit feiern konnten und der Bundespräsident hatte die schöne Aufgabe, ihnen zu gratulieren. Sie alle hatten im Jahr 1947 geheiratet, kurz nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, in einer Zeit von bitterem Hunger, von zerstörten Familien. Es waren bestimmt keine prächtigen Feste, aber – so schreiben mir viele der Jubilare – es waren persönliche Freudentage, Tage der Hoffnung, der Zuversicht.

Beeindruckt war ich auch, als ich vor kurzem las, dass die Anzahl der Trauungen in der Ukraine seit letztem Jahr stark angestiegen ist.

Was mag in den Köpfen der Brautpaare vorgehen an diesem ihrem Hochzeitstag? Wissend um die Gefahr, in der sie leben, nicht wissend, wie lange sie zusammenbleiben können? In solch einer Lage darauf zu vertrauen, dass es eine Zukunft geben wird, in der Familien und Kinder wieder gut leben können, das ist ein mutiger Schritt ins Ungewisse. Es ist ein Vertrauen darauf, dass selbst im größten Dunkel Neues entstehen kann. Es ist, als werfe jede einzelne dieser Hochzeiten ein Körnchen Leben, Hoffnung, Zukunft in die Maschinerie des menschenverachtenden Angriffskriegs.

Ein wenig von diesem trotzigem Mut brauchten vielleicht auch die Brautleute aus unserer Geschichte in Kana. Denn auch sie feiern ihre Hochzeit allen äußeren Widrigkeiten zum Trotz – und in einer Zeit und einer Region voller Konflikte und Umwälzungen. Moderne und Tradition, jüdi-

sche Bevölkerung und römische Besatzer, Arm und Reich prallen mit Wucht aufeinander. Palästina ist zerteilt und mit Steuern belegt, Galiläa regiert von einem Despoten, der zwar vorgibt Jude zu sein, aber wenig Rücksicht auf die religiösen Gefühle seiner Untertanen nimmt. In den Städten blühen Handel und Kultur, die Menschen sind offen für die neuen Machthaber und ihre Ideen.

Eine neue Hauptstadt wird in Galiläa gebaut, mit Forum, Theater und Rennbahn, und zu Ehren nach dem römischen Kaiser benannt: Tiberias. Die jüdische Landbevölkerung – so stelle ich es mir jedenfalls vor – muss die Wucht der Veränderungen mit Argwohn betrachtet haben. Dass für die neue Hauptstadt ein jüdisches Gräberfeld weichen muss, kann sie nur als Angriff auf ihre Traditionen verstehen. Am steigenden Wohlstand ist sie nicht beteiligt. Wie eh und je kämpfen die Kleinbauern um ihr Überleben, beackern ihre Felder, fahren zum Fischen auf den See. Es ist also durchaus ein Statement, dass Jesus sich Kana aussucht für sein erstes Zeichen, für die Offenbarung seiner von Gott kommenden Kraft – und nicht etwa die Bühne des neuen Theaters in Tiberias oder einen anderen prominenteren Ort. Nein, ausgerechnet Kana, eine kleine Stadt am Rande des Römischen Reiches. Ein Ort an der Peripherie, ein Ort, wie es ihn dutzendmal gibt. Hierhin lenkt er den Scheinwerfer. Hier mischt er sich unter die Menschen. Sie hebt er hervor. Ihnen gibt er das Gefühl: Ihr seid es wert.

Mir kommt beim Nachdenken darüber ein tolles Buch in den Sinn, das gerade vor wenigen Tagen als bestes Sachbuch des Jahres ausgezeichnet wurde. Der Historiker Ewald Frie hat darin am Beispiel seiner eigenen Familie den – wie er es nennt – stillen Abschied vom bäuerlichen Leben in Deutschland von den 1950er Jahren bis heute beschrieben. Man wundert sich beim Lesen, wie eine ganze Lebenswelt derart rasant und trotzdem beinahe stillschweigend verschwunden ist. Wie innerhalb einer Familie die älteren Söhne im Dorf geachtet werden, gerade weil sie aus einer großen Bauersfamilie kommen – während über die jüngeren Geschwister nur wenige Jahre später in der Schule die Nase gerümpft wird, weil sie nach Kuhstall stinken.

Wie viele Fertigkeiten, Überzeugungen, Traditionen innerhalb von einer oder zwei Generationen verloren gegangen sind. Mit welcher Entwertung-Erfahrungen viele Menschen im ländlichen Raum umgehen mussten.³ Was mich an dem Buch so berührt hat, ist nicht die Verklärung des

³ Vgl. Ewald Frie: Ein Hof und elf Geschwister. Der stille Abschied vom bäuerlichen Leben in Deutschland. München 2023.

Bauernlebens – darum geht es dem Autor auch gar nicht. Berührt hat mich der wertschätzende, ernstnehmende Blick auf die ländliche Lebenswelt, auf Wertvorstellungen und Lebensmodelle, die uns erst einmal völlig fremd erscheinen. Ich würde mir manchmal wünschen, wir hätten in unseren heutigen Debatten etwas mehr davon. Immer wieder höre ich von Menschen, die in ländlichen Regionen leben – und vergessen wir nicht: das ist immer noch die Mehrheit in unserem Land –, dass sie sich so gar nicht wiederfinden in all den Debatten, die in Politik und Gesellschaft lautstark geführt werden. Dass sie sich wünschen, ihre Bedürfnisse würden ernster genommen und als legitim anerkannt. Dass sie nicht moralisch verurteilt werden oder als hinterwäldlerisch belächelt, weil sie andere Werte, Gewohnheiten und Interessen haben.

Nach einem Jahr, in dem ich viel Zeit verbracht habe in verschiedenen kleineren Orten unseres Landes fernab von Berlin, bin ich immer mehr überzeugt: Das ist weit mehr als eine Stilfrage. Es ist eine Frage, die den Kern unseres Zusammenlebens, ja die Stabilität unserer Demokratie berührt. Es ist ja gerade ihr Anspruch, der Anspruch der Demokratie, Raum zu bieten für die Repräsentation verschiedener Interessen. Wenn größere Gruppen sich dauerhaft nicht wiederfinden, beginnt Zustimmung zu bröckeln, verliert die Demokratie an Legitimation. Es muss uns gelingen, die Vielfalt von Lebensentwürfen in unserem Land zu respektieren, sie in unseren Debatten abzubilden, sie in unserer Politik zu berücksichtigen. Statt Überheblichkeit und Vorwürfen wünsche ich mir Austausch und Wertschätzung zwischen den Menschen aus Stadt und Land. Ganz im Sinne von Jesus in Kana. Es spielt keine Rolle, warum der Wein versiegt ist. Entscheidend ist, dass ich bei euch bin und euch unterstütze. Weil ihr es wert seid.

Ihr seid es wert, dass euer Fest gefeiert wird, dass Eure Freude nicht geschmälert wird. Denn was wäre passiert, wenn die Gäste gemerkt hätten, dass der Wein schon aus ist? Wahrscheinlich wäre die Feier rasch zum Ende gekommen, möglicherweise wäre das Paar blamiert, vielleicht die ganze Familie blamiert gewesen. In der Geschichte ist es Maria, die als Erste merkt, dass der Wein ausgetrunken ist, und Jesus um Hilfe bittet. Seine Reaktion ist zunächst merkwürdig abweisend: »Bei allem Respekt, Frau, was geht uns das an? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.«

Was geht uns das an? Diese Frage ist uns aus den politischen Debatten der letzten Jahre sehr vertraut geworden. Immer wieder wurde sie gestellt!

Eurokrise 2014, Griechenland schwächelt: »Was geht uns das an?«

Flüchtlingskrise 2015, Tausende fliehen vor dem Bürgerkrieg in Syrien: »Was geht uns das an?« Coronakrise 2020, alte Menschen sterben allein in Pflegeheimen: »Was geht uns das an?«

Und zuletzt, Angriff auf die Ukraine vor einem Jahr: »Was geht uns das an?«

Und nun auch Jesus: Was geht uns das an?« Darüber stolpere ich. Warum fragt er das? Ist nicht die Linderung akuter Not, die Hilfe in einer Zwangslage, genau seine Stunde?

Steckt darin nicht eine der Kern-Aussagen der christlichen Gebote? Andersherum gefragt: Kann jemals nicht die Zeit für Nächstenliebe sein? Vielleicht hat sein Zögern einen Hintergrund, der über diese Geschichte hinausweist. Da ist eine Klammer: In Kana das erste Zeichen, eine Wundertat, aber Jesus sagt: »Meine Stunde ist noch nicht gekommen.« In Golgatha am Kreuz, und Jesus sagt: »Es ist vollbracht.«⁴ Das ist seine eigentliche Stunde. Die erst einmal merkwürdigen Worte Jesu verstehe ich als Verweis aufs Kreuz. Er ist nicht darauf aus, wie umgekehrt viele Herrscher seiner Zeit, durch Brot und Spiele die Gunst der Menschen zu gewinnen. Die Knalleffekte sind ihm nicht wichtig. Vielleicht verwehrt er sich auch gegen manche Erwartungshaltung, dass er kommen und alles richten soll. Er will, dass wir ihn von seinem Ende – von Tod und Auferstehung – her verstehen.

»Meine Stunde ist noch nicht gekommen« – das ist keine Absage an Nothilfe und Menschenliebe. Denn nein: Es kann niemals nicht die Zeit für Nächstenliebe sein. Daran lässt auch Jesus keinen Zweifel. Die Zwangslage der Brautleute lässt ihn nicht kalt. Sein Zeichen ist konkrete Hilfe in Not. Worum aber geht es bei dieser Hilfe? Was macht Jesus konkret? Wenn ich versuche, die Bedeutung der Wundertat zu ergründen, dann erschließen sich plötzlich neue Perspektiven auf die Geschichte. Denn eigentlich geht es in Kana doch um eine Erzählung des Wandels, der Transformation!

Etwas Profanes, wie das Wasser, wird in Gegenwart Jesu zu etwas Kostbarem und Besonderen. Wein ist in Galiläa zwar Hauptnahrungsmittel, ebenso wie Brot und Öl; aber das schmälert nicht seine Kostbarkeit. Er »erfreut des Menschen Herz«, heißt es in Psalm 104. Vor allem aber weist der Wein in die Zukunft, auf die kommende Heilszeit, die bei den Propheten oft mit einem Überfluss an Wein verbunden wird.

⁴ Joh 19,30

Können wir aus der Geschichte vielleicht die Hoffnung lesen, dass alle Dinge verwandelt werden können? Steckt darin gar die Zusage, im Angesicht versiegender Ressourcen nicht zu verzweifeln?

Dann steckt ja in der Geschichte plötzlich eine Zusicherung, die auch in unsere Zeit passt, ja die wir vielleicht sogar dringend nötig haben. In diese Zeit des Umbruchs, der Unsicherheit. Eine Zeit, in der die Krise zur Normalität geworden ist.

Der Angriff Russlands auf die Ukraine hat unsere internationale Ordnung zertrümmert und Tod, Leid und Hunger gebracht. Der Klimawandel fordert eine radikale Neuerfindung unseres Lebens und Arbeitens, was vielen Menschen Angst macht und für andere viel zu langsam geht. Die Digitalisierung verändert unseren Umgang miteinander und unseren Blick auf die Welt, Menschen vereinzeln, Begegnungsorte gehen verloren, und die rasante Entwicklung der künstlichen Intelligenz stellt uns vor ganz grundsätzliche Fragen der Grenzen unserer eigenen Existenz.

Viele Menschen fühlen sich von der Wucht der Veränderungen überrollt. Es ist ja nicht so, dass die vergangenen Jahre nicht schon Kraft gekostet hätten, gerade unter den Bedingungen der Pandemie. Viele Menschen sind »veränderungerschockiert«, wie der Soziologe Steffen Mau das nennt.⁵ Sie sehnen sich nach einer Atempause, nach Ruhepunkten und beständigen Gewissheiten. In der Geschichte aus Kana können wir dagegen die positive Kraft des Wandels spüren. Denn Wandel meint hier den qualitativen Sprung nach vorn, die Verbesserung des Lebens. Damit bin ich plötzlich ganz nah am Kern meines Christ-Seins.

Denn für mich bedeutet Christentum immer gerade eines: Die Aufforderung an jeden von uns, die Dinge nicht so zu lassen, wie sie sind, und aus der Gnade Gottes die Kraft zu schöpfen für die Verbesserung der konkreten gesellschaftlichen Realität. Darin steckt beides, Befähigung und Erwartung. Wie gut tut diese Zusicherung, die im ersten Zeichen Jesu in Kana steckt: Wo ich bin – so ist die Botschaft –, können sich die Dinge zum Besseren wandeln. Wie gut tut diese Zusicherung, wenn wir in die Ukraine schauen: Unsere Hoffnung auf Frieden, sie stirbt nicht. Und unsere Arbeit für den Frieden darf nicht enden. Wie gut tut diese Zusiche-

⁵ Steffen Mau erläutert seine These der veränderungerschockierten Gesellschaft unter anderem in einem Beitrag im Gespräch mit Liane von Billerbeck mit dem Titel »Eher veränderungerschockiert als diktatursozialisiert« (Deutschlandfunk, 21.06.2021); <https://www.deutschlandfunkkultur.de/debatte-ueber-afd-erfolge-in-ostdeutschland-eher-100.html> [zuletzt gesehen am 25.10.2023].

rung, wenn ich an die Menschen in den Flüchtlingslagern, an die Toten im Mittelmeer denke, und zugleich aus vielen Kommunen höre, die an ihre äußersten Grenzen kommen. Ich darf vertrauen: Wir können das Leid nicht immer und selten sofort abschaffen, aber die Zustände verbessern. Es ist möglich, das Gebotene mit dem Machbaren zu verbinden. Das ist anspruchsvoll, ja. Aber: Wir müssen unser Herz nicht verschließen. Wie gut tut diese Zusicherung, wenn ich an abgehängte Orte in unserem Land denke, in denen wirtschaftliche Perspektiven wegbrechen, junge Leute abwandern und demokratiefeindliche Hetzer zunehmend den Ton angeben. Wir dürfen vertrauen auf die vielen Engagierten, die sich dem Niedergang entgegenstemmen, die Neues aufbauen, Perspektiven schaffen. Gemeinsam werden wir unsere Demokratie verteidigen.

Vielleicht sollten wir uns die Maria in Kana zum Vorbild nehmen. Sie erkennt die Not, spricht aus, woran es mangelt, verleiht denen eine Stimme, die Hilfe brauchen. Sie vertraut fest darauf, dass Jesus handeln wird, auch wenn zunächst alles dagegen spricht – inklusive Jesus selbst. Schroff weist er sie zurück, aber sie vertraut. Wenn Wasser zu Wein wird, so heißt das nichts anderes als das: Wir dürfen Zuversicht haben.

Ich will nicht verhehlen: Es gibt schließlich noch einen weiteren Aspekt an dieser Geschichte, der mir merkwürdig vorkommt: Und das ist das schiere Übermaß an Wein, das Jesus der Hochzeitsgesellschaft zur Verfügung stellt.

Aus dem Text entnehmen wir, dass dies auch dem Johannes anscheinend wichtig war: Genau beschreibt er die Gefäße und ihre Füllgröße. Daraus lässt sich errechnen, dass Jesus rund 1000 Flaschen Wein verfügbar macht. Selbst wenn man in Rechnung gestellt, wie groß jüdische Hochzeitsgesellschaften damals gewesen sind, ist das eine unglaubliche Menge. Warum so viel? Das fragt sich nicht nur der mit Askese vertraute Reformierte.

Es ist doch beinah obszön für heutige Ohren, eine Lebensmittelverschwendung geradezu! Einer meiner Vorgänger, Gustav Heinemann, sagte einmal: »Das Nebeneinander von satten und hungrigen Menschen gehört zu den großen Widersprüchen in dieser Welt.«

Daran hat sich trotz vieler Anstrengungen nichts geändert. Weltweit hungern so viele Menschen wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht. Ein Kriegsherr setzt Hunger zynisch als Waffe ein und trifft Menschen nicht nur in der Ukraine, sondern in vielen der ärmsten Länder auf der Welt. Wir müssen jede Anstrengung unternehmen, um die weltweite Hungerkrise zu bekämpfen und den Menschen im globalen Süden zu helfen!

Nein, um ungerechte Verteilung kann es in Kana nicht gehen. Ich glaube, dass in dieser Fülle eine ganz andere Botschaft steckt. Der Wein steht für die Lebensfreude, die Lebenskraft – und an der soll es nicht mangeln, wo Jesus ist. Da, wo Menschen sich begegnen, miteinander das Leben feiern wider den Tod, die Zerrissenheit und die Angst, da offenbart sich Gott und schenkt Freude im Übermaß.

Aber ich glaube, es geht noch um mehr. Denn da ist der Verweis aufs Kreuz: Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Da schwingt ja mit: Sie wird aber kommen, denn meine Zeit auf Erden ist begrenzt. Der Volksmund sagt: Man muss die Feste feiern, wie sie fallen. Jesus sagt: Jetzt ist unsere Zeit – nutzen wir sie, um aus dem Gegebenen etwas Besonderes zu machen. Es geht also nicht nur um das Ob des Wandels, der Veränderung, sondern auch um das Wie. Es ist uns eine Frist gegeben, und die sollen wir nutzen.

Nicht verdrießlich und verzagt, sondern lebensfroh und gemeinsam! Ist das vielleicht ein Rat, der uns helfen könnte in den aktuellen Auseinandersetzungen um die Klimapolitik? Auseinandersetzungen, die immer unversöhnlicher geführt werden, und die bei aller technologischen Detailschärfe manchmal zu vorschnell über menschliche Ängste hinweg gehen? Steckt hierin nicht auch ein Plädoyer für Gemeinschaft, für Gemeinsamkeit?

Ich sehe mit wachsender Sorge, wie gerade in klimapolitischen Debatten dieser gemeinsame Blick verloren geht, sich Lager formieren, zwischen denen der Austausch schwierig wird. Daraus kann nichts Gemeinsames entstehen – und wir haben alle ein gemeinsames Ziel! Zweifellos ist ein noch effektiverer Kampf gegen den Klimawandel notwendig.

Mein Eindruck ist auch nicht, dass es an Einsicht fehlt – sondern dass es jetzt um die Frage geht, wie wir die auf den Weg mitnehmen, denen es objektiv schwerer fällt. Ihre moralische Diskreditierung kann jedenfalls nicht die Antwort sein. Wir müssen ehrlich über Brüche sprechen, die der notwendige Umbau unserer Wirtschaft mit sich bringen wird. Wir dürfen die Belastungen nicht aus dem Blick verlieren, die Menschen ganz unterschiedlich treffen. Die Bekämpfung des Klimawandels wird nur gelingen, wenn alle etwas zu gewinnen haben. Es ist eine gemeinsame Anstrengung, und wenn wir einen größeren Teil der Bevölkerung darüber verlieren, haben wir alle verloren.

Die Ermunterung zur Gemeinsamkeit, die uns Jesus mit seinem Wein und der Ermutigung zum Feiern hinterlässt, hat für mich eine große Bedeutung auch weit über die aktuelle Klimadebatte hinaus. Sie ist eine Ermutigung zur Begegnung! Und: Demokratie braucht Begegnung.

Die zunehmende soziale Fragmentierung hat eine destruktive demokratieschädliche Seite. Denn wer sich nur noch von seiner Gruppe beständigen lässt, wer nur noch denkt und fühlt, was in der eigenen Blase gedacht und gefühlt wird, wer die Lebenswelten anderer nicht kennt oder kennen will, der verliert sein Mitgefühl mit anderen und oft auch den Respekt vor ihnen. Und nur wer sich in andere hineinversetzen kann, wer unterschiedliche Perspektiven gelten lässt, wird bereit sein, Kompromisse zu schließen oder mitzutragen – und genau davon lebt Demokratie. Unsere Gesellschaft braucht Gelegenheit und Orte, an denen wir mit anderen, von uns verschiedenen Menschen zusammenkommen.

Und so sehr ich mir wünsche, dass Politik solche Orte schafft – warten muss niemand von uns darauf. Jeder von uns kann sich vornehmen, ab sofort, und auf der Stelle immer wieder mal über den Tellerrand der eigenen Befindlichkeit hinaus zu schauen, bei den Nachbarn klopfen, mit Fremden ins Gespräch kommen, einem Unbekannten Hilfe anbieten.

Die Stärke entsteht durch Gemeinschaft – wer wüsste das besser als wir Christen, und wo lässt sich das besser erleben als hier, auf einem Kirchentag?

Ich wünsche mir, dass wir diese Ermunterung mitnehmen aus Nürnberg, wenn wir wieder in unseren Alltag zurückkehren!

Jesus ermuntert uns zur Feier. Er eröffnet Räume für Veränderung. Er fordert Austausch, Respekt und Gemeinsamkeit ein. Wir dürfen vertrauen: Es kann gut werden. Er schenkt uns Lebenskraft, Gestaltungskraft. Diese Botschaften nehme ich mit aus der Geschichte von der Hochzeit in Kana, und es sind Botschaften des Mutes und der Zuversicht.

Wachet auf, es naht der Tag!

Ich bin dankbar für die große Freude, die aus dieser Geschichte zu uns spricht.

Es ist die Freude, von der auch die wonnigliche Nachtigall singt.

Und: Es ist die Freude, die von den Kirchentagen ins Land strahlt.

Ich bin dankbar über jeden, der diese Freude weitergibt und Hoffnung schenkt. Beides brauchen wir so dringend!

Vielen Dank!

Bibelarbeit¹ in Leichter Sprache am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 5

Dr. Sabine Weingärtner, Präsidentin Diakonisches Werk Bayern, Nürnberg
Anna Rückert, Experte in eigener Sache, Nürnberg

Sabine Weingärtner: Frau Rückert und ich sagen: Einen wunderschönen guten Morgen! Wer sind wir? Frau Rückert, wollen Sie sich kurz vorstellen?

Anna Rückert: Ich arbeite in Boxdorf in der Werkstätte für behinderte Menschen und verpacke da Sachen. Und ich lese heute einen Bibeltext vor. Ich finde, dass Leichte Sprache wichtig ist, weil es viele Leute gibt, die das einfach nicht so gut verstehen. Oder Leute, die kein Deutsch können. Die deutsche Sprache ist schon manchmal eine schwere Sprache für Leute, die das nicht so gut können. Und darum ist Leichte Sprache wichtig.

Weingärtner: Ja, und ich bin Sabine Weingärtner. Ich bin Präsidentin der Diakonie in Bayern. In der Diakonie sind ganz viele Häuser und Einrichtungen Mitglied. Wir versuchen, uns für deren Interessen einzusetzen – für das, was die Menschen, die dort wohnen und dort arbeiten, beschäftigt. Ich freue mich, dass ich heute hier sein kann und mit Ihnen und Euch diese Bibelarbeit machen kann.

Frau Rückert hat es ja schon gesagt, warum Leichte Sprache so wichtig ist. Wir haben noch ein weiteres Hilfsmittel dabei. Und zwar zwei Karten. Ich hoffe, Sie haben alle eine solche grüne und eine rote Karte bekommen. Die grüne Karte bedeutet: Das verstehe ich. Das finde ich gut. Also wenn wir hier vorne Sie etwas fragen und Sie dem zustimmen, dann heben Sie bitte die grüne Karte. Wenn Sie sagen: Das verstehe ich nicht, oder: Ich habe eine Frage – dann bitte die rote Karte heben.

Okay, dann würde ich sagen, wir fangen an mit dem Bibeltext.

[Anna Rückert liest die Bibelstelle vor: Joh 2,1–11. Die Bibelstelle ist in Leichter Sprache. Sie finden die Bibelstelle auf Seite 23–24.]

In dem Bibeltext geht es um ein großes Fest. Frau Rückert, was war denn das letzte Fest, auf dem Sie waren?

Rückert: Das war die Geburtstagsfeier von meinem Neffen. Der ist ein Jahr alt geworden. Feiern sind für mich wichtig, denn es ist wichtig, dass

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

wir uns treffen und einfach miteinander feiern, so wie die Feste fallen. Ostern ist auch wichtig. Osterfrühstück und so.

Weingärtner: Also wie bei der Hochzeit, von der wir im Bibeltext gehört haben, haben Sie auch gefeiert. Was war denn das Besondere an der Feier?

Rückert: Dass wir alle zusammenkommen.

Weingärtner: Dass Sie alle zusammenkommen?

Rückert: Ja, Familie, Freunde...

Weingärtner: Gab es auch was Besonderes zu essen?

Rückert: Ja so wie halt bei Jesus. Viele verschiedene Sachen.

Weingärtner: Gab es auch guten Wein bei der Geburtstagsfeier?

Rückert: Nein.

Weingärtner: Klar, es war ja auch ein Kindergeburtstag. Wer von Ihnen war denn schon mal auf einem Fest? Bitte die grüne Karte hochheben. Ich glaube, es sind alle, oder? Alle waren schon mal auf einem Fest. Warum sind denn Feste so besonders schön?

Rückert: Weil man sich austauschen kann. Weil man miteinander reden kann.

Weingärtner: So geht es mir auch. Also ich finde Feste auch immer besonders schön, weil man Zeit hat. Weil man Zeit hat für Freunde, für Familie, für die Menschen, die einem am Herzen liegen. Und weil es dadurch etwas Besonderes ist. Anders als der Alltag. Ich denke mal, die Menschen auf der Hochzeit in Kana waren bestimmt ganz toll angezogen. So wie bei uns heute. Wenn eine Hochzeit gefeiert wird, zieht man sich besonders an. Wer von Ihnen war schon mal auf einer Hochzeit? Auch alle. Dann wissen wir alle, wie das dort war, als die Menschen zusammengekommen sind und diese Hochzeit gefeiert haben.

Bei der Hochzeit gab es auch etwas Besonderes zu essen. Nicht nur Pizza oder Spaghetti, sondern wirklich etwas Besonderes. Und wir beide, Frau Rückert und ich, hatten uns in der Vorbereitung unterhalten. Es gibt noch mehr Texte in der Bibel, wo es ums Essen geht. Wo Brot, Wein oder vielleicht auch Wasser eine besondere Rolle spielen.

Rückert: Beim Abendmahl zum Beispiel. Gott will immer, dass alle was zu essen haben. Dass alle was Gutes zu Essen haben.

Weingärtner: Fällt Ihnen noch ein Text ein?

Rückert: Psalm 23: Jeder soll genug Wasser haben.²

Weingärtner: Genau, da geht es um eine Wasserquelle. Mir fallen auch noch Texte ein. Zum Beispiel die Geschichte mit Emmaus, wo zwei Jünger sich auf den Weg machen und plötzlich auf Jesus treffen. Sie erkennen ihn aber erst mal gar nicht. Erst, als er das Brot bricht, fällt Ihnen auf: Das ist ja Jesus gewesen. Also Brot, Wein, etwas Besonderes zu essen. Das gehört zu unserem Glauben dazu. Kennen Sie denn noch einen Text? Eine Geschichte, wo es um Essen geht?

Person aus dem Publikum: Das letzte Abendmahl. An dem Vorabend, bevor Jesus gekreuzigt wurde, hat er gemeinsam mit seinen Jüngern das Abendmahl gefeiert. Brot und Wein mit seinen Jüngern geteilt. Zur Vergebung der Sünden.

Weingärtner: Genau, das letzte Abendmahl Jesu. Gibt es da noch einen Text, der Ihnen einfällt? Oder eine Bibelstelle?

Person aus dem Publikum: Die Speisung der 5000 mit Brot und Fischen. Als sie nur zwölf Brote und fünf Fische hatten, und es hat für alle gereicht.

Weingärtner: Genau! Gibt es noch einen Text, wo es um Essen geht?

Person aus dem Publikum: Als Jesus am Ufer auf die Jünger wartet und schon die Fische gebraten hat. Und sie kommen vom Fische fangen zurück, da essen sie dann auch gemeinsam.

Weingärtner: Und vielleicht noch ein letzter?

Person aus dem Publikum: Das Essen von Mose?

Weingärtner: Können Sie noch sagen, wo Mose gegessen hat oder was? Wissen Sie das noch?

Person aus dem Publikum: In der Wüste.

Weingärtner: In der Wüste, genau. Da ist Essen natürlich ganz besonders wichtig. Auch in unserem Text hat das Essen und Trinken miteinander

² Der Psalm 23 heißt Der gute Hirte. Im zweiten Vers steht: »Gott sorgt für mich. Ich esse und trinke und werde satt. Ich finde Ruhe. Das tut mir gut. Mein Atem wird kräftig. Ich lebe.« In: Offene Bibel, Psalm 23 in Leichter Sprache, https://offene-bibel.de/wiki/Psalm_23_in_Leichter_Sprache [zuletzt gesehen am 25. 10. 2023].

eine besondere Bedeutung. Vielleicht ist das eine der wichtigen Botschaften in diesem Text: Wir sollen miteinander feiern. Jesus schenkt uns dieses Leben, damit wir es auch miteinander genießen. Was ist denn für Sie eine der Botschaften in unserem Text?

Rückert: Dass der Jesus immer sagt, wir sollen alle zusammenkommen und es ist genug für alle da.

Weingärtner: Genau, eigentlich ist genügend für alle da. Leider ist das in unserer Welt nicht immer so, dass wir nur feiern können und jeder genug zu essen hat. Aber vielleicht ist genau das ein Auftrag an uns. Dass wir den anderen oder die andere im Blick haben. Dass wir schauen: Wo fehlt jemandem etwas? Wo kann sich jemand vielleicht kein Essen kaufen?

Gibt es noch etwas, Frau Rückert, wo Sie sagen: Das ist mir wichtig an diesem Text?

Rückert: Dass alle mal wieder in Frieden miteinander leben. Nicht immer streiten wegen Kleinigkeiten.

Weingärtner: In dem Text wird nicht gesagt, dass die Leute gestritten haben, sondern es wird gesagt, dass sie miteinander gefeiert haben. Deswegen denke ich, dass Sie an diesem Tag in Frieden miteinander zusammen waren – so wie Sie gesagt haben, Frau Rückert.

Rückert: Ich meinte für immer.

Weingärtner: Dass wir für immer in Frieden miteinander leben. Das ist ein guter Wunsch. Es wäre schön, wenn wir wirklich immer in Frieden zusammenleben können. Vielleicht ist auch das ein Auftrag an uns. Sich für den Frieden einzusetzen. So wie die Menschen in Kana friedlich an einem Tisch sitzen können. Und uns nicht bekriegen. Wie jetzt in der Ukraine zum Beispiel.

Rückert: Ja.

Weingärtner: Was ist denn für Sie eine Botschaft des Textes? Wer möchte dazu etwas sagen?

Person aus dem Publikum: Für mich bietet der Text die Botschaft: Geh offen auf deine Mitmenschen zu. Sei hilfsbereit und offen. Und gleichzeitig: Lass dich einfach inspirieren³ von neuen Erfahrungen, von Wert-

³ Inspirieren bedeutet etwas Neues zu erleben oder zu tun.

schätzung.⁴ Und zeige auch Wertschätzung gegenüber deinen Mitmenschen. Das ist die Botschaft, die auch aus dem Text hervorgeht.

Person aus dem Publikum: Wir hoffen, dass der Krieg bald aufhört.

Person aus dem Publikum: Die Lebensfreude ist viel stärker als jede Peinlichkeit.

Person aus dem Publikum: Da kommt noch was Gutes. Den guten Wein gibts am Schluss.

Person aus dem Publikum: Ich finde es sehr toll, dass Jesus nicht sagt: Alkohol ist nicht gesund. Sondern er sieht einfach: Was brauchen die Leute? Was ist hier wichtig? Und da hilft er.

Person aus dem Publikum: Wenn es ums Essen geht, dann muss man auch Obst und Gemüse teilen.

Weingärtner: Genau. Ganz wichtig, auch Gesundes soll man teilen. Ja. Vielen Dank für das, was Sie in diesem Text entdeckt haben. Frau Rückert, haben Sie noch eine offene Frage?

Rückert: Nein.

Weingärtner: Okay. Haben Sie im Publikum denn noch eine offene Frage?

Person aus dem Publikum: Jesus teilt das Essen mit seinen Jüngern.

Weingärtner: Genau, das war eine Aussage: Jesus teilt das Essen mit seinen Jüngern immer wieder, auch auf der Hochzeit.

Person aus dem Publikum: Mich wundert aber, warum der sich am Anfang so ziert. Als die Maria sagt: Denen fehlt Wein, da sagt Jesus: Nö, nö, da mischen wir uns noch nicht ein. Und dann macht er das doch.

Weingärtner: Haben Sie da eine Antwort drauf, Frau Rückert? Warum sagt Jesus nicht gleich: Ja, ich habe hier noch Wein!

Rückert: Weil er den guten Wein aufheben wollte.

Weingärtner: Das hat er schlau gemacht, den guten Wein aufgehoben!

Rückert: Jesus hat ja gesagt, es gibt immer guten Wein, es gibt keinen schlechten.

Weingärtner: Genau. Bei Jesus gibt es immer guten Wein, da gibt es nie schlechten Wein. Ich würde sagen, das ist auch ein Versprechen an uns.

⁴ Wert-Schätzung bedeutet den anderen toll finden und ihn besonders gern zu mögen.

Wenn wir uns auf Jesus einlassen, wird es uns immer gut gehen. Er sorgt immer für uns. Ja, so wie bei der Hochzeit. Er hält den guten Wein für uns bereit.

Eine Frage hätten wir noch. Die Frage ist für mich, was ist das Besondere des Wunders? Also was ist für euch das Besondere des Wunders? Da wird ja Wasser eben zu Wein. Was ist für Sie das Besondere des Wunders, Frau Rückert?

Rückert: Dass es immer Wunder gibt, die man nicht voraussehen kann.

Weingärtner: Ja, das ist das Kennzeichen eines Wunders. Das es einfach passiert – Dann, wenn man am wenigsten damit rechnet. Und dass man dann statt Wasser plötzlich Wein entdeckt.

Was jetzt am Tage ist – Gen 50,15–21

Bibelarbeiten am Freitag, 9. Juni 2023

Bibelarbeit¹ am Freitag, 9. Juni 2023, St. Jakob

Lukas Amstutz, Co-Präsident Konferenz der Mennoniten, Liestal/Schweiz

Geschätzte Mitmenschen
Liebe Geschwister in Christus,

schön, dass Sie sich Zeit für diese Bibelarbeit nehmen. So ein Kirchentag besteht ja maßgeblich aus der sprichwörtlichen Qual der Wahl. Gelandet sind Sie bei einem Mennoniten aus der Schweiz, der an diesem Deutschen Evangelischen Kirchentag eine Bibelarbeit hält. Das klingt nun vorerst nicht besonders aufregend, ist es auch nicht – Gott sei Dank!

Ganz selbstverständlich ist es dann aber auch wieder nicht. Denn wer mit der Kirchengeschichte etwas vertraut ist, weiß: Die Beziehung zwischen evangelischen Kirchen und den Mennoniten ist historisch gesehen, gelinde gesagt, kompliziert. Als vor 500 Jahren die Reformation ihre Kreise zog, gab es innerhalb dieser reformatorischen Familie Konflikte. Darüber, was und wie Kirche sein soll, gab es unterschiedliche Meinungen und heftigen Streit. Die Täuferbewegung, zu der sich heutige Mennoniten zählen, geriet mit ihren Kirchenträumen zunehmend als Schwärmer, Ketzer und gefährliche Spinner unter Druck. Verachtungsvoll wurden die einstigen Glaubensgeschwister als »Pest«, »Unkraut« und »verdorbene Menschen« bezeichnet.² Es blieb letztlich nicht bei unschönen Worten. Über Jahrhunderte wurden Täuferinnen und Täufer verhaftet, enteignet, vertrieben und getötet – immer auch mit dem Segen der offiziellen (evangelischen) Kirche. Die Geschichte lehrt uns also: Ein Mennonit auf einem Evangelischen Kirchentag ist vielleicht doch nicht so selbstverständlich, wie es uns heute scheint. Diese für uns geltende Normalität ist möglich geworden, weil Menschen um Christi Willen Schritte gewagt haben, die Erinnerungen geheilt und Versöhnung ermöglicht haben.

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

² Huldrych Zwingli: Schriften IV, Zürich 1995, S. 341–343.

Keine Sorge: Sie haben sich hier nicht in ein kirchengeschichtliches Seminar verirrt. Aber dieser Ausflug in die Reformationsgeschichte führt uns direkt zu dem Bibeltext, der uns für den heutigen Tag zugefallen ist. [Lukas Amstutz liest Genesis 50,15–21].

Diese Szene gehört zum Schluss der Josefsgeschichte, eine der längsten zusammenhängenden Erzählungen in der Bibel. Wer Geschichten mit Happy End liebt, ist hier goldrichtig. Schon beinahe kitschig endet eine Familiengeschichte, die in einem dramatischen Auf und Ab verlaufen ist. Immer wieder kommt es dabei zu unerwarteten Wendungen. Auch am Schluss. Denn wer die ganze Geschichte kennt, wundert sich vielleicht über unseren Text. Bereits fünf Kapitel vorher wird uns nämlich eine hochemotionale Szene geschildert: Der totgeglaubte Josef gibt sich seinen nichtsahnenden Brüdern als zweitmächtigster Mann in Ägypten zu erkennen. Es folgen ein tränenreiches Wiedersehen mit dem Vater und, dank einer überaus großzügigen Willkommenskultur des Pharaos, der Umzug der gesamten Familie aus dem hungersnotgeplagten Israel nach Ägypten. Für die wiedervereinte Familie steht einer glücklichen Zukunft in der Fremde nichts mehr im Wege.

Wenn es einfach um eine rührende Geschichte ginge, wäre auch dies ein schönes Ende. Aber die Geschichte ist eben noch nicht fertig. Im Gegenteil, sie holt ihre Protagonisten noch einmal so richtig ein. Auslöser dafür ist der Tod des Vaters. Als Jakob stirbt, gerät das Familiensystem erneut gehörig ins Wanken. Vor allem Josefs Brüder befürchten, dass es mit der friedlichen Familienharmonie nun vorbei sein könnte. Vielleicht hat Josef sich ja nur dem Vater zuliebe zurückgehalten, sich bei seinen Brüdern für das erlittene Unrecht so richtig zu rächen. Angesichts der Machtfülle ihres Bruders sind dies mehr als schlechte Aussichten. Drängender als je zuvor stellt sich ihnen die Frage: Wie leben wir als Brüder mit unserer Konfliktgeschichte dauerhaft miteinander? Ist ein friedliches Miteinander angesichts der Vorgeschichte überhaupt möglich?

Unser Bibeltext drängt dazu, die ganze Josefsgeschichte von ihrem Ende her zu lesen. Sie führt uns damit an den Punkt, an den Konfliktgeschichten meist irgendeinmal führen: Es stellt sich die Frage nach der Zukunft des Zusammenlebens in und vor allem nach einem Konflikt. Eine Frage, die sich Konfliktparteien entweder direkt stellt oder zumindest deren Nachfahren. Irgendeinmal kommt der Punkt, an dem zerstrittene Parteien an einem Tisch sitzen müssen. Das unheilvolle »Wie du mir, so ich dir«-Prinzip muss irgendwie durchbrochen werden, wenn es eine gemeinsame Zukunft geben soll.

Als Teil der Erzeltern-Geschichte bietet sich die Josefserzählung unweigerlich an, zunächst eigene Familien- und Beziehungserfahrungen zu reflektieren. Denn mit der hier geschilderten Dynamik dieses Familiensystems können sich bis heute viele Menschen recht schnell identifizieren: Lieblingskinder und der Kampf um die Gunst der Eltern, Geschwister rivalitäten bis hin zu Übergriffen, Träume und Albträume, unterschiedliche Karriereverläufe, Aussprache und Versöhnung – es fehlt wahrlich nicht an Anknüpfungspunkten für moderne Lebenswelten. Unsere Überlegungen müssen sich dabei allerdings nicht auf das familiäre Umfeld beschränken. Die Exegese hat gezeigt, dass sich hinter dieser Familiengeschichte ein größerer Konflikt verbergen könnte. Da Josef und Juda in der gesamten Erzählung die wichtigsten Figuren sind, verarbeitet die Geschichte möglicherweise einen innerisraelitischen Konflikt zwischen dem Nordreich (Josef) und dem Südreich (Juda). Und in der Tat zeigen sich sowohl bei der Niederlage des Nordreiches Israel (722 v.Chr.) als auch beim Niedergang des Südreiches Juda (587 v.Chr.) auffällige Bezüge zur Josefsgeschichte.

Einen Konflikt vom Ende her zu denken, muss daher nicht auf einen engen familiären Kontext reduziert bleiben. Gerade die Josefsgeschichte regt dazu an, auch Konflikte zwischen größeren Gruppen mitzudenken. Der eingangs erwähnte Konflikt innerhalb der Reformationsbewegung gehört da ebenso dazu, wie der aktuelle Krieg in der Ukraine oder anderswo.

Kehren wir zurück zu unserem Text. In ihrer Angst vor dem, was da kommen könnte, packen Josefs Brüder »den Stier an den Hörnern«. Sie beauftragen Boten, Josef eine Versöhnungsbitte ihres verstorbenen Vaters zu überbringen. In der Auslegungsdiskussion gibt es Zweifel, ob Jakob diesen Versöhnungswunsch tatsächlich so geäußert hat. Werden dem toten Vater hier nicht bloß Worte in den Mund gelegt, um Josef damit emotional zu beeinflussen? Die Brüder stehen in der Geschichte gewissermaßen unter einem Generalverdacht. Kein Wunder: Wer erwartet schon von Menschen, die den eigenen Bruder verkaufen und diese Tat vor dem eigenen Vater mit einer perfiden Lüge verschleiern, etwas Gutes? Wer einmal in der Rolle des Bösewichts steckt, kommt da nur schwerlich wieder heraus. Wer gut und wer böse ist, wird schnell endgültig festgelegt. Dabei fordert doch gerade die Josefsgeschichte eine differenziertere Betrachtung.

Ganz ehrlich: Dieser Josef ist für mich eine sehr ambivalente Figur. Und sympathisch ist er mir auch nur bedingt. Seine Rolle als Papas Lieblingskind ist zeitweilig nur schwer zu ertragen. Und als der 17-jährige Josef

mit seinen Träumereien aufkreuzt, kann ich die aufkeimende Wut der Brüder durchaus verstehen. Denn bescheiden sind diese Träume wahrlich nicht: In einem ersten Traum verneigen sich die Garben der Brüder vor Josefs Garbe. Nicht besser der zweite Traum: Sonne, Mond und elf Sterne verneigen sich tief vor Josef. Für die Brüder ist klar: Jetzt ist der Kleine ganz übergeschnappt, der Größenwahn hat ihn gepackt! Selbst seinem Vater Jakob wird dieses Gehabe allmählich zu bunt.

Nein, einfach vom »guten Josef« und den »bösen Brüdern« zu reden, ist mir viel zu einfach. Dieser Konflikt hat viele Facetten. Da sind Menschen in sehr komplexer Weise in eine Geschichte von Segen, aber eben auch von Schuld und Unrecht verwoben. Auch hier lassen sich Verbindungen zur eingangs erwähnten Reformationsgeschichte ziehen. Wer die Geschichte des Täuferntrums betrachtet, kann hier unschwer Opfer kirchlicher Repression und Machtpolitik identifizieren. Es ist zuweilen unerträglich, was Menschen, die »mit Ernst Christen sein wollten«, im Namen der Kirche angetan worden ist. Das haben viele evangelische und auch katholische Christinnen und Christen immer wieder erkannt. Von verschiedensten Seiten wurden Mennoniten denn auch immer wieder um Vergebung für diese Vergehen gebeten. Für meinen Geschmack manchmal etwas häufig. Fast so, als würde da auch etwas Angst vor »Rache«, etwa in Form von Sammelklagen und Schadensersatzforderungen, mitschwingen. Für den Versöhnungsprozess zwischen evangelischen Kirchen und Mennoniten waren solche Schuldeingeständnisse jedoch wichtig. Es war und ist für uns wichtig zu hören, dass Unrecht und Schuld anerkannt werden. Ebenso wichtig war aber auch die mennonitische Selbstreflexion, die sich nicht nur als Opfer sieht. So ist in einem der neuesten Dokumente diesbezüglich zu lesen: »Und wir Mennoniten und Mennonitinnen bekennen, dass auch wir uns schuldig gemacht haben. Wir bekennen uns zur Schuld, dass die Suche nach Lebens- und Gemeinschaftsformen, die sich am Leben Jesu orientieren, in manchen Fällen auch zu selbstgefälliger Besserwisserei und ungerechtfertigten Ansprüchen moralischer Überlegenheit geführt haben. [...] Mit dem Zuspruch von Vergebung verpflichten wir uns, die Auswirkungen einer nonkonformistischen Haltung in Vergangenheit und Gegenwart auch kritisch zu hinterfragen.«³ Diese differenzierte Betrachtung der Geschichte, die auch mögliche Eigenanteile an einem Konflikt in Betracht zieht, ist ein wichtiger Bestandteil auf dem Weg einer gemeinsamen Zukunft.

³ Konferenz der Mennoniten der Schweiz: Versöhnend die Wege zu einem Zusammenleben in Frieden suchen. Erklärung der Konferenz der Mennoniten der Schweiz an den Regierungsrat des Kantons Bern, Tavannes 20. April 2019.

So weit sind wir in unserem Text noch nicht. Die Brüder lassen Josef die Bitte um Vergebung zukommen: »Vergib doch deinen Brüdern das Verbrechen und ihre Verfehlungen.« (Gen 50,17) Die ganze Geschichte kommt hier zu einem entscheidenden und gleichzeitig sehr heiklen Punkt. Das wird besonders deutlich, wenn wir die Wortbedeutung von »vergeben« berücksichtigen. Das hebräische Wort *nasa* meint ursprünglich »aufheben, hochheben, tragen und ertragen«. Rüdiger Lux hat sicher Recht, wenn er dazu schreibt: »Vergebung besteht aus mehr als nur aus einem lösenden oder erlösenden Wort. Es verlangt von dem, der vergibt, Ungeheuerliches. Er soll das Verbrechen der Brüder, ihre Sünde tragen.«⁴ Diese Worte machen deutlich, welche Tragweite diese Vergebungsbitte hat. Wer um das Ertragen von erlittener Schuld bittet, kann und darf dies niemals leichtfertig oder gedankenlos tun. Und ganz generell muss hier kritisch gefragt werden, ob solche Vergebungsbitte nicht zu Lasten der Opfer gehen und die Täterschaft leichtfertig entlasten. Gerade eine christliche geforderte Vergebungsbereitschaft muss diesbezüglich kritisch hinterfragt werden. Die Bitte um Vergebung kann nicht mit einer Pflicht zur Vergebung gleichgesetzt werden. Vor allem nicht, wenn Täter:innen die Vergebung in dieser Weise einfordern.

Wie kann ein verantwortungsvoller Weg der Vergebung und Versöhnung aussehen? Der renommierte mennonitische Konfliktforscher John Paul Lederach verweist aus den Erfahrungen seiner Versöhnungsarbeit in Nicaragua gerne auf den Vers aus Psalm 85: »Gnade und Wahrheit sind einander begegnet, Gerechtigkeit und Friede haben sich geküsst.« (Ps 85,11) Lederach meint: Gnade und Wahrheit – Gerechtigkeit und Friede: Diese vier Begriffe sind zentral für den Weg hin zu Vergebung und Versöhnung.⁵ Der Psalm verwendet die vier Begriffe so, als wären sie lebende Personen. Gnade und Wahrheit können sich begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Und wie wir alle, haben auch diese vier »Personen« ihre je eigenen Anliegen und wollen entsprechend gehört werden. Das ist nicht konfliktfrei. Da ist die Wahrheit. Sie möchte Licht ins Dunkel bringen. Aufdecken, was tatsächlich geschehen ist. Sie hasst es, wenn die Wahrheit vertuscht oder zurechtgebogen wird. Da steht sie auf, klagt an und verschafft sich lauthals Gehör. »Wahrheit ist das erste Opfer des Kriegs«, wird gerne gesagt. Soll die Welt heiler werden, muss die Wahrheit zur Sprache kommen. Sie wird sonst nur allzu gerne auf Kosten der Opfer missbraucht. Der Wahrheit gegenüber steht im Psalm

⁴ Rüdiger Lux: Josef. Der Auserwählte unter seinen Brüdern, Leipzig 2001 (Biblische Gestalten, 1), S. 207.

⁵ John Paul Lederach: Vom Konflikt zur Versöhnung. Kühn träumen – pragmatisch handeln, Schwarzenfeld 2016, S. 99–111.

die Gnade oder Güte. Sie tut sich schwer, mit der konfrontativen Art der Wahrheit. Sie wünscht sich manchmal etwas mehr Fingerspitzengefühl. Ihr liegen die Menschen und ihre Beziehungen am Herzen. Annahme, Mitgefühl und Unterstützung begleiten sie. Denn die Gnade weiß, wie zerbrechlich die Menschen sind. Ohne Gnade gibt es keine zweite oder dritte Chance. Keinen Neubeginn nach Unrecht und Schuld. Da meldet sich dann aber auch gleich schon die Gerechtigkeit. Sie will Unrecht in Ordnung bringen. Sie blickt hinter die Kulissen eines Konflikts. Sie spürt bestehende Missstände auf und zeigt, wie verheerend sich Unterdrückung, Gier oder Gewalt auswirken können. Die Gerechtigkeit drängt darauf, dass Menschen für ihre Worte und Taten zur Verantwortung gezogen werden. Und dann ist da noch der Friede. Er möchte die anderen Personen zusammenhalten, miteinander verbinden. Der Friede will Raum schaffen, damit Wahrheit, Gnade und Gerechtigkeit zu ihrem Recht kommen. John Paul Lederach ist überzeugt: Wir müssen uns nicht zwischen den vier Personen aus Psalm 85 entscheiden. Wir müssen anerkennen, dass ihre je eigenen Anliegen rechtmäßig sind. Sie müssen alle zu Wort kommen dürfen – ihre jeweiligen Einwände tragen dazu bei, dass Vergebung weder billig noch per se unmöglich wird. Die Vergebung ist ein Weg, auf dem die Konfliktparteien lernen, ihre Geschichte miteinander zu (er)tragen. Die Vergangenheit wird damit weder verdrängt noch bestimmt sie allein die Zukunft. Sie wird anerkannt, nicht vergessen, soll aber nicht zum Nährboden für neue Eskalationen, Racheakte und Gewalttaten werden.

Josef und seine Brüder lernen auch in Anerkennung ihrer Geschichte miteinander zu leben. Genauso wie heute evangelische Kirchen und Mennoniten gemeinsam mit ihrer Geschichte versöhnte Wege gehen können.

Die Vergebungsbitte der Brüder beantwortet Josef im Text interessanterweise nicht direkt. Da bleibt manches – vermutlich bewusst – offen. Wir hören keinen klaren Vergebungszuspruch seitens Josef. Vielleicht sagen auch hier Taten letztlich mehr als tausend Worte. Josef lenkt den Blick mit einer rhetorischen Frage in eine andere Richtung: »Bin ich etwa an Gottes Stelle?« (Gen 50,19) Für eine biblische Erzählung kommt Gott in der gesamten Josefserzählung relativ selten vor. Gott bleibt im Hintergrund – vieles scheint »zufällig«; an wenigen Stellen liefert die Erzählung lediglich Hinweise auf Gottes Da-Sein inmitten der turbulenten Ereignisse. Dieser Gottesbezug führt in der Josefsgeschichte zur Aussage, die Gerhard von Rad einst als »Höhepunkt des Ganzen«⁶ bezeichnet hat: »Ihr

⁶ Gerhard von Rad: Das erste Buch Mose. Genesis, Göttingen, Zürich 1987 (ATD, 2/4), S. 355.

habt mir aus Berechnung Böses angetan, Gott aber hat es umgerechnet zum Guten.« (Gen 50,20) Wir sollten dieses Fazit aus dem Mund Josefs nicht vorschnell zu einem allgemeingültigen Glaubenssatz machen. Natürlich kann es sehr trost- und hoffnungsreich sein, wenn wir in Irrungen und Wirrungen damit rechnen, dass Gott die Kontrolle über den Lauf der Dinge behält. Ganz im Sinne des Sprichworts: »Der Mensch denkt und Gott lenkt«. Dass Gott Mittel und Wege kennt, die menschliches Vermögen übersteigen, haben Menschen quer durch die Jahrhunderte immer wieder erfahren. Das ist kein billiger Trost, im Sinne von: Kopf hoch, wird schon werden. Hinter dieser Einsicht stecken harte Lebenserfahrungen und daraus gewonnene Lebensweisheit.

Es scheint mir daher wichtig zu betonen, dass es an dieser Stelle Josef ist, der diesen Glaubensrückblick wagt. Aus dem Mund der Brüder könnte die Aussage, dass Gott alles zum Guten wendet, als eine fromme Rechtfertigung der eigenen Taten gegen Josef gedeutet werden. Unrecht würde damit in ungeheuerlicher Weise als ein zu Gottes Plan gehörendes Schicksal. Es gehört für mich zu den berührendsten Glaubenszeugnissen, wenn Menschen an Leid und Not nicht verbittern, sondern darin für sich noch Spuren von Gottes Handeln zu erkennen vermögen. Aber Leid und Not dürfen nie als Teil von Gottes Plan gerechtfertigt oder gar als notwendig interpretiert werden – schon gar nicht von denen, die dafür verantwortlich sind. Schließlich ist festzuhalten, dass Josef hier nicht eine Schlussrechnung für sein Leben vorlegt. Er spricht nicht davon, dass Gott es mit ihm oder für ihn gut gemacht hat. Der Schluss der Geschichte wird nicht zu Josefs großer Belohnung für all das erlittene Unrecht. Der Fokus dieser theologischen Schlussdeutung liegt auf der Zukunft der Gemeinschaft. Für Josef und seine Brüder gibt es trotz der Konfliktgeschichte eine gemeinsame Zukunft, die das Leben vieler ermöglicht. Sie müssen mit ihrer Schuld leben. Aber – und das ist gute Nachricht – sie können mit ihrer Schuld leben. Sie sind in der Lage, ihre Geschichte miteinander zu tragen und ihr Zusammenleben neu versöhnt zu gestalten.

Am Anfang der Josefsgeschichte steht der Traum eines pubertierenden Jungen, der meint, alle Welt müsse sich vor ihm verbeugen. Ein Traum der auch in unseren Tagen noch vielfach geträumt wird. Viele, die ihn träumen, gehen für diesen Traum buchstäblich über Leichen. Das Ende der Josefsgeschichte wirkt in gewisser Weise auch wie ein Traum. Vielleicht ist er tatsächlich etwas gar kitschig. Aber dieser Traum der Versöhnung hat Menschen immer wieder inspiriert: »Ich habe einen Traum, dass eines Tages die Söhne von früheren Sklaven und die Söhne von früheren Sklavenbesitzern [...] sich am Tisch der Bruderschaft gemein-

sam niedersetzen können.«⁷ So hat Martin Luther King seinen Traum formuliert. Dafür lebte und starb er. Ich glaube, wir brauchen weiter solche Träume in unserer Welt. Menschliches Leben wird immer auch Schuldgeschichten schreiben. Das bedeutet jedoch nicht das Aus aller Versöhnungsträume. Ein Blick in die Geschichte zeigt: Immer wieder finden Menschen – gerade auch mit Gottes Hilfe – neue Wege zueinander. Von diesem Ende her will ich Konflikte sehen und gestalten. Versöhnung ist möglich. Ein Mennonit auf einem Evangelischen Kirchentag ist dafür ein kleines Zeichen.

Gerne schließe ich daher mit den Worten des ehemaligen Ratsvorsitzenden der EKD, Wolfgang Huber: Es gehört zu den notwendigen Aufgaben der Kirche »in Gemeinschaft mit anderen nach Wegen zu suchen, auf denen Feindschaften abgebaut, Kriege verhütet, Konflikte anders als durch gewaltsame Unterwerfung gelöst werden können.«⁸ Es ist höchste Zeit, dass wir uns gemeinsam diesen Aufgaben widmen. Gottes Segen begleite uns dabei.

Bibelarbeit¹ am Freitag, 9. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 6

Dr. Thomas de Maizière, Präsident 38. Deutscher Ev. Kirchentag (DEKT),
Dresden

»Was jetzt am Tage ist« ist uns heute als Überschrift mitgegeben. Der dazugehörige Text ist das Ende der Josefsgeschichte im 1. Buch Mose im 50. Kapitel. Ich wette, fast alle kennen diese Geschichte von Josef: Dem Träumer, der verkauft und versklavt, fast vergessen wird und wieder aufsteigt, zum Verwalter und Erfolgsmann wird. Der zunächst von Familie unerkannt bleibt und sich mit seinen Brüdern versöhnt. Aber stimmt das? Ist es so einfach?

Verstehen können wir den Text nur, wenn wir die Vorgeschichte kennen: Josef gelingt alles, und er zeigt seine Überlegenheit. Er erzählt den Brüdern von seinen Träumen: Wie sich Erntegarben, Sonne, Mond und

⁷ Die ganze Rede in deutscher Sprache: <https://de.usembassy.gov/de/ich-habe-einen-traum/> [zuletzt gesehen am 09.11.2023].

⁸ Wolfgang Huber: Feindschaft und Feindesliebe. Notizen zum Problem des »Feindes« in der Theologie. In: ZEE 26(1), S. 128–158, hier S. 157.

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

Sterne verneigen vor ihm, dem zweitjüngsten Sohn. Das ist an Überheblichkeit kaum zu überbieten.

Der Vater rügt ihn deswegen – und merkt doch auf bei den Träumen seines Lieblingssohnes, schenkt ihm ein buntes, extravagantes Kleid. Man kann verstehen, dass die Brüder sauer und eifersüchtig sind. Sie beschließen sogar ihren eigenen Bruder zu töten. Nur dem Einspruch des ältesten Bruders ist zu verdanken, dass aus den Mordplänen nichts wird. Aus Rache wird Josef erst in einen trockenen Brunnen geworfen und dann von den Brüdern als Sklave nach Ägypten verkauft. Dort arbeitet er sich nach oben und fällt durch seine Klugheit auf, landet aber im Gefängnis, wo er die Träume seiner Mitgefangenen deutet, die kurze Zeit später wahr werden. Der eine stirbt, der andere wird aus dem Gefängnis entlassen. Josef aber wird zum Vergessenen und sitzt im Gefängnis, bis der Pharao träumt und man sich an Josefs Talent erinnert. Er wird geholt, deutet die Träume des Pharao und rät ihm, in den nächsten Jahren gut zu wirtschaften, weil magere Jahre und Hungersnot kommen werden. So wird Josef zum zweiten Mann im Staat, zum Oberverwalter, genießt das Vertrauen wirklich aller.

Die Hungersnot in der ganzen Region treibt die Brüder Josefs nach Ägypten. Josef sieht auf den ersten Blick, wen er da vor sich hat. Er stellt seinen Brüdern harte Prüfungen, die sie bestehen. Später holen sie den altgewordenen und vor Kummer gebeugten Vater nach Ägypten. Josef gibt sich zu erkennen, sorgt für das Überleben der von Hunger bedrohten Großfamilie. Als der Vater stirbt, packt Josefs Brüder die Angst, sie fürchten, Josef könnte sich nun, da der Vater tot ist, an ihnen für ihre jahrelang zurückliegenden Verbrechen rächen. Und hier kommt dann die ausgewählte Bibelstelle.

Drei erste Eindrücke und Fragen zum Text drängen sich mir auf:

Erstens: Josef weint. Aber da steht nicht warum. Ist er wütend, dass die Brüder dem toten Vater die Bitte um Vergebung in den Mund legen, die der Vater ihm gegenüber aber gar nicht geäußert hat, als er noch lebte? Überwältigt ihn die Wut und die Erinnerung an die vergangene Ungerechtigkeit, die ihn beinahe das Leben gekostet hat? Oder bewegt ihn die Veränderung seiner Brüder? Sind es also gar Tränen der Rührung?

Zweitens: Mir ist aufgefallen: Im Text steht gar nicht eindeutig, dass Josef seinen Brüdern vergibt. Er rächt sich zwar nicht an ihnen, er kümmert sich sogar um sie. Aber Vergebung? Das steht da erstaunlicherweise gar nicht. Und trotzdem sagen wir das so landläufig. Josef sagt im Text: »Stehe ich denn an Gottes statt? Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist.« Was bedeutet das? Schiebt Josef die Vergebungsbitte ab, um nicht selbst vergeben zu müssen? Stiehlt er sich aus der Verantwortung? Schiebt er

Gott vor? Was denkt er denn selbst? Oder sagt er damit, dass seine Vergebung allein nicht ausreicht, sondern die Brüder das schon auch noch mit dem Gott der Väter ausmachen müssen?

Drittens: Kann die ganze Moral der Geschichte sein: Gott schreibt auf krummen Linien grade, deshalb gilt: Vergeben und Vergessen? Was früher war, spielt keine Rolle, solange es gut ausgegangen ist? Kann es das sein?

Was sollen all diese Unklarheiten? Was machen sie uns klar?

Wir alle wissen heutzutage, was eine gute Geschichte ausmacht: Ein Plot voller Spannung, sich steigerndes Drama, ein Cliffhanger an der richtigen Stelle, Eintauchen in die Gedanken und Gefühle der Figuren, mitfiebern können und der Eindruck, selbst Teil der Geschichte geworden zu sein. Solch eine Geschichte ist die Josefsgeschichte.

Zu ihrer Zeit – vor mindestens 2.700 Jahren und mehr – war so etwas jedoch etwas Neues, Unerhörtes, ein Kleinod der Erzähl- und Dichtkunst und ohne Vorbild. Das hat mal ein Theologe gesagt, der unendlich viel über das Alte Testament und seine Entstehungsgeschichte geforscht hat.² Für uns selbstverständlich, für die Hörer und Leser damals eine Offenbarung. Die Geschichte schildert nüchtern, was passiert und baut dabei Spannung auf. Sie umfasst einen ganzen Lebensweg. Es ist am Anfang nicht klar, wie es ausgeht. Die Menschen und ihr Ergehen und ihre Veränderung stehen im Mittelpunkt. Gott hat in dieser Geschichte – anders als in den vielen anderen Geschichten im Alten Testament – keinen großen Auftritt. Er spricht nicht, es donnert nicht, kein Prophet teilt irgendetwas mit, Engel kommen schon gar nicht vor.

Kennen Sie die Redewendung: Der Mensch denkt und Gott lenkt? Dieses Sprichwort hat seinen Ursprung im Buch der Sprüche in der Bibel. Dort heißt es: »Des Menschen Herz erdenkt sich seinen Weg, aber der Herr allein lenkt seinen Schritt«³. Fast wie: »Ihr gedachtet, es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen« aus unserem Bibeltext. Das Buch der Sprüche gehört zur sogenannten Weisheitsliteratur der Bibel. Die Josefsgeschichte gehört nicht direkt dazu, aber sie ist wie eine Illusion dessen, was sich die biblischen Weisheitslehrer als Bildungsideal auf die Fahnen geschrieben haben, nämlich: Gottesfurcht ist aller Weisheit Anfang.

In den Texten der Weisheitslehrer ist der Weise auf den ersten Blick zu erkennen: Er ist schön, er ist beliebt, ihm gelingt alles – weil Gott mit ihm ist, weiß er sich vor Verführung zu hüten. Seine Ausbildung zielt darauf, den König bei Hofe beraten zu können. Deshalb lernt er die Kunst der

² Gerhard von Rad: Die Josephsgeschichte. In: Ders.: Gottes Wirken in Israel. Vorträge zum Alten Testament, Neukirchen-Vluyn 1974, S. 22–41.

³ Spr 16,9

politischen Rede. Vor allem weiß er, seine Worte zu setzen, zur rechten Zeit zu reden und zu schweigen. All das führt uns auch die Josefs-geschichte vor Augen. Josef ist schön, Josef gelingt alles. Über ihn sagt der Erzähler, dass Gott mit ihm war. Josef lernt, wann es besser ist zu reden, wann er schweigen sollte, berät den Pharao mit Klugheit und Weitsicht.

Wir können Josef dabei zuschauen, wie er sich im Laufe seines Lebens vom überheblichen Lieblingssohn zum weisen Verwalter eines ganzen Landes wandelt. Weisheit wird uns dargestellt als die Kunst der klugen Lebensführung – in Höhen und Tiefen. Weise Lebensführung dient dem Leben. Sie lernt man allmählich – oft nicht gleich. Sie kennt Abgründe, und das kann stählen. Aus Schönheit, Klugheit und Charisma soll Verantwortung erwachsen, nicht Hedonismus und Selbstliebe. Aber Weisheit rechnet mit Gott, auch wenn die Geschichte in 392 Versen Gott nur fünf Mal erwähnt.

Was hat es nun vor diesem Hintergrund auf sich mit dem Textteil, der da sagt: »was jetzt am Tage ist«?

Vier Entdeckungen habe ich dazu im Text gemacht:

1. Von der Unbestimmtheit

Hat der Vater nun vor dem Tod befohlen, Josef möge seinen Brüdern vergeben, oder hat er nicht? Die Erzählung verrät es uns nicht. Es bleibt im Vagen, unbestimmt. Ist das nicht ein seltsamer Umgang mit Wahrhaftigkeit und Moral? Regelrecht opportunistisch oder listig von den Brüdern: Sie berufen sich als Täter auf eine höhere Instanz, um mit dem Opfer zu verhandeln, das jetzt mächtiger ist als sie. Darf man Tätern sowas durchgehen lassen? Eine spannende Frage, der ich hier aber nicht weiter nachgehen will. Wie Josef das empfunden hat, wissen wir nicht. Er weinte. Mehr steht da nicht. Und wir fühlen, dass das irgendwie ambivalent, wieder unbestimmt ist. Was wir wissen: Josef fragt nicht nach und löst die Unbestimmtheit nicht auf.

Mir ist hier die Überlegung wichtig, ob Unbestimmtheit und Anerkennung von Ambivalenz nicht vielleicht auch Brücken bauen kann? Kann sie eine Hilfe sein, eine Chance zur Vergebung? Im digitalen Zeitalter sind wir daran gewöhnt, dass die Welt ausschließlich aus 0 und 1 zu bestehen scheint. Ich oder du, meine oder deine Meinung, schwarz oder weiß – dazwischen scheint es nichts zu geben. Und Recht hab natürlich immer ich. Wir wollen alles eindeutig haben. Aber damit auch verkürzt. In aller Regel wird Eindeutigkeit und Bestimmtheit aber dem prallen Leben nicht gerecht. Das Leben ist ambivalent. Das ist großartig und nicht nur nicht zu vermeiden, sondern zu akzeptieren. Widersprüchlichkeiten auszuhalten ist eine große Gabe und macht unser Zusammenleben überhaupt erst möglich. Das wissen wir aus eigenem Erleben. Ja,

klare Positionen sind wichtig. Aber gerade deshalb dürfen wir andere Positionen ertragen, aushalten, anerkennen, von ihnen lernen.

Ist es möglich, manche Dinge im Unbestimmten zu lassen, darüber hinwegzugehen, weil jetzt andere Themen am Tage sind? Ist es möglich, so miteinander ein besseres Weiterleben zu ermöglichen? Es einfach mal gut sein lassen, wo es möglich ist. Das kann guttun. Es muss nicht alles bis auf den letzten Grund geklärt werden.

2. Vom Vergeben

Die Brüder bitten um Vergebung. Josef gewährt die Vergebung nicht, jedenfalls nicht durch explizite Vergebungsworte. Josef schenkt ihnen die Freiheit und sagt »Fürchtet euch nicht.« Ist das eine Vergebung? Ist das ein Verzeihen?

Unser deutsches Wort »vergeben« hat mit geben und nehmen zu tun – es findet ein Tausch statt. Deine Reue gegen mein Absehen von Rache. Das hebräische Wort für »vergeben«, das hier im Alten Testament verwendet wird, hat eher die Bedeutung von »aufheben«, »aufrichten« – im doppelten Wortsinn. Etwas wird für beendet erklärt, wieder aufgerichtet. Und genau das tut Josef mit den Brüdern, die sich vor ihm niedergeworfen haben.

Er richtet sie auf und redet freundlich mit ihnen. Treffen wir am Anfang der Geschichte einen jungen Josef von fast unglaublicher Überheblichkeit, so treffen wir hier einen weise gewordenen Josef von eigentlich unfassbarer Freundlichkeit. Ist das die Weisheit, die dem Leben dient? Erst Am-Leben-lassen, dann In-Würde-leben-lassen? Ob die Brüder nach diesem »Aufrichten« gut miteinander ausgekommen sind, ob sie sich im echten Sinne versöhnt haben oder nur eine friedliche Ko-Existenz pflegten, um weiter leben zu können, das erzählt die Geschichte nicht. Aber dass sie alle leben konnten, das ist eindeutig gesagt. Und das ist viel – nach dieser Vorgeschichte. Reicht das nicht? Muss das Opfer seine Täter lieben?

Nein.

Hannah Arendt hat viel über das Böse, über Schuld und über Weiterleben angesichts der Vergangenheit geschrieben. Sie stellt das Verzeihen neben das Versprechen. Für sie gehört beides zusammen. Ich zitiere:

»Das Heilmittel gegen Unwiderrufflichkeit – dagegen, dass man Getanes nicht rückgängig machen kann, [...] – liegt in der menschlichen Fähigkeit zu verzeihen. Und das Heilmittel gegen Unabsehbarkeit liegt in dem Vermögen, Versprechen zu geben und zu halten. Diese beiden Fähigkeiten gehören zusammen, insofern die eine sich auf die Vergangenheit bezieht [...], während die andere [...] einen Wegweiser in die Zukunft aufrichtet, in der ohne die bindenden Versprechen, noch nicht

einmal irgendeine Kontinuität menschlicher Beziehungen möglich wäre, von Beständigkeit und Treue ganz zu schweigen.«⁴

Also: Verzeihung für die Vergangenheit, Versprechen für die Zukunft. Was Hannah Arendt hier beschreibt, ist wie die Bitte um Vergebung durch die Brüder und Josefs »Fürchtet euch nicht« als Antwort. Josef bindet sich durch sein Versprechen, seine Brüder in Zukunft zu versorgen. Aber hat er das Verhalten seiner Brüder für die Vergangenheit verziehen?

Davon findet sich jedenfalls im Text nicht wirklich ein Beweis.

Erwarten wir also nicht zu viel von einer Vergebung. Je eindeutiger eine Versöhnung erwartet wird, umso eher kommt sie nicht.

Aber ein Versprechen, ein Weiterleben zu ermöglichen, sie »Am Leben zu erhalten«, – das kann reichen. Und das kann nach einem großen Streit schon viel sein. Ein »modus vivendi« kann nicht nur in der Politik ein Segen sein.

3. Vom Herrschen

Nicht ob, sondern wie Herrschaft und Brüderlichkeit, Ungleichheit und Gemeinschaft zusammenkommen; wie legitime Autorität und Macht unter Geschwistern, in Völkern, vielleicht auch zwischen Völkern definiert und verantwortlich gestaltet werden kann, das wird hier verhandelt.

Und der Maßstab ist: am Leben bleiben und Leben erhalten. Dem Leben dienen. Dem muss gutes Regieren dienen, »um zu tun, was jetzt am Tage ist«: nämlich »am Leben zu erhalten ein großes Volk«.

Das klingt wenig.

Gutes Regieren hat nicht den Anspruch, alle Menschen glücklich zu machen, zur Versöhnung zu bewegen. Das kann Politik gar nicht. Vielleicht darf sie das nicht einmal. Aber »am Leben erhalten« ist der Kern. Und das ist ziemlich viel für Politik:

- Dem Ziel folgt die Vorratswirtschaft für den Pharaon. Es gibt fette und magere Jahre. Weise ist, sich darauf vorzubereiten.
- Es folgt das Versprechen an die Brüder, sie zu versorgen. Weise ist, dafür die wirtschaftliche und soziale Kraft zu haben – und zu erhalten.
- Dem Ziel muss die Aufgabe folgen, die Schöpfung so zu bewahren, dass Menschen auch in Zukunft leben können. Weise ist, das zu Hause vorzumachen und weltweit dafür zu werben.
- Und daraus muss die Aufgabe folgen, Krieg zu vermeiden, Frieden in Freiheit wiederherzustellen und zu sichern. Weise ist, dafür Vorsorge zu treffen – nach meiner Meinung auch mit notfalls militärischen Mitteln. Und ich weiß, dass das umstritten ist.

⁴ Hannah Arendt: *Vita Activa – oder Vom tätigen Leben*, Stuttgart 1960, S. 231 f.

4. *Meine vierte Entdeckung handelt von Gott.*

Josef sagt: »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen, um zu tun, was jetzt am Tage ist: am Leben zu erhalten ein großes Volk.«

Diesem Plan musste alles in dieser Erzählung folgen.

Gott hat es gut gemacht. Das ist die Perspektive Josefs. Ganz subjektiv. Und er hat es ja auch nicht schlecht getroffen auf seinem Lebensweg. Zugleich wissen wir, dass wir es mit einer Erzählung zu tun haben, die weise Lebenskunst vermitteln und den Horizont weiten will. Die Weisheitslehrer des Alten Testaments denken den weisen Menschen gottesfürchtig, mit Ehrfurcht vor dem Leben und der Sehnsucht nach gelingendem Leben. Kunstvoll in Sachen kluger Lebensführung. Pragmatisch, klug im Reden und Schweigen und offen für die andere Perspektive. Und so dürfen wir Josefs Schlussfolgerung zu unserer Perspektive machen: Als Zuspriechung und Anspruch. Um zu tun, was jetzt am Tage ist.

Das ist dann unsere Aufgabe. Das können wir nicht anderen überantworten. Und Gott schon gar nicht.

Jeder und jede kann anders handeln als erwartet, das Lebensdienliche wählen und dafür eintreten, mit dem guten Ausgang rechnen, die Hoffnung festhalten, mit Gott rechnen. Da hat jeder und jede eigene Kreativität, Möglichkeiten, Spielräume und Grenzen. Dabei muss es nicht perfekt werden. Gut reicht. Mehr müssen wir uns nicht zumuten. Das entlastet. Setzen wir die Ansprüche an weise Lebensführung, an das Gelingen, an die Vergebung nicht zu hoch. Das ist nicht nötig.

Es kann anders kommen und gut werden, weil ich mich dafür entscheide und danach handele. Das ist meine Chance, meine Verantwortung in dieser Welt. Es kann anders kommen und gut werden, weil Gott mitmacht in der Geschichte, in unserer Geschichte. Mit ihm ist zu rechnen. Diese Hoffnung ist uns als Christinnen und Christen geschenkt. Ich glaube an die Auferstehung, an die Möglichkeit vom guten Leben.

Weise Lebensführung dient dem Leben. Weise Lebensführung rechnet mit Gott.

Dafür ist jetzt die Zeit, das ist »jetzt am Tage«.

Amen.

Bibelarbeit¹ am Freitag, 9. Juni 2023, Germanisches Nationalmuseum

Prof. Dr. Heino Falcke, Radioastronom, Nijmegen/Niederlande

Es ist wirklich toll, so ein paar Posaunen am Anfang zu haben. Man fühlt sich so wie Josef, der auf dem Streitwagen nach Ägypten reinreitet. Darum geht es heute auch: um Josef, um die ganze Geschichte. Und das ist natürlich eine Riesengeschichte. Es ist ein ganzer Roman, der da in der Bibel steht, quasi ein eigenes Buch. Ich habe versucht herauszufinden: Was ist eigentlich der historische Kern dieser Geschichte? Ich bin Wissenschaftler, ich versuche den Dingen auf den Grund zu gehen. Wo kommt die Geschichte her, wie muss ich sie eigentlich sehen? Das ist bei der Bibel oft die Frage: Wie gehe ich mit den Texten um?

Genau wie wir Astronomen, die in die Weiten des Weltalls schauen, aber auch in die Vergangenheit zurück, schauen Theologen ja oft auch zurück, um zu verstehen, wo die Texte herkommen. Wir Astronomen haben den Vorteil, dass wir immer größere Teleskope bauen können, dann können wir immer weiter zurück gucken. Das ist in der Archäologie und der Geschichtsforschung nicht immer so einfach. Das heißt, die Schätzungen reichen für diesen Text vom 10. bis 3. Jahrhundert vor Christus, und dann gibt es verschiedene Theorien: Es ist eine Geschichte, die vielleicht ein bisschen verändert wurde. Oder es sind zwei Geschichten, die zusammengeführt worden sind. Der wahre Kern bleibt ein bisschen im Dunkeln.

Ich bin kein Fundamentalist, was die Bibel angeht, und denke nicht, dass jedes Wort absolut genau so passiert ist, wie es da steht. Aber ich gehe davon aus, dass das, was da steht, genauso da stehen soll. Es steht da, weil der Heilige Geist irgendwen inspiriert hat, es so hinzuschreiben, damit wir heute hier sitzen und darüber nachdenken. Ich bin auch ein bisschen naiv und glaube, dass es einen Josef gegeben hat, dass es keine erfundene Geschichte ist, über die wir reden. Dass dann natürlich im Laufe der Jahrhunderte die Geschichte ein bisschen angereichert wurde, vielleicht auch noch Aspekte dazugekommen sind, finde ich eigentlich sogar gut und natürlich. Dadurch ist es ein demokratischer Entstehungsprozess. Es geht eben nicht nur um die Erfolgsgeschichte von einem bestimmten Josef, auch nicht nur um ein paar Stämme aus grauer Vorzeit, sondern um kondensierte Lebensweisheit und Gotteserfahrung aus vie-

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

len Jahrhunderten. Das ist meine Herangehensweise an die Bibel. Deswegen können mich historisch-kritische Diskussionen in meinem einfachen Glauben auch gar nicht so aus der Bahn werfen. Ich kann ganz entspannt die Bibel lesen und sie auf mich wirken lassen.

[Heino Falcke liest Gen 50,15–21]

Es gibt verschiedene Perspektiven und verschiedene Ebenen, wie wir so einen Text lesen können. Da ist zum einen die persönliche Ebene: Wir haben den Konflikt zwischen den Brüdern, die untereinander zerstritten sind. Es ist eine zerrissene Patchwork-Familie, in der sehr viel passiert ist.

Das müssen wir uns erst einmal vorstellen: Da haben Brüder einen von ihnen in die Sklaverei verkauft! Das klingt so, als ob es eine Geschichte aus grauer Vorzeit ist. Aber es ist etwas, was heute auf der ganzen Welt noch regelmäßig passiert. 50 Millionen Sklaven oder sklavenähnliche Arbeitsverhältnisse soll es weltweit geben. Was macht das mit einer Familie, in der so etwas passiert? Wir haben auch manchmal Streit in unseren Familien, es gibt sehr tiefe und bittere Streitigkeiten. Aber sowas? Heftiger als das kann es kaum werden. Wie kann so eine Familie jemals wieder zusammenkommen?

Was ist mein Platz in der Geschichte? Bin ich bei den Brüdern? War ich eifersüchtig an ein paar Stellen? War ich an einem Streit mitschuldig? Oder fühle ich mich als der Josef, der von meiner Familie ungerecht behandelt worden ist? [...]

Dann sind da noch ganz andere spannende Motive in der Geschichte, die, als ich die Geschichte als Kind hörte, noch weit weg waren, z. B. die Dürre. Das war etwas, das es auf anderen Kontinenten gab – weit weg von meiner Wirklichkeit. Aber heute haben wir Dürren mitten in Europa, unsere eigenen Ländereien gehen kaputt.

Ich habe von meiner Großmutter 2017 ein kleines Stück Wald im Bergischen Land geerbt. Er war 100 Jahre alt. Es war ihre Mitgift gewesen, also ihr persönlicher Kornspeicher, die Notreserve. Dann wurde mir geraten: Jetzt müsste man ihn eigentlich abholzen lassen, das würde Geld bringen. Ich dachte: Nein, der schöne Wald. Drei Jahre später war er innerhalb von drei Monaten komplett kaputt. Der ganze Kornspeicher meiner Großmutter einfach weg. Das passiert flächendeckend im Sauerland, im Bergischen Land und so weiter. Wir leben mittendrin in der Dürre, im Klimawandel mit all seinen Folgen.

Von Wirtschaftsflüchtlingen, so wie es Josefs Brüder waren, haben wir auch gehört, die stehen auf einmal bei uns vor der Tür. Wie gehen wir damit um? Wo werden wir stehen, wo werden unsere Kinder in zweimal sieben Jahren stehen? Haben wir gut vorgesorgt?

Das Letzte, darauf werde ich nachher ein bisschen mehr eingehen, ist die Frage: Wie gehe ich mit Macht um? Wir haben hier den Josef, der ganz ohnmächtig ist und ganz mächtig wird. Wir haben die Brüder, die am Anfang eigentlich stark sind und im Machtkampf stehen. Und dann ist Josef auf einmal der Mächtige, der ganz oben steht. Wie geht er mit seiner Macht um?

Ich muss zugeben, ich fühle mich eigentlich ein bisschen wie Josef. Ich war als Kind auch ein Träumer. Ich habe von großen Dingen, vom Himmel geträumt. Ich habe im Bett gelegen und große Reden gehalten. Mir hat keiner zugehört, außer ich selbst. Auch in der Jugendzeit habe ich durchaus solche Momente erlebt – ich war vielleicht ein bisschen komisch, ein Nerd. Und das hat auch zu Mobbing-Erfahrungen geführt: Momente, wo ich fertig gemacht worden bin und mental in der Grube lag. Ich weiß also, was Verletzungen und Wut mit einem jungen Menschen machen können. Dann, in meinem beruflichen Leben später, war ich ein einfacher junger Wissenschaftler, der dann die Idee hatte ein schwarzes Loch zu fotografieren und der dafür die ganze Welt brauchte. Dann sagen Leute insgeheim: Ja, Spinner! 20 Jahre später steht man dann auf einer Pressekonferenz, präsentiert dieses erste Bild eines schwarzen Lochs und viereinhalb Milliarden Menschen sehen es hinterher. Dann denkt man schon: Das ist doch verrückt. Wie gehst du mit dieser neuen Situation um? Deswegen ist mir Josef ein bisschen nahe mit meiner eigenen Lebensgeschichte.

Josef war kein Wissenschaftler, sondern am Ende Amtsträger und Politiker. Er hat sich damals in einer machtvollen, reichen und ihm fremden Gesellschaft engagiert. Auch wir leben als Christen in einem reichen und mächtigen Europa. Inzwischen leben wir aber auch in einer Gesellschaft, die zerrissen ist, in der wir uns vielleicht auch nicht mehr zu Hause fühlen. Christen sind inzwischen die Minderheit. Wir haben hier auf dem Kirchentag tolle Ideen, die wir diskutieren, viele fantastische Menschen. Dann schaust du auf diese Welt, auf dieses Land, und denkst: Was können wir überhaupt noch ausrichten, wo jeder mit jedem schimpft? Was kann ich überhaupt noch bewegen? Soll ich mich überhaupt engagieren in dieser Gesellschaft? Mache ich mich vielleicht zum Teil des Systems? Ja, wie leben wir in einer solchen Welt?

Josef zumindest hat sich davon nicht irritieren lassen. Er hat sich eingesetzt als ein in einer ganz fremden Gesellschaft Lebender. Er hat festgehalten an seinem Glauben, an seiner Hoffnung, und hat weise weiter sein Leben gelebt. Bei Josef, in diesem heidnischen Ägypten, das wirklich ganz anders funktioniert als es seinem Glauben entsprach, musste ich auch an die Christen in der DDR denken. Wir brauchen gar nicht auf Josef in Ägypten zu gucken, wir hatten das vor 40 Jahren auch bei uns.

Das wurde mir nochmal bewusst, als ich letzten Pfingstmontag in Erfurt war. Wir pilgerten auf dem Jakobsweg durch Ostdeutschland, um das Land zu Fuß zu erleben. In Erfurt habe ich mit Heino Falcke geredet. Keine Sorge, es war kein Selbstgespräch, sondern das ist der Propst Heino Falcke aus Erfurt. Er ist tatsächlich ein entfernter Verwandter, nicht nur Namensvetter, aber sehr entfernt. Er ist jetzt 94 Jahre alt und es war ein tolles Erlebnis, mit jemandem zu reden, der in der DDR groß geworden ist und da als Christ in der Kirche gelebt hat. 1972 hat er einen programmatischen und wegweisenden Vortrag gehalten vor dem Bund der Evangelischen Kirchen in der DDR. »Christus befreit« war das Thema.² Da ging es genau um diese Frage: Was machen wir als Kirche, als Christen hier in dieser Gesellschaft? Was können wir noch bewegen? Gehen wir in die Opposition? Machen wir mit? Passen wir uns an? Sein Argument war: Christus befreit uns. Das ist aber etwas, das nicht nur im Himmelreich spielen darf, sondern das muss immer auch auf diese Welt ausstrahlen. Wir müssen uns jetzt schon als Befreite für diese Welt einsetzen. Die Schlussfolgerung von ihm war, dass man in dieser Gesellschaft mitmacht. Es bedeutet nicht, dass man sich anpasst, aber man engagiert sich in dieser Gesellschaft und für diese Gesellschaft. Das hat die Kirche damals mitgeprägt: Mitmachen, aber innerlich befreit sein durch Christus! Dann darf es keine Hauptsorge sein, ob man sich vielleicht zu sehr mit dem System einlässt, sondern man geht einfach seinen Weg weiter, weil man durch Christus bewegt ist.

Die zweite Erfahrung, die wir aus Erfurt mitnahmen: Als die Stasi begann, ihre Akten zu verbrennen, wurde ihr Gebäude in Erfurt gestürmt. Voran lief unter anderem die Ehefrau von Heino Falcke. Er selbst stellte sich mit seinem Dienst-Trabi vor das Tor der Stasi, um eine Abfuhr der Akten zu verhindern. Ich bin zwar kein großer Freund von Klebe- und Blockadeaktionen, aber vielleicht sollten wir doch öfters unsere Trabis

² Vgl. Heino Falcke: Christus befreit – darum Kirche für andere. Hauptreferat auf der Synode des Kirchenbundes 1972 in Dresden. In: Veronika Albrecht-Birkner und Heinz-Günther Stobbe (Hrsg.): Heino Falcke. Einmischungen. Aufsätze, Reden und Vorträge aus 40 Jahren, Leipzig 2014, S. 83–103.

vor das Tor der Mächtigen dieser Welt stellen, ob sie Putin, Trump oder sonst wie heißen. Allerdings ist ein Trabi kein unüberwindliches Hindernis. Insofern war Propst Falcke sehr froh, als die Jungs von der Stadtreinigung mit ihrem Lastwagen kamen und meinten: Fahr' mal zur Seite, wir können das besser! Nicht immer reichen in solchen Auseinandersetzungen theologische Argumente oder kleine Trabis alleine – manchmal braucht es eben einen Lastwagen und die Bauarbeiter, die mitmachen.

Als dann die Revolution vorbei war, waren die, die mal ganz unten und ohnmächtig waren, auf einmal mächtig. Wir hatten den Theologen Joachim Gauck als Bundespräsident. Wir hatten Wolfgang Thierse, bekennender Christ und Bundestagspräsident, Angela Merkel, Pfarrerstochter und Bundeskanzlerin. Da stellt sich auf einmal die Frage, wie geht man mit der neuen Macht um. Die ganze Zeit waren die Christen machtlos, und jetzt auf einmal prägen und führen sie eine Gesellschaft. Ich glaube, das ist eine ganz allgemeine Frage, da geht es nicht nur um Bundeskanzlerinnen und Bundespräsidenten. Das gilt auch für uns, weil jeder von uns Macht hat – in der Familie, im Verein, in der Kirchengemeinde. Und wir wissen auch, was Macht mit einem anstellen kann: Macht korrumpiert, das haben wir oft genug gehört. Macht setzt dich auch unter Druck. Es verändert einen Menschen, wenn er Macht hat.

Aber die Frage ist natürlich: Heißt das, ich soll überhaupt keine Macht mehr ausüben? Ich glaube, das kann auch nicht die Konsequenz sein. Denn Macht *macht* auch. Macht kann verändern und gestalten. Ohnmacht ist nicht heiliger als Macht. Veränderung muss auch manchmal von oben passieren. Ich glaube, man muss sich die Finger auch schmutzig machen, wenn man irgendetwas tun möchte, und das geht dann nicht immer nur mit der reinen Lehre.

Das ist etwas, was wir von Josef lernen können. Er war jemand, der weise regiert hat. Josef hatte Macht, sogar militärische. Und dann stehen die Brüder da vor ihm und bitten um Gnade. Und er ist der mächtige große Mann. Was machst du dann mit der ganzen Wut in dir? Die Brüder wussten das; sie kennen die Macht und sie hatten Angst, Todesangst. Das merkt man in dieser Geschichte. Ihre Angst war berechtigt. Mächtige Männer sind unberechenbar und gefährlich. Aber Josef hat etwas, was mir in unserem Leben und im politischen Diskurs oft fehlt: Weisheit und Ruhe. Er ging erst hin und hat die Brüder auf die Probe gestellt und geschaut, hat sich da wirklich etwas verändert bei denen? Dann ist es ihm gelungen, sich selbst zurückzunehmen und zu entscheiden. Er hat nicht absolut seine Wahrheit und seine Sichtweise durchgesetzt, sondern er hat sich selbst zurückgenommen und Gott miteinbezogen. Josef ist ein

Beispiel für eine weise Führungskraft. Das ist etwas, was wir alle mitnehmen sollten in unseren Alltag, für die Frage, wie wir mit anderen Menschen umgehen.

Vielleicht können wir ein paar Dinge lernen von Josef. Das Erste ist: Er hat kommuniziert. Als die Brüder da waren, hat er mit ihnen geredet. »Er tröstete sie und redete freundlich mit ihnen«. In dieser Situation ging es nicht um Macht. Ihm ging es darum, wirklich die Daten und die Fakten zu bekommen, den Menschen kennenzulernen. Er kam mit ihnen ins Gespräch. Ich habe ein großes Problem damit, wie wir heute im gesellschaftlichen Bereich unsere öffentlichen Diskussionen führen. Jeder hat seine absolute Meinung, wie es zu sein hat. Jeder hat immer absolut recht und empört sich über alles. So können wir keine Gespräche führen, selbst wenn wir verletzt sind. Es gibt vielleicht eine absolute Wahrheit, aber keiner von uns kennt sie. Das einzige Absolute ist Gott. Aber unser Wissen von Gott ist immer begrenzt. Das heißt, wir müssen immer im Gespräch bleiben. Wir sind eben nicht Gott. Wir erkennen immer nur einen Ausschnitt von ihm.

Das Nächste ist: Gott steht über mir. Das ist eine ganz wichtige Perspektivveränderung, die Josef durchgemacht hat. »Stehe ich denn an Gottes statt?«, fragt er rhetorisch. Für ihn ist völlig klar: Gott ist da oben und wir sind alle zusammen hier unten. Die Brüder und er reden miteinander als die Diener Gottes. Aus Gottes Perspektive sind wir alle gleich. In Gottes Welt stehen von der Reinigungskraft bis zum CEO alle auf derselben Ebene. Wir haben unterschiedliche Aufgaben, aber vor Gott steht nicht der eine höher als der andere. Diese Perspektivveränderung ist wichtig.

Das Dritte ist die Hoffnung. Da ist dieser ganz entscheidende Satz, den Josef spricht: »Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.« Gott kann aus Bösem immer wieder Gutes machen. Wir schaffen das als Christen – wenn wir mit Gott in diese Welt hineingehen und auch darauf zählen, dass etwas passiert. Ja, wir sind ohnmächtig. Ich allein kann wenig verändern. Aber Gott kann. Gott kann aus Bösem Gutes machen. Das kann er im Großen und im ganz Kleinen. Aber wir müssen eben damit anfangen und Ihm vertrauen.

Das wünsche ich uns, dass wir Josefs werden, die mutig nach vorne schauen, auch wenn wir runtergeworfen werden in den Keller, dass wir trotzdem mitmachen und uns engagieren in dieser Welt, auch wenn wir an die Sklaven-Karawane verkauft wurden. »Christus befreit«, hat Propst Falcke gesagt, und ich glaube, das sollten wir ausstrahlen als Christen: Dass wir durch Christus immer zum Handeln befreit sind und

dadurch zu Befreiern für andere werden. Lasst uns also weise hinausgehen in diesen Kirchentag, in unseren Alltag. Lasst uns segnen, singen, entscheiden und uns einbringen mit Gottes Kraft. Dafür gebe Gott uns seinen Frieden und seine Weisheit. Amen.

Dialogbibelarbeit¹ am Freitag, 9. Juni 2023, Halle 5, Messezentrum

Kirsten Fehrs, Bischöfin, stellv. Ratsvorsitzende Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Hamburg

Samuel Koch, Schauspieler, Autor und Redner, Mannheim

Kirsten Fehrs: Wir möchten euch gerne mitnehmen auf eine Gedankenreise zu diesem tollen Text. Er handelt von einer Versöhnung zwischen Brüdern.

Samuel Koch: Ganz kurz zusammengefasst die Vorgeschichte: Jakob ist der Enkel von Abraham und der Sohn von Isaak. Und er hat zwölf Söhne. Seine beiden jüngsten Söhne, Benjamin und Josef, hat er ganz besonders lieb, weshalb die anderen Brüder oft neidisch sind. Josef ist bekannt als der Träumer. Das fand ich interessant, weil selbst den Menschen, die mit Bibel und Kirche gar nichts am Hut haben, trotzdem diese Träume von Josef ein Begriff sind.

Fehrs: Und es ist auch ein Traum, in dem Josef sieht, dass eines Tages alle elf Brüder sich vor ihm verneigen würden. Eine ziemlich unangenehme Passage in dieser Josefs-Geschichte. Auf jeden Fall sind die Brüder maßlos wütend, blindwütig, wenn man so will. Sie werfen ihn in einen Brunnen, eine Zisterne. Und als eine Karawane mit Kaufleuten vorbeikommt, verraten und verkaufen sie den Bruder. Und den Vater belügen sie mit einem fingierten, blutigen Hemd und sagen: Josef ist tot. Also alles ziemlich grausam.

Koch: Josef wird verkauft, nach Ägypten verschleppt, wird dann irgendwann noch der Vergewaltigung angeklagt, kommt ins Gefängnis, wird aber bekannt als ein Traumdeuter. Er kommt dann an den Hof des Pharaos, schafft es mit seinen Träumen ein Volk zu retten. Jetzt aber zu der Stelle, die den meisten dann doch nicht mehr so bekannt ist, nämlich

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

nach dem ganzen Showdown: der Reunion. Jahre später treffen die Brüder wieder aufeinander, weil der Vater Jakob inzwischen gestorben ist. Und es gibt ein Happy End. Für mich ist sie tatsächlich eine der emotionalsten Geschichten in der Bibel, gerade auch, weil ich Geschwister habe.

[Kirsten Fehrs liest Gen 50,15–21]

Fehrs: Tja. Geschwistergeschichten. Die haben es ganz schön in sich, oder?

Koch: Allerdings. Geschwister prägen einen ungemein. Also bei den meisten ist es die Anwesenheit von Geschwistern, bei anderen die Abwesenheit von Geschwistern. Aber Fakt ist: Geschwister prägen einen.

Fehrs: Ich finde das Besondere, dass Geschwister ja so etwas sind wie Seelenanker. Sie sind immer irgendwie da, sie kennen einen am längsten. Das ist auch nicht immer nur gut. Und es ist tatsächlich so, dass man mit Geschwistern ein ganzes Leben lang, ob sie da oder nicht da sind, verbunden ist. Oder aber in einem großen Streit nur in die Distanz zu gehen versucht. Hast du Stress mit deinen Geschwistern?

Koch: Niemals.

Fehrs: Was? Was seid ihr für eine freundliche Familie. Also ich selber habe ja drei Geschwister und bei dem Stichwort »blinde Wut« oder »blindwütig« fällt mir oft – vielleicht ja auch euch – etwas ein, wo man sagt: Das ist in die Familien-Annalen eingegangen. Bei uns war das eine Geschichte von meiner mittleren Schwester. Als sie ungefähr drei Jahre alt und meine Mutter schwanger war, wollte sie unbedingt eine Schwester haben. Weil ein Bruder »geht gar nicht, der sieht nämlich aus wie Fiede Martin von nebenan.« Fiede Martin war ungefähr fünfzehnhalb und ihm fehlten schon die Zähne. Der hatte auch eine geradlinige Sprache. Das fand sie alles gar nicht richtig gut. Und es kam prompt so, dass meine Tante reinkam und sagte: Eike, du hast ein Brüderchen! Und dann ist sie so sauer geworden, dass sie geradewegs durch eine Glastür durchgegangen ist. Tja, Familie. Jetzt wisst ihr es. Es ist ihr nichts passiert.

Interessant ist, dass unsere Familie eine solche Episode nicht vergessen hat. Einmal natürlich deshalb, weil sie erleichtert waren, dass es gut ausging. Aber auch, dass so ein kleiner Mensch eine solche Wut haben kann. Und diese Blindwütigkeit kann ja bei Geschwistern so stark werden, dass die Rivalität einen so beseelt, dass man das Reale aus den Augen verliert. Und man merkt auch in dieser Josefs-Geschichte, dass alle Brüder Josef Leid antun wollten, weil sie einfach diesen Bruder nicht wollten.

Koch: Ich glaube, deshalb geht mir die Geschichte so nahe, weil ich das so unfassbar grauenvoll finde. Ich habe nicht so eine neidvolle, spektakuläre Geschichte vorzuweisen. Tatsächlich ist es bei meinen Geschwistern und mir relativ kitschig und friedlich. Zumindest aus meiner Perspektive, man müsste sie fragen. Ich habe auch wie du drei Geschwister. Ich bin der Allerälteste, deshalb natürlich auch der Bescheidenste, Sittsamste, und ... [Gelächter im Publikum] Was gibt es da zu lachen? Ich hab meine Geschwister immer behütet wie meinen Augapfel und war immer – bis zum heutigen Tage, wenn auch in umgekehrten Verhältnissen – für sie da. Da kommen wir später noch drauf zu sprechen, wie wir, auch durch die Geschichte, die mir den Rollstuhl eingebrockt hat, noch tiefer miteinander verbunden sind.

Fehrs: Das finde ich immer ganz beeindruckend. Wenn du mit deinen Geschwistern zusammen bist, dann ist das so ein Gekabbel und eine totale Liebe unter euch. Und die andere Seite, wenn Geschwister wirklich in den Kampf eintreten, kann es auch richtig grausam sein.

»Emotionalste Geschichte« hast du gesagt vorhin. Weil Josef weint?

Koch: Als wir uns zum ersten Mal über den Text ausgetauscht haben, haben wir festgestellt: Josef ist schon eine ganz schöne Heulsuse, weil er ständig in dieser Geschichte weint. Und man liest weiter: »Und er weinte laut, so dass die Ägypter ganz bestürzt waren.«² Ein paar Verse weiter wirft sich Benjamin ihm an den Hals, und was macht Josef? Er weint wieder.

Fehrs: Und die Frage ist ja, warum tut er das? Weil es zuerst gar nicht die Brüder selbst sind, die um Verzeihung bitten, sondern irgendwelche Boten, die sagen: Deine Brüder haben gesagt, dass euer Vater ihnen gesagt hat, dass wir euch sagen sollen ... So ziemlich um die Ecke alles. Und für mich steckt in diesem Weinen schon buchstäblich die Lösung. Denn am Schluss fängt es an, gut zu werden. Und er tröstete sie und redete freundlich mit ihnen. Aus dem Weinen erwächst Freundlichkeit.

Koch: Ich habe mir genau das mit der Freundlichkeit markiert. Vor einigen Monaten habe ich viele hundert Kinder im ganzen Land befragt, wie sie sich eine schönere und bessere Zukunft vorstellen. Sehr überraschend war, dass sich super viele Kinder mehr Freundlichkeit gewünscht haben. Es lohnt sich manchmal, die Kinder zu fragen. Da waren wunderbare Wünsche dabei. Ich habe dann zusammen mit dem lieben Freund und Songwriter Samuel Harfst aus diesen Kinderwünschen einen Song ge-

² Gen 45,2

schrieben. Und mir sagte jemand aus den Expertenkreisen der Musikbranche: Na, in den Refrain Freundlichkeit reinzupacken sei doch nicht so relevant. Aber ich habe dann wirklich für diese Freundlichkeit gekämpft und mich so gefreut, dass auch dieser Bibeltext so einen Fokus darauf legt.

Einige Zeilen aus diesem Kindersong lauten so: »Wenn es nach mir ging, wäre Schnee aus Zuckerwatte und jeder Tag der schönste, den man jemals hatte. Überall Pferde. Und jeder könnte fliegen. Und Eltern hätten endlich Zeit zum Spielen. Jedes Haus hätte eine Rutsche auf dem Dach. Jeder bliebe, solange er wollte, wach.« Und so weiter. Und jetzt kommt es, der Chorus: »Komm und träum mit mir, unbeschwert und frei. Die Welt ist so viel schöner mit ein bisschen Freundlichkeit.«

Einen Wunsch fand ich sehr schön. Und er kam in ähnlicher Form immer wieder bei verschiedenen Kindern vor, die sich gewünscht haben: Statt Kriege zu führen, sollten Konflikte nur zwischen zwei Personen ausgefochten werden.

Fehrs: Wenn das keine Friedensbotschaft heutzutage ist. Zwischen zwei Personen, nicht Völkern. Werdet wie die Kinder.

Dieses Thema, was du beschrieben hast, dass Kinder Experten von Unbeschwertheit sind, auch wenn es nicht immer einfach ist, sich im Leben durchzuschlagen, hat uns beide noch mal in einen Gesprächsgang gebracht. Und zwar mit Blick darauf, dass sehr viele Kinder in dieser Welt unter dem leiden, was Kriege und Flucht und Vertreibung anrichten. Ich war 2015 in Syrien und dann in Jordanien in den großen Flüchtlingslagern wie Za'atari. Was mich wirklich enorm beschäftigt hat, war, wie viele Kinder betroffen sind und was Bombenhagel, was Traumatisierung mit den Menschen angerichtet hat. Und in der Hauptstadt Jordaniens, in Amman, das hat mich in ganz großem Maße bewegt, sind wir dann mit christlichen Hilfsorganisationen in die Keller gegangen, wo Kinder mit ihren Familien sich versteckten. Und da sehen wir eine Familie mit sechs Kindern auf Matratzen. Das war das Einzige, was in diesem feuchten Keller noch da war: feuchte Matratzen. Diese Kinder waren ganz stumm, es war eine ganz traurige, furchtbare Situation. Ich dachte: Was machst du jetzt in diesem Keller, damit irgendwas aufscheint wie Hoffnung? Nun hatte ich, es war ja kurz vor dem Reformationsjubiläum, in meiner Handtasche noch ein Gastgeschenk, und zwar diesen Playmobil-Luther. Den habe ich dann rausgeholt. Ehrlich, auf der ganzen Welt ist Luther wohl nirgends so gerne in Empfang genommen worden wie in diesem Keller.

Mir ist der Gedanke gekommen: Josef in der Zisterne unten, der muss ja auch ein handfestes Trauma erlebt haben. Von seinen Brüdern in den Brunnen geschmissen, dann verraten, verkauft in ein fremdes Land. Mir ist in unseren Gesprächen das erste Mal richtig klar geworden, dass wir es bei Josef mit einem traumatisierten Jungen zu tun haben.

Koch: Und ich kann mir vorstellen, dass dieser heftige Beziehungsbruch, das von den eigenen Brüdern erfahren zu haben, das Schlimmste oder das Grausamste an dem Ganzen ist.

Fehrs: Ja. Und unsere Geschichte sagt eben auch: Es ist Trauma, aber es ist nicht das Ende.

Koch: Ich habe mich auch unabhängig von unserem Text jüngst mit dem Thema beschäftigt. Ich spiele ein Stück an den Münchner Kammerspielen, wo es um ein Trauma geht. Da habe ich dann gemerkt: Okay, alle Anzeichen von Trauma schlummern wahrscheinlich auch irgendwo in mir. Rein medizinisch hat mein Rückenmark auf jeden Fall ein Trauma erlebt. Eben ein Sturz, der etwas zerbrochen hat, ganz physisch. Und ich habe mich dann auch gefragt: Habe ich jetzt ein Trauma in mir? Und habe festgestellt, bei mir folgte vielleicht auch ein Trauma dem anderen.

Ich habe in meiner sehr frühen Kindheit ein kleines traumatisches Erlebnis gehabt, wo der Babysitter abgedüst ist und ich nachts aufgewacht bin und meine kleine Schwester schreiend aus dem Bett gefallen war. Und ich habe sie da nicht rausbekommen. Die andere Schwester hat auch geweint und wir waren in einem fremden Dorf, weil Hochzeitsfeierlichkeiten waren. Ich bin dann durch die Nacht und durch den Wald gerannt und hab die Eltern gesucht. Ich wurde dann irgendwann von der Polizei gerettet nach etlichen Stunden. Das ist wahrscheinlich nichts im Vergleich zu den Kindern, die du da im Keller getroffen hast. Aber mich hat es maßgeblich geprägt und ich hatte ziemlich viel Angst seitdem. Angst vor der Dunkelheit, Angst vor der Unendlichkeit, Angst vor dem Sterben. Und ich konnte eigentlich nie nachts gut einschlafen, jede Nacht war ein Horror.

Ich habe dann eines Tages zu dem Gott gebetet, den ich aus dem Kindergottesdienst kannte, und gesagt: Gott, wenn es dich wirklich gibt, dann möchte ich keine Angst mehr haben. Das war ein ziemlich fahrlässiges Gebet. Aber tatsächlich, von diesem Gebet an, so absurd es klingen mag, hatte ich nie wieder Angst und konnte seitdem gut schlafen. Fahrlässig war das insofern, weil ich tatsächlich bis zum heutigen Tag im Grunde keine wirkliche Angst hatte. Und vermutlich hat mir diese Traumabewäl-

tigung das nächste Trauma und vielleicht auch den Rollstuhl eingebrockt. Ich habe dann darüber nachgedacht: Steckt jetzt eigentlich noch irgendwo ein Trauma in mir oder nicht? Und habe festgestellt, es ist nicht ganz richtig mit dieser Angst. Wenn ich Beifahrer bin im Auto und wenn der Fahrer plötzlich in die Bremse treten muss, dann merke ich tatsächlich, wie es meinen ganzen Körper durchzuckt und in diesem Moment meine Hände und meine Füße kribbeln, die ich theoretisch gar nicht spüren kann. Das finde ich faszinierend im Hinblick auf unser Thema Trauma, das auch Josef erlebt hat. Dass Körper und Geist so zusammenhängen und ich also doch noch irgendwo was in mir schlummern habe.

Ich erlaube mir die freche Frage, wie es bei dir ist, ob du auch Traumaaufarbeitung hast.

Fehrs: Also ich habe das große Glück oder den Segen, dass ich selber keine traumatische Erfahrung habe. Aber in meinem Beruf und in der Seelsorge habe ich sehr viel mit traumatisierten Menschen zu tun. Und das macht was mit einem. Wie du ja weißt, betrifft das auch das Thema sexualisierte Gewalt. In Hamburg war der erste große evangelische Missbrauchsskandal und es war vom ersten Tag meines Bischofsamtes an dran, dieses Thema so zu bearbeiten, dass es den betreffenden Menschen gerecht werden könnte mit allem, was mir dazu zur Verfügung steht. Ich bin über die Jahre hin mit über 200 betroffenen Menschen in Kontakt gewesen. Und da ist diese Wut, die es für mich als Vertreterin der Institution Kirche, die den Menschen das angetan hat, erst mal auszuhalten und anzunehmen gilt. Es löst für mich immer eine tiefe eigene Erschütterung aus, was in Kirche möglich war und wie sich keiner schützend vor die Kinder und die Jugendlichen gestellt hat. Ich finde es total berechtigt, dass sie uns sagen: Verdammt noch mal, versteht, was passiert ist, damit es nicht wieder passiert! Es ist und bleibt beschämend. Und deshalb möchte ich alles dafür tun, dass wir vernünftig aufarbeiten, dass wir betroffenen Menschen auch eine finanzielle Anerkennung geben und dass wir ernst nehmen, was es bedeutet, wenn das Leben von einem Trauma betroffen ist. Und wir haben eine große Verantwortung, dass wir uns als Kirchenvertreter:innen damit in guter Weise und mit hoher Sensibilität auseinandersetzen. Dafür möchte ich eintreten. Das ist jetzt noch der letzte Satz, weil es mich so bewegt und weil wir darüber auch gesprochen hatten: Es hat mich insofern verändert, dass ich zum Beispiel anders über Vergebung rede. Ich höre automatisch, dass es etwas Bemächtigenendes haben kann, wenn man sagt: Vergib doch! Man delegiert es nämlich wieder an die betroffenen Menschen. Und deshalb ist diese Geschichte hier so eindrücklich, dass die Brüder über drei Ecken sagen: Bitte vergib doch deinen Brüdern! Und dann fängt Josef an zu weinen und da löst

sich der Druck. Und ich glaube, da entsteht dann das Neue. Deshalb ist mir das so wichtig.

Koch: Ich denke, das ist gut und wichtig, was du gesagt hast. Tatsächlich steckt ja das Trauma nicht nur in Josef, sondern auch in den Brüdern und den Geschwistern. Und so wie das mit Traumata oft ist, sind die Angehörigen unmittelbar mit davon betroffen. Sonst würden sie auch nicht um die Ecke den Boten fragen, ob er Josef sagen könnte, dass der Vater gesagt hätte usw. Also die leben auch mit einer Schuld.

Ich habe mich dazu mit meinem kleinen Bruder ausgetauscht. Wir haben gemerkt, dass da noch ein Trauma nicht nur in mir, sondern auch in ihm schlummert. Er war vierzehn, neun Jahre jünger als ich, als ich direkt zwei Meter vor seiner Nase auf den Boden gekracht bin. Wir waren letztes Jahr in Südfrankreich im Urlaub mit einem riesigen Campingmobil, das eine sehr hohe Fahrgastzelle hatte. Er war Fahrer und wir hatten mich auf den Beifahrersitz gesetzt. Wir haben nachts eine Rast gemacht und ich saß irgendwie nicht gut. Wir haben versucht mich neu zu platzieren und ich lehnte mit meinem ganzen Gewicht an der Beifahrertür, was ich selbst nicht gespürt habe. Er kam an die Beifahrertür und hat sie geöffnet. Weil ich so dagegen lehnte, bin ich dann beim Öffnen der Tür aus dieser Fahrgastzelle fast zwei Meter runtergeknallt auf den Asphalt und ihm direkt vor die Füße. Und ich werde das nicht vergessen, wie er geschrien hat. Ein intuitives lautes »Nein«, das wirklich aus den Eingeweiden kam. Und ich lag da vor ihm auf dem Boden. Ich hatte eine kleine Platzwunde, ein bisschen geblutet, ist nichts weiter Schlimmes passiert. Danach waren wir aber ziemlich fertig. Er war total am Zittern, weil ich da vor ihm auf dem Boden lag und er es nicht aufhalten konnte – wie damals.

Wir haben uns auf der Rückfahrt lange darüber unterhalten und auch über das Thema Trauma gesprochen. Wir waren beide sehr ergriffen, haben geweint und gemeinsam über diese jeweiligen Crashes gesprochen und was das mit uns gemacht hat. Es war so ein bisschen das Weinen, was ich jetzt erst im Zusammenhang mit unserer Auseinandersetzung mit dem Text festgestellt habe. Es war schön, es zu teilen und auch gemeinsam zu weinen.

Fehrs: Ich meine, mit den Brüdern hat es ja insofern etwas gemacht, dass Josef nicht wütet, sondern mit dem Weinen auch etwas eröffnet. Die Brüder können auf einmal ihre Schuld eingestehen. Sie können ihm das sagen, was ihnen am Herzen liegt. In gewisser Hinsicht gestehen sie ihre Schuld ein und sind dadurch eher größer als kleiner geworden. Das hat sie, glaube ich, mehr rehabilitiert als alles andere. [...]

Koch: Ich möchte noch einmal die zwei Sätze herausstellen, die ich mitnehme, meine Lieblingsstellen aus dem Text. Einmal natürlich, was Josef sagt: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen. Und dann die daraufhin folgende Geste der Brüder, die auf die Knie fallen. Das finde ich ein schönes Signal in diesen Zeiten, einmal mehr auf die Knie als auf die Barrikaden zu gehen.

Die Zeit wird kommen – Lk 17,20–25

Bibelarbeiten am Samstag, 10. Juni 2023

Dialogbibelarbeit¹ am Samstag, 10. Juni 2023,
Reformations-Gedächtnis-Kirche

Judy Bailey, Musikerin, Alpen

Patrik Depuhl, Lyriker und Songwriter, Alpen

Hadija Haruna-Oelker, Journalistin und Moderatorin, Frankfurt/Main

Hadija Haruna-Oelker: »Gottes gerechte Welt kommt nicht so, dass man zuschauen könnte. Die Leute werden auch nicht rufen: ›Hier ist sie!‹ oder: ›Da ist sie!‹« [Lk 17,21]. Aber wann kommt sie: die Gerechtigkeit für alle? Was bedeutet Gerechtigkeit? Mir fällt dazu die Geschichte des indischen Philosophen Amartya Sen ein, in der drei Kinder darüber streiten, wem von ihnen eine Flöte gehören soll. Das erste Kind hat Musikunterricht und kann als einziges Flöte spielen. Das zweite ist arm und besitzt kein anderes Spielzeug. Das dritte Kind hat die Flöte mit viel Ausdauer angefertigt. Wem gehört sie also? Mit diesem Gleichnis eröffnet Sen seine Idee der Gerechtigkeit, die sich nicht an einer perfekten Gesellschaft orientiert, sondern daran interessiert ist, wie sich Ungerechtigkeit überwinden lässt². Wie also kommt die gerechte Welt? Kommt sie überhaupt? Ob es sie geben wird, bleibt unklar, weil jeder von uns dafür mitverantwortlich ist. Dieser Zweifel lässt sich auch aus dem Bibelvers herauslesen. Gleichzeitig bejaht er positiv die eigene Kraft, mit der wir Dinge verändern können, auch wenn die äußeren Umstände schwierig sind.

Meine Mutter hat einmal zu mir gesagt, dass ich einen unglaublichen Gerechtigkeitssinn hätte, und ich weiß, dass ich ihn von ihr habe, weil der Wunsch nach Selbstreflexion und innerer wie äußerer Veränderung unser beider Leben bestimmt. Deshalb versuche ich zu verstehen, warum Menschen in Gruppen eingeteilt und darin auf- und abgewertet werden. In Deutschland hat die Differenz einen schlechten Ruf, es werden ständig Kämpfe über sie ausgetragen. Für mich bedeutet Differenz nicht, *anders* zu sein, sondern sie ist eine alltägliche und schöne Erfahrung im Mit-

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

² Amartya Sen: Die Idee der Gerechtigkeit, Frankfurt am Main 2020.

einander. Differenz ist meine Normalität, weil mein Umfeld sie mir zeigt; weil ich mich bestärkt und emanzipiert habe. Wer auf meine Party kommt, kann sehen, wie Differenz zusammen feiert. Diese Erfahrung hat mich sicherlich auch hierher geführt. Wie nehmen Sie die Menschen in Ihrem nahen und fernen Umfeld wahr? Wer ist dabei und fühlt sich eingeladen, an den Orten, in den Blasen, in denen Sie leben? Wer fehlt vielleicht – auch hier in diesen Räumen? Würde es etwas ändern, wenn wir die Antworten darauf in unserem alltäglichen Miteinander bedenken würden?

Ich denke schon. Es würde etwas in unseren Beziehungen verändern, wenn wir kurz abwarten und uns fragen: Wer steht da vor mir? Kann ich dessen Geschichte wirklich so schnell erfassen und bewerten, wie ich es gerade tue, oder sollte ich nicht erst einmal zuhören, mich vergewissern? Wie schön wäre es, wenn mehr Menschen verstehen würden, dass die Bedürfnisse anderer das eigene Dasein nicht in Gefahr bringen. Wenn wir eine Sprache fänden, die ein Gegenüber nicht verletzt. Denn in unseren Worten spiegelt sich so viel von der Geschichte, die wir noch nicht verarbeitet haben. Sie hat auch mit Gewalt zu tun. Damit, dass Menschen ausgelöscht wurden wegen ihrer Unterschiede. Seit Jahrzehnten suchen und fordern deshalb eine Vielzahl von Menschen und zivilgesellschaftliche Organisationen Bedingungen für eine Welt, in der wir alle atmen können. Es ist ein theoretisches Verstehen, dass das Atmen derer beschreibt, die Ungerechtigkeit erfahren. Es geht um ein umkämpftes Atmen, um das Ringen danach; um das Nach-Luft-Schnappen, die Kurzatmigkeit, manchmal um Panikattacken – beispielsweise wenn Menschen rassistische Gewalt erfahren. Von den urbanen Zentren bis zu den EU-Außengrenzen, dem Mittelmeerraum zwischen Afrika und Europa sind die Geschichten versklavter Menschen und ihr Sterben heute miteinander verknüpft. Schwarze Körper sind durch den Ertrinkungstod mit dem Aussetzen des Atmens verbunden. Ihre Fluchtbewegungen gelten vielen als ein politisches und moralisches Problem, als Krise der Demokratie. Es geht politisch gesehen um Abwehrpolitik und darum, wie Menschen kriminalisiert werden. Und menschlich? Geht es um ihre Erfahrungen, Kämpfe und Visionen; ihre Träume. Es gibt viele Menschen, denen die Luft wegbleibt, wenn sie versuchen, für Gerechtigkeit einzustehen und stattdessen gesellschaftliche Stille erfahren. Gleichzeitig kann das Atmen ein Werkzeug sein. Denn es braucht einen langen Atem für den Weg des Widerstandes.

Also atmen wir! Denn eine gerechte Welt kommt nicht einfach so, dass man zuschauen könnte. Um eine gerechtere Welt zu bauen, braucht es auch eine Vorstellung davon, wie sie aussehen sollte. Lassen Sie uns also

die Gerechtigkeitsbestrebungen so vieler Menschen als Aufforderung verstehen, nach neuen Wegen zu suchen. Denn: Jetzt ist die Zeit.

Judy Bailey: Ich spiele und singe hier heute mit Patrick, meinem Mann. Wir sind seit über 25 Jahren zusammen. Wir hätten nicht immer zusammen sein können. Weil Leute anders über unseren Wert gedacht haben, weil wir anders gesehen wurden. Als Schwarz und Weiß. Als Schwarze galten Menschenrechte lange nicht für uns, weil wir nicht als vollwertige Menschen angesehen wurden. Hier in Nürnberg gab es Gesetze, unter denen mein Blut als »unrein« angesehen wurde, ja, mein ganzes Leben als »unwert«.³ Und dann auch noch ich als Frau ... Aber, guckt mich mal an! Guckt mich an! Mehr Mensch geht nicht! Wenn wir wirklich Schwarz und Weiß wären, dann wären unsere Kinder grau. Aber das sind sie garantiert nicht. Wenn ich meine Kinder, unsere Kinder, anschau, dann sehe ich nichts Wertvolleres als sie. [Judy Bailey Band spielt »What do you think you're worth?«]⁴

Haruna-Oelker: »Denn hier, Gottes gerechte Welt ist schon da, indem ihr zusammen seid.« In Leichter Sprache: »Das Reich von Gott ist anders. Das Reich von Gott ist in eurer Mitte.« Wer ist diese Mitte? Von ihr wird im politischen Sinne viel gesprochen. Von der so genannten Mitte der Gesellschaft, die uns in die eine oder andere Richtung lenkt, weil ihr eine Mehrheit zugeschrieben wird. Es gibt eine Mitte-Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung, die 2010 einen erneuten Anstieg von Islamfeindlichkeit und Antisemitismus feststellte⁵. Drei Jahre später, 2013 gründete sich

³ Die sogenannten Nürnberger Gesetze wurden am 15. September 1935 vom Reichstag auf dem Reichsparteitag in Nürnberg erlassen und schufen die juristische Legitimation der NS-Rassenideologie. Das Reichsbürgergesetz gesteht anhand rassistischer biologistischer, ideologischer und religiöser Kriterien ausschließlich Staatsangehörigen »deutschen oder artverwandten Blutes« politische Rechte zu und setzt alle anderen Bevölkerungsgruppen, darunter Juden, Roma und Sinti und schwarze Menschen, zu Personen minderen Rechts herab. Die Gesetze ebneten den Weg für die systematische Diskriminierung und Vernichtung »nicht-arischer« Menschen. Vgl. [https://www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/501380/vor-85-jahren-nuernberger-gesetze-erlassen/#:~:text=Sie%20waren%20die%20Legitimationsgrundlage%20f%C3%BCr,sie%20eine%20Vorstufe%20des%20Holocaust\[zuletzt%20gesehen%20am%2006.06.2024\].](https://www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/501380/vor-85-jahren-nuernberger-gesetze-erlassen/#:~:text=Sie%20waren%20die%20Legitimationsgrundlage%20f%C3%BCr,sie%20eine%20Vorstufe%20des%20Holocaust[zuletzt%20gesehen%20am%2006.06.2024].)

⁴ »What do you think you're worth?« ist im Rahmen des Projektes »Das Leben ist nicht schwarz-weiß« erschienen, in dem sich Judy Bailey und Patrick Depuhl mit Heimat und Wurzeln, Rassismus und eigenen Familiengeschichten im Nationalsozialismus, mit Schmerz und Hoffnung auseinandersetzen. Der Text in voller Länge ist zu finden auf www.judybailey.com/alben/das-leben-ist-nicht-schwarz-weiss/.

⁵ Die Mitte-Studie wird seit 2006 von der Friedrich-Ebert-Stiftung herausgegeben und untersucht antidemokratische Einstellungen in der deutschen Gesellschaft.

die AfD und zwei Jahre später, 2015 bildeten sich mit der großen Aufnahme geflüchteter Menschen Lager: Optimistinnen, Hasser, Skeptiker: innen. Wir schaffen das! Schaffen wir das wirklich? Wir leben schon lange in Zeiten, in denen Krisen auf Krisen folgen: Wirtschafts- und Finanzkrise, die so genannte »Flüchtlingskrise«, die Corona-Krise, der Ukrainekrieg, die Energiekrise und die des Klimas.

»Die Leute werden zu euch sagen: Hier ist er. Oder: Das ist er. Geht nicht hin und lauft keinem hinterher.« Wir verlieren, wenn zu viele Menschen andere Menschen als »Sündenböcke« der Krise abwerten. Die Mitte ist daran beteiligt – nicht nur die politischen Ränder. Nicht ohne Grund titelte die Mitte-Studie von 2019 mit »Verlorene Mitte, feindselige Zustände«⁶. Sie beschrieb darin ein Deutschland in Unruhe, Hass, Abschottung und Gewalt. Die rassistisch und antisemitisch motivierten Anschläge von Halle und Hanau 2019 und 2020 zeigen die Kontinuität der Gewalt in unserer Geschichte. Ein Jahr später titelte die Mitte-Studie mit »Geforderte Mitte«⁷, weil ihr Rechtsextremismus, Populismus und Rassismus inzwischen so zusetzen würden und sie selten so gefordert gewesen sei wie jetzt. Es sei gefährlich, weil eine »teils/teils«-Stimmung herrsche. Das heißt, dass offen rechtsextreme Einstellungen zwar weniger verbreitet sind, aber sich viele Menschen nicht mehr klar von Menschenfeindlichkeit abgrenzen. Und wir sehen es ja an einer aktuellen Forsa-Studie: Wäre am Sonntag Bundestagswahl, dann würde die AfD 17 Prozent der Stimmen erhalten.⁸ Das sind zehn Prozent mehr als noch vor einem Jahr.

Wer kann diese Tatsachen ausblenden? Wer das kann – hat den Vorteil. Ein Privileg. Ich kann es nicht. Wer also zeigt Einsatz und Haltung, bezieht Stellung, um unsere Demokratie zu stärken? Denn Letztere ist in Gefahr, wenn sich mehr Menschen von ihr abwenden und sich Verschwörungen, Medien- und Elitenschelte, Anti-Klimathemen und Strömungen gegen Gender-Sensibilität zuwenden. Vor diesem Problem stehen wir gemeinsam. Die Philosophin Eva von Redecker beschrieb einmal

⁶ Vgl. Mitte-Studie 2018/19; <https://www.fes.de/referat-demokratie-gesellschaft-und-innovation/gegen-rechtsextremismus/mitte-studie> [zuletzt gesehen am 26.10.2023].

⁷ Vgl. Mitte-Studie 2021; <https://www.fes.de/referat-demokratie-gesellschaft-und-innovation/gegen-rechtsextremismus/mitte-studie-2021> [zuletzt gesehen am 26.10.2023].

⁸ Vgl. Wahlumfrage zur Bundestagswahl von Forsa vom 30.05.2023; <https://dawum.de/Bundestag/Forsa/2023-05-30/> [zuletzt gesehen am 03.11.2023]. Die Prozentangabe gilt für den Zeitpunkt des Kirchentages und ist in den darauffolgenden Monaten nochmals deutlich angestiegen (Stand 24.11.2023: 22 Prozent.)

die Scham als revolutionär.⁹ Revolutionär wäre, wenn die Mitte nicht mehr aus Scham schweigen würde. »Geht nicht hin und lauft keinem hinterher.« Dass Gottes gerechte Welt schon da ist, indem wir einfach nur zusammen sind, genügt also nicht.

Verstehen wir es als Aufruf, innerhalb der eigenen Reihen für Gerechtigkeit zu sorgen. Die Gerechtigkeit kommt nicht einfach so. Deshalb gilt es, Wege zu finden, in dem alle ihr Gesicht wahren und sich dabei unterstützen, sich als Gewinner der gemeinsamen Sache zu fühlen: zusammen. Dafür brauchen wir mehr gemeinsame Momente und Begegnungen. Wir brauchen bildlich gesprochen mehr Partys, in denen wir einander in guter Stimmung erleben.

Patrick Depuhl: Lasst uns Bündnisse schließen, auch in den eigenen Reihen, um gerade diese Schönheit zu feiern. Das hätte auch die Beschreibung dessen sein können, was wir in unserem Dorf versuchen. Wir haben bei uns im Dorf zu einem Workshop eingeladen: Wir haben alle eingeladen, die Lust haben, Musik zu machen. Judy dachte: Wenn wir so viele unterschiedliche Menschen zusammenbringen, dann habe ich gar keine Lieder, die wirklich alle aus vollem Herzen singen können, wenn die kommen, die ich mir vorstelle: Kinder, ebenso wie ältere Leute, die vielleicht im Dorf geboren wurden, Menschen mit Wurzeln in der ganzen Welt, die als Geflüchtete zu uns gekommen sind, Menschen mit Behinderung oder Menschen, die behindert werden von uns. Wie bringe ich die zusammen? Judy hat sich vorgenommen: Ich schreibe drei neue Lieder für diesen Chor, diesen Traumchor. Und als der Winter vorbei war, trafen wir uns mit der Organisationsgruppe und sie sagte: Ich habe es nicht geschafft. Es sind sechs Lieder geworden. Es gibt zu viel, was wir erzählen müssen, was wir singen müssen! Dann haben wir zum Workshop eingeladen in eine Schule. Es kamen 253 Menschen – der Bürgermeister, die Pfarrerin, geflüchtete Kinder. Um es kurz zu machen, die haben nachher mit uns auf der Bühne gestanden und das Dorf gerockt. Die größte Halle, die eines Landmaschinenherstellers, wo wirklich viele Menschen reinpassen, war ausverkauft. Also haben wir ein zweites Konzert gemacht, weil viele das erleben wollten: die Schönheit der Differenz. Wir haben Brücken gebaut, weil man plötzlich nicht nur »die Deutschen« und »die Geflüchteten« war. Da waren Thomas und Alisher, Mamadou und Marion und plötzlich kannte man sich und sagte sich im Supermarkt Hallo. Und manchmal traf man sich am Küchentisch, weil die einen einsam waren und die anderen Deutsch lernen wollen. Ein Lied ist in die-

⁹ Eva von Redecker: Revolution für das Leben. Philosophie der neuen Protestformen, Frankfurt am Main 2020.

sem Zyklus entstanden, es baut eine Brücke. [Judy Bailey Band spielt »Let's build a Bridge«]¹⁰.

Haruna-Oelker: »Er sagte zu denen, die von ihm lernten: »Es werden Zeiten kommen, in denen ihr euch danach sehnen werdet, einen einzigen der Tage des erhofften Menschen zu sehen, und ihr werdet ihn nicht sehen.« (Lk 17, 22) Eine gerechte Welt ist also nicht sicher. Auch ich glaube nicht, dass einmal alles einfach nur »gut« werden wird, weil es immer Kräfte und Gegenkräfte geben wird. Es wird ein Ringen um eine gerechtere Welt bleiben. Aber: Jetzt ist die Zeit – noch ist Zeit zur Umkehr. Wie wäre es, für eine Demokratie einzustehen, in der Gerechtigkeit bedeutet, dass alle Menschen als gleichrangig angesehen werden?

Was können wir tun? Erkennen, dass es nur mit allen Beteiligten am Tisch mit unserer Gesellschaft nach vorne geht. Meine Gedanken dazu sind von der afrikanischen Philosophie des Ubuntu, also der Mitmenschlichkeit geprägt. Während der französische Philosoph Descartes sagte: »Ich denke, also bin ich«, sagt Ubuntu: »Ich bin, weil wir sind.« Es steht für das Bewusstsein, Teil eines größeren Ganzen zu sein. Es wurde über Jahrhunderte in Form von Geschichten, Sprichwörtern und Liedern überliefert, regelte über Jahrhunderte das Zusammenleben und ließ sich auch durch den Kolonialismus nicht zerstören. Es geht um gegenseitige Anerkennung und Achtung, ein Aussöhnen und Versöhnen, ein Weitergehen mit denen, die einen gemeinsamen Weg mit allen suchen. Es bedeutet für mich rational, aber nicht emotionslos zu sein.

Wie wäre es, in einer Gesellschaft zu leben, in der alle Menschen selbstbestimmt leben könnten? Als die Menschen, die sie wirklich sind. Simunye¹¹ – »Wir sind alle eins«, bedeutet »Einheit ist Stärke« und Aussprüche wie »eine Verletzung eines Menschen ist eine Verletzung aller« markieren das Einigungsziel zum Wohle aller. Wir sollten einander »Alliierte« im Sinne der Literaturwissenschaftlerin bell hooks sein, die mitfühlen und sich für andere und ihre Anliegen starkmachen, auch ohne eine eigene Betroffenheit: Was dich angeht, geht mich an, aber du sprichst für dich.¹² Wir sollten uns als Werdende und nicht als Seiende verstehen; als Lernende. Auch ich bin, während ich hier spreche, im Denken nicht fertig. Es ist eine Momentaufnahme meiner Gedanken darüber,

¹⁰ »Build a Bridge« ist auf dem gleichnamigen Album erschienen, an dem mehrere hundert Menschen des niederrheinischen Ortes Alpen mitgewirkt haben. Der Text in voller Länge ist zu finden auf www.judybailey.com/alben/build-a-bridge/.

¹¹ Simunye bedeutet »Wir sind eins« auf Zulu.

¹² bell hooks: Talking back: Thinking feminist thinking black, Boston 1989.

wir gemeinsam an einer gerechteren Welt gebaut werden könnte. Für mich ist das eine inklusive Welt, in der wir alle in unserer Art nicht nur unterschiedlich sein können, sondern genau das ihre Schönheit ausmacht.

Bailey: Glaube, Hoffnung, Liebe – bleiben bei uns mit all unseren Fragen, unseren Auseinandersetzungen. Sie nehmen uns mit, bringen uns weiter. Ich habe dieses Lied geschrieben, als der Krieg in der Ukraine losging und Menschen bei uns im Dorf angekommen sind. Wir haben uns hinter dem Rathaus getroffen, mit dem Bürgermeister und allen Offiziellen von den Schulen, Kirchen, der Tafel usw. Ich habe mich gefragt: Was kann ich diesen Menschen eigentlich sagen? Ich sage das, was ich mir selber sage, wenn ich so viele Fragen habe, wenn die Krisen des Lebens kommen. Glaube, Hoffnung, Liebe – gehen weiter! Gott ist mitten unter uns und trägt uns weiter.

Übersetzung des Songs »Faith, Hope, Love – Carry on!«¹³

1. Es trifft uns, kommt uns nah
All der Herzschmerz, der vor sich geht
Die Verwüstung des tobenden Krieges
Rasende, rasende Wut
Wer hätte es geahnt
Wir würden zurückfallen, als wir dachten,
wir sind gewachsen
Gerade als wir dachten, wir würden weiterziehen
Änderungen ändern die Änderungen
Und jetzt ist es so nah
Durch die Trümmer,
kann es nicht abschütteln
Schwer belastet von dem, was verloren ist
Wie fängt man neu an?
Und mir wird klar
Manchmal gibt es keinen guten Kompromiss
Obwohl ich weiß, dass wir niemals wiederherstellen können – was fort
ist
Glaube, Hoffnung, Liebe – gehen immer weiter – also geht weiter!

2. Die Zeit wird zeigen
Wie tief all diese Wunden gehen

¹³ Words & Music: Judy Bailey © Dyba Music; www.judybailey.com; Übersetzung von Judy Bailey.

Entzünden sie sich? Werden sie größer?
Wie lindert man den Schmerz?
Wir brauchen Unterstützung
Die grundlegenden Dinge sind die,
die ich am meisten brauche
Ich spüre die Anstrengung, wenn ich versuche, meine Seele zu erheben
Wo nochmal ist Gott?
Unsere Werte wurden über den Haufen geworfen
Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden sind ausgeflogen
Hast du etwas Licht – irgendjemand?
Meins flackert und wird schwächer
Fürs Erste stapfen wir durch das Schwere
Der nächste Herzschlag, der nächste Atemzug reicht
Schritt für Schritt – bitte nur nicht aufgeben
Denn die Wahrheit ist immer noch stark
Glaube, Hoffnung, Liebe – gehen immer weiter – also geht weiter!

Bibelarbeit¹ am Samstag, 10. Juni 2023, St. Sebald

Bischof Dr. Georg Bätzing, Vorsitzender Deutsche Bischofskonferenz,
Limburg

Hier und jetzt, in Raum und Zeit

Herzlich willkommen zur Bibelarbeit in Sankt Sebald am Samstagmorgen! Dass Sie heute Morgen hier sind, darüber freue ich mich, und dass wir hier zusammengefunden haben, liegt daran, dass Sie sich heute auf den Weg gemacht haben und dafür zwei wichtige Informationen zur Verfügung hatten: eine Angabe zum Ort – Sankt Sebald in der Winklerstraße 26 hier in Nürnberg, vielleicht auch mit einer Erklärung, wie Sie gut mit öffentlichen Verkehrsmitteln hierherkommen – und eine Angabe zur Zeit, 9.30 bis 10.30 Uhr, Dauer: eine Stunde.

Und hier in der Kirche nehmen Sie alle selbst auch noch einen ganz speziellen Ort ein, den niemand sonst gleichzeitig innehaben kann. Mit diesen beiden Angaben zum Raum und zur Zeit lassen sich Menschen, Dinge und Ereignisse in unserer Wahrnehmung und Geschichte verorten

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Manuskripts der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

und einander mitteilen. Raum mit den drei Dimensionen von Länge, Breite und Tiefe und dazu die vierte Dimension, die Zeit – das macht zusammen unsere sogenannte Raumzeit aus. Und beides nehmen wir immer wieder ganz unterschiedlich wahr. Natürlicherweise ist uns wohl eher der Raum in der Wahrnehmung gegeben; bei der Zeit brauchen wir manchmal Hilfe, wie viel Uhr es denn eigentlich gerade ist, wie viel Zeit vergangen ist zwischen zwei Punkten des Erlebens. Aber klar ist: Im Alltag prägt die Raumzeit unsere Wahrnehmung und unser Leben, sie ist gemeinsamer Orientierungsrahmen.

Auch in unserer heutigen Bibelstelle werden Fragen nach Raum und Zeit gestellt: Wann kommt das Reich Gottes? Wo ist es, wo ist es nicht? Hören wir zunächst die Stelle in zwei Übersetzungen.

[Bischof Dr. Georg Bätzing liest Lk 17,20–25 in der Einheitsübersetzung und in Leichter Sprache]

Die damalige Situation und Zeit

In welche Zeit und welchen Raum hinein schreibt der Evangelist eigentlich? Der Evangelist Lukas schreibt circa 80 bis 90 n. Chr., also einige Jahrzehnte nach dem Leben und dem Tod Jesu. 70 n. Chr. wurde der Jerusalemer Tempel zerstört und an dessen Stelle ein römisches Legionslager errichtet. Die Hoffnung, dass Jesus Christus als Messias eine Wende bringt und eine neue Zeit begonnen hat, wird von großen Zweifeln getrübt. Wie kann es sein, dass das alles geschieht, aber doch die neue Zeit angebrochen ist? Wann kommt denn der Menschensohn, um alle zu richten? Denn die messianische Vorstellung beinhaltete eine himmlische Königsherrschaft, die sich irdisch durchsetzt.

Die Naherwartung der Urkirche, so stellen wir fest, wurde geschichtlich verstanden; Jesus hatte doch von seinem Wiederkommen gesprochen. Hans Urs von Balthasar beschreibt dies so: »Das Missverständnis war naheliegend, war vielleicht unvermeidbar: die Unmittelbarkeit Jesu zum Vater, zur Ankunft des Reiches, zur absoluten Zeitgrenze, die durch Kreuz und Auferstehung bestimmt wird, zu verwechseln mit einer chronologischen Unmittelbarkeit, die dann den endzeitlichen Enthusiasmus der Urkirche erzeugte und anschließend daran die durch die Kirchengeschichte immer neu aufflackernden [...] Bewegungen, die ein sogenanntes ›Ende der Welt‹ als bevorstehend und anstehend verkünden und erwarten.«²

² Hans Urs von Balthasar: Zuerst Gottes Reich, Freiburg 2002, S. 55.

Die sogenannte Parusie-Verzögerung, also, dass die Wiederkunft Christi sich verzögerte, war für die Theologie und den Glauben der Urkirche eine große Herausforderung. Und das erfahrene Leid in der eigenen Geschichte machte diese Frage nur umso drängender, wo denn nun das Reich Gottes sei. So heißt es in unserem Text: »Es werden Tage kommen, in denen ihr euch danach sehnt, auch nur einen von den Tagen des Menschensohnes zu sehen; doch ihr werdet ihn nicht sehen.« (Lk 17,22)

In diese Erfahrung hinein hören wir das Jesus-Wort: »Das Reich Gottes ist mitten unter euch.«

Entos hymon (mitten unter euch)³

Diese besondere Einfügung bei Lukas bildet die zentrale Aussage dieses Textabschnitts, und er hat sie kreativ in andere Aussagen verwoben. Wie aber soll man genau übersetzen? Darüber haben viele Exegeten und Exegetinnen nachgedacht und auch gestritten:

1.) »Innerhalb« – Dies ist eine gängige Übersetzung. Martin Luther hat übersetzt: »Das Reich Gottes ist inwendig in euch.« Vom Griechischen ist das möglich und im Text wird das Innere dem Äußeren gegenübergestellt, das, was offensichtlich ist und beobachtbar, dem, was unsichtbar bleibt. Im Fokus ist dann eine subjektive Innerlichkeit im Herzen. Aber ist das sinnvoll, wenn hier ja die Pharisäer angesprochen werden? Und: An anderen Stellen wird das Reich Gottes ja gut sichtbar beschrieben, wenn »Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein« (vgl. Lk 7,22). Es gibt noch eine Möglichkeit von der Grammatik her, nämlich:

2.) »Zur Verfügung von«/»in euren Händen« – Das wäre unüblich von der Verwendung bei Lukas, ist aber in anderen, antiken Quellen (Papyri) belegt und wurde auch in älteren Interpretationen so gesehen, so z. B. bei Tertullian. Das würde bedeuten, dass das Reich Gottes schon längst zur Verfügung steht, man nur dorthin umkehren müsse. Oder aber:

3.) »Unter euch, bei euch, zwischen euch« im Sinne von »in jedem von euch« als Gemeinschaft gedacht. Damit würde die subjektive Deutung einer intersubjektiven weichen. Das Reich Gottes ist etwas, das sich zwischen den Menschen ereignet, in einem Beziehungsgefüge, »konkret in

³ Vgl. im Folgenden auch: Francois Bovon: Das Evangelium nach Lukas, EKK III/3, Neukirchen 2001, S. 158 ff; Jakob Kremer: Lukasevangelium, NEB, Würzburg 1988, S. 171 ff; Gerhard Lohfink: Die wichtigsten Worte Jesu, Freiburg/Basel/Wien 2022.

Form von Gerechtigkeit, Geschwisterlichkeit, Frieden, Liebe, Güte etc.«⁴ (So übersetzt heute die Mehrzahl der Bibelausgaben. Auch die Übersetzung für den Kirchentag hat diese Form gewählt: »Denn hier, Gottes gerechte Welt ist schon da, indem ihr zusammen seid.«

Unabhängig von der Wahl der Übersetzung: Lukas wendet sich hier klar gegen all jene Versuche, das Reich Gottes berechnen zu wollen, Zeichen zu deuten und dann eindeutige Aussagen zu Ort und Zeit zu geben, wie es in der Apokalyptik durchaus üblich war. Der Grund ist einfach: Denn das Reich Gottes ist schon mitten unter euch. Es geht bei allen Übersetzungen um eine Beschreibung dessen, was ist (also um Gegenwart) und uns gegeben ist, nicht um etwas Fernes, Späteres.

»Das Reich von Gott ist in eurer Mitte. Ihr seid schon ein Teil vom Reich von Gott.« So ist es in der Leichten Sprache übersetzt.

Zwei Fragen stellen sich zwangsläufig und folgen dann ja in der Bibelstelle: Wie ist das Verhältnis von Reich Gottes und Jesus Christus zu sehen und wie ist das Leiden einzuordnen?

Gottesreich und Leiden

Das Reich Gottes ist untrennbar mit Jesus Christus verbunden. Mit ihm hat es begonnen, er verkündet und lebt es, in ihm wird es vollendet sein. So gibt es einen Beginn, nämlich in Jesus Christus und seinem irdischen Leben, und von da aus entfaltet sich dann eine eigene Wirklichkeit, zu der wir uns verhalten können. Der Ruf der Umkehr und Bekehrung gehört daher ebenso zur Reich-Gottes-Verkündigung wie die Bilder des natürlichen Wachstums in vielen Gleichnissen. »Die Zeit ist erfüllt«, so verkündet es Jesus, »das Reich Gottes ist nahe, kehrt um und glaubt an das Evangelium« (Mk 1,15).

Nur vor der prophetischen Hoffnung, wie wir sie zum Beispiel im Jesaja-Buch finden, ist vieles zu verstehen, was Jesus vom Reich Gottes sagt: »Das Reich Gottes, das Jesus proklamiert, kommt nicht nur in den Herzen. Es ist das Kommen der Macht und der Herrlichkeit Gottes – und diese Herrlichkeit will alles verändern. Dinge finden ihre Identität, Verhältnisse kommen in Ordnung, schuldig Gewordene kehren um, Chaos

⁴ Christoph Böttigheimer: Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu. Verlorene Mitte des christlichen Glaubens, Freiburg/Basel/Wien 2020, S. 54.

verwandelt sich in Schönheit, Kranke werden gesund, Blinde sehen, und Stumme fangen wieder an zu reden.«⁵

Insofern ist es eine andere Realität, die nicht einfach im Zeitenlauf zu verstehen ist; es geht um eine ganz eigene Dimension in Gott. Und das Reich Gottes ist kein Automatismus, keine natürliche geschichtliche Entwicklung im Sinne eines automatisierten Fortschritts, denn es gibt auch weiterhin Leid in der Welt. Und das macht Lukas an dieser Stelle auch deutlich: Die Sehnsucht, dass es nicht immer so ist, wie es uns verheißen ist. Die Warnung, nicht einfachen Antworten hinterherzulaufen. Die Ankündigung, dass Jesus uns überraschen wird und dass er selbst gelitten hat. Mitten in diese Situationen von Leid, Verzweiflung, Unrecht fällt die Frohe Botschaft.

»Schon und noch nicht« – morgen, gestern, heute⁶

Wie aber ist die Gottesherrschaft mitten unter uns? Wie kann Leben, Sterben und Auferstehen Jesu Christi heute unsere Zeit erhellen? Vergangenes liegt zurück, Künftiges steht noch aus, und letztlich erleben und gestalten wir einzig die Gegenwart: So jedenfalls legt es uns das gängige Zeitempfinden nahe. Je älter ich werde und je mehr Lebenserfahrung ich sammeln darf, umso mehr zweifle ich, dass unser Leben – zumal ein gläubiges Leben – als eine simple Abfolge auf einem gerichteten Zeitstrahl zutreffend beschrieben werden kann. Und kürzlich stieß ich in dem Roman *Acht Berge* von Paolo Cognetti auf ein Bild, das weiterhelfen könnte: Während der junge Pietro mit seinem Vater die Berge des Aostaltals erwandert, gibt der seinem Sohn oft Rätsel auf, um seine Intelligenz zu trainieren. »Schau dir diesen Bach an. Siehst du ihn?«, fragte er. »Angenommen, das Wasser ist die vergehende Zeit. Wenn dort, wo wir stehen, die Gegenwart ist, wo ist dann deiner Meinung nach die Zukunft?« Ich überlegte. Das schien nicht weiter schwer zu sein, und ich gab die nächstliegende Antwort: »Zukunft ist dort, wo das Wasser hinfließt, also da unten.« »Falsch«, sagte mein Vater. »Zum Glück!«⁷ Um seinen Sohn weiter zum Denken anzuregen, löst er das Rätsel nicht auf. Einige Zeit später durchstreift Pietro mit einem Freund die Gegend, und sie kommen an einen Gebirgsbach, der nach einem Wasserfall einen Teich formt, in

⁵ Gerhard Lohfink: *Ausgespannt zwischen Himmel und Erde. Große Bibeltexte neu erkundet*, Freiburg / Basel / Wien 2021, S. 333 f.

⁶ Vgl. Georg Bätzing: *Predigt zum Ostersonntag*, 9. April 2023, https://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse_2023/2023-066a-Predigt-Bi.-Baetzing-Osterhochamt.pdf [zuletzt gesehen am 10.01.2024].

⁷ Paolo Cognetti: *Acht Berge*. Roman. Aus dem Italienischen von Christiane Burkhardt, München 2017, S. 23.

dem sich Forellen tummeln. »Langsam dämmerte mir etwas, nämlich dass für einen Fisch alles vom Berg kommt: Insekten, Zweige, Blätter, einfach alles. Deshalb schaut er nach oben, in Erwartung dessen, was da kommt. Wenn der Punkt, an dem man in einen Fluss eintaucht, die Gegenwart ist, so dachte ich mir, ist die Vergangenheit das Wasser, das einen überholt hat und in die Tiefe fließt, wo einen nichts mehr erwartet. Und die Zukunft das Wasser, das von oben kommt und Gefahren mit sich bringt, aber auch Überraschungen. Die Vergangenheit ist das Tal und die Zukunft der Berg. So hätte ich die Frage meines Vaters beantworten müssen!«⁸

Die Auferstehung Jesu, sein Leben und die Gottesherrschaft liegen nicht zurück in ferner Vergangenheit. Ostern ist die Quelle. Und aus dieser Quelle entspringt immer neu unser künftiges Leben. Jeder neue Tag, jede Stunde und jedes unserer Jahre schöpfen daraus ihre Lebendigkeit. Die Antwort auf das Rätsel im Roman entspricht übrigens ganz dem hebräischen Denken. Da liegt nämlich die Zukunft hinter und die Vergangenheit vor uns. Denn das Vergangene steht uns ja vor Augen; wir können es betrachten und daraus unsere Schlüsse ziehen. Die Zukunft dagegen liegt hinter uns, uns im Rücken. Man sieht also in die Vergangenheit, aber wir gehen in die Zukunft mit der Quelle voll Kraft und Segen im Rücken. Der auferstandene Christus ist unsere Zukunft und zugleich der Rückenwind, der uns mutig gehen lässt – nach vorne, gerade dann, wenn uns bang ums Herz ist, wenn wir die Trittsicherheit verloren haben und lieber rasten wollen als weiterzuziehen.

Resonanzräume und Religion

Die Beziehung zu Christus verändert und schafft eine neue Realität, einen neuen Raum. Wie aber kann man das noch verstehbar machen?

Der Soziologe Hartmut Rosa hat in den vergangenen Jahren mit seinen Theorien zur Beschleunigung, Entfremdung und Resonanz eine, so finde ich, treffende Zeitanalyse geliefert. Er beschreibt »eine beschleunigte Transformation der materiellen, sozialen und geistigen Welt. Diese Erfahrung der Beschleunigung der uns umgebenden Welt ist in Wahrheit ein ständiger Begleiter des modernen Menschen.«⁹ In vielen Bereichen erleben wir diese Beschleunigung – in der Arbeitswelt, Kommunikation, dem Kultur- und Freizeitbereich, Moden, Sport, Film, Transport. Mit

⁸ Ebd., S. 33f.

⁹ Hartmut Rosa: Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer Kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit, Berlin 2013, S. 27.

Hermann Lübbe beschreibt Rosa im Bereich des sozialen Wandels eine »Gegenwartsschrumpfung«. Als Vergangenheit wird verstanden, was nicht mehr gilt, als Zukunft, was noch nicht gilt, und als Gegenwart der Raum, in dem Erfahrungsraum und Erwartungshorizont zusammenfallen. Und das betrifft ebenso das eigene Lebenstempo: »Die vielleicht dringlichste und erstaunlichste Facette der sozialen Beschleunigung ist die spektakuläre und epidemische ›Zeitknappheit‹ moderner (westlicher) Gesellschaften.«¹⁰ Es geht um den Eindruck, dass einem die Zeit wegläuft, man nie genug Zeit zu haben scheint, und die Wahrnehmung, dass irgendwie mehr in weniger Zeit geschieht. Dabei, so Rosa, ist die Beschleunigung ein Ersatz für eine (religiöse) Verheißung eines ewigen Lebens. Ein gutes Leben ist dann ein Leben, das reich an Erfahrungen und an ausgeschöpften Möglichkeiten ist und braucht kein »höheres Leben«, keine Hoffnung auf Ewigkeit. Zugleich jedoch liegt die Tragik des modernen Menschen darin, dass nicht alles, was die Welt bietet, in einer Lebenszeit erfahren werden kann.

Das Phänomen der Gegenwartsschrumpfung braucht Resonanz Erfahrung und Räume hierfür, wo ein »In-Beziehung-Treten« geschieht. Hartmut Rosa beschreibt das so: »Jedenfalls brauche ich zunächst eine bestimmte Haltung, und die Haltung garantiert mir noch nicht, dass es dann tatsächlich zu Resonanz kommt. Ich brauche dafür auch die entsprechenden sozialen und materialen Räume. Meine Behauptung ist, dass Religion tatsächlich über eben jene sozialen und materialen Räume verfügt, oder zumindest: dass sie im Kern darauf abzielt, solche Räume bereitzustellen. Sie verfügt über die Elemente, die uns daran erinnern können, dass eine andere Weltbeziehung als die steigerungsorientierte, auf Verfügbarmachung zielende möglich ist. Angefangen beim Zeitkonzept, denken Sie nur an das Kirchenjahr. Dazu hat mein Vater immer gesagt: ›Es ist total langweilig, da passiert ja nix, jedes Jahr das Gleiche, seit 2.000 Jahren.‹ Ich würde entgegnen: ›Das ist genau der Punkt! Keine Innovation, keine Steigerung, kein Wachstum!‹ Das ist eine andere Konzeption von Zeit als unser Konzept von Zeit als ökonomischer Ressource, die wir da haben.

Auch das Raumkonzept ist ein anderes: Wenn Sie in eine Kirche gehen, gibt es dort nichts, was Sie sozusagen verfügbar machen können, was Sie unter Kontrolle bringen oder dominieren können. Der Aggressionsmodus findet da gar kein Ziel. Aber der entscheidende Punkt scheint mir zu sein, dass das gesamte religiöse Denken, die ganze Tradition, die

¹⁰ Ebd., S. 26.

besten religiösen Deutungen auf die Idee und Vergegenwärtigung von Resonanzverhältnissen hin angelegt sind.«¹¹

Ja, Resonanz, wörtlich eine Beziehung zwischen zwei schwingungsfähigen Systemen, das finde ich ein sehr passendes Bild für das Reich Gottes, das mitten unter uns ist.

Bibelarbeit¹ am Samstag, 10. Juni 2023, St. Jakob

Dr. Susan Durber, Europapäsidentin, Ökum. Rat der Kirchen (ÖRK),
Pembrokeshire/Großbritannien

The excellent study notes provided for this Bible Study suggest, reasonably enough, that it would be better to speak of something more like »God’s just world« than to use a phrase like »the Kingdom of God«. Then we could speak in ways that look forward to the time when God will replace the unjust rule of all present rulers [...] with God’s own reign. The notes say that kingdoms belong in fairy tales. And perhaps, in a land soaked in the great European traditions of fairy tales, they do. But I come from a kingdom, and in my land we have recently crowned a King. The United Kingdom has borders (some of them contested or troubled, but borders that one can trace and experience). Our King has only the soft power of a constitutional monarch, but power of a king nonetheless. [...] So, unless you think I have stepped out of a fairy tale [...], I suggest that we keep the Kingdom word for today. But even more I think I would like to keep it because it is there in the Greek text and because today I want us to pay very close attention to some of those other Greek words so that we can open up this small, but challenging passage. [...]

Jesus said quite a bit about the Kingdom of God [...]. Or at least, he said a lot of things that the Kingdom was *like*, and he said in lots of ways that it couldn’t be predicted or located, that it was a mystery. It seems that whenever it was being discussed, if someone thought that they had it wrapped up, Jesus would make it problematic again. You certainly couldn’t conclude that the Kingdom of which Jesus spoke was like any

¹¹ Hartmut Rosa: Demokratie braucht Religion. Über ein eigentümliches Resonanzverhältnis, München 2022, S. 67f.

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

other kingdom on earth or that it would necessarily mean replacing one of the earth's present or future kingdoms. He kept on conveying to anyone who would listen that there were no objective or measurable facts to show its coming – though it would turn this world on its head. We can imagine how frustrating this would have been for the people of his time, and it is frustrating for the people of our times too, for we are impatient for the world to be different, for justice to come, for the poor to be fed and the prison walls of every kind to come down. What is a kingdom if it cannot be seen or its borders cannot be traced or its citizens identified? What does it mean to be a king with a crown made only of thorns? What kind of kingdom remains so much beyond our reach and yet is said to be almost here? [...]

In verse 21, Luke records Jesus saying that »the Kingdom of God is among you«. That's what the most popular contemporary English version now has as a translation of this phrase. »The Kingdom of God is *among* you.« And sometimes people interpret this to mean that the Kingdom of God is *among you in the person of Jesus Christ or perhaps among you when two or three gathered to form the Church*. And that would mean that the Kingdom of God is here *now, right now*. This is an interpretation that fits, perhaps, the readers of our times who are shy.

And there's also a problem because the Greek text does not really support the translation »among you«. If Luke really wanted to say something like »among you« – he might have used, as he did elsewhere, the phrase »en meso«. But here the Greek word is »entos« which is more like *inside*. And sometimes people have gone for this translation and argued that Jesus was really saying that »the Kingdom of God is within you« [...]. And there are some famous examples of this. One of them is a book by Leo Tolstoy, published first in Germany in 1894 after it was banned in Russia. The book is titled *The Kingdom of God is within you*² and it sets out a plan for a new organisation of society based on nonviolent resistance and love. Tolstoy argues that only when the hearts of individual people are turned to peace and non-violence will the world be changed, that the power to change the future lies *within* each one of us. But this suggestion seems far too individualistic, too interiorised, to be an adequate interpretation of the key teaching of Jesus. If it only inside individuals, how could it ever become visible and practical and as transformative as the world so clearly needs it to? And perhaps we have learned that if the coming of the Kingdom of God is reliant on the interior qualities of us human beings,

² Lev Tolstoy: *The Kingdom of God is Within You*. Translated by Constance Garnett, New York 1894.

then we are sunk. Where is God's action in this interpretation? We might want to say that every human being is made in the image of God, that we carry a spark of the light within, but to say that the Kingdom of God lies within us seems not enough – for if it is then we have failed to live up to it. It seems hard to conclude that Jesus could really have said simply that »the Kingdom of God is within you«. [...].

The whole force of these verses seems to be that the coming of the Kingdom of God, [...] [is] not predictable, not locatable, not fixable – not just among us, or within us, or on this day or that place... So, what can Jesus have been getting at in talking about the Kingdom of God is inside you? How shall we understand it? [...]

Perhaps we have two mysteries here. A mystery about how to read the text. And a much greater mystery about the Kingdom of God itself. An important clue in the pursuit of the mystery of this strange text, might, it turns out, actually lay outside the New Testament itself. There's a text called *The Gospel of Thomas* that was discovered only as late as 1945, though it is probably as old as the second century, that contains only sayings of Jesus. [...] It includes some astonishing parallels with sayings in the canonical Gospels as well as some only found within its own pages. [...]

Saying 113 says;

»His followers said to him, ›When will the kingdom come?‹ ›It will not come by watching for it. It will not be said, ›Look, here it is,‹ or ›Look, there it is.‹ Rather the father's kingdom is spread out upon the earth, and people do not see it.«³

You can hear [...] the echoes of our passage for today – and the emphasis here on the way that the kingdom cannot be pinned down to a particular place or time. But here it is not *inside* you or *among* you, but spread out upon the earth (and yet, notice the note of mystery in that though it is spread out on the earth it is still not seen).

But most fascinating of all is Saying 3 in this ancient, but noncanonical, Gospel. [...]

»Jesus said: ›If your leaders say to you‹, ›Look the kingdom is in heaven,‹ then the birds of heaven will precede you. If they say to you, ›It is in the

³ Marvin Mayer: *The Gospel of Thomas. The Hidden Sayings of Jesus*, San Francisco 1992, (p. 65).

sea, then the fish will precede you. Rather, the kingdom is inside you and it is outside you.«⁴

The Greek word used for inside here is »entos«, the very word that Luke uses in our passage. It looks to me as though Luke, or some later scribe [...] has somehow lost the »and it is outside you« phrase. And so perhaps the text should be read not as locating the Kingdom inside or within or among, but as saying something as infuriating and ambivalent as »the Kingdom is inside you and outside you«, is here and there and everywhere. [...] This verse is not a map reference for the Kingdom of God or an appeal to understand ourselves as the location of the Kingdom – it is in fact a way of saying there is no map reference for the Kingdom, that it eludes all your efforts to find it and all your desires to pin it down. It is neither interior spirituality nor public and political action – though perhaps it is both. It is neither prayer alone, nor prophetic deeds nor acts of service. It is not only in the church, but also in the world, not just in heaven, but also spread upon the earth. It is beyond any way you know yet to define what a thing is. It is beyond the reach of your imagination and it will always stretch you and defy your attempts to define it. It is inside and outside, among you and beyond you, right now but also only in the future. It is like trying to capture lightning, hold a moonbeam or hammer mercury. It is glorious and awesome, but born only from suffering and rejection. It has a king, but he wears a crown of thorns.

[...] This whole passage could be just one of many ways in which the Gospels (and perhaps Jesus himself) keep on trying to tell us that whatever God is, God is beyond our control, beyond our understanding, beyond what we can imagine [...]. The place and time where God is present can be touched sometimes in this world, and sometimes God's Kingdom overwhelms the lives we share and the world we inhabit with a glory we can hardly comprehend, but it can never be a category of this world or something we can hold in *our* hands, and we must wait for those rare moments when it breaks in and we see the light that cannot be overcome by any darkness.

The American novelist and theologian Frederick Buechner put it like this:

»People are prepared for everything except for the fact that beyond the darkness of their blindness there is a great light. They are prepared to go on breaking their backs plowing the same old field until the cows come home without seeing, until they stub their toes on it, that there is a

⁴ Marvin Mayer: *The Gospel of Thomas. The Hidden Sayings of Jesus*, San Francisco 1992, (p. 23).

treasure buried in that field rich enough to buy Texas. They are prepared for a God who strikes hard bargains but not for a God who gives as much for an hour's work as for a day's. They are prepared for a mustard-seed kingdom of God no bigger than the eye of a newt but not for the great banyan it becomes with birds in its branches singing Mozart. They are prepared for the potluck supper at First Presbyterian but not for the marriage supper of the Lamb, and when the bridegroom finally arrives at midnight with vine leaves in his hair, they turn up with their lamps to light him on his way all right only they have forgotten the oil to light them with and stand there with their big, bare, virginal feet glimmering faintly in the dark.«⁵

This quality of God's Kingdom, to be both sometimes tangible and always elusive, to be both inside and outside us, to be spread out upon the earth and yet not seen among us as we gather in the Church, means both that it is beyond our grasp and control, but also that it can become manifest in our times. We cannot predict it or make it happen. We cannot devise a strategy or a mission plan to make it appear. [...] But it sometimes dawns upon us, like a gift, as grace, as the unexpected and always astonishing gift of God.

This, it seems to me, is something like whatever it is that all those amazing parables of the Kingdom are saying, that we cannot say what the Kingdom of God is, but we can only discover hints of what it might be like. People often, it seems, asked Jesus about the Kingdom of God. And perhaps they hoped he might say that the Romans would be leaving in AD 35 and a new and better government would be coming in their place. Or perhaps they thought he might point to the sky and promise them a heavenly Kingdom, a blissful eternity after the travails of this mortal life. [...] Or maybe they would have been content to find the Kingdom in their prayers, or in the hope of a new world one day when their grandchildren might find it. But Jesus gave them and gives us no clearly defined description of the Kingdom of God, but simply the promise that it is here and will come. He tells us that we won't find it by our own efforts or predictions – anywhere or anytime. But it may be given to us, and we may discover it in ways we don't anticipate or expect. And he tells, repeatedly, intriguing stories about what the Kingdom of God is *like*. [...]

⁵ Frederick Buechner: *Telling the Truth. The Gospel as Tragedy, Comedy and Fairy Tale*, New York 1977 (p. 70).

In Luke 13,18–19, for example, Jesus tells this parable:

»He said therefore, »What is the kingdom of God like? And to what should I compare it? It is like a mustard seed that someone took and sowed in the garden; it grew and became a tree, and the birds of the air made nests in its branches.« [...]

In first-century Palestine, mustard plants were weeds [...] and any self-respecting gardener would not welcome them. There is already a surprise here then that someone is planting mustard perhaps in a neighbour's garden to spoil their flower beds, we don't know? But what happens? There are no mustard plants, but instead a huge tree so big that the birds could nest in it. No bird could have nested in a straggly mustard plant, even the tallest one. He planted a mustard seed and he got a tree. That's what the Kingdom of God is like. It's not that it's small like a mustard seed as we often say (Luke doesn't even say that the mustard seed is small and in fact mustard seeds are quite big as seeds go!). The story arc is that a straggly, dangerous weed grows into a beautiful and generous tree. Someone planted one mustard seed, and they got a tree. The Kingdom of God is as surprising as that. [...]

And then, there's another parable right next to that one – in case we haven't got the mystery yet.

Luke 13,20–21

»And again, he said, »To what should I compare the kingdom of God? It is like yeast that a woman took and mixed in with three measures of flour until all of it was leavened.«

[...] Jesus mentions yeast and a woman... both, in his time, often despised and dirty things. Yeast in a woman's hands. Disgusting, smelly, impure. But mixed into several large bags of flour it makes enough fragrant bread for the whole village, light and airy, filling and delicious. That's what the Kingdom of God is like. You start with the disgusting and you are given a feast. The strong arms of a baker woman kneading yeast into flour is what the Kingdom is like. You can find that miracle almost everywhere that people live and need feeding, and yet it is one of the greatest miracles of them all. This is not the unleavened bread of sincerity and truth – but the despised leaven of every day, of frail and faulty human lives, beating and kneading a living out of the land, in the common homes of the poor. Jesus must have shocked his hearers by comparing the Kingdom of God to a woman who uses yeast, but he is, as ever, breaking assumptions, pushing boundaries, deepening the mystery.

Again, Jesus tells another parable about a sower, and this time, when the disciples ask him what the parable means, he tells them that he is giving them the mysteries of the Kingdom of God. But a parable remains a mystery, as does the Kingdom of God, as the centuries of interpretation and re-interpretation reveal.

Luke 8,4–8

»When a great crowd gathered and people from town after town came to him, he said in a parable: ›A sower went out to sow his seed; and as he sowed, some fell on the path and was trampled on, and the birds of the air ate it up. Some fell on the rock; and as it grew up, it withered for lack of moisture. Some fell among thorns, and the thorns grew with it and choked it. Some fell into good soil, and when it grew, it produced a hundredfold.‹ As he said this, he called out, ›Let anyone with ears to hear listen!«

We have all (probably) heard this parable so many times that we almost know it by heart. And this means that we don't hear the mystery or the surprise any more. [...] We get so caught up in the three things that prevent the seed growing [...], that we miss the *hundredfold* harvest, a harvest many times more than any farmer could hope for, a feast against all the odds. The parable could surprise us with its astonishing fertility, except it usually doesn't these days... So, I've found an amazing Scottish poet called Edwin Morgan who has had a go at taking us again to the teaching of Jesus, so that we can hear it again as though for the first time. [...]

»Listen: a sower went out to sow. And when he sowed, some seeds fell by the wayside, and they sprang up and gave good fruit. Some fell on stony places, where they had not much earth, and they too grew up and flourished well. And some fell among thistles, and they in turn sprang up and gave fruit in the very heart of the thistles. But others fell into good ground, and died, and produced neither leaf nor fruit. He who has ears to hear, let him hear.«⁶

I like the Edwin Morgan version of the parable, because it's surprising, and because that must be more like how it was to hear Jesus tell a story. It gives us something of the same »wow« or »ooh!« factor that this story of a miraculous harvest must have had when it was first told. This re-telling

⁶ Edwin Morgan: *The Fifth Gospel*. In: idem: *Collected Poems*, Manchester 1990, (p. 259–260).

of the story makes me think about the harvest rather than all those failures, because he puts the harvest where I hadn't expected to find it.

The thing about Jesus, it seems to me, is that you never know what he is going to say next, and everything he does say blows away your normal ways of thinking and takes you somewhere you never thought you'd be. Jesus almost never said what anyone expected, and if he did then perhaps any hearers need to think that they haven't been listening closely enough.

So, coming back to Luke 17 now, perhaps we can see a little more clearly how these verses in which he refuses to let the Kingdom of God be put into a clear agenda or definition fits with the rest of his teaching, his life and even his death. I have so much sympathy with those Pharisees who asked Jesus when the Kingdom of God is coming. There are moments when I am burning to know when the world might become the place of justice and peace that I long for. And perhaps even more there are times when I want to know what I can do to help bring this kingdom into being, to make it more visible among us or to spread it out upon the earth. Who would not want to make this world a better and more holy place? There are so many ways in which I would like to make the Church a more visible and stronger sign and servant of the Kingdom of God. And as the churches I know best seem to be declining in power I long so much to be able to reform them and to make them such that people would look and say »There it is! There is the Kingdom of God!«. But I recognise that I must let go of that desire and instead trust God to be the one who makes the Kingdom present, in our time and in the future, in my home and yours, in the church we now have and the church of the years to come.

I began by talking of fairy tales. And perhaps there is something of fairy tale about the Kingdom of God. It cannot be tamed to become part of my ordinary world or yours, but it always opens up the way to a new, mysterious world, not of our creating. But it is in the hands of God, who is coming and who will come to transform all that is ugly into beauty, all that is pain into delight and all that is unjust and unequal into a joyful, fruitful world. And then, against all the evidence of our own times, we shall know that this is God's world, and it is good.

I, almost, end with a poem by the priest and Anglo-Welsh poet, R. S. Thomas. It is called, simply, *The Kingdom*.

»It's a long way off but inside it
There are quite different things going on:

Festivals at which the poor man
Is king and the consumptive is
Healed; mirrors in which the blind look
At themselves and love looks at them
Back; and industry is for mending
The bent bones and the minds fractured
By life. It's a long way off, but to get
There takes no time and admission
Is free, if you will purge yourself
Of desire, and present yourself with
Your need only and the simple offering
Of your faith, green as a leaf.«⁷

I must purge my own desire, and perhaps yours, to know times and places, to be sure when and how the Kingdom of God will come. Let it be enough to let my green faith grow, to look for the signs of God's presence in the world and to keep on praying and living the words that Jesus taught us, »Your Kingdom come!«, believing and trusting that God will answer our prayers. For I believe that God's Kingdom, when it comes will surpass all our expectations, disrupt all our strategies and renew the world. May it be so, Amen.

Bibelarbeit¹ am Samstag, 10. Juni 2023, Meistersingerhalle, Großer Saal

Hubertus Heil MdB, Bundesarbeitsminister, Berlin

Liebe Brüder, liebe Schwestern, schön, dass ihr alle da seid. Und ich kann das nicht nur sagen, weil ich eine Auslandsreise hinter mir habe, sondern weil es endlich wieder ein physischer Kirchentag ist.

[Hubertus Heil liest Lk 17,20–25]

Die Bibelstelle zählt zum zweiten Teil des Lukasevangeliums. Jesus ist auf dem Weg nach Jerusalem. Unterwegs kommt er in verschiedene Städte, trifft unterschiedliche Menschen und vollbringt Wundertaten. In Lukas

⁷ Ronald Stuart Thomas, *Collected Poems 1945–1990*, Phoenix 1995, (p. 233).

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

17,1–19, also davor, lehrt Jesus zunächst seine Jünger über Ärgernis und Vergebung, über Glaube und Werk, bevor ihn die Pharisäer fragen, wann denn die gerechte Welt Gottes auf Erden komme. Dazu muss man wissen, dass das Lukasevangelium Jahrzehnte nach Jesu Tod verfasst wurde, möglicherweise sogar nur wenige Jahre nach der Zerstörung des Tempels in Jerusalem im Jahre 70 nach Christi Geburt. Vor diesem historischen Ereignis stellt sich die Frage: Wann kommt die gerechte Welt Gottes? Die Menschen, die sie stellten, haben den Mut verloren, aus eigener Kraft eine Veränderung zum Besseren zu bewirken. Und möglicherweise schwingt dabei auch noch eine zweite Frage mit, nämlich: Kommt die gerechte Welt Gottes überhaupt irgendwann? Das ist eine sehr zentrale Frage. Denn die gute Nachricht von der gerechten Welt Gottes zu verbreiten, das ist überhaupt der Auftrag Jesu im Kern seiner Verkündigungstätigkeit. Wann wird die gerechte Welt Gottes kommen? Eine Frage, die wir uns heute mehr denn je stellen. In Zeiten von Kriegen, von Krisen, von Armut, von Ungleichheit, von Ungerechtigkeit. Und nicht nur die Pharisäer wollen wissen, wann die Welt endlich gerecht wird, sondern diese Frage stellen sich Menschen seit Jahrhunderten, vor allen Dingen Menschen in großer Not. Doch Jesus antwortet uns im Lukasevangelium, dass es nicht so sein wird, dass wir von heute auf morgen sagen können: Da ist sie oder dort ist sie. Gerechtigkeit ist also keine Frage von Ort, von Zeit, von jetzt und hier.

Es ist genau genommen eine Frage der Beziehung zu Gott und zu anderen Menschen. Und in Zeiten des Klimawandels auch zu Gottes Schöpfung. Es wird keine Himmelstür aufgehen und plötzlich ist die Welt gerecht. Ich glaube, dass der Text uns eher lehrt, dass es an uns und in uns liegt, dass wir es in der Hand haben, für Gerechtigkeit zu sorgen. Denn wir erfahren Gerechtigkeit, indem wir selbst dafür sorgen. Oder wir erfahren Gerechtigkeit dadurch, dass sie uns zuteilwird durch Mitmenschen. Es sind oft die kleinen Taten im alltäglichen Leben, in denen uns Gerechtigkeit – und damit Gottes Wunsch – begegnet. Und zugleich gibt es auch die Verantwortung derjenigen, die an der Spitze eines Landes stehen, für Gerechtigkeit zu sorgen. Wenn man sich allerdings in unserer Welt, von der der Bundespräsident mal gesagt hat, sie sei aus den Fugen geraten,² so umsieht, dann ahnt man: Das ist kein Selbstläufer. Gott ruft zur Gerechtigkeit. Aber nicht alle wollen es hören. Man könnte jetzt geneigt sein zu sagen: Wenn ich es allein eh nicht schaffen kann, kann ich dann nicht einfach aufgeben und dem Schicksal seinen Lauf lassen? Im

² »Die Welt ist aus den Fugen geraten« – Rede von Außenminister Frank-Walter Steinmeier beim Deutschen Evangelischen Kirchentag, Stuttgart (Auswärtiges Amt 7.6.2015); <https://www.auswaertiges-amt.de/de/newsroom/150607-rede-bm-kirchentag-kofi-annan/272218> [zuletzt gesehen am 26.10.2023].

Lukasevangelium ermutigt uns Jesus, nicht aufzugeben. Der Text sagt uns vor allen Dingen zweierlei: erstens nicht aufgeben. Und zweitens: Die gerechte Welt Gottes ist unter uns, und sie ist gegenwärtig. Noch mal im Text: »Denn Gottes gerechte Welt ist schon da, indem ihr zusammen seid.« Sie ist erfahrbar, wenn wir füreinander einstehen, wenn wir selbst aktiv werden, anstatt einfach nur zu hoffen, dass sich irgendwie alles alleine löst. Das ist ein Bekenntnis und eine Botschaft der Solidarität. Es ist aber auch eine Botschaft der eigenen Verantwortung. Und es ist eine Botschaft, dass unsere Zukunft offen ist, weil wir es selbst in der Hand haben zu gestalten. Von Anfang an hat uns Gott zum Mitwirken an seiner Schöpfung aufgerufen. Das ist der Gestaltungsauftrag, den wir als Christen annehmen müssen. Deshalb dürfen wir nicht resignieren.

Wir haben immer wieder erlebt, dass die Geschichte offen ist. Ich verbinde das durchaus mit einem Evangelischen Kirchentag im Jahre 1989 in Westberlin. Ich bin mit meinem Religionslehrer, ich war 17 Jahre alt, aus Niedersachsen angereist. Ich kann mich erinnern, dass dieser Kirchentag vor allen Dingen von einem Schock geprägt war, nämlich von dem furchtbaren Massaker auf dem Tian'anmen-Platz. Und auch da stellen wir uns die Frage: Wann kommt Gottes Gerechtigkeit? Und viele stellen sich immer wieder die Frage: Warum lässt Gott so Schreckliches zu? Wir haben aber im selben Jahr erlebt, dass die Geschichte offen ist. Dass Menschen sich selbst ermächtigt haben, eine friedliche Revolution zustande zu bringen im Herbst 1989. Am 9. November fiel die Mauer. Und vorher in Leipzig und anderswo. Um den 7. Oktober 1989 standen Menschen auf, streiften ihre Angst ab im Angesicht der Gefahr, in Angst vor der Reaktion der kommunistischen Staatsführung der SED. Und wenn wir ehrlich sind, die Gefahr war da. Aber die Geschichte war offen und sie ging gut aus. Ich bin diesen Menschen immer noch zutiefst dankbar, dass sie den Mut hatten, aufzustehen, sich zu ermächtigen. Es ist kein historischer Zufall, dass es die Kirche war, die diesen Ort bereitet hat.

Wir wissen nicht, welche Zeiten kommen. Und in den letzten Jahren hatte man den Eindruck, dass es eine Serie ist, die nicht gut ausgeht. Oft dachten wir uns: Das passiert schon nicht, dass Großbritannien aus der Europäischen Union austritt. Und dann kam der Brexit. Viele sagten: Dieser Trump, der wird doch nie Präsident. Und dann passierte es. Dann kam eine furchtbare Pandemie. Und dann kam ein furchtbarer Angriffskrieg Russlands am 24. Februar 2022 auf die Ukraine. Die Serie von schlimmen Dingen der letzten Jahre ist dazu angetan, uns zu entmutigen und uns zu fragen: Wann greift denn Gott endlich ein? Aber die Wahrheit ist – und das sagt uns auch das Lukasevangelium – so schwer es zu ertragen ist: Gott handelt nicht. Gott wirkt in uns und durch uns. Man

sollte sich auch fragen: Wo denn sonst? Ich finde es einen wichtigen Gedanken. Dass wir Verantwortung übernehmen. Dass wir nicht aufgeben. Es kommt auf uns an!

Ich will über vier Gedanken sprechen, die ich mit diesem Text verbinde. Der erste Begriff und die erste Botschaft aus dem Lukasevangelium aus dieser Stelle ist die Botschaft der Verantwortung. Denn alle, die wir leben, tragen Verantwortung, ob im Beruf, in der Familie, in der und für die Gesellschaft. Und eben auch vor Gott. Wenn wir über Verantwortung in diesem Land reden, für das Große und das Kleine, dann stellt sich immer die Frage, wer verantwortlich ist: Ein Bundeskanzler? 16 Bundesminister:innen? 16 Ministerpräsident:innen? Ja, stimmt. Aber zugleich 83 Millionen Menschen in Deutschland. Wir Politikerinnen und Politiker sind gewählt und leisten unseren Amtseid auf das Grundgesetz. Laut Grundgesetz, mit den Worten der Präambel, gilt: in Verantwortung vor Gott und den Menschen. Egal ob Menschen glauben oder nicht, Verantwortung tragen alle. Jeden Tag im Beruf. Ich denke an Menschen, die in der Pflege arbeiten, schwere Entscheidungen zu treffen haben und die Verantwortung nicht delegieren können. Ich denke an diejenigen, die in der Familie Verantwortung für ihre Partner:innen, für Angehörige, Kinder und Eltern tragen. Ich denke an die Verantwortung, die wir für unser Gemeinwesen haben. Mir kommt es oft so vor, als delegieren wir sie gerne an andere. Aber genau das ist der Aufruf, es nicht zu tun. Sondern selbst Verantwortung zu übernehmen. Deshalb ist der Begriff Verantwortung für mich die erste Botschaft an dieser Stelle.

Es gibt ein paar Gedanken, die mich umtreiben in meiner ganz persönlichen Verantwortung. Ich bin Vater und Ehemann. Ich bin seit 2018 Minister. Ich bin ein Mensch vor Gott. Ich gebe zu, dass mir in dieser Verantwortung, als Vater, als Ehemann, als Freund, aber auch als Minister, als Mensch vor Gott, oft der Zweifel kommt, ob ich dieser gerecht werde. Der zweite Begriff, den das Lukasevangelium uns lehrt an dieser Stelle neben der Verantwortung, ist der Begriff der Demut. Nein, allein packe ich das nicht. Und ich wäre ja auch gar nicht in der Verantwortung ohne andere. Ich wäre kein Vater ohne meine Kinder. Und ich wäre kein Ehemann ohne meine Frau. Und ich wäre kein Freund, wenn ich keine Freunde und Freundinnen hätte. Ich wäre auch kein Minister, wenn mich meine eigene Partei nicht irgendwann mal dafür vorgeschlagen hätte und die Bürgerinnen und Bürger, die mich gewählt haben. Und ich wäre übrigens auch kein Mensch ohne Gottes Schöpfung. Also neben Verantwortung, die wir alle tragen, ist es die Demut, dass wir es nicht allein schaffen. Aber in dieser Demut steckt eben auch die Hoffnung. Nämlich die realistische Zuversicht, dass man gemeinschaftlich Dinge verändern kann.

Durch all das, was wir in den letzten Jahren erlebt haben: Krisen und Kriege. Ich bin schon ein bisschen länger im Deutschen Bundestag, seit 1998. Ich habe für den niedersächsischen Wahlkreis kandidiert, er heißt Gifhorn-Peine. Das ist meine Heimat. Ich bin damals, 1998, gewählt worden. Sie können sich vorstellen, junger Sozialdemokrat nach 16 Jahren Helmut Kohl, man kommt in den Bundestag. Das war noch in Bonn – das klingt jetzt furchtbar lang her. Man steht ganz schnell vor grundlegend schwierigen Entscheidungen, weil damals der Kosovokrieg war. Und der erste bewaffnete Einsatz von deutschen Bundeswehrsoldaten überhaupt. Ich kann mich erinnern, wie ich mich gemartert habe, wie ich damit umgehe. Ich hatte ein paar Jahre vorher noch selbst Zivildienst geleistet. Jetzt sollte ich im Bundestag darüber abstimmen, junge Soldaten in einen Kampfeinsatz zu schicken. Wissend, dass das Leben kosten wird.

Auf einem Sonderparteitag meiner Partei sagte der ehemalige Kirchentagspräsident Erhard Eppler damals, dass wir in jedem Fall Schuld auf uns laden, egal ob wir handeln oder es unterlassen. Die nächste Krise war dann 9/11. Und dann kam eine Weltfinanzkrise und dann, 2015, eine große Debatte, wie wir mit den vielen Geflüchteten aus dem schrecklichen Krieg in Syrien umgehen. Dann die Coronapandemie. Und dann dieser furchtbare Krieg. All diese Ereignisse, das macht was mit uns persönlich. Und das macht auch was mit unseren Gesellschaften. Sie mögen uns dazu verleiten zu resignieren und zu sagen: Es gibt so viel Schlechtes und Schlimmes in der Welt, man kann das nicht ändern. Aber genau das ist falsch. Die Geschichte ist und bleibt offen. Und es wäre falsch, das zu delegieren. Ja, allein kann ich es nicht. Das ist die Demut. Aber ich will auch politisch sagen, eine Gesellschaft, die die realistische Zuversicht verliert, dass man gemeinschaftlich Dinge zum Besseren verändern kann, die erstarrt nicht nur in Angst, die droht in Barbarei zurückzufallen. Und ich meine nicht eine Form von Zuversicht, wo man sich eine rosarote Brille aufsetzt und alles schönredet. Es geht um realistische Zuversicht. Und das heißt, dass man die Realität nicht leugnen kann. Ich habe einen Satz von Franz Müntefering gelernt: »Man muss das Leben so nehmen wie es ist, aber man darf es nicht so lassen.«

Es geht um Verantwortung. Es geht um Demut. Aber es geht eben auch um Zuversicht. Interessanterweise ist in dieser Lukasstelle allerdings noch was drin. Da steht, dass wir nicht den Falschen hinterherlaufen sollen. Ich frage mich manchmal, woran wir die erkennen können. »Folgt ihnen nicht«, heißt es bei Lukas. Ich finde, man kann sie erkennen daran, dass sie einfache Lösungen versprechen. Aber die Welt ist nicht einfach. Woran kann man sie noch erkennen? Sie spielen mit der Angst. Und sie versprechen uns ein vermeintlich schönes Gestern, das gar nicht so schön

war, wie man sich das einredet. Die 50er Jahre beispielsweise, in denen Kinder noch geschlagen werden durften. Oder die 70er Jahre, in denen Frauen nur mit der Zustimmung ihres Ehemanns arbeiten durften. Einige meinen sogar eher die 30er oder die 40er Jahre. Folgt ihnen nicht, den falschen Rettern. Wir sind in Zeiten, in denen unsere Demokratie tief herausgefordert ist. In denen wir erleben, dass nichts sicher ist, von dem wir dachten, dass es sicher ist. Ich persönlich bin Jahrgang 1972. Ich habe das Glück, im Frieden geboren zu sein. Meine Mutter, Jahrgang 37, hat es anders erlebt. Sie hat Krieg erlebt, sie hat Vertreibung erlebt. Hat ihre Eltern verloren und war mit sieben Jahren Vollwaise. Sie wurde aus ihrer pommerschen Heimat gerissen und kam nach Hessen. Es ist schön in Hessen. Aber was meine Mutter erlebt hat und die Generationen, war nicht schön. Ich habe das Glück, mitten in Frieden geboren zu sein, 1972. Und meine Kinder, geboren 2012 und 2014. Wird es denen mal auch so gehen? Es gibt soziologische Untersuchungen darüber, dass viele Menschen in unserem Land das Gefühl haben, dass der Satz der Nachkriegszeit: »Unseren Kindern soll es mal besser gehen«, nicht mehr geglaubt wird. Noch mal: Unserer Gesellschaft droht die Zuversicht, die besseren Lösungen gemeinschaftlich zu finden, abhanden zu kommen. Im Kleinen wie im Großen. Man hat das Gefühl, das wird immer alles schneller, es wird härter, man wird rumgeschubst. Die Demut sollte uns lehren, dass es vor uns Generationen gab, die es durchaus schwieriger hatten als wir. Und die nicht resigniert haben. Sondern die angepackt haben. Und Schritt für Schritt nie das Himmelstor öffnen konnten, aber Dinge zum Besseren gewandt haben.

Lasst uns an diesem Vormittag die Botschaft des Lukasevangeliums, die Botschaft von Verantwortung, von Demut und Zuversicht vom heutigen Morgen ein paar Tage länger mitnehmen. Gottes gerechte Welt ist unter uns, wenn wir zusammenhalten. Wenn wir nicht aufgeben. Und wenn wir uns ermutigen und uns nicht der Traurigkeit oder der Furcht hingeben. Ein großartiger amerikanischer Präsident hat in einer großen Krise, es war Roosevelt 1933, den Satz gesagt: »We have nothing to fear but the fear itself« – »Wir haben nichts zu fürchten außer der Furcht selbst«. In diesem Sinne, lasst uns Gott vertrauen. Aber lasst uns auch dazu beitragen, dass wir nicht in Angst erstarren, sondern mit Zuversicht anpacken und nach vorne schauen.

Bibelarbeit¹ am Samstag, 10. Juni 2023, Frankenhalle

Friedrich Merz MdB, Fraktionsvorsitzender CDU, Berlin

Herzlichen Dank für die freundliche Begrüßung. Ich komme zu Ihnen als Katholik, als Christ, als Vorsitzender einer Partei, die das »C« für »christlich« in ihrem Namen trägt. Ich möchte Ihnen meine persönlichen Gedanken zu dieser wunderbaren, aber auch vielschichtigen Bibelstelle vom Kommen des Gottesreiches und dem Tag des Menschensohns darlegen.

[Friedrich Merz liest Lk 17,20–25]

Dieses nahe Kommen ist wohl die Kernbotschaft der Verkündigung Jesu. Das Anbrechen der Herrschaft Gottes ist das zentrale Anliegen, um das es Jesus in seinem ganzen Reden und Wirken geht. Dieses Wort vom Reich Gottes findet sich im Neuen Testament an über hundert Stellen. Und ganz verdichtet ist diese Botschaft im Lukasevangelium, in den Versen, die ich Ihnen eben vorgetragen habe. Jesus antwortet darin den Pharisäern und richtet das Wort an seine Jünger. Er gibt eine Antwort, die uns hoffen lassen darf, die das Tun des Menschen und seine Fähigkeiten einordnet – ihm aber auch, bevor das Reich Gottes kommt, eine sehr aktive Rolle zuweist. Obwohl Jesus seine Antwort an zwei unterschiedliche Gruppen richtet, an die Pharisäer und an seine Jünger, müssen wir die Zeilen vom Kommen des Reiches Gottes und vom Tag des Menschensohns nach meinem Empfinden als eine Einheit betrachten. Denn Jesus sagt: Das Reich Gottes ist schon da – auch wenn Ihr es nicht klar erkennen könnt – es entfaltet sich mitten unter euch, in eurem Zusammenleben. Aber es ist auch noch nicht da, es vollendet sich erst am Tag des Menschensohns, am Tag seiner Wiederkunft, am Tag des jüngsten Gerichts. An dem Tag, an dem diese Welt untergeht und eine neue Welt anfängt. Wenn die Herrschaft Gottes sich endgültig und überall durchsetzt, wenn alle Kriege und Ungerechtigkeiten ein Ende haben, wenn alles Böse überwunden, alle Schuld getilgt, alles Leid, Schmerz und Tod beendet sind.

Vom Tübinger Theologen Gerald Kretzschmar habe ich eine Interpretation der Zeilen des Lukasevangeliums gelesen, die mir eingängig erscheint: Der Tag des Menschensohns, so sagt er, wird sicher kommen.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit dem Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

Aber es ist sinnlos, dieses Geschehen terminlich oder lokal begreifen zu wollen. Gleichzeitig wirkt der Tag des Menschensohns schon heute in unserer Gegenwart. Für unser Leben, so schreibt Kretzschmar, hat der Zustand des gleichzeitigen »Noch-nicht und Jetzt-schon« Konsequenzen. Auf eine spezifische Weise ist das Reich Gottes schon da: In uns selbst, in unseren Beziehungen, in unserer Verfügbarkeit. Der Alltag, das Miteinander ist die Sphäre, in der für uns das Reich Gottes bereits präsent ist. Und gleichzeitig gilt: Zur Vollendung wird das Reich Gottes an einem Tag und auf eine Weise kommen, wie ein Blitz, die sich menschlichem Verstehen und menschlicher Verfügbarkeit komplett entzieht.²

Ich verstehe diese Interpretation so: Ich kann auf das Reich Gottes, auf Gottes gerechte Welt hoffen und darf vertrauen, dass sie kommen wird. Aber Jesus tröstet uns nicht auf das Jenseits, auf die Vollendung der Welt. Er bringt uns nicht in eine allein passive Position, sondern er will, dass sich Gottes Reich bereits realisiert auf dieser Welt. Weil es durchaus nahe sein kann, weil es mitten unter uns liegt, kann ich schon Teil seines Reiches und der gerechten Welt sein und kann diese mitgestalten. Ich soll als Mensch eben nicht in die jenseitige Zukunft fliehen. Sondern ich bin geradezu aufgerufen, mich schon heute und jetzt den Aufgaben der Gegenwart zuzuwenden. Um eine Anleihe bei Wolfgang Huber zu machen: »Wir können an unserem Ort, unter unseren Verhältnissen tun, was den Menschen zugutekommt und ändern, was sie an einem Leben in Frieden und Freiheit hindert.«³ Und wenn Sie mich fragen, was mich als Christ und als Politiker bewegt und motiviert, dann ist es genau das: dass wir schon heute etwas tun können und nicht allein darauf hoffen dürfen, dass eines Tages sich alles wie ein Blitz zum Guten wendet. Und was wir schon heute tun können, das diskutieren Sie auf diesem Kirchentag: Jetzt ist die Zeit – Hoffen, Machen. Aus der Hoffnung erwächst der Auftrag zum Handeln, zum Machen – jetzt! Was daraus für uns folgt, würde ich Ihnen gerne an zwei konkreten Beispielen erläutern.

Die Aufgaben, die vor uns liegen, sind groß: Wir müssen unseren Beitrag leisten zum Frieden in der Welt, insbesondere in Europa, insbesondere in der Ukraine. Und wir müssen Klima und Umwelt besser schützen. Lassen Sie mich eine Vorbemerkung zu beidem machen: Wir müssen uns gerade als Politikerinnen und Politiker immer bewusst sein, dass wir

² Vgl. Gerald Kretzschmar: Was ist unsere Hoffnung und was ist unsere Angst? Jesu Botschaft vom Reich Gottes im Spannungsfeld von Machbarkeit und Unverfügbarkeit. In: Liturgie und Kultur 12(1&2), S. 95–105, hier: S. 100f.

³ Wolfgang Huber: Predigt in St. Marien zu Berlin am 9. November 2003 (EKD 9.11.2003); https://www.ekd.de/predigten/huber/031109_huber.html [zuletzt gesehen am 26. 10. 2023].

zum einen nur die vorletzten Dinge auf dieser Welt lösen können und dabei zum anderen auch Fehler machen. Politik kann das Heil Gottes nicht bringen und auch nicht ersetzen. So sehr wir uns auch um verantwortliches Handeln bemühen, so können wir mit politischen Programmen und Entscheidungen bestenfalls die nahe Zukunft gestalten, aber nicht die endgültige gewinnen. Um noch einmal Wolfgang Huber zu zitieren: »Selbst, wenn etwas erreicht, eine Reform verwirklicht, ein Konflikt gelöst ist, wartet das nächste Problem schon um die Ecke.«⁴ Politik mit Heilsversprechen zu verbinden und so zu tun, als könnten wir äußere Zeichen für die Wahrheit und Gottes Gerechtigkeit erkennen, wäre Hybris und Selbstüberschätzung. Jesus warnt die Jünger zu Recht davor, denen nachzulaufen und auf die zu vertrauen, die sagen, dass sie die Zeichen erkennen, die endgültige Lösung haben und den wahren Weg gehen.

Am 24. Februar 2022 sind wir in Deutschland, in Europa und der Welt alle aufgeschreckt. Es gibt wieder einen großen, offenen Krieg in Europa. Seien wir ehrlich: Wir haben alle gedacht, dass wir nach dem Ende des Kalten Krieges so etwas nie mehr in Europa erleben müssten. Und es ist klar: Alle wünschen sich für Europa Frieden in unserer Zeit. Aber Frieden in unserer Zeit – *Peace in our time* – war die Überschrift des Dokuments, das der britische Premierminister Neville Chamberlain 1938 von der Münchener Konferenz mit nach London brachte und auf dem Hitler sich zu friedlichen Lösungen von Konflikten verpflichtet hatte. Nicht einmal ein Jahr später begann der Zweite Weltkrieg. Auch in unserer Zeit gab es Dokumente, die den Frieden versprachen. Einige Verträge wurden von Michail Gorbatschow und Boris Jelzin unterzeichnet, die sich um die Freiheit und den Frieden verdient gemacht haben. Und trotzdem: Nur drei Jahre nach Unterzeichnung der NATO-Russland-Grundakte wurde Putin Präsident in Russland und Schritt für Schritt wurde die Freiheit eingeschränkt, der Frieden gebrochen: 2000 in Tschetschenien, 2008 in Georgien, 2014 in der Ukraine. Wir müssen uns heute fragen, ob wir in den letzten zwei Jahrzehnten die Zeichen der Zeit nicht erkannt haben. Und wir müssen uns fragen, ob wir heute die Zeichen der Zeit im Hinblick auf die zunehmende aggressive Innen- und Außenpolitik der Volksrepublik China richtig deuten.

Noch einmal zurück zum Lukasevangelium. Jesus warnt uns vor denjenigen, die heute schon meinen, sie seien im Besitz der absoluten Wahrheit. Daher ist es so wichtig, dass wir in unseren offenen Gesellschaften uns die Freiheit nehmen, mit einem kritischen Verstand die Probleme

⁴ Ebd.

unserer Zeit von allen Seiten zu analysieren und zu diskutieren. Da müssen selbstverständlich auch andere Stimmen gehört werden, auch aus Ihren Reihen, die das kritisch sehen, was wir jetzt in der Ukraine tun. Und bitte gehen Sie davon aus, und ich schließe hierbei alle Parteien der politischen Mitte ein: Es beschäftigt uns, es quält uns, es belastet uns. Wir gehen mit diesen schrecklichen Bildern abends schlafen und stehen mit diesen schrecklichen Nachrichten wieder auf. Und wir prüfen beständig und immer wieder, ob wir in dieser Lage das Richtige tun. Aber wir kommen auch immer wieder zu dem Ergebnis: Um Frieden in unserer Zeit in Europa wieder zu erlangen, ist Beschwichtigung, Appeasement, Annäherung an den Aggressor der falsche Weg. Lassen Sie es mich deutlich sagen: Für diesen Krieg sind Putin und seine Helfershelfer verantwortlich. An zahlreichen Vermittlungsversuchen, unter anderem durch den Papst oder den UN-Generalsekretär, hat es nicht gefehlt. Und wir sollten als Christen hoffen, dass diese Missionen Erfolg haben.

Lassen Sie mich ein zweites Thema ansprechen, das nicht nur die junge Generation bewegt – das Thema Klimawandel. Warum streiten wir im Augenblick so sehr mit der AfD? An dieser Stelle kommt es in besonders großer Deutlichkeit zum Ausdruck: Wir ringen um den richtigen Weg. Und wir wissen trotzdem, dass es immer nur die vorletzten Antworten sind. Aber gerade, wenn wir über das Thema Klimawandel sprechen, dann gehört zuallererst dazu, dass wir ihn nicht leugnen. Wir greifen als Menschen, so wie wir leben, so wie wir arbeiten, so wie wir fossile Brennstoffe nutzen, tief ein in das, was wir Schöpfung nennen. Ich gebe zu, ich zögere bei diesem Begriff etwas. Dieser Begriff hat für mich etwas Umfassenderes, die Schöpfung Gottes ist nicht nur unsere Erde, auf der wir leben. Es ist ziemlich sicher sehr viel mehr. Aber wir greifen jedenfalls in einen Teil der Schöpfung ein. Und allein das verpflichtet uns doch, als Christen, alles zu tun, was in unserer Kraft steht, um diesen Eingriff zu korrigieren und unseren Kindern und unseren Enkelkindern eine Welt zu hinterlassen, auf der auch sie noch in Frieden und in Freiheit leben können.

Es bleibt trotzdem richtig, dass wir um die Antworten ringen. Und ich werbe hier dafür, dass wir jenseits des unstrittigen Ziels in einer parlamentarischen Demokratie um den richtigen Weg auch streiten. Ich höre das sehr häufig: Nun hört doch auf zu streiten, einigt euch doch. Ich kann das gut verstehen. Aber in einer Demokratie muss zunächst um den richtigen Weg auch gerungen werden. Er wird nur dann wirklich gut, wenn er aus allem das Beste zusammenträgt. Und deswegen ist niemand von uns – kein Christdemokrat, kein Sozialdemokrat, kein Liberaler und kein Grüner – im Besitz der vollständigen Erkenntnis und Wahrheit. Wir rin-

gen um diesen Weg. Am Ende muss natürlich ein gemeinsamer Weg stehen, weil wir uns dieser Verantwortung bewusst sind und vielleicht auch, weil wir das Gefühl haben, dass wir uns am Ende unserer Zeit für das verantworten müssen, was wir getan haben oder auch nicht getan haben. Diese Verantwortung liegt ganz allein bei uns, bei jedem Einzelnen. Ich kann sie nicht für die ganze Partei in Anspruch nehmen. Ich kann sie noch nicht einmal für alle Kolleginnen und Kollegen aus der Bundestagsfraktion in Anspruch nehmen. Es ist eine individuelle Verantwortung und Verpflichtung. Und wenn wir über so schwierige Themen diskutieren, auch streiten, steht für mich immer im Hintergrund die Frage: Wie wirst du dich eines Tages für das, was du getan oder nicht getan hast, verantworten müssen? Musst du dich überhaupt verantworten? Mir ist bei der Vorbereitung dieses Tages durch den Kopf gegangen und bei der Lektüre dieser Textstelle aus der Bibel noch einmal so klar geworden: Wir wissen es nicht. Wir suchen die Antwort auf die Frage: Was kommt denn danach? Wie sieht das aus, wenn wir eines Tages unser Leben abschließen?

Erlauben Sie mir, dass ich zum Abschluss zwei Autoren zu Wort kommen lasse, die sich mit der Frage beschäftigt haben: Was kommt danach? Wie sieht das aus, was wir das Reich Gottes nennen? Der eine ist Stephen Hawking, den Sie vermutlich alle aus den Medien kennen; der 2018 verstorbene, große Astrophysiker. Kurz vor seinem Tod hat er ein Interview gegeben und ist auf die Frage angesprochen worden: Was passiert, wenn Sie sterben, mit Ihnen? Was bleibt und wie denken Sie darüber nach? Gibt es eine Art Bewusstsein? Und seine Antwort war: Das menschliche Hirn ist ein hochentwickelter Computer, den wir alle noch nicht so richtig verstanden haben. Aber wörtlich: »Es gibt keinen Himmel oder ein Leben nach dem Tod für kaputte Computer. Das Ganze ist ein Märchen für Leute, die sich in der Dunkelheit fürchten.«⁵

Und dann ist mir ein Buch des amerikanischen Neurochirurgen Eben Alexander mit dem Titel *Blick in die Ewigkeit* in die Hand gefallen. Eben Alexander erkrankt über Nacht mit 54 Jahren an einer viralen Meningitis, also an der schärfsten Form einer Hirnhautentzündung, die man sich überhaupt vorstellen kann. Er fällt innerhalb von wenigen Stunden in ein Koma und wie durch ein Wunder erwacht er nach sieben Tagen aus diesem Koma und versucht seitdem zu rekonstruieren, auch mit Hilfe seiner Ärzte, was eigentlich in dieser Zeit mit seinem Bewusstsein ge-

⁵ There is no heaven; it's a fairy story (The Guardian 15.06.2011); <https://www.theguardian.com/science/2011/may/15/stephen-hawking-interview-there-is-no-heaven> [zuletzt gesehen am 26.10.2023].

schehen ist. Und er kommt in diesem Buch zu dem Ergebnis: Es gibt eben nicht nur das menschliche Gehirn als einen hochentwickelten Computer. Sondern in diesem Menschen mit seinem Gehirn, mit seiner Seele, mit seinem Herzen wohnt ein Bewusstsein. Die neuere Forschung in der Neurochirurgie, überhaupt in der Neurologie, zeigt: Es gibt in der Tat so etwas wie ein verbleibendes Bewusstsein, auch dann, wenn zum Beispiel das Gehirn über längere Zeit ohne Sauerstoffversorgung geblieben ist. Alexander versucht aufzuzeigen, dass etwas vom Menschen bleibt, auch wenn physikalische Vorgänge das nicht mehr erklären können. Ich will Ihnen zum Abschluss etwas vorlesen, was mich persönlich sehr bewegt und was mich auch bestätigt, dass wir als Christen eine Verantwortung haben, die über unseren Tod hinausreicht. Nachdem er aus dem Koma wieder erwacht ist, geht er zum Ende des Jahres mit seiner Familie in die Kirche. Und er schreibt:

»Bis Dezember 2008 schaffte ich es nicht, wieder in die Kirche zu gehen, doch dann überredete mich Holley, sie am zweiten Adventssonntag zum Gottesdienst zu begleiten. Ich war immer noch schwach, untergewichtig und ein wenig aus dem Gleichgewicht. Holley und ich saßen in der ersten Reihe. Michael Sullivan, der Pastor, leitete an diesem Tag den Gottesdienst. Er kam auf uns zu und fragte, ob ich Lust hätte, die zweite Kerze am Adventskranz zu entzünden. Ich wollte nicht wirklich. Aber etwas drängte mich, es doch zu tun. Ich stand auf, stützte mich mit der Hand auf den Messingpfosten und schritt mit unerwarteter Leichtigkeit in den Altarraum der Kirche. Meine Erinnerungen an die Zeit außerhalb meines Körpers waren immer noch nackt und roh, doch wohin ich mich auch wandte an diesem Ort, der mich früher nie besonders bewegt hatte, sah ich Kunst und hörte Musik, die alles sofort wieder aufleben ließ. In den pulsierenden Basstönen eines Chorals hallte das derbe Elend nach, das ich im Reich der Regenwurm-Perspektive empfunden hatte. Die bunten Glasfenster mit ihren Wolken und Engeln brachten mir die himmlische Schönheit des Übergangsbereichs in Erinnerung. Ein Gemälde von Jesus, der mit seinen Jüngern das Brot brach, rief das Gemeinschaftsgefühl im Zentrum wach. Als ich mich an die Seligkeit der unendlichen, bedingungslosen Liebe erinnerte, die ich dort erfahren hatte, lief mir ein Schauer über den Rücken. Endlich verstand ich, worum es bei der Religion wirklich ging. Oder zumindest gehen sollte. Ich glaubte nicht nur an Gott, ich kannte Gott. Als ich zum Altar humpelte, um die Kommunion in Empfang zu nehmen, liefen mir Tränen über die Wangen.«⁶

⁶ Eben Alexander: Blick in die Ewigkeit. Die faszinierende Nahtoderfahrung eines Neurochirurgen, München 2016, S. 199.

Ich kannte Gott. Wenn ich eine Interpretation der Textstelle des Lukasevangeliums geben soll, dann kommt sie in den Zeilen dieses Arztes für mich am besten zum Ausdruck. Er hat nicht auf Gott gewartet. Er hat aus der Kenntnis seiner Lebensumstände, seines Bewusstseins, aus dieser Lebenserfahrung heraus gesagt: Ich habe ihn kennengelernt. Und ich finde, das ist ein schönes Zeichen und ein Beleg dafür, dass Lukas in seinem Evangelium uns das Richtige sagt. Wir warten nicht auf ihn, sondern wir wissen, dass wir heute Teil sind seiner Aufgabe, seiner Arbeit. Und deswegen bin ich Christ. Ich danke Ihnen.

Hauptpodien

Wo finde ich Halt?

Sinnstiftung in einer Gesellschaft
mit Christ:innen als Minderheit

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, Meistersingerhalle,
Großer Saal

Prof. Dr. Alena Buyx, Medizinethikerin und Vorsitzende Deutscher
Ethikrat, München
Anna-Nicole Heinrich, Präses Synode Ev. Kirche in Deutschland (EKD),
Hannover
Prof. Dr. Detlef Pollack, Religionssoziologe, Münster
Samuel Rösch, Musiker, Chemnitz
Doris Myöen Zölls, Theologin und Zen-Meisterin, München

Moderation:

Benjamin Heisenberg, Regisseur, Luzern/Schweiz

Auszug aus dem Impuls von Anna-Nicole Heinrich:

Halt in aller Unsicherheit gibt mir
... meine Community, die mich sieht, wie ich bin.
... meine Familie.
... die Unsicherheit selbst.
... Identität.
... die Liebe der Menschen, die mir nahestehen.
... mein Glauben.
..., dass wir es besser machen können, mein Engagement für andere.
Und nicht zuletzt: ... Menschen, die sich gemeinsam für eine gerechtere
und bessere Welt einsetzen.

Das alles sagen Menschen, die von sich zum überwiegenden Teil gar
nicht sagen würden, dass sie religiös sind. Sie treffen damit, was wir auch

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung.
Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Ge-
sprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

in unseren eigenen Mitgliedschaftsuntersuchungen an Antworten finden. Gerade das Motiv der Gemeinschaft lässt sich immer wieder in der jüngsten Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung finden. In der Studie lasen wir die Einstellung zu Religion, zu Kirche, die Erfahrung mit kirchlichen Angeboten, aber auch die Erwartungen an Kirche untersuchen. Zentrales Motiv vieler engagierter Menschen in der Kirche ist auch da: Gemeinschaft erleben und für andere da sein.

Halt scheint eingebettet zu sein in emotionale Erfahrungen, in das, was berührt. In das, was ich persönlich erfahren habe, auch durch mein Umfeld – durch Familie, Freundschaft und ganz allgemein in Gemeinschaft. Es scheint folgerichtig, dass sich die Bindung an die Kirche dabei oftmals in der Bindung an Personen ausdrückt. Denn diese Gemeinschaft kann Mut machen, da wo Ohnmacht und Hilflosigkeit gefühlt wird. In einer von Individualisierung und Pluralisierung geprägten Gesellschaft gewinnt die eigene Identität an Bedeutung. Im Mittelpunkt stehen heute der individuelle Lebensentwurf und die eigene Selbstentfaltung. Die Mitgliedschaftsentwicklungen weisen darauf hin, dass die großen Kirchen zur Minderheit in diesem Land werden. Aber besteht unsere Gesellschaft nicht mittlerweile aus vielen kleinen Minderheiten? Die große, übergreifende Institution tut sich schwer – ob Kirche oder Volkspartei – aber die Suche nach individueller Zugehörigkeit nimmt zu. Für die einen viele Optionen und große Freiheit – für die anderen absolute Überforderung. Welche Rolle spielt dabei die Kirche?

Wenn ich, die aus einem nicht-kirchlichen Elternhaus stammt, die durch Glück in die christliche Gemeinschaft gewachsen ist und doch auch immer wieder mit allzu theologischen Erklärungen und liturgischen Formen ringt, die Frage stelle, was mir Halt gibt: Spielt mein Sein in Kirche eine tragende Rolle? Mir kommt bei dieser Frage immer wieder das Bild in den Kopf von mir und der Slackline, diesem wackeligen Gurt zwischen zwei Bäumen, auf dem ich mich gern mal versuche und dann anfange zu straucheln. Der Baum: mein Startpunkt. Da fang ich an, kann mich festhalten, hochziehen wenn ich runtergefallen bin. Das Ziel, auf das ich mich fokussiere: Ein Fixpunkt, der mir sagt, wo es hingehet, mich stabilisiert und mir ein bisschen meine Angst nimmt. Der Weg, auf dem ich nicht allein bin, auf dem Freund:innen neben mir sind, an denen ich mich auch mal festhalten kann. Wir reden, reflektieren, spornen uns an, machen uns Mut. Der Baum, an dem ich aufsteige: die Tradition. Die Tradition von Ritualen, die mir ganz vertraut sind, von Abläufen und Routinen, die sich gut bewährt haben, von Texten, Liedern, Melodien. Immer wieder entdecke ich *neue* alte Äste: Gebete, Verse, die mich ansprechen. Ich kann mich hier festhalten, aufhalten, Halt finden; kann das weitergeben, anderen zeigen. Auf der anderen Seite gibt's den Baum,

auf den ich versuche hinzubalancieren: Die Zielvorstellung – manchmal direkt vor Augen, manchmal eher in der Ferne zu erahnen. Eine christliche Hoffnung auf gerechten Frieden, verantwortliches Zusammenleben mit der Schöpfung und gelebte Nächstenliebe. Eine Kirche der Zukunft: vielfältig, vernetzt und ermöglichend. Und: gemeinsam unterwegs sein, wir zusammen auf einer wackeligen Slackline. Unterwegs zwischen Tradition und Verheißung. In Bewegung. Vielleicht weil Gott selbst nicht statisch ist, seine Schöpfung immer in Bewegung ist. Vielleicht auch weil wir uns selbst verändern. Ein Schritt vor, ein unsicherer zurück, mal tastend, mal selbstsicher. Manchmal auch daneben ins weiche Gras, neu aufsteigen, kein Problem.

Wir sind je eigen auf der Suche nach Bestätigung, nach Vergewisserung unserer Überzeugungen, vielleicht auch unseres Glaubens und danach, was wir für richtig halten. Und trotz aller Unterschiedlichkeit scheint es so etwas wie eine gemeinsame Vision, eine Zielvorstellung zu geben, nach der wir streben und für die wir uns einsetzen. Es ist für mich tröstlich zu wissen, dass es Menschen gibt, die sich für eine gerechtere und bessere Welt einsetzen. Alle finden ihre eigenen Worte für das, was ihnen Halt gibt, und trotzdem ist da so viel Gemeinsames. Wir alle bewegen uns zwischen Werten und Traditionen, die wir ererbt oder erlernt haben. Und wir alle sind auf Gemeinschaft angewiesen. Lasst uns also mehr über das sprechen, was uns verbindet, was uns allen Halt gibt in aller Unsicherheit.

Auszug aus dem Gespräch

Alena Buyx: Wir erleben gerade eine Phase der noch stärkeren Pluralisierung. Der allgemein wahrgenommene, sogenannte gesellschaftliche Zusammenhalt lässt ein Stück weit nach. Es ist messbar, dass er gelitten hat. Aber nicht so stark, wie es im Moment in der öffentlichen Wahrnehmung erscheint. Die harten Zahlen zeigen, dass ein sehr großer Teil der Bevölkerung diesen Zusammenhalt immer noch wahrnimmt. Sie zeigen ebenfalls, dass sich diejenigen, die sich besonders engagieren und in sehr aktive oder aktivistische Gruppen gehen, nicht gleich abspalten. Ja, es gibt Spaltungssphänomene und es gibt auch eine Entwicklung, die wir sehr wachsam beobachten müssen. Ich betone das deswegen so, weil wir uns Gesellschaften anschauen können, beispielsweise die USA, wo das wirklich schlimm ist. Da gibt es eine richtige Spaltung der Gesellschaft. Je nachdem, welchem der beiden politischen Lager sie zuzuordnen sind, reden die Menschen selbst innerhalb von Familien nicht mehr miteinander. Oder sie haben einen Freundeskreis, der ausschließlich aus Menschen aus demselben Lager besteht. So etwas haben wir in Deutschland nicht.

Der Ethikrat versucht in seiner Arbeit möglichst viele Nuancen und Stimmen darzustellen. Allen Parteien, denen ich begegne, sage ich: Geht nicht auch noch in diese polarisierten Kulturkampfdebatten rein. Das ist unproduktiv, es hilft niemandem und heizt die Stimmung nur noch an. Das können wir uns einfach nicht leisten. Das ist zum großen Teil heiße Luft. Klar, können da auch echte Themen dahinterstehen. Diese muss man dann sorgfältig diskutieren. Aber die hochgetunte und besonders medial verhandelte Lagerbildung ist furchtbar. Damit sollten wir auf jeden Fall aufhören und nicht noch stärker in Richtung Polarisierung gehen. [...]

Heinrich: Gerade hier, auf den Bühnen des Kirchentages, sollten wir ein Commitment eingehen und sagen: Gesellschaftlicher Zusammenhalt macht sich nicht dadurch aus, dass wir alle einer Meinung sind, sondern dadurch, dass wir einen Weg finden und mit Respekt dem andern gegenüber diskutieren. Auch bei aller als richtig wahrgenommenen und empirisch untermauerten Darstellung unserer eigenen Thesen, sollten wir immer diesen letzten Funken Offenheit haben zu sagen: Im Anderen steckt auch Jesus. Ich muss immer bereit sein, auch wenn ich mir eigentlich ganz sicher bin, dass ich Recht habe, und ich natürlich möchte, dass der Andere meine Richtigkeit übernimmt, mir noch zuzugestehen: Es kann aber auch sein, dass der Andere Recht hat. Ich glaube, nur so kann ein guter Diskurs entstehen. Das können wir als Kirche in allen Themen, gerade in denen, die obenauf liegen. Hoffentlich können wir ein Raum sein, in dem wir darum gerungen haben, herauszufinden: Was ist eigentlich das Kernthema, hinter dem wir alle stehen können und für das wir uns einsetzen, damit wir alle weiterhin in einer guten und lebenswerten Welt leben können?

Buyx: Das ist eine uralte philosophische Frage: Wie können wir in einer Gesellschaft, in der wir nicht mehr alle dieselben Wertvorstellungen teilen, gut miteinander leben? Dazu gehört Toleranz. Das funktioniert nur, wenn es auch eine Übereinkunft über eine Grenze gibt: Dass wir diejenigen stoppen, die die ganz grundlegenden Regeln dieses gemeinsamen Gesprächs verletzen, z. B. indem sie Menschen komplett abwerten, eine Menschenfeindlichkeit an den Tag legen und das Recht des Anderen, auf gleicher Ebene mitzusprechen, aufkündigen. Das dürfen wir nicht zulassen. Ich meine das selbstverständlich mit Blick auf rechtspopulistische Diskussionen und die Abwertungen von dem Recht vieler Gruppen sich zu beteiligen.

Detlef Pollack: Ja, das würde ich ähnlich sehen. Wir stimmen wahrscheinlich an viel mehr Stellen miteinander überein, als wir das selbst

wahrnehmen. Ich würde das gerne an einem Beispiel erläutern. Viele sind der Meinung, dass die Demokratie nicht funktioniert. Sie kritisieren die Demokratie, sie sind unzufrieden mit den Leistungen der Demokratie. Wenn man die Menschen in Ost- und Westdeutschland dann aber fragt, ob sie der Idee der Demokratie gut finden, dann sind das im Westen etwa 90 Prozent, die diese Frage bejahen, im Osten sind es etwa 80 Prozent. Wir haben so etwas wie einen Konsens darüber, dass wir in einem demokratischen Gemeinwesen leben wollen, aber auch darüber, dass es gerecht in der Gesellschaft zugehen soll oder dass wir miteinander solidarisch sein sollen. Dass man sich streitet, dass man unterschiedliche Meinungen vertritt, ist damit nicht ausgeschlossen. Ich finde zwei Sachen dabei wichtig, damit in diesem Gespräch, das manchmal scharfe Züge annehmen kann und manchmal sogar muss, das Gefühl des Zusammengehörens nicht verloren geht. Der eine Punkt ist die Frage des wechselseitigen Vertrauens. Wenn Menschen Vertrauen in Institutionen, aber auch in andere Menschen haben, dann stärkt das den Zusammenhalt in der Gesellschaft. Darüber hinaus wird der Zusammenhalt in der Gesellschaft geschwächt, wenn Menschen das Gefühl haben, nicht wirksam werden zu können, denn ein Gefühl der Selbstwirksamkeit bindet auch an das Gemeinwesen. Dass das möglich ist, hängt natürlich mit den Formen zusammen, wie wir unsere Institutionen organisieren. Die Demokratie zwingt gewissermaßen niemanden in die politische Aktivität hinein, aber sie bietet dafür einen Ermöglichungsraum. Auch der Kirchentag ist so ein Möglichkeitsraum. Es werden Gelegenheitsstrukturen geschaffen, aber man ist nicht gezwungen, sich in diese Strukturen einzufäden, sondern kann eine Alternative wählen. Diese Möglichkeit zur Verwirklichung ist etwas, was die Demokratien von allen Nicht-Demokratien unterscheidet. Hier ist das Individuum gefragt und kann seinen Beitrag zur Veränderung der Gesellschaft leisten. [...]

Der Kirchenaustritt ist eine persönliche, eine individuelle Entscheidung. Entscheidungen sind in der Regel nicht nur von einem Motiv geprägt, sondern da fließen viele Motive zusammen. Die Missbrauchsfälle sind ganz entscheidend, vor allem dafür, dass die Kirchenaustrittszahlen dramatisch steigen. In den 1970er Jahren hatten wir Kirchenaustrittsraten zwischen 0,6 und 0,9 Prozent pro Jahr. Derzeit liegen wir bei der evangelischen Kirche bei dem drei- bis vierfachen, also bei knapp 2 Prozent. Das klingt wenig, ist aber viel, wenn man das über die Jahre rechnet. Die Entfremdung vom Glauben ist ein Trend, der bereits seit Jahren und Jahrzehnten anhält. Natürlich spielt dabei auch die Unzufriedenheit mit der Kirche eine Rolle. Ganz wichtig ist, dass die Kirche einem einfach nicht mehr so wichtig ist wie das, was man etwa in der Freizeit oder im Beruf tun kann. Auch das hat einen distrahierenden, einen abziehenden Effekt auf die Bindung zur Kirche, sodass im Kirchenaustritt vieles zusammen-

kommt und kulminiert, was an Einzelfaktoren und Bedingungen über die Jahre hinweg gewachsen ist.

Samuel Rösch: Ich beobachte, dass es viele Menschen gibt, die in freie Gemeinden wechseln, weil sie sich in der evangelischen oder katholischen Kirche vielleicht nicht wiederfinden. Die haben andere Motive als die gerade benannten. Ich bin ebenfalls Doppelmitglied. Ich bin Mitglied der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Sachsens und Teil einer freien Gemeinde, weil für mich dort die Formen ansprechender waren und ich mich als Person mehr gefunden habe. Es war keine Entscheidung gegen die Institution an sich. Es ging mir bei meiner Entscheidung auch nie darum, wie die Liturgie funktionierte oder welche Musik gespielt wurde. Das sind alles nur Nebensächlichkeiten. Ich habe mich in der Gemeinde vor Ort einfach nicht wiedergefunden. Es ging mir darum, dass ich in der freien Gemeinde als Person so gesehen wurde, wie ich bin. Das war mir wichtig.

Benjamin Heisenberg: Ist die Religion ein wichtiger Bestandteil von Demokratie?

Doris Myöen Zölls: Diese Aussage kommt ja von Hartmut Rosa. Der Titel eines seiner Bücher lautet: Demokratie braucht Religion.² Er hat einen ganz bestimmten Religionsbegriff: Für ihn ist Religion ein Hören. Er geht davon aus, dass der Mensch nicht nur auf sich selbst bezogen ist, sondern auch einen Raum oder einen Gott hat, von dem er sich ansprechen lässt. Wenn man Religion in der Weise versteht, dass der Mensch sich immer öffnen muss für Neues, dann ist das wahrscheinlich ganz wichtig, dass es in der Demokratie Bereiche gibt, wo der Mensch über sich hinausdenkt.

Pollack: An dieser Stelle kann ich nicht mitgehen. Dass Demokratie Religion braucht, ist ja eine sehr weitgehende Aussage. Das Neue an der demokratischen Regierungsform war ja gerade, dass sie nicht mehr wie die vormodernen Herrschaftsformen religiös legitimiert wurde, sondern auf eine säkulare Grundlage, auf die Souveränität des Volkes, gestellt wurde. Die Religion muss der Demokratie nicht schaden. Aber zu behaupten, dass sie dafür notwendig sei, geht zu weit und würde ihr wahrscheinlich schon schaden, denn gerade die enge Verbindung von Staat und Kirche hat ja die Möglichkeit der freien Meinungsäußerung und der freien Entfaltung des Individuums sehr wohl behindert.

² Hartmut Rosa: Demokratie braucht Religion, München 2022.

Heinrich: Würden Sie sagen, dass die Menschen etwas Religiöses, etwas Transzendentes brauchen?

Pollack: Nein, auch das würde ich nicht sagen. Dass Menschen ohne Religion gut auskommen, lässt sich vielfach beobachten. Etwa 50 Prozent der Menschen in Deutschland bekennen sich nicht zum Glauben an Gott oder ein höheres Wesen und führen gleichwohl ein vollgültiges Leben, das moralischen Ansprüchen zu genügen vermag. Sie behaupten, dass sie keine Religion brauchen. Ich denke, wir sind dazu angehalten, dieses Selbstverständnis der Menschen ernst zu nehmen.

Buyx: Es wurde nicht nur nach der Religion gefragt, sondern auch nach etwas Transzendente. Da scheinen die Perspektiven zusammenzukommen. Wenn man Religion als einen klaren Glauben einer bestimmten Glaubensgemeinschaft versteht, dann würde ich Ihnen unbedingt zustimmen: Das darf keine Bedingungsmöglichkeit für Demokratie sein. Aber die eine Grundkonstante, die man immer wieder in der Forschung zu einem sinnhaften, erfüllten, – philosophisch gesprochen – zu einem guten Leben findet, ist Transzendenz. Irgendetwas, was größer ist als man selbst. Ich würde ganz stark unterstreichen, dass das für viele der Glauben ist, aber für viele eben gerade auch nicht. Für die sind das dann andere Dinge: Musik, Engagement für andere, ein Gefühl des Erhabenen. Das können auch andere Formen der Spiritualität sein. Da gibt es ganz viele Möglichkeiten. Ich glaube, das ist es, was wir in der Demokratie brauchen, weil es letztlich der Kern des Über-sich-selbst-Hinausschauens ist.

Das Demokratiegefährdende, was wir gerade zum Teil sehen, ist, dass gerade diejenigen, die die Demokratie am stärksten ablehnen, sich in ihrer Individualität besonders stark gekränkt fühlen. Das ist auch nachvollziehbar. Deswegen hat die Pandemie das auch so verstärkt. Wenn ich nur auf mich schaue und nicht den Bezug dazu bekomme, dass da noch etwas Anderes, etwas Größeres ist, dann bin ich stinksauer, wenn dieses Ich und diese meine individuelle Freiheit irgendwie eingeschränkt sind. Dann lehne ich das System ab. Deswegen ist es für die Demokratie wichtig, zumindest für Transzendenz offen zu sein. Vielleicht darf ich das mit dem ethischen Begriff *gut* belegen: Es ist gut für eine Demokratie, diese Räume von über mir, neben mir, mit anderen, das große Ganze und wie auch immer man das nennen möchte, zu pflegen, um aus dieser so leicht verletzlichen und leicht gekränkten Hyperindividualitätsfreiheit rauszukommen. [...]

Pollack: Wenn man sich das über die letzten Jahrzehnte anschaut, dann würde ich sagen: Die Kirche ist immer mehr eine zuhörende Kirche geworden, die dialogisch ist, die die Bedürfnisse der Menschen ernst

nimmt und die sich auf die verschiedenen Lebenslagen der Menschen einstellt. Also eine Kirche, die nicht von oben herab predigt. So nehme ich sie wahr, auch wenn an vielen Stellen in der Öffentlichkeit genau das entgegengesetzte Bild vermittelt wird: das Bild einer Kirche, die autoritär auftritt, dogmatisch verengt und nicht nah bei den Menschen ist. Ich sehe genau das Gegenteil: eine Kirche, die sich für das Menschliche interessiert, die Menschen begleitet und versucht, sie nicht zu bevormunden.

Aber wir haben nicht nur einfach eine Kirchenkrise, sondern auch eine handfeste Glaubenskrise. Wenn heute nur noch etwa 50 Prozent an Gott oder ein höheres Wesen glauben, dann kann man nicht sagen, dass nur die Kirche das Problem sei, die Menschen aber eigentlich religiös seien. Mit der Kirchenbindung ist auch der Glaube an Gott zurückgegangen. Und wenn man die Menschen fragt: Verstehen sie sich als spirituell?, dann antwortet auch nur eine Minderheit mit Ja. Die Formel *Kirche = nein, Religion = ja* stellt eine Verkürzung der Situation dar. Viele, die austreten, sagen zwar, sie könnten ja auch ohne Kirche an Gott glauben. Tatsächlich aber verlieren viele von ihnen auch ihren Glauben.

Buyx: Wir müssen einmal ganz ehrlich sein und festhalten: Es geht natürlich auch um Macht. Darum geht es auch bei den Gruppen, die als Bedrohung wahrgenommen werden: Jetzt kommen diese ganzen woken, identitätspolitisch geprägten Gruppen und wollen ihre Stimme erheben, ihre Rechte durchsetzen und gehört und gesehen werden. Da verhandelt man darüber, wie man in unserer Gesellschaft Macht verteilt und wie man in unserer Gesellschaft Privilegien verteilt. Auch bei den Kirchenaustritten geht es letztlich um Macht, im Sinne von Geld. Ich bin ganz bei Ihnen, dass wir neue Entwicklungen haben, was Glaube, Spiritualität, Religion und die ganzen Verhältnisse in der Gesellschaft anbelangt. Aber wir streiten gerade darum, wer mit an den Tisch darf und an welchen.

Diese wahrgenommene Bedrohung der Freiheit haben wir auch in der Wissenschaft. Die Freiheit der Wissenschaft wird als bedroht wahrgenommen. Es wird gesagt, man dürfe bestimmte Dinge nicht mehr sagen, Stichwort Cancel Culture usw. Aber wenn man es richtig betrachtet, ist es so – und ich sage das in aller Vorsicht; denn das ist nicht meine Expertise, sondern meine Beobachtung –, dass es zumindest in diesem Bereich denjenigen, die sich zusammentun und am Ende des Tages am lautesten rufen: Das geht so nicht, diese Änderung können wir nicht durchsetzen!, hinsichtlich der Machtverteilung nicht so schlecht geht. Man muss einfach ehrlich sein, dass es Abwehrkämpfe gibt, die sagen: Wir haben keine Lust, Privilegien abzugeben. Wir wollen die Machtkonzentration, die wir zum Beispiel als privilegierte, gut bezahlte, verbeamtete Professorinnen und Professoren haben, behalten. Das ist ein Gedanke, mit dem man sich ehrlich und ernsthaft auseinandersetzen muss,

wenn man eine Institution ist, die aus früheren Zeiten mit einem ganz anderen gesellschaftlichen Machtanspruch kommt. Das transparent zu besprechen, könnte ein weiteres Licht in diese Diskussion bringen.

Heinrich: Wenn ich da als Christin darauf reagieren darf, dann weiß ich nicht, ob es mir da wirklich um Macht geht, sondern ich möchte Verantwortung übernehmen, die ich als Christin habe. Die Verantwortung nicht nur für mich selbst, sondern auch für andere. Dafür möchte ich mich einsetzen. Gerne auch mächtig einsetzen. Aber der Grund des Erhalts ist nicht die Macht selbst, sondern es ist die Verantwortung, die ich ausfüllen möchte.

Buyx: Es ist schön, dass das dein Grund ist, aber von außen betrachtet ist das nicht der Punkt. Es geht doch darum: Wie weit öffnet sich der Kirchentag zum Beispiel Nicht-Christen gegenüber? Inzwischen ist ungefähr die Hälfte der Bevölkerung woanders verortet. Die Menschen diskutieren die Machtfragen aus einer anderen Position. Da kannst du denen sagen: Ich will Verantwortung übernehmen, ich will dies und jenes. Sie werden dich wahrscheinlich immer konfrontieren und sagen: Erzähl mir noch eine andere Geschichte. Worüber verhandeln wir wirklich? Ich glaube, man darf vor dieser Diskussion nicht zurückschrecken. Ich würde dazu ermutigen wollen, diese durchaus einzugehen.

Heinrich: Aber auf der anderen Seite folgen wir Jesus nach, der immer alle Machtfragen außen vor gelassen hat, und gesagt hat: Lasst uns vertrauen. Wenn ich in solche Debatten gehe, muss ich mir dessen bewusst sein, woher ich mit meinen Argumenten komme und mich fragen, ob ich mich auf eine Debatte nur einlasse, weil das gerade der Kippunkt war oder lasse ich mich auf etwas ein, was für mich trägt. [...]

Zölls: Aber allein schon die Kirchensteuer, die kommt den Christen zugute und die anderen Gruppen haben die nicht. Das ist schon ein Machtverhältnis.

Pollack: Wenn es der Kirche wirklich um Macht geht, läuft das immer wieder gegen sie. Wir müssen nur nach Polen oder nach Russland schauen, da haben wir ganz klare Machtallianzen zwischen der Kirche und politischen Parteien oder gar staatlichen Interessen. In Polen geht die junge Generation immer mehr auf Distanz zur Kirche, auch weil die Kirche oft im Bündnis mit der PiS handelt. Ich würde Ihnen Recht geben: Wenn die Kirche sich politisch einzumischen versucht, dann muss sie darauf achten, die Machtfrage so weit wie möglich von sich fern zu halten und das politische Engagement aus intrinsischen Motiven zu begrün-

den. Die Bedingung dafür, dass die Kirche als ein Machtfaktor in der Gesellschaft wirksam wird, ist, dass sie eben gerade nicht Macht anstrebt.

Buyx: Ich glaube, dass das ein Missverständnis ist. Es geht nicht um Machtanspruch und auch nicht darum, dass die Kirche selbst jetzt auf einmal anfängt über Macht zu diskutieren. Der Punkt, den ich machen möchte, ist, dass diese anderen Gruppen die Machtfrage an die Kirche – aber auch an andere Institutionen – herantragen. Ich will dafür werben, dass, wenn die Kirchen das Gespräch zu dieser Frage nicht selbst suchen, sie wenigstens in eine produktive Auseinandersetzung gehen sollten, wenn es an sie herangetragen wird.

Pollack: Aber dagegen müssen wir uns wehren. In der Wissenschaft gibt es das auch, dass sich die Politik einmischt und Gelder nach politischen Gesichtspunkten verteilt werden. Da würde ich als Wissenschaftler sagen: Genau diese Einmischung der Politik tut der Wissenschaft nicht gut. Wir müssen als Wissenschaftler darauf bestehen, dass innerhalb der Wissenschaft, soweit es möglich ist, nur die eigenen Standards gelten. Diese funktionale Autonomie braucht auch die Kirche.

Heisenberg: Diese Frage wird unter anderem auch uns als Kirchentag gestellt. Was ich wahrnehme, ist, dass wir viel stärker erklären müssen, was wir der Gesellschaft wirklich bieten können. Was legitimiert uns, den Kirchentag so zu gestalten und finanzieren, wie wir es machen? Das gleiche gilt für die Kirche auch. Es ist die Frage an das Unternehmen Kirche: Was macht ihr eigentlich für uns? Dann reicht es nicht zu sagen: Wir haben das Gefühl, aus Christus heraus wichtig und positiv für die Gesellschaft zu sein. Da wird hart abgerechnet: Wo geht das Ehrenamt hin? Ist es uns so viel wert? Auch die Wissenschaft wird dem nicht entkommen.

Ein Ruf aus der Zukunft

Stimmen aus (Ost)Europa

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Frankenhalle

Prof. Dr. Herfried Münkler, Politikwissenschaftler, Berlin
Dr. Mykola Borovyk, Historiker, Unterhaching
Małgorzata Ławrowska – von Thadden, Kunsthistorikerin, Gründerin und
Vorsitzende der Stiftung OBMIN, Warschau/Polen
Georgy Roi, Priester Ökumenisches Patriarchat Vilnius/Litauen

Moderation:

Katja Gloger, Journalistin und Buchautorin, Berlin

Impuls von Herfried Münkler

Es ist ein weiter Weg, den die deutsche Politik vom Ende Februar 2022 bis heute zurückgelegt hat, von dem Unterstützungsangebot der 5.000 Helme bis zur Lieferung von Kampfpanzern und Flugabwehrraketen, von der dogmatischen Festlegung, keine Waffen in Krisen- und Kriegsgebiete liefern zu wollen, bis zum zweitwichtigsten Unterstützer der Ukraine nicht nur in finanzieller und wirtschaftlicher, sondern auch in militärischer Hinsicht.

Jeder Schritt, der auf diesem Weg getan wurde, war und ist nach wie vor umstritten, politisch wie moralisch. Im Rückblick kann man sagen, dass die »Zeitenwende«, von der Kanzler Scholz schon bald nach Beginn des russischen Angriffskriegs gesprochen hat, keineswegs hurrapatriotisch, sondern vorsichtig und nachdenklich vollzogen worden ist.

Es ist ein Wesensmerkmal liberaler Demokratien, dass sie sich – im Unterschied zu autoritär-autokratischen Regimen – ein solches Beratschlagen auch unter dem Zeitdruck äußerer Zwänge leisten. Zu dieser Feststellung gehört freilich auch die Beobachtung, dass wir uns dieses Beratschlagen nur leisten konnten infolge des unerwartet effektiven Widerstands der ukrainischen Soldaten gegen die russischen Angreifer. Pointiert: Es war der Heroismus der Ukrainer, der uns den Luxus einer

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

eingehenden und abwägenden Debatte über effektive Waffenhilfe oder politisches Beiseitestehen erst verschafft hat.

Was wir in den zurückliegenden eineinhalb Jahren erfahren haben – ob wir es auch gelernt haben, wird sich noch zeigen müssen – ist, dass dogmatische Vorabfestlegungen politisch sehr viel problematischer sind, als die meisten geglaubt haben: von dem Postulat »Keine Waffen in Krisen- und Kriegsgebiete« bis hin zu der Vorstellung, die internationale Politik lasse sich weithin juridifizieren und bei Zuwiderhandlungen gegen Verträge und Abmachungen genüge wirtschaftliche Macht, also Handels-sanktionen, um den Regelbrecher wieder auf die rechte Bahn zu bringen. Die westlichen Politiker, die Putin vor dem Angriffsbefehl im Kreml aufsuchten und ihn davon zu überzeugen suchten, es bei einem Manöver seiner Truppen nahe der ukrainischen Grenze zu belassen und keinen Krieg zu beginnen, dürften mit ökonomischen Kosten-Nutzen-Kalkülen argumentiert haben. Sie haben die Macht des Ressentiments unterschätzt. Das Ressentiment wischte die Kosten-Nutzen-Rationalität beiseite. Der Kreml setzte darauf, dass Russland wieder ein Imperium werden könne, das es in Sowjetzeiten und während des Zarenreichs seit Peter dem Großen einmal war – koste es, was es wolle.

Die Theorien des Friedens beruhen auf Vorannahmen, die keineswegs als selbstverständlich gegeben anzusehen sind, und die operative Politik ist von Konstellationen abhängig, die sich verändern können. Heißt: Was gestern durchaus richtig war, kann heute falsch sein. Die Ersetzung militärischer durch wirtschaftliche Macht als Steuerungsmedium der internationalen Politik ist davon abhängig, dass alle relevanten Akteure – also die großen Mächte – rationale Nutzenmaximierer sind und keiner dabei ist, für den das Ressentiment eine größere Rolle spielt als der Nutzen. Die politischen Perspektiven einer territorial saturierten Sowjetunion waren nun einmal andere als die eines revisionistischen Russlands, das darauf aus ist, die Ergebnisse des Zerfalls der Sowjetunion rückgängig zu machen. Die Dogmatiker einer normativen Einhegung der Politik haben das außer Acht gelassen, und dementsprechend sind sie von Putin düpiert worden. Weil sie das nicht eingestehen wollen, halten sie umso erbitterter an ihren Festlegungen fest.

Blicken wir zur Überprüfung dessen in die europäischen Schicksalsjahre 1938/39 und konzentrieren uns auf einen spezifischen Umgang mit revisionistischen Mächten, dem Appeasement, der Akzeptanz von Forderungen eines Revisionisten zum Zwecke seiner Befriedung. Appeasement ist in zweifacher Hinsicht ambivalent: zunächst im Hinblick auf den zu Befriedenden, denn er kann das Entgegenkommen als Erfüllung

seiner Forderungen ansehen und zu einer tragenden Macht der gemäß seinen Forderungen revidierten Ordnung werden – oder er wird durch das Entgegenkommen noch gieriger und stellt neue, weitergehende Forderungen auf. Und sodann im Hinblick auf die Akteure der Befriedung, die ihr Entgegenkommen als dauerhafte Sicherung des Friedens begreifen können, aber ebenso als ein bloßes Kaufen von Zeit, in der sie sich auf einen wahrscheinlichen Krieg einstellen können – und aufrüsten. Entscheidend sind die Annahmen, die sie bezüglich des Revisionisten haben. Man kann das auf das Münchner Abkommen vom Herbst 1938 beziehen, die Abtretung des 1919 tschechoslowakisch gewordenen Sudetenlandes ans Deutsche Reich. Bekanntlich war Hitler nicht saturiert, sondern ist im Frühjahr 1939 in die so genannte Rest-Tschechei einmarschiert und hat sie in ein deutsches Protektorat verwandelt. Der britische Premier Chamberlain wiederum hat sich getäuscht, sollte er tatsächlich geglaubt haben, wie er erklärte, er habe »den Frieden für unsere Zeit« gerettet, aber er hat dadurch Zeit zur Aufrüstung Großbritanniens gewonnen, ohne die das Land die Luftschlacht über England im Sommer 1940 schwerlich gewonnen hätte.

Auf die Appeasement-Komponente der Minsker Abkommen vom September 2014 und Februar 2015 bezogen, mit denen der Krieg in der Ostukraine befriedet werden sollte: Putin ist durch das europäische Entgegenkommen nicht pazifiziert worden, aber die Ukraine hat die gekaufte Zeit nutzen können, um ihre militärische Fähigkeit so zu stärken, dass sie im Februar und März 2022 hinreichten, um die russische Strategie einer schnellen Niederwerfung scheitern zu lassen. Appeasement ist ein riskantes Instrument der operativen Politik und kein Allheilmittel des Friedens. Wie es jeweils wirkt, hängt von den Umständen und den Akteuren ab. In München und Minsk hat der Revisionist das Entgegenkommen für Schwäche gehalten und daraus geschlussfolgert, er könne noch weiter gehen.

Was heißt das für den prospektiven Verlauf des Krieges in der Ukraine und die Chancen seiner Beendigung? Der Krieg in der Ukraine ist inzwischen zu einem Erschöpfungskrieg geworden, der auf drei Ebenen geführt wird: an der Front russischerseits mit dem Ziel eines Aufzehrens der ukrainischen Kräfte, wobei der russische Generalstab davon ausgeht, die eigenen Ressourcen seien um ein Vielfaches größer als die der Ukraine. Diese Rechnung sucht der Westen durch Waffen- und Munitionslieferungen zu konterkarieren. Sodann, ebenfalls russischerseits, in Form der Angriffe auf ukrainische Wohngebiete und Infrastruktur mit dem Ziel, so den Widerstandswillen der ukrainischen Bevölkerung zu brechen. Und schließlich, hier liegt die Initiative auf Seiten des Westens, in Form von

Sanktionen gegen die russische Wirtschaft, um deren Fähigkeit zur Waffenproduktion und zur Finanzierung des Krieges zu schwächen und die politische Unterstützung für Putin mit der Zeit zu ermatten. Es ist das Wesen von Erschöpfungskriegen, dass sie – im Unterschied zu Niederwerfungskriegen – eher lange dauern und dass in ihnen die Aufnahme von Verhandlungen nicht das Ende der Kampfhandlungen bedeutet, sondern dass Kämpfen und Verhandeln komplexere Formen der Erschöpfung sind – was jene übersehen, die in »Offenen Briefen« die Aufnahme von Verhandlungen zwecks Beendigung des Krieges fordern. In Erschöpfungskriegen sind Verhandlungen eine Führung des Krieges mit anderen Mitteln, um Clausewitz zu variieren.

So oder so müssen wir uns also auf einen langen Krieg einstellen, bei dem der Westen konsequent die Durchhaltefähigkeit der ukrainischen Streitkräfte sicherstellen muss, um einen russischen Erfolg der Erschöpfungsstrategie an der Front zu verhindern. Um eine Eskalation des Krieges zu vermeiden, hat der Westen bei den Waffen- und Munitionslieferungen den Ukrainern freilich eine Hand auf den Rücken gebunden, indem er den Einsatz dieser Waffen gegen russisches Territorium untersagt hat. Für dieses Verbot gibt es aus europäischer Sicht eine Reihe guter Gründe: Man will eine Eskalation des Krieges verhindern, insofern man es im Falle Russlands mit einer Atommacht zu tun hat, und man orchestriert darum die Waffenlieferungen mit vertrauensbildenden Maßnahmen, die sicherstellen sollen, dass der Kreml den Westen nicht nur als Gegner, sondern auch als potentiellen Verhandlungspartner ansieht. Waffenlieferung ist also nicht gleich Waffenlieferung, sondern es kann sich dabei auch um eine Intervention mit politischen Signalen handeln: Erstens: Russland kann den Erschöpfungskrieg nicht gewinnen, weil der Westen die Ukraine über Wasser hält. Zweitens: Die gelieferten Waffen haben nicht den Zweck, zu einem militärischen Desaster Russlands zu führen, sondern sollen es zur Aufgabe seiner Revisionspolitik zwingen.

Was wären die Alternativen? Keine Waffenlieferungen an die Ukraine, was, wenn dies nicht ein deutscher Alleingang wäre, sondern gemeinsame Politik des Westens, zum Zusammenbruch der Ukraine binnen Wochen führen würde und von der russischen Führung als ein großer Sieg ausgelegt werden könnte, der zur Fortsetzung der Revisionspolitik ermuntert: im Kaukasus, im Baltikum, auf dem Balkan und wohl auch in Zentralasien, dort vermutlich in Abstimmung mit China. Das ist eine alles andere als verlockende Perspektive: die Beendigung eines Krieges um den Preis des Aufflammens vieler Kriege. Und als Gegenteil der Einstellung von Waffenlieferungen deren Erweiterung bis hin zu einer direkten Involvierung des Westens in den Krieg, was auf den Einstieg in eine

Eskalationsspirale ohne Ende hinauslaufen dürfte. Ebenfalls alles andere als eine verlockende Aussicht. Insofern wird es bei der Formel bleiben, dass die Ukraine diesen Krieg nicht verlieren darf. Die Aussicht auf einen wirklich stabilen Frieden halte ich auf Jahre hinaus für illusionär, weil dies für beide Seiten auf das Eingeständnis hinauslaufen würde, dass man seine Ziele nicht erreicht hat und die dafür erbrachten Opfer vergeblich waren. Das würde keine der beiden Seiten innenpolitisch verkraften.

Gleichwohl noch einmal gefragt: Warum sollten wir, der Westen, die europäische, die deutsche Politik, uns davor hüten, dahingehend auf die Ukraine Einfluss zu nehmen, in einen Frieden zu gemäßigten Bedingungen Russlands einzuwilligen? Ginge es nur um die Neuziehung der Grenze zwischen der Ukraine und Russland könnte man das vielleicht ins Auge fassen, freilich dann mit starken westlichen Sicherheitsgarantien für die Unverletzlichkeit dieser Grenze, nachdem die Ukraine mit solchen Garantien – siehe Budapester Memorandum – schlechte Erfahrungen gemacht hat. Wird hier durch die Einwilligung in Grenzverschiebungen eine Tür aufgemacht, so ist damit zu rechnen, dass viele durch diese Tür hindurchwollen und der Raum ums Schwarze Meer mitsamt Balkan in Kriegen versinkt. Der Wunsch nach einem schnellen Frieden in der Ukraine könnte dann zum Türöffner für viele Kriege werden. Selten hat der Satz, der Weg in die Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, politisch größere Plausibilität besessen als hier. Nicht die guten Absichten, sondern das Durchdenken von Folgen ist hier gefordert.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Katja Gloger: Herr Borovyk, wie schauen die Menschen in der Ukraine auf uns und unsere Debatten über diesen Krieg, den Angriffskrieg Russlands gegen Ihr Land?

Mykola Borovyk: Vielen Dank und Danke für die Einführung in unsere Diskussion. Es wird häufig darüber geredet, dass Deutschland etwas in der Ukraine übersehen oder etwas nicht verstanden hat. Was wurde übersehen? Das war offensichtlich eine moderne, demokratische, multi-kulturelle Nation, die jetzt ums Überleben kämpft. Aber die aus meiner Sicht wichtigere Frage wäre, warum das passiert ist. Wie diese Politik, diese Ignoranz möglich war. Es gab und gibt viele Gründe dafür. Aber ich würde die zwei wichtigsten herausheben. Erstens war da ein offensichtlicher Mangel an Wissen. Bis zuletzt gab es keine fachliche Ukrainistik in Deutschland und die Ukraine wurde entweder vollständig ignoriert oder aus der Vogelperspektive beobachtet – oder, noch schlimmer,

durch die russische Brille gesehen mit all diesen Diskursen über Rechts-extremismus, Bandera-Kult usw. Aber noch wichtiger – und das ist auch damit verbunden – ist diese spezifische imperiale Denkweise. Eine Denkweise, in der nur die Großmächte das Recht haben, etwas zu entscheiden in der Welt und die kleineren Länder kein Recht haben, ihre eigenen Geschicke zu bestimmen.

Gloger: Einen sozusagen eher »russischen« Blick auf die Ukraine, den Sie auch den Staaten und Regierungen des Westens unterstellen?

Borovyk: Nicht nur den Regierungen. Interessanterweise wird diese Denkweise auch und gerade durch die Menschen demonstriert, die sich als Antiimperialisten positionieren. Ein sehr symptomatisches Beispiel dafür ist das Thema der NATO-Erweiterung. Sie kennen das Argument – die vermeintliche Ursache für die russische Aggression gegen die Ukraine, dass die USA etwas versprochen und das nicht gemacht haben, und deswegen hat Russland die Ukraine angegriffen. Was tatsächlich bedeutet, dass Länder wie Polen zum Beispiel oder die Slowakei kein Recht haben, selbst zu entscheiden, welchem Bündnis sie beitreten. Das dürfen nur die Großmächte entscheiden, die USA und Russland. Diese Länder sollten die Erlaubnis von Russland bekommen. Die Ukraine wurde aus der gleichen Perspektive gesehen – als Objekt. Dieses Land müsste stabilisiert werden. Das Land dürfte geteilt werden. Und ein Teil müsste nach Russland gegeben werden, um diese ukrainische Frage zu lösen. Das wurde nach der Euromaidan-Revolution ganz offen diskutiert in Deutschland.

Was ich sagen möchte: Jetzt ist die Zeit, das ist das Motto von diesem Kirchentag. Jetzt ist es an der Zeit für Deutschland, mit diesem imperialen Denken aufzuhören und diese Länder als Partner zu sehen. Und das ist nicht nur moralisch geboten. Die Politik, die zuvor realisiert wurde, ist offensichtlich fehlgeschlagen. Sie können nicht das Problem lösen mit den gleichen Mitteln, mit denen Sie dieses Problem geschaffen haben. Und deswegen ist jetzt die Zeit, mit dieser Denkweise aufzuhören und mit Ländern wie der Ukraine, wie Belarus, mit Polen als Partner zu kommunizieren, zusammenzuarbeiten und sich nicht nur auf Russland zu fokussieren.

Gloger: Wobei sich viele Argumente in dieser Debatte – Sie sprachen die NATO-Osterweiterung an – ja auch um die Frage drehen, ob der Westen russische Sicherheitsinteressen vielleicht nicht ernst genug genommen hat. Ich ahne, Sie haben eine klare Antwort darauf.

Borovyk: In dieser Idee hat Russland ein Recht auf die eigene Sicherheit. Und Polen zum Beispiel nicht. Oder Litauen nicht. Ja, sie dürfen keine Sorge haben oder sich selbst um das eigene Sicherheitsinteresse kümmern. Nur Russland hat das Recht. Das ist die Politik und Denkweise aus der Vergangenheit. Jedenfalls nicht aus der Zukunft, glaube ich.

Gloger: Frau Ławrowska, wir wollen einen Blick in die Zukunft wagen. Ukrainisches Kulturgut zu bewahren und als Teil des europäischen Kulturerbes zu etablieren und zu institutionalisieren – dies ist das Ziel der Plattform der Organisation, die Sie gegründet haben. OBMIN, Austausch, heißt sie, wenn ich es richtig übersetze. 45 ukrainische Museen haben sich dieser Plattform angeschlossen. Erzählen Sie uns vom ukrainischen Kulturerbe, das so wichtig ist für das europäische Kulturerbe.

Małgorzata Ławrowska – von Thadden: Vielen Dank. Bevor ich die Frage beantworte, würde ich gerne einige Worte sagen zu diesem Krieg. Dieser Krieg, das ist kein Krieg, in dem es vor allem um territoriale Eroberung geht. Die Russen führen einen kulturellen Vernichtungskrieg. Die Russen führen einen Kolonialkrieg. Das Ziel dieses Krieges ist, eine Nation auszulöschen, die ukrainische Nation zu vernichten. Und die Russen wissen ganz genau, wie groß die Rolle der Kultur in einem solchen Vernichtungskrieg ist. Deswegen gehen sie darin ganz systematisch vor. Alles, was Wert hat, wird gestohlen. Alles, was für eine eigenständige nationale Identität spricht, dafür, dass die Ukraine ein souveräner Staat ist, wird vernichtet. Und was man zu Propagandazwecken nutzen kann, wird zu Propagandazwecken genutzt. Das ist einfach furchtbar. Es ist überhaupt kein Zufall, dass in den ersten Wochen des Krieges ein ganz kleines Museum in der Nähe von Kyiv in Iwankiw zerbombt wurde. Ein Museum von Marija Prymatschenko.² Ich nenne diese Künstlerin gerne die ukrainische Frida Kahlo, weil sie für die Ukrainer ein Statussymbol ist.

In diesem Krieg wurde Kultur zu Politik. Man weiß, dass Kultur die nationale Identität schützt und zum Zusammenhalt der Gesellschaft beiträgt. Deswegen hat das, was die Russen tun, enorme Ausstrahlung auf diesen Krieg. Auf den mentalen Zustand der ukrainischen Gesellschaft. Wir in Polen und in anderen Ländern, im Baltikum wie in Belarus und in der Ukraine, wir haben die Erfahrung schon gemacht, dass versucht

² Marija Prymatschenko (1908–1997) war eine ukrainische Künstlerin, die der naiven Kunst zugeordnet wird und als stilbildend für das ukrainische Kunsthandwerk des 20. Jahrhunderts gilt. Bei der Zerstörung des Iwankiw-Museum für Geschichte und Heimatgeschichte durch russische Truppen im Februar 2022 verbrannten über 20 ihrer Werke. Vgl. <https://www.wikiart.org/de/marija-prymatschenko> [zuletzt gesehen am 26. 10. 2023].

wurde, unsere kulturelle und nationale Identität zu vernichten. Deswegen ist unsere Reaktion auf das, was die Russen tun, viel konsequenter als in Deutschland.

Man hat viele Staaten, viele Länder in Mitteleuropa politisch lange ignoriert. Ich nenne das manchmal auch unbewusste westliche Arroganz. Manchmal sagte man, wir sollen einfach stillhalten. In der polnischen Geschichte zum Beispiel, als die Bewegung Solidarność entstand, gab es Signale: Seid still, ihr sollt die Sowjetunion nicht provozieren. Und dasselbe betrifft jetzt auch die Ukraine und die Kultur.

Deswegen haben wir diese Plattform ins Leben gerufen. Wir helfen den ukrainischen Museen vor allem bei drei Herausforderungen: Es geht erstens darum, Erfahrungen auszutauschen. Wir haben zum Beispiel ein Netzwerk von historischen Museen organisiert, wo man sich vor allem um Erinnerungsarbeit und Traumabewältigung kümmert. Das ist jetzt ein sehr wichtiger Teil der Museumsarbeit in der Ukraine. Wir leisten außerdem gezielte Überlebenshilfe an die Institutionen. Die Mitarbeiter bekommen oftmals seit Monaten kein Gehalt. Deshalb ist Unterstützung notwendig. Und drittens: Wir denken natürlich an die Zukunft. Wir versuchen, Brücken zu bauen zu Institutionen außerhalb der Ukraine, sodass es zu Zusammenarbeit kommt, dass es zur Modernisierung und Professionalisierung der Arbeit dieser Museen kommt.

Gloger: So eröffnen sich ja auch jenseits dieses furchtbaren Krieges Möglichkeiten, um diesen Raum mit seiner Kultur und seiner Geschichte kennen- und schätzen zu lernen und sich auch damit der Politik Wladimir Putins entgegenzustellen, für den Kultur und Geschichte ja eine Waffe seiner Politik ist. Jeder von uns kann sich ja mit der Kultur und der wechselvollen Geschichte der Ukraine vertraut machen, etwas vertrauter wenigstens.

Ähnliches gilt, Herr Roi, für das Land, das Sie vor wenigen Monaten verlassen mussten, Ihre Heimat Belarus. Berichten Sie uns bitte über die Situation in Ihrem Land nach der Niederschlagung der Proteste gegen die gefälschten Präsidentschaftswahlen 2020. Eine furchtbare Diktatur, offensichtlich in tödlicher Umklammerung durch Russland. Und jetzt werden in Ihrem Land auch noch Atomwaffen stationiert.

Georgy Roi: Ich bedanke mich herzlich für die Möglichkeit, hier auf dem Kirchentag zu sprechen. Als ich in diesen Saal gekommen bin, habe ich mich gefragt, welche Mission habe ich heute? Was soll ich meinen Schwestern und Brüdern in Christus sagen? Ich habe dann verstanden: Ich bin hier als Stimme von tausenden meiner Mitbürger, die zurzeit Gefängnisstrafen verbüßen – für ihren Wunsch, Belarus als selbstständigen Staat zu sehen. Für ihre Liebe zur belarussischen Kultur, für ihre belarus-

sische Sprache. Für die Wahrheit. Das ist der einzige Grund, warum sie zurzeit in Gefängnissen einsitzen. Und ich fühle mich als Gesandter dieser Menschen. Und warum bin ich hier, in Deutschland, in Bayern? Weil ich vor 20 Jahren hier Student war. Ich studierte katholische Theologie in Regensburg und ich habe diese Gesellschaft kennengelernt als eine demokratische Gesellschaft. Als ein Volk mit großem Mitgefühl, das immer bereit ist, denen zu helfen, die diese Hilfe brauchen. Und seitdem will ich, dass meine Gesellschaft, mein Land, auch demokratisch und hilfsbereit wird.

Darauf versuchte ich als Priester hinzuarbeiten. Und das ist der Grund, warum ich mein Land verlassen und mit meiner Familie auswandern musste: Weil ich wollte, dass Belarus Belarus bleibt. Und dass in meinem Land Wahrheit und Demokratie herrschen. Wir sprechen hier über diesen Krieg – ich kann sagen, dass dieser Krieg in Belarus schon 2020 begonnen hat. Wir haben diesen Kampf verloren. Und wir bezahlen einen großen Preis dafür. Unser Volk hatte alle Möglichkeiten, diesen Sieg der Wahrheit zu bekommen. Aber der belarussischen Diktatur hat die Russische Föderation zum Sieg verholfen. Und wir haben verloren. Tausende Menschen sind durch Folter gegangen, in Gefängnisse, in Gerichte.

Herr Professor Münkler sprach über die Friedensperspektive. Was kann ich darüber sagen? Ja, wir streben alle nach Frieden. Aber ich will, dass dieser Frieden mit Gerechtigkeit verknüpft wird. Dieser Frieden darf nicht meine Brüder und Schwestern in den Gefängnissen vergessen. Welchen Preis werden wir für diesen Frieden bezahlen? Ja, Kultur ist sehr wichtig für jedes Volk. Als ich Priester in Belarus war, wurde mir verboten, in belarussischer Sprache zu beten. Ich wurde dafür von meiner kirchlichen Leitung verfolgt. Es wurde einfach verboten. Es ist gefährlich, in Belarus die belarussische Sprache zu sprechen. Und das ist die Realität. Was sagt man in Belarus zurzeit? Man sagt Folgendes: Wir haben Hoffnung auf Gott und auf die ukrainischen Soldaten. [...]

Gloger: Herr Borovyk, Sie leben seit 2015 in Deutschland. Sie verfolgen die deutschen Debatten, wissen um die Sorgen, die Ängste vor einer möglichen Eskalation dieses Krieges. Kann man einen Weg zu Diplomatie und vielleicht sogar Frieden finden? Wie viele Menschenleben darf dieser Krieg noch kosten? Kann man, sollte man vielleicht sogar Freiheit für den Frieden opfern? Und wenn ja, wieviel Freiheit ist der Frieden wert?

Borovyk: Es ist sehr schwer für mich, diese Frage zu beantworten angesichts dessen, was jetzt dort passiert, zuletzt diese Sprengung von dem Kachowka-Staudamm.³ Die russische Armee bombardiert die Stadt

³ Der Kachowka-Staudamm, der den Dnipro im Unterlauf der Flusses aufstaute,

Cherson. Das ist schwer zu begreifen aus der Sicht der Menschlichkeit. Aber was kann ich sagen zur Diskussion über den sofortigen Frieden und die Kosten des Krieges? Ich bin überzeugt, dass niemand auf der Welt mehr den Frieden will als die Ukraine. Weil die Ukrainer jetzt dort sterben. Aber die Ukrainer haben keine Illusionen, weil sie auch aus der historischen Erfahrung sehr gut wissen, was die russische imperiale Herrschaft bedeutet. Wir hören die Aufforderungen: Stoppen Sie das Sterben, koste es, was es wolle, Verhandlungen sofort! Und noch häufiger: Was kommt, wenn Putin verliert, wenn er in die Ecke gedrängt wird? Aber stellen wir uns vor, was passiert, wenn Putin gewinnt.

Wenn Putin sein Ziel erreicht. Und er hat nur ein einziges Ziel. Das Ziel des Krieges ist die Vernichtung der Ukraine. Es gibt kein anderes für Putin und für die große Mehrheit der Russen. Jeder Ausgang dieses Krieges, der einen unabhängigen, souveränen ukrainischen Staat vorsieht, wird als Niederlage angesehen werden. Es gibt hier kein Unentschieden. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder wird die ukrainische Nation vernichtet. Oder sie übersteht und gewinnt. Was würde ein Sieg Russlands für die Ukraine bedeuten? Wir können das der Situation in den besetzten Gebieten entnehmen. Wir können das aus der Situation in Belarus ablesen. Nicht nur das kulturelle Erbe, die Menschen werden vernichtet werden. Es wird noch schlimmer, weil in diesem Fall die russischen Sicherheitskräfte ganz freie Hand haben werden. Und dann ist klar, dass zehntausende Menschen hingerichtet würden. Dass hunderttausende Menschen in Filtrationslager verschleppt würden, das passiert jetzt schon. Und die Reste der Bevölkerung würden zu Russen umerzogen. Wir wissen nicht, wie die Situation weiter eskaliert, sobald Putin versteht, dass er die Ukrainer nicht umerziehen kann. Für die Ukrainer ist das alles klar.

Stellen wir uns nur mal die Welt nach der Niederlage und Vernichtung der Ukraine vor, mit einem aggressiven, unbestraften, revisionistischen russischen Imperium an der Grenze zu Polen zum Beispiel. Und es ist eine Illusion, dass solche Imperien Stabilität leisten können.

Es wäre dann nur eine Frage der Zeit, wann der nächste Krieg kommt. Stellen Sie sich den Auftrieb vor, den Diktatoren in der gesamten Welt bekommen würden in ihrem Bestreben, andere Grenzen zu verschieben oder andere Souveränitäten in Frage zu stellen.

wurde am 6. Juni 2023 im Zuge der russischen Invasion der Ukraine zerstört. 17.000 Menschen wurden anschließend evakuiert. Indizien weisen auf eine Verantwortung auf russischer Seite hin. Vgl. https://de.wikipedia.org/wiki/Zerst%C3%B6rung_des_Kachowka-Staudamms [zuletzt gesehen am 26.10.2023].

Ich glaube, dass der Kirchentag ein guter Anlass dafür ist, über die Seele der Demokratie zu sprechen. Die Ukraine kämpft nicht um Territorien. Sie kämpft für die eigene Würde, für das Recht, sich der Ungerechtigkeit nicht zu beugen. Und wenn die freie Welt zulässt, dass das alles zertreten wird – was bleibt dann von der Seele der Demokratie übrig? Wohlstand? Vielleicht, aber nicht für lange Zeit.

Und wenn wir heute über einen Ruf aus der Zukunft sprechen: Die Ukrainer und die Ukrainerinnen dienen der Welt jetzt als Beispiel für Menschen, die für die eigene Würde und für die eigenen Werte bereit sind zu kämpfen – und fähig sind zu kämpfen. In diesem Sinne kann die Ukraine für die freie Welt ein Ruf aus der Zukunft sein. Danke.

Fokus Israel und Palästina

Wo sind die Brücken in die Zukunft?

**Gespräch am Donnerstag, 8. Juni 2023, Meistersingerhalle,
Großer Saal**

Prof. Dr. Aleida Assmann, Kulturwissenschaftlerin und Anglistin, Konstanz
Dr. h. c. mult. Charlotte Knobloch, Präsidentin Israelitische Kultus-
gemeinde München und Oberbayern
Frank Müller, Gründer AXSOS und AXSOS Academy Metzingen, Ramallah
Eleonora Tremel, ehem. Freiwilligendienstleistende Aktion Sühnezeichen
Friedensdienste in Israel

Moderation:

Michael Sahr, ZDF Redaktion Kirche und Leben evangelisch, Mainz

Für das Gespräch wurde uns keine Druckfreigabe erteilt. Wenn Sie Interesse an einer Audio-Aufnahme der Veranstaltung haben, dann wenden Sie sich bitte an info@kirchentag.de.

Ist die Demokratie krisenfähig?

Auf dem Weg zu einem neuen Gesellschaftsvertrag

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Frankenhalle

Prof. Dr. Sophie Schönberger, Rechtswissenschaftlerin und Autorin,
Düsseldorf
Katrin Göring-Eckardt MdB, Bundestagsvizepräsidentin, Berlin
Dr. Stephan Harbarth, Präsident Bundesverfassungsgericht, Karlsruhe
Jakob Springfeld, Aktivist für Antifaschismus und Klimagerechtigkeit,
Halle/Saale
Torsten Zugehör, Oberbürgermeister, Lutherstadt Wittenberg

Moderation:

Dr. Elisabeth von Thadden, Journalistin Die Zeit, Hamburg

Impuls von Sophie Schönberger

Niemand ist eine Insel, so hat es der englische Dichter John Donne im 17. Jahrhundert formuliert.² Diese lyrische Weisheit, die prägnant die elementaren Bedingungen jeder sozialen Existenz zusammenfasst, ist durch unsere Erfahrungen der letzten Jahre während der Corona-Pandemie auf erstaunliche Weise brüchig geworden. Seid eine Insel! So könnte man jedenfalls die Maßnahmen plakativ zusammenfassen, die ab März 2020 zur Eindämmung der Corona-Pandemie politisch getroffen wurden und unser bisheriges Verständnis von gesellschaftlichem Zusammenleben zumindest vorübergehend grundlegend auf den Kopf gestellt haben. Jeder Kontakt mit anderen Menschen wurde zur Gefahr. Zwischenmenschliche Begegnungen sollten nach offizieller Empfehlung der Bundesregierung »auf ein absolut nötiges Minimum« reduziert werden. Nun sind diese Maßnahmen mittlerweile längst aufgehoben. Aber sie haben uns doch eine sehr grundlegende Frage hinterlassen: Was ist dieses absolut nötige Minimum an zwischenmenschlichen Begegnungen? Wie viel Raum kann das Ich einnehmen, ohne dass das soziale Wir zum indifferenten, wenn nicht gar feindlichen Ich wird?

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

² John Donne: No Man Is An Island, London 1624.

Die Pandemie mag diesen Fragen vorübergehend eine besondere Dringlichkeit gegeben haben. Ihre Bedeutung reicht allerdings weit über diese globale Ausnahmesituation hinaus. Denn die Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Kollektiv gehört zu den elementaren Fragen, die sich in jeder Form von Gemeinschaft stellen. Dies gilt auch und gerade für eine Gemeinschaft, die sich politisch als Demokratie konstituiert und so den anspruchsvollen Schritt von einer unverbundenen Gesamtheit von Personen zu einem demokratischen Verband gehen muss.

Über die Bedingungen, unter denen sich ein solcher Prozess vollzieht, wissen wir nach wie vor relativ wenig, obwohl sie den Boden bilden, auf dem jede demokratische Ordnung steht. Ohne Selbstverständnis als Gemeinschaft können demokratische Willensbildung und demokratische Selbstbestimmung nicht funktionieren.

Wenn wir heute Vormittag über die Krisenfestigkeit der Demokratie sprechen, dann hat diese Krisenfestigkeit ohne Zweifel mit demokratischen Institutionen zu tun, mit politischen Akteuren, mit dem Zustand unserer Verfassung und Verfassungsgerichtsbarkeit. Aber sie hängt eben auch sehr stark am Zustand der demokratischen Gemeinschaft als Gemeinschaft von Gleichen, oder individueller formuliert, mit der Bereitschaft jedes und jeder Einzelnen, die Anderen als gleich auszuhalten. Mit dieser Notwendigkeit, den Anderen als gleich auszuhalten, ist ein nicht unerheblicher Zwang zur Konformität verbunden, der in einem gewissen Spannungsverhältnis zum großen demokratischen Freiheitsversprechen steht. Gerade weil die liberale Demokratie keine Rousseausche *volonté générale* erfordert, also keinen umfassenden Konsens der am demokratischen Prozess Beteiligten, setzt sie doch gleichzeitig zumindest voraus, dass die Minderheit sich der Mehrheitsentscheidung unterwirft, sich ihren normativen Wirkungen anpasst und damit letztlich zumindest in äußerer Konformität zu ihr lebt. In einer Gesellschaft, die zunehmend vom Ziel der Individualität und dem Ideal der Selbstoptimierung geprägt ist, ist diese Anforderung nicht unproblematisch. Denn jedenfalls in der (weit verstandenen) bürgerlichen Mitte der Gegenwartsgesellschaft schwindet die Vorstellung, dass Konformität innerhalb der Gesellschaft *per se* ein wünschenswerter Zustand ist.

Je konformer das Bild des Einzelnen von sich selbst ist, desto leichter fällt es ihm oder ihr tendenziell, die demokratische Gleichheit auch dann zu ertragen, wenn die Mehrheit der Gleichen eine andere Auffassung vertritt. Genau diese Anforderung wird aber zunehmend prekär in einer Gesellschaft, die vom Leitbild der Einzigartigkeit, der Authentizität des eigenen Lebens und der Selbstoptimierung geprägt ist. Wenn, wie in

Frankreich, 35 Prozent der Menschen der Auffassung sind, sie hätten nichts mit ihren Mitbürgern gemeinsam, dann wird es immer mühsamer, die Überzeugung aufrecht zu erhalten, dass es legitim und notwendig ist, sich der Entscheidung einer Mehrheit von Menschen unterwerfen zu müssen, mit denen man sich durch nichts verbunden fühlt. Als zentrale Schaltstelle, an der sich diese Entwicklung politisch kanalisiert, erweisen sich dabei populistische Strömungen, die seit einigen Jahren national wie international an Zuspruch gewinnen und die im Hinblick auf die Krisenfestigkeit der Demokratie wohl zu den zentralen Bedrohungsszenarien gehören. Den Anderen nicht auszuhalten ist das Kerngeschäft des Populismus. Dabei soll der oft schillernde Begriff hier mit Jan-Werner Müller³ als Politikvorstellung verstanden werden, nach der einem moralisch reinen, homogenen Volk stets unmoralische, korrupte und parasitäre Eliten gegenüberstehen, die zwar über das Volk herrschen, aber eigentlich gar nicht wirklich zum Volk dazugehören. In Deutschland ist es vor allen Dingen die AfD, die das populistische Modell in die politische Auseinandersetzung trägt. Sie grenzt nicht nur systematisch etwa Zugewanderte und Muslime aus der Gemeinschaft aus. Auch die von ihr so genannten »Altparteien« werden als Feindbild inszeniert, als korrupte Eliten, gegen die sich die Partei als Vertreterin des wahren Volkes wendet. Da werden die Politiker anderer Couleur schon einmal in der Hitze des Gefechts als »Volksverräter« beschimpft.

Der Reiz dieses politischen Modells für seine Anhängerinnen und Anhänger liegt darin, dass es von einer wesentlichen Zumutung der Demokratie entlasten soll. Denn das populistische Gedankengerüst beruht darauf, das grundlegende demokratische Gleichheitsversprechen aus der Demokratie zu eliminieren. Der, der als anders definiert wird, mit dem man nicht übereinstimmt, ja, mit dem man sich vielleicht sogar durch überhaupt nichts verbunden fühlt, wird nicht als gleich akzeptiert, wird nicht als möglicher politischer Gegner ausgehalten, sondern wird einfach aus dem demokratischen Substrat, dem Volk, wegdefiniert – auch wenn er oder sie im formalen Zuordnungssinne noch dazugehört. Wer nicht so ist wie ich, wer nicht dieselben Interessen, Bedürfnisse, Ziele und Meinungen hat, der gehört eben nicht zum »wahren« Volk und wird so aus der (schein-)demokratischen Gemeinschaft ausgeschlossen.

Diese Abgrenzung, die es ermöglicht, für sich immer noch den Anspruch demokratischer Politik aufrechtzuerhalten, obwohl man im Grunde schon die einfache demokratische Mehrheitsregel nicht akzeptiert, basiert auf einem einfachen Trick, einer gleichzeitig grundlegenden und

³ Jan-Werner Müller: Was ist Populismus? Ein Essay, Berlin 2016.

banalen Selbsttäuschung. Denn nach dem eigenen Verständnis weiß derjenige, der in populistischen Strukturen denkt und sich von populistischer Politik angesprochen fühlt, von ganz allein, was die Meinung des Volkes ist. Deshalb erübrigt sich auch die Notwendigkeit, diese Meinung durch demokratische Formen erst zu ermitteln. Diese quasi hellseherischen Fähigkeiten erwirbt er oder sie durch einen grotesken, aber gleichzeitig sehr menschlichen Fehlschluss, indem er schlicht die eigene Meinung mit der Meinung des Volkes gleichsetzt. Das wird selten so ausgesprochen und dürfte den meisten Beteiligten oft gar nicht bewusst sein, ist aber letztlich die Basis des populistischen Politikmodells. Die kollektiven und individuellen Zumutungen, die die Demokratie bereithält, werden hier um den Preis aufgehoben, mit ihren Zumutungen auch die Demokratie über Bord zu werfen. Wenn einerseits die Gruppenzugehörigkeit über die Übereinstimmung mit der eigenen Meinung konstruiert wird und andererseits jeder, der nicht zu dieser Gruppe gehört, aus dem »wahren« Volk herausdefiniert wird, sind auf einmal alle negativen Aspekte der Demokratie beseitigt.

Wie kann die Demokratie nun auf diese Entwicklung reagieren? Wie kann sie sich vor diesem Hintergrund als krisenfest aufstellen? Ein wichtiger Schritt wäre es in jedem Fall, stärker die Tatsache in den Blick zu nehmen, dass das demokratische Projekt und die dahinterstehende Bereitschaft, sich als Gemeinschaft zu begreifen, nicht allein rational erklärt werden können. Da Menschen, die sich zu einer demokratischen Gemeinschaft zusammenschließen, immer zumindest auch irrationale Wesen sind, lassen sich die Zumutungen, die die Demokratie für sie bereithält, nicht allein über einen verstandesbetonten Zugang abmildern und erträglich machen. Demokratiepoltik, die tatsächlich die Akzeptanz der Demokratie verbessert und damit zu ihrer Stabilität beiträgt, muss immer auch eine Politik der Irrationalitäten sein.

Wenn Demokratiepoltik heute in erster Linie als Bereitstellung demokratischer Bildungsangebote begriffen wird, bei denen mit den Mitteln des intellektuellen Austauschs für die Demokratie geworben wird, so muss dieser Ansatz höchst unvollständig bleiben. Um die Grundbedingungen der demokratischen Gemeinschaft aufrecht zu erhalten, müssen daher auch demokratische Begegnungsangebote gemacht werden. Sie können das Zusammenfinden in der Demokratie zwar weder anordnen noch erzwingen. Aber es lässt sich doch in nicht unerheblicher Weise die Infrastruktur beeinflussen, die demokratische Begegnungen und damit das Einüben des Sich-Aushaltens erleichtern oder eben auch erschweren kann. Die denkbaren Maßnahmen, die Teil einer solchen Wende sein könnten, sind vielfältig und selten neu, müssten aber unter dem Stich-

wort der Demokratiepoltik jedenfalls neu entdeckt werden. Die Liste möglicher Ansatzpunkte ist lang und reicht von Skaterparks und Freibädern über neue, als Orte der Begegnung gestaltete Bibliotheken bis hin zu traditionellen Eckkneipen oder den in Nordrhein-Westfalen mittlerweile zum immateriellen Kulturerbe zählenden sogenannten Büdchen.

Keiner dieser Bausteine wird für sich allein in der Lage sein, die Demokratie krisenfest zu machen oder die Krise der demokratischen Gemeinschaft ad hoc zu lösen. Aber gegen die Erosion demokratischer Errungenschaften gibt es ohnehin keine Wunderwaffe. Demokratiepoltik kann immer nur eine Politik in kleinen, aber beständigen Schritten sein. Und diese Schritte sollten am Ende dazu führen, dass man in der Demokratie aufeinander zugeht und sich erträgt, statt einfach auseinanderzudriften.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Elisabeth von Thadden: Ich würde Sie, Herr Harbarth, gerne als erstes fragen: Was ist für Sie diese Grenze zwischen Erträglichem und Unerträglichem?

Stephan Harbarth: Wer sich den demokratischen Diskurs in Deutschland heute ansieht, der muss konstatieren, dass viele Akteurinnen und Akteure mit Zumutungen und mit Unerträglichem konfrontiert sind. Wenn Menschen sich ehrenamtlich politisch engagieren oder wenn Bürgermeisterinnen und Bürgermeister in Deutschland arbeiten, um das Beste für ihre Kommune zu erreichen, und als Reaktion sie und ihre Familien bedroht werden, dann ist das nicht nur eine Zumutung, sondern dann ist das unerträglich. Jenseits dieser eindeutigen Fälle finde ich, ist es für eine Demokratie eine Zumutung, um den Begriff von Frau Schönberger aufzugreifen, wenn Menschen für sich die autonome Entscheidung treffen, sich einfach auszuklinken. Ja, man darf sich ausklinken. Auch das ist Freiheit. Aber Demokratie funktioniert nicht, wenn Menschen sich ausklinken und glauben, auf die Erörterung mit den anderen nicht mehr angewiesen zu sein. Deshalb bin ich Frau Schönberger sehr dankbar, dass sie diesen Punkt stark gemacht hat.

Wir leben in einer unglaublich komplexen Welt. Die Welt war technologisch, wirtschaftlich, mit Blick auf Klimawandel und viele andere Fragen noch nie so komplex, wie sie heute ist. Schon aus der Antike wird – es ist unklar, ob er Sokrates zuzuschreiben ist – der Satz überliefert: »Ich weiß, dass ich nichts weiß.« Wenn das in der Antike für Sokrates und die Philosophen galt, dann muss das in dieser hochkomplexen Welt der Gegenwart doch für uns alle gelten. Und deshalb müssen wir meines

Erachtens alle wieder erkennen, dass wir im Gespräch mit anderen Menschen unglaublich viel lernen können.

Und ich möchte einen Punkt hervorheben, bei dem ich dem Begriff der Zumutung auch etwas gegenüberstellen möchte. Ja, es gibt viele Zumutungen und Anstrengungen. Die größte Zumutung für mich wäre Nicht-Demokratie: dass ich mich an dem Prozess, wie der staatliche Wille geformt wird, überhaupt nicht beteiligen kann, weil andere diese Entscheidungen für mich treffen. Dass ich nicht nur ausgeklinkt bin aus diesem Prozess, weil ich mich vielleicht bei einer Abstimmung einmal nicht durchgesetzt habe, weil ich bei einer Wahl unterlegen bin, sondern dass ich aus diesem Modell ausgeklinkt bin für Jahrzehnte und für mein ganzes Leben, das finde ich eine ungleich größere Zumutung.

Und deshalb glaube ich, dass wir allen Anlass haben, nicht nur die Zumutung der Demokratie in den Blick zu nehmen, sondern vielleicht auch wieder so etwas wie eine Kultur der Freude an der Demokratie zu entwickeln. Demokratie ist schön. Demokratie macht Freude. Und ich glaube, wir müssen auch bei uns selbst versuchen, bei uns allen versuchen, dass wir vielleicht auch dieser Freude etwas mehr Raum geben. Wenn wir über Demokratie sprechen und man uns die Freude anmerkt, in demokratischen Prozessen mitgestalten zu können, dann, so glaube ich, können wir auch diese Begeisterung und diese Freude auf Menschen etwas stärker übertragen, als wenn wir das alles nur als Last und Mühsal empfinden.

von Thadden: Ich glaube, es leuchtet unmittelbar ein, wenn ich Ihre Überlegungen zu Jakob Springfeld rüberkicke. Wie fühlt sich eigentlich die Freude an der Demokratie und des Unterschieds an, wenn man es zu tun bekommt mit Leuten, die anders ticken? Die Gewaltfrage steht immer im Raum und die Frage, ob der demokratische Staat eigentlich in der Lage ist, seine Feinde so im Zaum zu halten, dass die Begegnung noch ein Vergnügen bleibt. Wie sieht das für Sie aus, Jakob Springfeld?

Jakob Springfeld: Ich glaube, dass Demokratie für viele wehrhafte Demokrat:innen, für Antifaschist:innen primär nicht mehr Freude bedeutet, sondern oft Angst. Und ich glaube, man muss nicht als Kommunalpolitiker:in, als Geflüchtete:r oder als politisch engagierte Person von Anfeindungen betroffen sein, um in Zeiten von Krieg, Klimakrise oder Naziaufmärschen manchmal Angst zu haben. Ich glaube, häufig möchte man nicht über die Angst sprechen. Ich will über diese Angst kurz sprechen und daran beschreiben, wie sich die Demokratie in der Krise für uns aktuell anfühlt und wie wir uns geschützt fühlen oder auch nicht.

Ich mache das mit einem kurzen Beispiel kurz vor der Bundestagswahl 2021. Wir hatten einen Gegenprotest zu einer AfD-Kundgebung angemeldet und waren so 60 bis 70 Leute und alles verlief eigentlich total gut. Wir haben Reden gehalten, haben Musik abgespielt, haben lebhaft die Demokratie gelebt. Und als wir zu viert unsere Plakate wegbringen wollen, kommen uns zwei Neonazis entgegen. Der eine von den beiden nimmt die Plakate und wirft sie in den Fluss. Der andere der beiden hält mich circa drei Minuten lang fest und beleidigt mich. Und mein Freund steht an dieser Brückenreling und der andere der beiden Neonazis rennt auf ihn zu und sagt: »Ich kann dich da gleich die scheiß Brücke runterschubsen.« Ich stehe da, noch festgehalten, und habe in dem Moment wirklich Angst, dass er gleich da unten liegen wird. Zu diesem Zeitpunkt dachte ich, es kommt nicht schlimmer. Meine anderen beiden Freunde, die etwas außerhalb stehen, rufen die Polizei. Die beiden Neonazis entfernen sich langsam. Der eine der beiden spuckt mir beim Vorbeigehen ins Gesicht und wir stoßen auf Polizisten. Die Neonazis sind circa 50 Meter entfernt. Ich zeige auf die Neonazis, renne zur Polizei und sage: »Hier, die beiden da hinten sind das. Gehen Sie auf die zu. Nehmen Sie die Personalien auf.« Und ich dachte mir wirklich nach all den Anfeindungen, die ich erlebt hatte, jetzt ist der Moment, wo hier etwas passieren wird.

Was folgte war, dass der eine Polizist im Auto sitzen geblieben ist und der andere so langsam hinterher getrabt ist. Die Neonazis sind gesprintet und waren um die Ecke rum. Auch zu diesem Zeitpunkt dachte ich mir, es kann jetzt nicht mehr schlimmer werden. Wir stehen da, geben die Anzeige gegen Unbekannt auf. Während wir dort stehen, kommen nochmal zwei Neonazis, acht Meter von uns entfernt, vorbei und einer der beiden ruft uns entgegen: »Ihr Scheiß-Schwuchteln.« Ich schaue den Polizisten an: »Wollen Sie vielleicht jetzt die Personalien aufnehmen oder zumindest etwas sagen?« Der Polizist schüttelt den Kopf und sagt: »Ich habe da gerade nichts gehört.«

Ich komme nach Hause. Und jetzt kommt der Punkt, weshalb ich das eigentlich erzähle. Wir hatten uns an dem Abend vorgenommen, in einen alternativen Ort zu gehen und zu einem Punkkonzert zu gehen. Und ich telefoniere mit meinen Freunden und wir sind alle sehr deprimiert und denken uns: »Nein, wir gehen da jetzt nicht mehr hin.« Aber irgendwas in uns löst aus, dass wir uns den Abend doch nicht nehmen wollen. Wir gehen also dorthin, wir geben uns eine längere Gruppenumarmung und diskutieren wirklich am Ende des Tages wieder darüber, wie in zehn Jahren die Demokratie auch an Orten wie Zwickau im tiefsten Sachsen gestärkt hervorgehen kann. Und ich glaube, wenn man Menschen nach dem Aufwachen in Ostdeutschland oder nach der Krise in der Demokratie fragt, dann sind da primär oft diese Anfeindungen da. Aber das,

was mir und Menschen wie uns bleibt, ist das Lächeln im Gesicht, das wir nach Abenden wie diesen dann trotzdem zurückerkämpft haben und trotzdem irgendwie gut einschlafen können. Und ich habe noch was zu ergänzen: Jetzt könnte man sich natürlich mit diesem Lächeln zufriedustellen, aber zur Wahrheit gehört auch, dass viele Menschen dieses Lächeln verloren haben, resigniert sind, frustriert sind und Angst haben, sich politisch zu äußern. Ich glaube, es findet in Teilen so eine Täter-Opfer-Umkehr statt, dass diejenigen, die dann die extrem rechten Zustände benennen, diejenigen, die den Finger auch mal in die Wunde drücken, zu Unruhestiftern werden, zu Brandstiftern, während sich rechtes Gedankengut normalisiert und ich mir wirklich ernsthafte Gedanken darüber machen muss, ob es diese schweigende Mehrheit wirklich gibt, denkt man an Brandanschläge auf Geflüchtetenunterkünfte, Anfeindungen etc. Also, ich mache mir ernsthafte Sorgen.

von Thadden: Ich merke schon jetzt, dass wir eigentlich bis heute Abend hier sitzen könnten, um diese Fragen zu besprechen, die uns auf den Nägeln brennen. Ihnen möchte ich für diesen Mut danken, Jakob Springfeld, mit dem Sie uns alle verteidigen. Und ich hoffe, dass wir die Chance nutzen, über Ost- und Westdeutschland zu sprechen, denn als Westdeutsche fällt es mir schwer, das Bild, dass der Osten schwarz ist, in dieser Einförmigkeit zu glauben. Ich würde deswegen gerne Torsten Zugehör fragen, der in der ostdeutschen Stadt Wittenberg, in der wir Kirchentag gefeiert haben, die Verantwortung für die Stadt trägt, wie das in seinen Ohren klingt. Die Freude an der Demokratie, die Angst, sich zu äußern, und die Verantwortung für die Begegnungen im Lokalen, von denen Frau Schönberger gesprochen hat. Ist das wirklich da?

Torsten Zugehör: Also ich bin ja grundsätzlich eine Frohnatur und habe mich eben sehr gefreut, als Sie, Herr Dr. Harbarth, sprachen: Demokratie macht Freude. Den Satz werde ich mir merken, wenn ich einmal im Monat zum Stadtrat gehe und dann sage ich mir den vorher. Wir haben einen guten Stadtrat mit einer hervorragenden Vorsitzenden. Und entscheidend ist, dass wir dort Menschen haben, die Haltung haben. Die müssen nicht unbedingt meiner Meinung sein, aber die müssen Haltung haben, Rückgrat haben, den Kopf hochnehmen. Das haben wir in Wittenberg, da haben wir genügend und da habe ich allergrößten Respekt, weil die das ehrenamtlich machen. Und Sie haben eben auch davon gesprochen, dass bestimmte Dinge eine Zumutung sind. Bestimmte Dinge sind unerträglich. Da muss ich mich fragen, ist das so? Viele Dinge ertragen wir auf kommunaler Ebene. Ich habe zum Glück nicht solche Erlebnisse wie Jakob Springfeld gehabt, aber ich bekomme regelmäßig Post, meine Wohnungstür war mit Fäkalien eingeschmiert, das Auto komplett einge-

schmiert. Da ist schon eine Grenze überschritten, wenn man feststellt: Die stehen vor der eigenen Haustür.

Und als die Wahl anstand – das kann ich ehrlich sagen, es ist jetzt über ein Jahr her –, haben alle drei Kinder einheitlich gesagt, ich solle nicht nochmal antreten, weil mir das nicht gut tut. Ausgerechnet die Jüngste kam dann und hat gesagt: Ich habe mir das nochmal angeguckt mit den Gegenkandidaten, du musst unbedingt antreten.

von Thadden: Sagen Sie dem guten Kind unsere herzlichen Grüße.

Zugehör: Ja, sie ist auch diejenige, die politisch sehr aktiv ist. Ich will anschließen an das, was Jakob Springfeld gesagt hat. Wir müssen, glaube ich, Wertschätzung schenken. Wir müssen nicht immer nur negativ diskutieren. Der Titel unseres Podiums ist ja, ist die Demokratie krisenfähig? Das ist sie. Wir haben 2015 eine Flüchtlingswelle ohnegleichen erlebt. Es gab eine Hilfsbereitschaft, wie wir sie lange vorher nicht gesehen haben. Das dürfen wir doch nicht immer wieder vergessen. Dass diese Welle und Begeisterung danach abfällt: Okay, das ist, glaube ich, normal, weil wir an unseren formalen Hürden selbst scheitern. Wir haben Corona erlebt: Was für eine Hilfsbereitschaft untereinander hat es doch gegeben. Das sind junge Leute, die kannten sich gar nicht, die haben für Ältere eingekauft. Es waren nicht alle, ja, und es gibt Diskussionen hinterher, ob alle Entscheidungen richtig waren. Dafür haben wir Gerichte, das können wir prüfen und dann können wir es beim nächsten Mal besser machen. Es gab eine unfassbare Hilfsbereitschaft in der Ukraine und die hält bis heute an. Das ist auch Teil unserer Demokratie. Das dürfen wir da nicht vergessen. Ich bin der Überzeugung, wir haben Probleme mit der Demokratie, aber sie ist krisenfähig. Und wenn ich da irgendwann anderer Meinung sein sollte – was ich mir nicht vorstellen kann – dann kann ich auch mein Amt nicht mit Freude machen.

Und wir brauchen die Unterstützung auf kommunaler Ebene. Wir müssen die Demokratie als Graswurzelbewegung verstehen. Wir müssen uns in der Demokratie auch zu Hause wohlfühlen, das Schwimmbad muss offen sein, wir müssen diese Rahmenbedingungen haben. Das ist unerlässlich, damit die Demokratie auch funktioniert.

von Thadden: Wir haben ja das Glück, dass die Verfassungsorgane anwesend sind. Und Katrin Göring-Eckardt sitzt hier für das Parlament. Ich wüsste gerne: Wie klingt das in Ihren Ohren? Das Schwimmbad muss offen sein und da vorne und ganz oben sitzen die Eliten in Berlin und verhaken sich in ihrem ganzen Kleinkram mit Koalitionsverträgen, die irgendwie nicht zu machen sind. Und es geht wieder nur rückwärts.

Katrin Göring-Eckardt: Ich bin jetzt also in der Rolle der bösen Eliten, die sich sozusagen nicht vorstellen können, dass das Schwimmbad geöffnet hat. Also deswegen: Ich weiß gar nicht, wie oft ich den Satz schon gesagt habe, dass es ganz wichtig ist, dass das Schwimmbad offen haben muss, und dass wir dafür sorgen müssen, dass die Kommunen so ausgestattet sind, dass sie das tragen können. Und ich glaube, Demokratie lebt nur im Zusammen von Bund, Land und Kommunen, vom Einzelnen und vom Gemeinsamen. Und das andere: Ja, wir streiten. Wir streiten, manchmal auch nicht für alle nachvollziehbar, um Dinge, und zwar mit Interessen, die nicht nur mit der Sache zu tun haben. Ich fand es sehr schön, dass Sophie Schönberger gesagt hat, das geht auch um Emotionen. Und ich dachte: Ja, das gilt ja für diese »große Politik« auch – da gibt es ja auch ganz schön viele Emotionen, das gilt ja für uns alle.

Das Argument, der Streit um die Argumente, der Streit um die Sache, um im besten Fall die besten Lösungen, das ist doch das Herzstück der Demokratie und nichts anderes. Und deswegen mag ich diesen Streit, auch wenn er mir manchmal, besonders spätabends, sehr auf den Senkel geht. Und ich will auch zwei unerträgliche Sachen sagen: Die eine unerträgliche Sache ist, wenn faktenfreie Meinungen zu Fakten erklärt werden. Das haben wir leider gerade in unseren Parlamenten, im Deutschen Bundestag mit der AfD und noch mit einigen Abgeordneten, die noch nicht mal mehr der AfD angehören, weil sie denen schon zu rechts sind und zu irrsinnig. Wir haben das aber auch, dass das Menschen erleben und ertragen müssen, die auch Teil der Demokratie sind und für die ich an dieser Stelle eine kleine Bresche schlagen will. In der Corona-Pandemie ist viel von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern erwartet worden: Dass sie genau sagen können, was jetzt mit dem auch für sie neuen Virus passiert und was man machen muss. Sie haben viel Anfeindung erlebt. Sie haben sich bemüht, sie sind in die Öffentlichkeit gegangen, sie waren nicht geschult, in Talkshows zu sitzen. Sie haben das auf einmal gemacht für uns alle und mussten dann unglaublich viel Hass, unglaublich viel Anfeindung ertragen. Und deswegen, diese Expert:innen, diese Wissenschaftler:innen sind eben auch Teil der Demokratie. Und ich möchte gerne, dass wir sie genauso ernst nehmen wie die Kommunalpolitiker:innen, wie die Aktivist:innen und wie alle anderen, die sich überall für die Demokratie einsetzen.

Gibt es ein Recht auf Zukunft?

Rechtsmittel als letzte verbleibende Option

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, NürnbergMesse, Frankenhalle

Dr. Roda Verheyen, Vertreterin der Beschwerdeführenden bei der Klima-verfassungsbeschwerde, Mitglied Hamburgisches Verfassungsgericht
Dr. Caroline Douhaire, Rechtsanwältin, Berlin
Herbert Reul MdL, Innenminister, Düsseldorf

Moderation:

Hannah Knuth, Journalistin Die Zeit, Berlin

Videobotschaft von Roda Verheyen

Hallo und herzlich willkommen! Schön, dass Sie da sind und mir heute hier zuhören möchten. Ich wäre sehr gerne persönlich bei Ihnen gewesen. Nicht nur, weil die Einladung auf einen Deutschen Evangelischen Kirchentag natürlich ein großes Kompliment ist, sondern weil ich auch gern hier mit dem Podium zusammen live diskutiert hätte. Aber es ist wie es ist, und deswegen richte ich jetzt eben diese Videobotschaft an Sie.

Ich bin hier heute als Praktikerin, ich bin Rechtsanwältin und man betitelt mich manchmal auch mit dem Attribut Klimaanwältin. So etwas gibt es natürlich eigentlich in Deutschland gar nicht. Aber tatsächlich verwende ich schon sehr viele Jahre meiner Berufsausübung auf den Klimaschutz. Und damit muss man ein solches Podium auch beginnen, nämlich mit der Situation, mit dem Status quo. Wir stehen hier heute in der Gewissheit, dass wir das Klimaschutzabkommen von Paris von 2015 voraussichtlich nicht einhalten werden, und zwar noch nicht einmal annähernd. Global hat die Staatengemeinschaft sich verpflichtet, die globale Temperaturerwärmung auf 1,5 Grad zu begrenzen, maximal deutlich unter zwei. Tatsächlich befinden wir uns im Moment auf direktem Weg zu 2,8 Grad Erhitzung, und zwar mit allen angekündigten Maßnahmen und Gesetzen global. Das ist eine Situation, die uns allen Angst einjagt, auch mir. Aber ich als Praktikerin und Klimaanwältin habe die Möglichkeit, daran etwas auszusetzen. Das bilde ich mir jedenfalls ein.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Sie sind heute hier bei diesem Podium mit dem Titel: Gibt es ein Recht auf Zukunft? Ich denke mal, das ist vielleicht auch meinem Buch entnommen. Das heißt ja »Wir alle haben ein Recht auf Zukunft«². Der Untertitel ist allerdings ein bisschen anders als bei meinem Buch gewählt, da heißt es nämlich: Rechtsmittel als letzte verbleibende Option. Und ich würde Ihnen heute gerne kurz darstellen, warum ich meine, dass Klimaklagen in keiner Weise eine letzte Option sind, sondern eben eine Ermutigung.

Zunächst einmal die Binsenweisheit vorab: Klimaschutz ist Menschenrecht. Das ist nicht nur die Schlussfolgerung des Bundesverfassungsgerichts im Klimabeschluss von 2021, sondern auch international inzwischen eigentlich relativ unumstritten. Es gibt großartige Urteile aus der ganzen Welt: Brasilien, Kolumbien, Belgien, Deutschland und auch die UN-Menschenrechtsgremien sind sich da inzwischen alle einig. Klimaschutz zu betreiben ist also nicht ein Nice-to-have der Staaten, sondern ein Must-do. Die Frage, die offen ist, ist: Wie viel muss jeder Staat tun oder jeder einzelne Akteur? Was ist der Maßstab?

Das Bundesverfassungsgericht hat uns allen 2021 ins Stammbuch geschrieben, dass der ganze Staat einem Klimaschutzgebot unterliegt. Alle Gewalten, nicht nur der Gesetzgeber, sondern auch die Exekutive und auch die Gerichte müssen dazu beitragen, dass der Klimaschutzauftrag erfüllt wird, also im Sinne des Abkommens von Paris auf die Treibhausgasneutralität zugesteuert wird und eben das noch verbleibende CO₂-Budget nicht überstrapaziert wird. Das CO₂-Budget ist nichts anderes als die physikalische Beschränkung der Mengen von Treibhausgasen, die wir noch in die Atmosphäre jagen dürfen. Und jedem oder jeder steht in irgendeiner Form das Recht zu emittieren zu, so jedenfalls das Bundesverfassungsgericht. Und daraus leitet es dann im zweiten Schritt diese intergenerationelle Freiheitsrechtsdimension ab. Es sagt also nichts anderes, als dass wir heute Emissionen reduzieren müssen, damit unsere Kinder morgen noch frei leben können. Diese Konstruktion weicht ein bisschen von der anderer Gerichte international ab, die sich nämlich mehr darum kümmern, dass Staaten uns beschützen müssen vor den Folgen des Klimawandels. Und so hatten es auch die Beschwerdeführer in der Verfassungsbeschwerde eigentlich eher argumentiert. Dennoch sagt das Bundesverfassungsgericht damit nichts anderes als: Ja, es gibt ein Recht auf Zukunft, und zwar auf allen Ebenen.

² Roda Verheyen, mit Alexandra Endres: Wir alle haben ein Recht auf Zukunft. Eine Ermutigung, München 2023.

An der Stelle stehen wir also gerade. Die Frage ist: Wie werden Gerichte den Maßstab, wie viel Klimaschutz und zugunsten von wem, umsetzen? Die Gerichte befassen sich im Moment auch viel mit Klagen gegen Unternehmen. Also die Frage: Welche Pflichten haben große Emittenten, private Akteure? Ich persönlich befinde mich gerade im Rechtsstreit mit der Volkswagen AG und auch der RWE AG zu diesen Themen. Die Frage, die sich aber eigentlich aufdrängt, ist: Welche Funktionen haben eigentlich diese Klimaklagen? Sind sie wirklich eine letzte Option? Und meine These ist: Natürlich sind sie das nicht. Eine Klage kann immer nur eine einzige Antwort auf die gestellte Frage geben. Sie kann niemals umfassend Politik gestalten. Das ist nicht ihre Aufgabe in einer Demokratie mit Gewaltenteilungsprinzip. Das bedeutet nichts anderes, als dass Klimaklagen im Prinzip nur eines tun. Und das ist, Gerichte aufzufordern, ihren Job zu machen, nämlich den Gesetzgeber und auch die Exekutive an ihren Job zu erinnern. Die Erinnerungsfunktion sind die Menschenrechte. Die Gewaltenteilung wird aufrechterhalten – das sehen wir insbesondere durch den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts von 2021 ganz deutlich, denn das Bundesverfassungsgericht lässt fast alles offen und überlässt auch fast alles weiter dem Gesetzgeber, der Zivilgesellschaft, der politischen Meinungsdiskussion und letztlich der Auseinandersetzung auf der Straße.

Dass das so ist, ist aus meiner Sicht sehr schön sichtbar an der Geschichte dieses Klimabeschlusses. Denn warum war es uns überhaupt möglich, vor das Bundesverfassungsgericht zu ziehen mit meinen Mandantinnen und Mandanten, jungen Menschen und Jugendlichen aus der ganzen Republik? Weil eine ganz große Welle von Zivilgesellschaft – alle möglichen Akteure Deutschlands – 2018 auf die Straßen gegangen waren und mehr Klimaschutz gefordert hatten. Nicht zuletzt die jungen Akteure rund um Fridays for Future, aber auch viele andere, Gewerkschaften und Kirchen. Als Antwort darauf hat der Gesetzgeber das Klimaschutzgesetz geschaffen. Und gegen dieses Klimaschutzgesetz, nämlich es als unzureichend rügend, wendeten sich dann die Verfassungsbeschwerdeführer. Das bedeutet, zuerst agiert eine Gewalt, der Gesetzgeber, dann agierten die privaten Personen, die Zivilgesellschaft, dann kamen die Gerichte, nämlich in diesem Fall das Bundesverfassungsgericht, und dann war wieder der Gesetzgeber am Spiel und hat das Klimaschutzgesetz novelliert. Jetzt befinden wir uns in einer Phase der Umsetzung, wo wir konstatieren müssen, dass wir uns trotz Klimabeschluss jetzt nicht in Richtung Zielerreichung bewegen. Das wissen wahrscheinlich die allermeisten von Ihnen. Letztlich ist das ein Spiegel der Demokratie, den wir hier vor uns sehen. Aus meiner Sicht zeigt der Zusammenhang und auch die Existenz von Klimaklagen vor allem eines: Der globale Kli-

mawandel ist ein menschengemachtes, riesengroßes Problem für uns alle, für unsere Kinder und Kindeskinde und für die Schöpfung. Und würden wir nicht das Mittel ergreifen und die dritte Gewalt im Staat, nämlich die Gerichte, mit involvieren, würden wir uns tatsächlich selber eines schweren Unterlassens schuldig machen.

Was wir ansonsten sicherlich heute auf dem Podium noch hören werden, ist die Frage, wenn doch Klimaklagen und Gerichte eine Rolle spielen, wie kann es dann gerechtfertigt sein, dass zivilgesellschaftliche Gruppen und junge Menschen sich auf die Straße setzen und unsere normalen Alltagsgeschäfte und unsere Autobahnen blockieren? Ist das nicht völlig ungerechtfertigt, denn es gibt doch den Weg zu Gerichten? Und an der Stelle kann ich nur sagen: Genau der Rechtsstaat, in dem wir einen Klimabeschluss erwirken konnten und unsere Mandantinnen und Mandanten tatsächlich obsiegt haben, genau der Rechtsstaat hat genügend Mechanismen, um mit dem Phänomen jetzt umzugehen, nämlich mit den im Verhältnis wenigen, die auf der Straße kleben. Wofür der Rechtsstaat momentan aber leider offenbar immer noch nicht ausreichende Mechanismen hat, ist, tatsächlich den Klimaschutz zu betreiben, der verfassungsrechtlich gefordert ist. Und ich würde mich freuen, wenn das heutige Podium über die zweite Frage am allermeisten spricht, nämlich: Wie kann es in einem Rechtsstaat gelingen, dass wir tatsächlich unsere Klimaziele einhalten und möglicherweise auch noch anderen Staaten dabei helfen, ihre Klimaziele einzuhalten, anstatt sich darüber zu erregen, dass einige Personen in ihrer schieren Verzweiflung das Recht möglicherweise überschreiten.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Hannah Knuth: Herr Reul, das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes hat im Prinzip gesagt: Liebe Politik, ihr habt beim Klimaschutz bislang nicht genug gemacht, und ihr denkt auch zu kurzfristig. Würden Sie sagen, es ist grundsätzlich ein Problem, dass die Politik nicht so schnell ist wie die Krisen, die sie angehen muss?

Herbert Reul: Nun bin ich ein bisschen gehemmt, weil ich kein Jurist bin und nicht anfangen will, mich juristisch zu streiten. Ich kenne das auch nicht präzise genug. Aber wenn ich es richtig verstanden habe, hat das Bundesverfassungsgericht nicht gesagt, dass falsch gehandelt worden ist. Es hat auch nicht gesagt, dass die Schutzpflicht verletzt worden ist, sondern es hat gesagt: Ihr müsst daran denken, dass ihr oder wir alle eine ganz wichtige Aufgabe zu erfüllen haben – das bestreitet auch kein Mensch –, und ihr müsst das immer im Kopf haben und deswegen recht-

zeitig so viel tun, damit ihr nachher nicht in die Problemlage kommt, die eben richtig beschrieben worden ist.

Es hat auch nicht außen vor gelassen, dass man jetzt und auch in Zukunft immer abwägen muss zwischen mehreren Grundrechten. Es ist ja nicht so, als ob es nur eine einzige Aufgabe gäbe. Das Bundesverfassungsgericht hat gesagt: Klimaschutz ist ein ganz zentrales Staatsziel. Es ist nicht einklagbar, aber es ist ein ganz wichtiges Staatsziel, und das müsst ihr wie andere Ziele auch beachten; und ihr müsst euch rechtzeitig darum kümmern, damit ihr nachher nicht in Schwierigkeiten kommt.

Caroline Douhaire: Das würde ich gerne rechtlich klarstellen. Es ist schon so, dass das Bundesverfassungsgericht klar festgestellt hat, dass das damalige Klimaschutzgesetz in Teilen verfassungswidrig war. Zwar verstieß es nicht gegen die Schutzpflichten aus Artikel 2 und Artikel 14 *[des Grundgesetzes, Anm. d. Red.]*, aber gegen den Verhältnismäßigkeitsgrundsatz, weil in die Freiheiten künftiger Generationen unverhältnismäßig eingegriffen wurde. Ich weiß, das sind jetzt Feinheiten der juristischen Herleitung eines Verfassungsverstößes. Aber um es noch einmal zu sagen: Es gab tatsächlich Versäumnisse der Politik, die das Bundesverfassungsgericht korrigiert hat. In Reaktion auf den Beschluss des Bundesverfassungsgerichts wurde das Klimaschutzgesetz novelliert. Da ist halt die Frage, inwiefern mit diesem neuen Gesetz den Vorgaben aus dem Beschluss entsprochen wurde.

Knuth: Das ist, glaube ich, der wichtige Hinweis – dass auf diesen Beschluss reagiert wurde und das Gesetz entsprechend angepasst wurde. Daher noch einmal die Frage, Herr Reul: Was bedeutet es für Regierende wie Sie – vielleicht können Sie das ein bisschen aus der Praxis beschreiben – wenn die Gerichte heute die Geschwindigkeiten vorgeben? Hier ist der Fall gewesen, dass gesagt wurde: Es reicht nicht. Die Regierung muss nachbessern und das Gesetz verschärfen.

Reul: Ich kann es Ihnen nur aus anderen Bereichen erklären: Wenn das Bundesverfassungsgericht eine Entscheidung trifft, heißt es entweder: Das, was ihr gemacht habt, ist falsch; das dürft ihr nicht machen. So haben sie es nicht entschieden, sondern sie haben gesagt: Es ist eine ganz zentrale Aufgabe, und ihr müsst da mehr Gas geben, um ein bisschen praktisch zu sprechen. Es muss also noch mehr gemacht werden. Unter uns: Wo ist da das Problem? Dass ein Gericht der Politik den Hinweis gibt: Ihr müsst schneller sein, ihr müsst mehr machen, ihr müsst das stärker im Auge haben, damit habe ich überhaupt kein Problem.

Douhaire: Ich finde es schön, dass von Herrn Reul die Aussage kommt, dass die Politik damit kein Problem hat. Ich würde mir nur wünschen, dass das dann auch wirklich umgesetzt wird.

Reul: Aber da vergessen Sie: Das Gericht hat nicht gesagt, in welcher Schnelligkeit und mit welcher Maßnahme, sondern es hat, wenn ich es richtig gesehen habe, gesagt: in diese Zielrichtung und schneller. Es hat auch den Hinweis gegeben, dass Politik immer noch abwägen muss. Denn so ist das mit der Gewaltenteilung. Die Gerichte nehmen der Politik oder den Ministerien nicht die Aufgabe ab zu entscheiden. Übrigens, die Frage entscheiden am Ende diejenigen, die hier sitzen, und viele andere, die Wählerinnen und Wähler, die dann sagen: Das haben die nicht richtig gemacht, die wählen wir nicht mehr. Das nennt man Demokratie. Die Gerichte können es bewerten, und am Ende kommt die Politik nicht aus der Verantwortung heraus, abzuwägen, weil es nämlich nicht nur diese eine Aufgabe gibt.

Knuth: Die Zivilgesellschaft – in diesem Fall waren es junge Leute – hat mit der Klage versucht, die Politik in ihre Pflicht zu nehmen. Die Gerichte – Frau Verheyen hat es vorgestellt – haben daraus abgeleitet, dass es einen Auftrag für die Politik gibt, in diesem Fall: zu handeln. Frau Douhaire hat gerade beschrieben, dass das passiert ist. Was folgt aus diesem Beschluss für Regierende wie Sie, Herr Reul?

Reul: Ich meine, es ist eben wunderbar vorgetragen worden: Es ist gesetzlich nachgebessert worden. Schauen Sie es sich an – ich kann es bei mir in Nordrhein-Westfalen beurteilen: Wir werden nächste Woche ein neues Klimaschutzpaket auf den Weg bringen. Das werden wahrscheinlich einige Leute nicht als weitgehend genug empfinden. Andere finden es zu weitgehend. Dazu wird jeder eine andere Meinung haben. Das ist die Aufgabe von Menschen, die regieren, dass sie dann abwägen zwischen verschiedenen Interessen, Aufgaben, Rechten, Verantwortungen und es letztlich verantworten müssen. Denn am Ende der Kette steht der Wähler, der dann sagt: Es hat uns nicht gefallen, was ihr da gemacht habt.

Knuth: In diesem Fall stellt sich auch die spannende Frage, ob wir die Zeit haben, immer jeweils über die Gerichte zu gehen. Sie sagen im Prinzip: Wir machen eine Politik, und dann gucken wir, wie sie ankommt, und wenn sie nicht gut ankommt, werden wir abgewählt.

Reul: Das habe ich nicht gesagt. Da haben Sie mich ein klein bisschen missverstanden. Wir machen hier zwar ein Spiel »Zwei gegen einen«,

aber das macht nichts, das mache ich gerne. Ich habe nicht gesagt, dass die Politik alles richtig gemacht hat, sondern ich habe gesagt: Gerichte haben den Auftrag, auf Fehler hinzuweisen oder auch Ziele zu formulieren, und mit diesem Urteil hat die Politik einen klaren Auftrag bekommen.

Aber das heißt doch nicht, dass das Gericht entschieden hat: Das, das und das müsst ihr in der und der Reihenfolge machen. Das geht das Gericht doch gar nichts an. Wo kommen wir da hin? Dann könnte man die Parlamente abschaffen und die Regierungen einstampfen, wenn die Gerichte das alles entscheiden würden. Ich glaube, diesen Anspruch hat kein Gericht.

Douhaire: Darauf würde ich gerne reagieren. Herr Reul hat natürlich völlig recht: Es gibt die Gewaltenteilung, und die Gerichte diktieren der Politik nicht, welche politischen Maßnahmen im Einzelnen umzusetzen sind. Das hat das Bundesverfassungsgericht wirklich nicht getan. Das Bundesverfassungsgericht respektiert den politischen Gestaltungsspielraum, aber es setzt Leitplanken auf der Basis unserer Verfassung – bis hierhin und nicht weiter. Wenn ihr die Klimaschutzpolitik ausgestaltet, dann müsst ihr den Rahmen beachten.

Die Frage ist, inwiefern diese Rahmensetzung, die durch den Bundesverfassungsgerichtsbeschluss erfolgt ist, beachtet wurde bei der Novelle des Klimaschutzgesetzes. Es stimmt, das Bundesverfassungsgericht hat gesagt, Artikel 20a und die Schutzpflicht sind derzeit noch nicht verletzt – künftige Freiheitsrechte aber schon – auch vor dem Hintergrund, dass viele Dinge noch unsicher sind. Aber das Bundesverfassungsgericht hat auch angedeutet, dass sich diese Bewertung unter Berücksichtigung der neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse zum Klimawandel ändern kann. Die sind leider so zu deuten, dass wir nicht auf dem richtigen Weg sind, sondern es sind meistens schlechte Neuigkeiten.

Das Bundesverfassungsgericht hat angedeutet, dass, wenn es neue Ergebnisse gibt in Bezug auf die Notwendigkeit der Begrenzung der Erderwärmung auf 1,5 Grad, es gegebenenfalls erforderlich ist, das Ambitionsniveau anzuheben, um die Überschreitung sogenannter Kippunkte zu vermeiden. [...]

Sören Bröcker (Anwalt des Publikums): Tempo allgemein ist ein großer Faktor, der die Leute bewegt. Zum einen verlieren Menschen das Interesse an Politik, an politischen Zusammenhängen, weil ihnen alles zu lange dauert. Gleichzeitig ist bewusst, dass möglichst alle Leute mitgenommen werden sollten, um die breite Masse der Bevölkerung hinter sich zu haben bei der Umsetzung von neuen Maßnahmen. Die Frage an Sie beide

geht in die Richtung: Wie können wir es schaffen, dass wir beim Tempo deutlich zulegen?

Douhaire: Tempo gibt es zum einen dadurch, dass Leute auf die Straße gehen und ihren Protest kundtun. Ich denke schon, dass auch Klagen eine Möglichkeit sind, um diesen politischen Prozess zu beschleunigen. Aber sie ersetzen ihn natürlich nicht. Deswegen muss das auch in der Zivilgesellschaft weitergehen und in den politischen Prozessen.

Was ich mir vom Gesetzgeber ganz praktisch wünschen würde, gerade auch in den Bundesländern, wären klare Zeitpläne für die Klimamaßnahmen, die gesetzlich festgelegt sind. Dass man zum Beispiel im Landesklimaschutzgesetz klar regelt: Wir legen alle drei oder fünf Jahre – über den Zeitraum kann man streiten – ein aktualisiertes Klimaschutzprogramm vor. NRW hatte so eine schöne Regelung in seinem Klimaschutzgesetz, hatte dann leider versäumt, innerhalb dieser Fristen einen Klimaschutzplan vorzulegen. Dann wurde das Landesklimaschutzgesetz leider geändert, und diese Fristenregelung wurde wieder aufgehoben.

Das kann man demokratisch legitimieren, das ist alles schön und gut, aber es zeigt auch, wie man den Klimaschutz in den Ländern manchmal regelwichtigt. Da wäre mein Appell, dass man sich um klare gesetzliche Regelungen bemüht, um einen klaren Zeitplan. Denn nur auf der Grundlage kann man letzten Endes die Politik vor Gericht zur Verantwortung ziehen.

Knuth: Herr Reul, bemühen Sie sich genug?

Reul: Wenn ich auf die letzten paar Jahre zurückgucke, dann finde ich, es hat sich beim Klimaschutzthema unendlich viel und schnell bewegt. Das gehört auch zur Wahrheit hinzu. Ich war 2004 im Europaparlament, ich war in diesem ersten Klimaausschuss. Da fing man damit an, darüber zu diskutieren. Jetzt weiß ich, wir haben die Kohleverstromung so gut wie beendet. Wir haben in Nordrhein-Westfalen Entscheidungen getroffen, die ich vor ein paar Jahren so nicht für möglich gehalten hätte. Es mag sein, dass es Leute gab, die das gewollt haben, aber dass das realisiert würde, hätte ich nicht geglaubt.

Wir haben gestern für die Landesbauordnung den Vorschlag einer Solardächerpflicht in Nordrhein-Westfalen gemacht. Ich hätte vor einem Jahr noch nicht geglaubt, dass wir das jemals machen werden. Das heißt, es hat sich nach meiner Auffassung wahnsinnig viel, wahrsinnig schnell verändert. Ich kenne keine Partei, die das Thema nicht irgendwo im Programm hat und damit als wählerrelevant sieht. Man schreibt ja keine Themen ins Programm, die keine Wählerrelevanz haben. Insofern ist die

Frage von eben schon einmal mit beantwortet. Alle haben das Klimathe-
ma als erstes Thema vorne drauf, zumindest in dem Bewusstsein: Darum
müssen wir uns kümmern, und das nehmen wir uns vor.

Sie werden sagen, Taten – das ist die nächste Frage – folgen nicht.
Maybe. Ich finde, es ist verdammt viel passiert. Man kann sagen, es ist
nicht genug. Darüber kann man streiten. Aber die Beschleunigung bei
dem Thema in den letzten fünf Jahren ist Wahnsinn.

Douhaire: Ich kann die Perspektive natürlich nachvollziehen. Aber ange-
sichts der Dringlichkeit und der Bedrohlichkeit der Situation ist es aus
meiner Sicht wirklich schwierig zu sagen, dass das Tempo ausreichend
ist.

Reul: Ich habe nicht »ausreichend« gesagt. Ich habe gesagt: Wir waren
schneller, als ich je geglaubt habe. Das heißt nicht, dass es ausreichend ist.

Welchen Frieden wollen wir?

Grenzverschiebungen in der Friedensethik

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, NürnbergMesse, Frankenhalle

Carsten Breuer, Generalinspekteur der Bundeswehr, Berlin
Dr. Thomas de Maizière, Präsident 38. Deutscher Evangelischer Kirchentag (DEKT), Dresden
Sven Giegold, Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, Berlin
Friedrich Kramer, Friedensbeauftragter Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Magdeburg
Prof. Dr. Heike Springhart, Landesbischofin, Karlsruhe

Moderation:

Mirjam Meinhardt, Fernsehmoderatorin ZDF, Berlin

Impuls von Thomas de Maizière, Präsident 38. Deutscher Evangelischer Kirchentag

»Bis zu diesem Tag hielt ich mich für einen überzeugten Pazifisten. Jetzt bezeichne ich eine solche Haltung als *abstrakten Pazifismus*. Das ist das Privileg jener, die nicht vor einer existentiellen Entscheidung stehen und sich erlauben können, die Frage theoretisch zu behandeln. Wenn man mit Bomben angegriffen wird, schreibt man keine offenen Briefe, gewaltloser Widerstand funktioniert da nicht.« Und weiter: »Es ist leicht, sich hinter einem abstrakten *je mehr Waffen, umso schlimmer der Krieg* zu verschanzen, wenn Du persönlich in Sicherheit bist. Aber wenn Dein Bruder unter Besatzung leben muss und Du weißt, was den unbewaffneten Zivilisten in Butscha widerfahren ist, sieht die Sache anders aus.«²

So bewegend schreibt zu unserem Thema Artem Chapeye in der FAZ vom 14. April 2023. Er ist nach dem Kriegsbeginn ein ukrainischer Soldat geworden.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

² Artem Chapeye: Die Träger der Zukunft haben keine Stimme (FAZ 14.04.2023); <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/ukraine-krieg-warum-sich-ein-pazifist-fuer-die-armee-meldete-18818391.html> [zuletzt gesehen am 27. 10. 2023].

Sehr geehrte Damen und Herren,
ist damit alles gesagt? Vielleicht. Aber wir müssen auch unsere Position weit weg hier bei uns in Deutschland beschreiben: Wann ist der Gebrauch von Waffen legitimiert, gerechtfertigt, vielleicht sogar geboten oder verboten, immer oder jedenfalls unter bestimmten Bedingungen? Es geht hier und heute um eine ethische Debatte, nicht um eine sicherheitspolitische oder schon gar nicht um eine militärfachliche, keine rechtliche, keine historisch-vergleichende oder verurteilende Debatte.

Vorweg: Christen müssen sich immer schwer tun mit der Anwendung von Gewalt. Wer denn sonst? Und manch bellizistisches Getöse von Menschen, die ganz plötzlich für Waffenlieferungen aller Art sind, stört mich gewaltig. Es gibt einen Sofa-Pazifismus, aber auch einen Sofa-Bellizismus. Beides macht sich die Sache zu einfach. Wer wie ich als verantwortlicher Minister an Särgen gefallener deutscher Soldaten mit deren Müttern oder Ehefrauen gestanden hat, wird nie leichtfertig Entscheidungen über den Einsatz oder die Unterstützung militärischer Gewalt treffen oder leichtfertig darüber sprechen. Die Frage nach der ethischen Beurteilung der Anwendung von Gewalt wird seit Jahrhunderten diskutiert. Bis heute am prägendsten ist die »Lehre vom gerechten Krieg« von Augustinus aus dem 5. Jahrhundert.³ Danach ist zu unterscheiden zwischen dem (jetzt lateinisch, weil man damals so schrieb) *ius ad bellum*, *ius in bello*, *ius post bellum*. Also – auf deutsch – das Recht zu einem Krieg, das Verhalten in und nach einem Krieg.

Für Augustinus ist ein Krieg gerecht, wenn folgende fünf Punkte, und zwar alle zusammen, vorliegen:

1. Wenn eine rechtmäßige Obrigkeit den Krieg anordnet und führt,
2. wenn es einen gerechten Grund gibt (*causa iusta*), also insbesondere zur Verteidigung,
3. wenn der Krieg äußerstes und/oder letztes Mittel ist (*ultima ratio*),
4. wenn es um eine richtige Absicht geht, also zum Beispiel die Wiederherstellung des Friedens,
5. und wenn die Verhältnismäßigkeit der Kriegsfolgen berücksichtigt werden.

Im Krieg müssen die Mittel – noch immer Augustinus – zulässig sein, die Zivilbevölkerung muss geschützt werden und die Behandlung der Soldaten, insbesondere als Gefangene, muss anständig sein. Diese Grundsätze haben tiefe Spuren im Völkerrecht hinterlassen und sind vielfach umformuliert, aber im Prinzip weithin akzeptiert worden. Kritiker sagen allerdings, dass man mit diesen Grundsätzen bei einigermaßen guter Begründung fast jeden Krieg rechtfertigen könne. Dahinter verbirgt sich

³ Augustinus: De civitate dei [Der Gottesstaat], hrsg. von Bernard Dombart und Alphons Kalb, Turnhout 1955, S. 410.

dann natürlich die Frage, wer für die Bewertung der Kriterien die Beurteilungskompetenz hat: die Kriegführenden, die Beobachter, jeder für sich? Vorher oder hinterher?

Ich springe jetzt ein paar Jahrhunderte. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat im Jahr 2007 eine Friedensdenkschrift erarbeitet und hierin eine »Lehre vom gerechten Frieden« entwickelt.⁴ Danach ist das Streben nach Frieden der Leitbegriff, der Wegweiser für alles.

Die Denkschrift zeigt vier Dimensionen auf:

1. Der Schutz vor Gewalt,
2. die Förderung der Freiheit,
3. der Abbau von Not
4. und die Anerkennung kultureller Verschiedenheit.

Bei der entscheidenden Frage, was passieren darf oder muss, wenn die intensive Suche nach dem gerechten Frieden scheitert, kommt die Denkschrift aber zu keiner eindeutigen Aussage. Letztlich könne der Einsatz von Waffen, aber genauso die Ablehnung von Waffengebrauch auch in einem solchen Fall jeweils ethisch gerechtfertigt werden. Immerhin heißt es in Ziff. 116 der EKD-Schrift: »So wie das Leitbild des gerechten Friedens zu seiner Verwirklichung des Rechts bedarf, so bedarf das Recht in bestimmten, klar eingrenzenden Kontexten des Instruments der rechts-erhaltenden Gewalt.«⁵

War das ein Kompromiss? Vielleicht. Jedenfalls ist eine solche ethische Frage keine Mathematik. Es gibt hier keine klaren Antworten, wohl aber verantwortliche und verantwortbare. Ich bin übrigens der Meinung, dass die EKD angesichts der sich verändernden Lage eine neue Denkschrift erarbeiten sollte. Überlegungen dazu gibt es bereits. Sicher ist, dass nach christlicher Auffassung sowohl die Anwendung von Gewalt in einem Krieg, aber genauso auch das Unterlassen von Gewalt zum Schutz oder zur Verteidigung von unschuldigen Menschen jeweils zu Schuld führt und nach Erbarmen ruft. Insofern kann es nie einen gerechten Krieg geben, sondern allenfalls einen gerechtfertigten Krieg.

Im Fall der Ukraine geht es nicht um unseren eigenen Einsatz militärischer Gewalt, sondern um die Unterstützung der Ukraine zu ihrer Verteidigung mit Waffen, die nur von Ukrainern eingesetzt werden. Ist das ethisch anders zu beurteilen? Hier stellen sich folgende Fragen:

1. Ist Hilfe zur Verteidigung Anderer ethisch genauso zu beurteilen wie die eigene Verteidigung? Es lässt sich nicht bestreiten, dass unsere Waffenlieferungen in die Ukraine das Töten und Sterben verlängern. Ethisch ist das nur dann anders zu beurteilen, wenn man eine ethische

⁴ Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland, Gütersloh/München 2007.

⁵ Ebd., S. 77.

Pflicht zur militärischen Unterstützung bejahen würde. Wenn es um ein ethisch gerechtfertigtes Recht zur Unterstützung geht, dann hängt hier alles an der Beantwortung einer Frage: Ist Frieden oder Freiheit der letztlich höhere Wert? Oder anders formuliert: Leben oder Freiheit?

Zur Erklärung dieser harten Alternative: Wenn Frieden oder das pure Am-Leben-Bleiben der höchste Wert wäre, dann müsste man Landnahme und Unterdrückung hinnehmen und dürfte keine Waffen liefern. Karl Barth hat 1938 formuliert: »Es gibt etwas, das schlimmer ist als das Sterben und Töten: das freiwillige Ja-sagen zu der Schande der Herrschaft des Antichrist.«⁶ Wenn aber Freiheit, ein Leben in Menschenwürde, der höchste Wert ist, dann ist die ethische Beurteilung anders. Dann wäre es jedenfalls ethisch erlaubt oder gerechtfertigt, dem Land zu helfen, das angegriffen wird und wo die Menschen ermordet, verschleppt und vergewaltigt werden. Jetzt aber noch einen Schritt weiter: Wenn das ethisch gerechtfertigt oder sogar geboten ist, dann stellt sich die Frage, ob wir immer dann militärisch eingreifen müssen, wenn die Freiheit, wenn ein Leben in Würde irgendwo in der Welt massiv unterdrückt wurde und wird. Wir haben es als Westen nicht gemacht in Deutschland am 17. Juni 1953, nicht in Ungarn 1956, nicht in der SSR 1968, nicht in Ruanda 1994, wohl aber im ehemaligen Jugoslawien Anfang der 90er Jahre. Und aus Afghanistan sind wir abgezogen. Hier ist meine Antwort: Nein, man muss das ethisch nicht tun. Aber man dürfte es ethisch – unter bestimmten weiteren Bedingungen – ja. Ob das dann politisch klug ist, ist allerdings eine andere Frage. Das ist dann aber eine politisch entscheidende Frage. Es ist politisch nicht klug, alles zu tun, was ethisch gerechtfertigt ist. Ethische Grundfragen ersetzen keine sicherheitspolitische Debatte und Entscheidungen. Aber die bittere Konsequenz heißt: In dem einen Fall wird militärisch oder militärisch unterstützend eingegriffen, in einem anderen Fall eben nicht.

2. Gelten die ethischen Grundsätze zur Hilfe für den Kampf um die Freiheit, um ein Leben in Würde und territoriale Integrität auch dann noch, wenn ein Nuklearkrieg droht? Oder ist dann nicht alles sinnlos, denn die Vernichtung der ganzen Erde kann kein Vernünftiger wollen? Freiheit auf einer verstrahlten Erde ist nichts mehr wert. So etwa argumentieren Jürgen Habermas⁷ und Prof. Reinhard Merkel⁸. Das klingt auf

⁶ Karl Barth: Eine Schweizer Stimme. 1938–1945, Zürich 1945, S. 57.

⁷ Jürgen Habermas: Krieg und Empörung (Süddeutsche Zeitung 28.04.2022); <https://www.sueddeutsche.de/projekte/artikel/kultur/das-dilemma-des-westens-juergen-habermas-zum-krieg-in-der-ukraine-e068321/?reduced=true> [zuletzt gesehen am 27. 10. 2023].

⁸ Reinhard Merkel: Verhandeln heißt nicht kapitulieren (Frankfurter Allgemeine Zeitung 28. 12. 2022); <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/gibt-es-fuer-die-ukraine-eine-pflicht-zur-verhandlung-18561825.html> [zuletzt gesehen am 27. 10. 2023].

den ersten Blick vernünftig. Aber ist das dann nicht eine unausgesprochene Einladung an Putin, mit der Atomwaffe zu drohen, damit der Westen seine Unterstützung für die Ukraine unterlässt? Und wie verhindert man trotzdem eine Eskalation in diese Richtung?

3. Und schließlich: Wie ist es mit der Abschreckung, also der Androhung und der Bereithaltung militärischer Gewalt mit dem Ziel, die Anwendung eben dieser Gewalt zu verhindern? Das geschieht ja gerade: Die Bundeswehr wird aufgerüstet. Die NATO erhöht die Verteidigungsausgaben. Landes- und Bündnisverteidigung werden wieder Mittelpunkt des Auftrages der Bundeswehr und des Bündnisses. Die nukleare Abschreckung ist Teil dieser Strategie. Die Botschaft ist: Die Ukraine muss sich mit unserer Hilfe zwar selbst verteidigen, aber die Mitglieder der NATO erklären, dass sie jeden weiteren Angriff auf ihr Territorium als Angriff auf die ganze NATO ansehen. Damit sich das für den Angreifer politisch und militärisch nicht lohnt und nicht zum Erfolg führen kann, muss die Abschreckung stark und glaubwürdig sein. »Kämpfen können, um nicht kämpfen zu müssen«, so hieß es dazu im Kalten Krieg. Dieser »Geist und die Logik der Abschreckung« wurde in weiten Teilen der Kirchen mit ethischen Gründen abgelehnt. Eine Kriegslogik könne nie Krieg verhindern, so hieß es. »Schwerter zu Pflugscharen« statt »Schwerter zur Abschreckung« sei das ethische Gebot. Wenn die Abschreckung versage, wenn es ein technisches Missverständnis gebe, dann sei die Anwendung von Gewalt mit einem zu hohen Preis zu bezahlen. Mindestens eine nukleare Abschreckung dürfe nicht sein.

Das ethische Gegenargument dazu ist, dass diese Abschreckung im Kalten Krieg ganz gut funktioniert hat. Insbesondere unsere osteuropäischen Partner sagen, dass nur eine solche Abschreckung den russischen Präsidenten Putin davon abhalten kann, das nächste Land zu überfallen. Glaubwürdige Abschreckung sei die beste Friedenspolitik. Wer hier politisch Recht hat, ist an dieser Stelle nicht zu entscheiden. Aber die ethische Frage ist an dieser Stelle zu beantworten: Wenn die Anwendung von militärischer Gewalt unter bestimmten Voraussetzungen ethisch gerechtfertigt ist, ist dann nicht das mildere Mittel der Abschreckung sogar ethisch besser zu rechtfertigen, weil es ja gerade der Verhinderung der Gewaltanwendung dient? Oder wird damit eine schiefe Bahn beschritten, die irgendwann zu einer Katastrophe führen kann oder führen wird, und deshalb ethisch zu verwerfen ist?

Liebe Schwestern und Brüder,

meine Aufgabe hier und heute als Impulsgeber ist es nicht, meine Meinung einzubringen. Vielmehr war es mein Anliegen, einen Einstieg in die tiefen Dimensionen dieser ethischen Debatte zu ermöglichen. Leichter habe ich es Ihnen damit nicht gemacht. Das war auch nicht meine Absicht. Die Sache ist kompliziert. Für Hurra-Rufe in die eine oder

andere Richtung ist diese friedensethische Frage ungeeignet. Wie gesagt: Christen müssen sich schwertun mit der Anwendung von Gewalt. Wer denn sonst?

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Friedrich Kramer: Ich habe am Anfang mit der Bundesregierung übereingestimmt, dass wir keine Waffen in Kriegs- und Krisengebiete liefern, weil wir aus allen vorherigen Kriegen wissen, dass Waffen den Krieg befördern, weiter verstärken, weitere Eskalation bedeuten. Ich finde die Frage ist für uns als Christen hier auf dem Kirchentag als allererstes: Wie verhalten wir uns zu der klaren Botschaft Jesu Christi, der seinen Jüngern die Waffen aus der Hand nimmt, der uns den Weg der Gewaltlosigkeit und des Friedens vorlebt und uns auch auffordert, ihm zu folgen? Das ist eine Herausforderung, der wir uns nicht verschließen können und die uns auch vorsichtig macht in der Frage der Zustimmung zu Gewalt. Das zweite ist für mich ganz klar das Argument der deutschen Geschichte. Und ich finde, dass wir jetzt in einem Krieg eine Seite unterstützen, die sich vollkommen zu Recht verteidigt. Das müssen wir im Detail nicht diskutieren, da bin ich völlig d'accord. Aber wir haben genauso eine Blutschuld gegenüber der russischen Seite aus dem Zweiten Weltkrieg, und die wird jetzt sozusagen ad acta gelegt. Und dass wieder deutsche Panzer russische Soldaten töten, ist für mich unter dem historischen Aspekt äußerst dramatisch. Das Nächste ist für mich, dass nicht klar ist, was die Ziele sind, weder des Krieges noch dessen, wohin wir die Waffen liefern. Geht es darum, dass die Ukraine sich verteidigen kann? Geht es darum, dass sie gewinnt, dass sie die Gebiete zurückerobert? Das changiert. Und wir merken, dass die Waffenlieferungen, die zunächst von Großbritannien und Amerika gemacht worden sind, massiv befördert haben, dass es jetzt ganz klar auch das Ziel gibt, die Ukraine vollständig zu befreien. Das ist völkerrechtlich völlig in Ordnung. Aber ist es realistisch? Und da sind wir bei der Frage der Verhältnismäßigkeit. Und als letztes: Ich bin Landesbischof im Osten, und wir haben da eine eigene Friedenstradition. Wir haben als Kirche immer für den Frieden gestanden. Jetzt laufen Leute auf den Straßen herum und rufen: Frieden schaffen ohne Waffen – die waren vor kurzem noch Neonazis und denen können wir diese Stimme nicht überlassen.

Mirjam Meinhardt: Da waren jetzt schon sehr viele Punkte dabei, auch viele Fragezeichen. Frau Springhart, Sie sind auch Teil dieser evangelischen Kirche. Sie vertreten aber eine etwas andere Meinung. Welche ist das?

Heike Springhart: Für mich ist die Grundfrage: Wer kann zur Gewaltlosigkeit aufrufen? Zur Gewaltlosigkeit aufrufen oder sich zur Gewaltlosigkeit bekennen können zunächst die, die von der Gewalt betroffen sind. Es liegt ein Risiko darin, von denen, die angegriffen werden, aus unserer Sicht von hier zu fordern, gewaltlos darauf zu reagieren. Die Aufforderung Jesu zur Gewaltlosigkeit, die beziehe ich zunächst auf mich. Trotzdem gilt auch für mich, dass, wenn ich Gewalt ausgesetzt bin, ich mich ihr nicht komplett unterwerfen können muss. Das heißt für die Frage der Waffen und der Waffenlieferungen: Ich empfinde den Schmerz, dass wir in einem großen Dilemma stecken. Die Frage ist: Was bringt diesen Krieg zu Ende? Und wie wird dann Frieden? Dazwischen muss ja auch noch was passieren. Wenn der Krieg vorbei ist, ist noch nicht Frieden. Ich glaube, dass unsere Aufgabe ist, die Friedenskräfte zu fördern, die es gibt. Aber als ultima ratio im Verteidigungsfall können wir uns auch als Christen dazu durchringen, uns für Waffenlieferungen auszusprechen, wenn wir es klar abgewogen haben. Es ist nicht die schnelle Lösung. Überhaupt nicht.

Meinhardt: Sven Giegold, Sie sind Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium und zum Teil für die Freigabe von Rüstungsgütern zuständig. War für Sie die Entscheidung auch persönlich gleich klar, wie im Fall der Waffenlieferungen an die Ukraine zu reagieren ist?

Sven Giegold: Auf jeden Fall gab es, seit ich politisch aktiv bin, keine schwerere politische Entscheidung als das, was wir die letzten Monate gemacht haben. Ich habe nie gedacht, als ich in der Jugendumweltbewegung für den Schutz des Planeten eingetreten bin, dass mich das irgendwann an die entscheidende Position für Rüstungsexporte führt. Der Bundessicherheitsrat trifft diese Entscheidung, also die Ministerinnen und Minister, der Kanzler. Aber die Vorbereitung, die geht jetzt über meinen Schreibtisch. Und ich finde das eine unglaublich schwierige verantwortliche Position. Das gilt besonders bei den vielen Rüstungsexporten in Drittländer.

Ich finde zum einen, dass wir alle Versuche im Angesicht der Schwierigkeit in konkreten Situationen, unseren Glauben, unsere Kirche vom Pazifismus zu trennen und hier praktisch eine Veränderung herbeizuführen, gemeinsam zurückweisen sollten. Wir als Christinnen und Christen sind durch das Liebesgebot verpflichtet, auf eine Kultur der Gewaltlosigkeit hinzuwirken. Es gibt keine neue grundlegende Legitimierung einer Abschreckungslogik, sondern das sind alles Realitäten, die wir zu überwinden trachten. Aber im Konkreten ist der Realpazifismus, wie es andere formuliert haben, viel komplizierter. Hier steht noch eine Ebene im Raum, die wir aus meiner Sicht zu selten diskutieren. Der Weg, ob Frieden herrscht oder nicht, entscheidet sich nicht nur danach, ob an einer Stelle Waffen eingesetzt werden. Vielmehr haben wir nach dem Zweiten

Weltkrieg aus guten Gründen eine Friedensordnung mit Institutionen, mit Verträgen geschaffen. Die Ukraine hat Atomwaffen abgerüstet und andere Länder haben sich verpflichtet, dafür die Ukraine zu schützen. Wir können nicht sagen, Amerika und Großbritannien haben jetzt eine Beistandsverpflichtung nach dem Budapester Memorandum, und wir halten uns wegen unserer Geschichte da raus und liefern nicht. Das bedeutet, anderen die Sicherung der Friedensordnung zu überlassen und sich selbst vermeintlich von Schuld freizuhalten. In dieser Abwägung finde ich es richtig, dass wir die Opfer unterstützen, auch um der Friedensordnung willen, für die wir alle eintreten sollten.

Carsten Breuer: Wir haben uns, glaube ich, alle am Abend des 23. Februar 2022 gewünscht, dass Russland nicht angreift. Ich möchte das auch nochmal betonen: Das ist ein Angriffskrieg, den Russland hier führt, und den Russland auch jederzeit beenden kann. Wir, die wir hier sitzen und die wir uns über die ethischen Fragestellungen unterhalten, tun das aus einer gewissen Luxusposition heraus. Für viele Menschen, und inzwischen auch für uns, ist es nichts Abstraktes mehr. Ich habe das gemerkt, als ich auf Einladung meines ukrainischen Amtskollegen, also des Oberbefehlshabers der ukrainischen Streitkräfte, General Saluschnyj, vor wenigen Wochen in der Ukraine war. Man spürte ihm die Verantwortung für die Ukrainer an. Er muss einen Krieg, eine Verteidigung organisieren, die Leben in diesem Land wieder möglich macht. Er kann das nicht mit eigenen Mitteln. Das habe ich sehr eindrücklich von ihm nicht nur gehört, sondern auch gesehen. Wenn wir, wenn der Westen, wenn die westlichen Staaten nicht von Beginn an mit Waffenlieferung unterstützt hätten, dann wäre der Krieg vermutlich zu Ende. Aber die Ukraine wäre unter dem Joch Russlands. Der Krieg wäre vorbei. Das Leiden für die Menschen ginge weiter und würde größere Bahnen ziehen. Hier müssten wir alle danach trachten, dies zu vermeiden.

Giegold: Ich würde gerne an ein Argument anknüpfen. Ich bin für Europa zuständig bei uns im Ministerium, rede daher viel mit den Vertreterinnen und Vertretern aus anderen Ländern. Ich kenne es auch aus dem Europäischen Parlament als Abgeordneter. Wir haben zu oft den Fehler gemacht, dass wir in wichtigen Fragen unsere Debatten hier in Deutschland geführt haben, auf unsere Partner im Osten nicht gehört haben. Deshalb ist Nord Stream⁹ gebaut worden. Deshalb haben wir uns in die Ab-

⁹ Gemeint sind die vier Gaspipelines in der Ostsee, die von Russland nach Deutschland verlaufen und außer Betrieb sind. Vor allem der Bau von Nord Stream 2, der 2018 und damit nach der völkerrechtswidrigen Annexion der Krim durch Russland 2014 begonnen wurde, war politisch stets umstritten.

hängigkeit von russischem Gas begeben und zahlen dafür derzeit einen sehr hohen Preis. Wenn wir im Osten mit den Staaten reden, dann fühlen die sich bedroht, weil Putin ja klar gesagt hat, welchen territorialen Anspruch er hat. Wenn man also zulässt, dass die Ukraine einfach verliert und ihr Territorium aufgibt, dann sind andere Staaten da, die unsere Partner sind, die sich auf einen demokratischen Weg gemacht haben, die dann als nächstes dran sind. Deshalb ist das schnelle Ende dieses Krieges durch mangelnde Unterstützung nichts anderes als die Bedrohung anderer Partnerinnen und Partner im Osten Europas, mit denen wir in der Europäischen Union verbunden sind. Damit geht es bei unserer Entscheidung auch um den Erhalt dieser Friedensordnung.

Kramer: Wir diskutieren in Deutschland so, als seien unsere Waffen die entscheidenden. Das sind sie von Anfang an nicht gewesen, muss man nüchtern sagen. Die Chance der Ukraine, sich selbst zu verteidigen ist, wie Herr Breuer richtig sagte, nicht gegeben. Sie ist weder finanziell noch materiell in der Lage, diese Waffen zu produzieren, zu kaufen oder herzustellen. Das heißt, sie ist völlig auf Gabe von Waffen angewiesen. Wir wissen alle, dass wir das alles jetzt hochmoralisch diskutieren können, dass aber in zwei Jahren die Wahl in Amerika ist und dass die Republikaner eine andere Position vertreten als die Demokraten in Bezug auf die Waffenlieferungen. Es kann sein, dass sich dann die Zustimmungsverhältnisse noch einmal verändern. Und dann ist die Frage: Wird das Europa übernehmen können, auch rein faktisch? Wir haben ja keine Kriegsproduktion in Bezug auf Waffen. Wollen wir das? Wollen wir das machen? Wir müssten das auch stärker mit anderen Fragen verbinden, zum Beispiel mit Menschenrechtsfragen.

Wir liefern ja Waffen in ein Land, in dem es keine Kriegsdienstverweigerung gibt im Krieg. Das spielt plötzlich keine Rolle, weil andere Werte höher werden. Trotzdem finde ich, dass man das wenigstens anmerken müsste und sagen: Wenn ihr in Europa ankommen wollt, müsst ihr das Menschenrecht auf Kriegsdienstverweigerung akzeptieren. Dazu kommt die Frage der Religionsfreiheit und der Streit zwischen den beiden orthodoxen Kirchen. An was binden wir denn unsere Lieferungen, wenn wir sie liefern? Wieso ist es nötig in Europa, dass wir mit einer Stimme sprechen in diesen Fragen? Wir sind Friedensnobelpreisträger als Europäer. Und es gibt eine Mehrstimmigkeit, und Deutschlands Stimme könnte gerade mit seiner Geschichte eine wichtige sein.

Giegold: In der Tat, es gibt in der Ukraine sehr viele Probleme und die von Ihnen genannten zählen sicher dazu. Aber was löst das in der konkreten Entscheidungssituation? Die Ukraine ist Beitrittskandidat, muss sich damit auf einen europäischen Rechtsstatus bringen, was Menschenrechte

und Rechtsstaatlichkeit angeht. Und dabei sollten wir nicht vergessen, auch in Europa, auch in Deutschland ist nicht alles perfekt in Hinblick auf Menschenrechte und Rechtsstaatlichkeit. Die Ukraine ist auf dem Weg. Aber in der konkreten Frage, lässt man Putins Aggression zu, während sich die Opfer wehren wollen. In dieser Situation zu sagen, mit solchen Argumenten, wie Sie es eben gemacht haben, wir verweigern pauschal die Unterstützung und sagen: Das sollen mal die Amerikaner und die Briten machen. Aber wir wegen unserer Geschichte machen das nicht – das finde ich eine Verletzung der Regeln, die wir uns in Europa gegeben haben und auch eine Verweigerung von Beistand für andere, die die Sicherheit der Ukraine garantiert haben. Das finde ich nicht nachvollziehbar, und ich kann das für mich verantwortungsethisch nicht begründen.

Heike Springhart: Wir müssen uns historisch auch vor Augen führen, dass auch der Zweite Weltkrieg nicht nur am Verhandlungstisch zu Ende gegangen wäre. Die Voraussetzungen dafür, dass wir in Europa Versöhnungsgeschichten erzählen können, dass wir erzählen können, dass aus Erzfeinden befreundete Völker wurden, die wurden leider erst möglich, nachdem dieser Krieg mit Waffengewalt beendet wurde. Das bleibt eine Provokation, aber das müssen wir uns doch vor Augen führen.

Breuer: Ich habe vor einer Woche in Yad Vashem in Jerusalem gestanden. Ich habe die Verantwortung, die wir als Deutsche tragen, dort wieder einmal deutlich gespürt. Diese Verantwortung zu sehen vor dem Hintergrund des Krieges gegen die Ukraine, das kann man nicht irgendwo theoretisch beiseiteschieben, sondern diese Verantwortung habe ich. Diese Verantwortung haben wir alle. Und deswegen müssen wir auch handeln. Und ich will auch handeln, damit ich genau dieses Dilemma, was da ist, wie Sie es gesagt haben, Herr Giegold, für mich verantwortungsethisch auflösen kann. [...]

Giegold: Ich habe oft gehört in den Debatten, es müsse verhandelt werden – so als würde derzeit nur gekämpft und geliefert, aber in keiner Weise verhandelt. Ja, unser Auftrag, und zwar von allen in politischer Verantwortung, aber ganz besonders von uns als Christinnen und Christen, ist immer wieder, jede Gelegenheit, jede Spur, die zum Frieden und zu Friedensverhandlungen führen könnte, aufzunehmen. Deshalb ist es richtig, dass Herr Scholz, Herr Macron und viele andere immer wieder das Gespräch suchen und versuchen, dort auch Verhandlungen einzuleiten. Es wird ständig verhandelt und telefoniert. Aber leider ist das Ergebnis all dieser Gespräche, dass Herr Putin nicht friedensfähig ist. Ohne die militärische Stärke in der Ukraine gäbe es keinen Weg zu irgendwelchen

Verhandlungen. Daher lassen Sie uns bitte nicht einer falschen These aufsitzen, es würde nicht verhandelt.

Kramer: Der Artikel 51 der UN-Charta sieht vor, dass ein Land sich so lange verteidigen darf, bis der Sicherheitsrat geeignete Maßnahmen ergriffen hat. Wir sind uns alle einig, dass das im Sicherheitsrat nicht passieren kann. Es gibt einen Vorschlag von China, es gibt einen Friedensplan von der Ukraine. Es gibt verschiedene Vorschläge. Ich finde, es müssten mit jedem Rüstungsexport, mit jedem Kampf, mit jedem Schuss mindestens so viele – wenn nicht viel mehr – Gespräche anberaumt werden und auch stattfinden. Die finden im Hintergrund statt, das weiß ich. Die gute Nachricht ist, wenn zwei Länder miteinander kämpfen, gibt es immer auch Ebenen, wo man miteinander verhandeln kann. Es gibt jetzt einen Sonderbeauftragten des Papstes, wo ist denn der von der EU? Das ist einfach eine Frage.

Breuer: Ich glaube, jeder von uns ist sich klar darüber, dass ein Krieg niemals – Frau Bischöfin, Sie hatten es gesagt – durch Militär gewonnen werden kann. Das haben wir über die Jahre gelernt und das wenden wir an. Es ist immer eine Fülle von Maßnahmen, die zusammenkommen. Wobei Militär eine der Maßnahmen ist, das muss man sich auch sehr klar sagen. Denn in manchen Fällen, und das ist hier in dem Angriffskrieg Russlands wirklich der Fall, kann man nur aus der Position der Stärke heraus überhaupt in Verhandlungen hereingehen. Ansonsten laufen die Verhandlungen ins Leere.

Springhart: Für mich ist schon die Frage, wer auf welcher Ebene verhandelt. Die Politik verhandelt auf einer anderen Ebene als kirchliche Vertreterinnen und Vertreter, und wir alle als Mitglieder der Zivilgesellschaft sind noch einmal anders unterwegs. Wir hatten im letzten Herbst die Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Karlsruhe. Dort war – hoch umstritten in der deutschen Öffentlichkeit, aber ich finde, es war richtig – auch eine Delegation der russisch-orthodoxen Kirche da. Es war eine Delegation der verschiedenen Kirchen der Ukraine da. In der Zwischenzeit gab es mehrere Verhandlungen auf der kirchlichen Ebene zwischen Vertretern des Ökumenischen Rats der Kirchen, die auch nach Russland gereist sind. Ich glaube, das ist eine spezifische Chance. Der Skandal, an den uns unsere orthodoxen Geschwister erinnern, ist, dass hier Christen gegen Christen kämpfen. Das ist für uns auch auf dieser christlichen Ebene ein großer Stachel. Da müssen wir deutliche Worte finden und die werden auch gefunden: Diesen Krieg mit christlichen Argumenten zu rechtfertigen, das ist Sünde. Das geht nicht.

Werte, Ethik, Interessen

Außenpolitisches Handeln in der Zeitenwende

Gespräch¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Saal Brüssel

Annalena Baerbock MdB, Bundesaußenministerin, Berlin
Dr. h. c. mult. Joachim Gauck, Bundespräsident a. D., Berlin

Moderation:

Dr. Susanne Dröge, Abteilungsleitung Klimaschutz und Energie
Umweltbundesamt, Berlin

Martin Hoffmann (Anwalt des Publikums): Ich möchte zuerst einmal dem Publikum danken. Wir haben unglaublich viele Fragen bekommen – hier aus dem Raum, aus Halle 8 mit der Live-Übertragung, und auch von Zuschauern, die die Veranstaltung online verfolgen. Die erste Frage richtet sich an Sie beide: In welcher Form spielen und spielten christliche Werte eine Rolle in ihren politischen Entscheidungen?

Stella Martin (Anwältin des Publikums): Die zweite Frage adressiert ganz konkret die Außenpolitik und Sie, Frau Baerbock, Sie treffen im Ausland bei internationalen Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartnern zwangsläufig auf eine ganz große Bandbreite von unterschiedlichen Werten. Das Publikum fragt sich, wie geht man damit um, wenn die Führung anderer Staaten – da fallen Staatennamen wie China oder Saudi-Arabien – die westlichen Werte als Maßstab nicht akzeptieren will? Wie geht man da gemeinsam ins Gespräch?

Annalena Baerbock: Die Fragen lassen sich auch gut miteinander kombinieren. Ich bin Mitglied der evangelischen Kirche. Ich glaube zwar nicht an Gott, aber die Werte, der Zusammenhalt, die Nächstenliebe, das, was Kirche an Gesellschaften, an Gemeinschaften zurückgibt, das, finde ich, ist ein Wert an sich – deswegen bin ich auch Mitglied der Kirche. Und daher sage ich immer: Wo ist da der Gegensatz zwischen unseren Werten und unseren Interessen? Das wichtigste Interesse für unser Land ist, in Frieden zu leben. Das ist auch die beste Garantie, eine erfolgreiche Wirt-

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

schaftspolitik zu machen. Und daher leitet mich mit Blick auf meine Entscheidung genau das, das Grundgesetz und somit das, was die Kirche auch widerspiegelt, nämlich das friedliche Miteinander auf dieser Welt. Im Christentum heißt das Nächstenliebe, im Grundgesetz steht »die Würde des Menschen ist unantastbar«, und übersetzt in der deutschen Außenpolitik: Jeder auf dieser Welt hat das Recht, egal wo er lebt, welches Geschlecht, welchen Glauben, welche Herkunft er hat, auf ein freies Leben. Das ist mein Maßstab bei jeder Entscheidung. Und das bringt mich zum zweiten Teil der Frage. Ehrlich gesagt, ich verstehe nicht, warum wir dieses Narrativ wiederholen von den »westlichen Werten« der Menschenrechte. Die Erklärung der Menschenrechte heißt auf Englisch »universal declaration«. Auf Deutsch heißt sie »allgemeine Erklärung«. Das ist eine schlechte Übersetzung. Wenn man die Übersetzung der Charta der Vereinten Nationen in unterschiedlichen Sprachen vergleicht, sieht man, dass Recht auch immer Politik ist und an manchen Worten Kompromisse gefunden werden in der Übersetzung. Ich persönlich finde »universal declaration« eigentlich treffender als »allgemein«. »Allgemein« klingt so wie irgendwie »allgemein verbindlich«, aber »universal« heißt: Für jeden im Universum. Die Menschenrechte gelten für alle und überall auf dieser Welt. Die Kernmenschenrechte sind kulturell nicht relativierbar. Die Erklärung wurde von Vertreterinnen und Vertretern aus der ganzen Welt mit unterschiedlichem rechtlichen und kulturellen Hintergrund entworfen und ohne Gegenstimmen verabschiedet. Sie ist daher Maßstab für alle Staaten dieser Welt. Und das gilt auch für die Länder, die Sie gerade erwähnt haben. Das gilt auch für China, das zu den vielen Staaten gehört, die die Menschenrechtspakte unterzeichnet haben. Und deswegen heißt es für mich nicht, ich komme hin und erkläre jetzt mal die Menschenrechte aus europäischer Sicht, sondern ich sage: Ihr habt es doch auch unterschrieben. Was hindert euch daran, euch daran zu halten?

Außenpolitik, Diplomatie funktioniert immer unterschiedlich. Manchmal ist es erfolgreicher, Dinge klar zu benennen. Manchmal ist es aber auch viel erfolgreicher, Fragen zu stellen, ganz leise zu sein. Zum Beispiel, als ich auf der Golfreise war. Wenn ich da sage: Ich finde, Frauenrechte sind das Wichtigste – das geht hier rein und auf der anderen Seite wieder raus. Deswegen habe ich gefragt: Woher kommt eigentlich jetzt die letzte Änderung, dass Frauen nicht nur wieder Auto fahren dürfen, sondern auch am Arbeitsleben teilhaben können? Und dann wurde gesagt: Ja, weil wir festgestellt haben, dass wir ökonomisch, obwohl wir so viel Reichtum haben, ein bisschen den Anschluss verlieren, weil wir unser GDP, also unsere Wirtschaftskraft nicht voll ausschöpfen können. Also habe ich gesagt: Das ist ja spannend, das sehen wir genauso. Das habe ich unter anderem in meinen feministischen Außenpolitik-Leit-

linien auch so aufgeschrieben. Einige Medien haben dann gesagt, wie kann die nur in Saudi-Arabien ihr feministisches Buch mitbringen? Aber dann sagt der Außenminister: Oh, das ist ja sehr interessant. Was habt ihr da denn genau aufgeschrieben? – Ja, also wir haben festgestellt, dass wir unsere Wirtschaftskraft nicht voll ausschöpfen können, weil wir in Deutschland so viel Teilzeitarbeit haben. Und insbesondere haben wir auch das Problem, dass wir zu wenig Fachkräfte haben. Und deswegen glaube ich, dass es nicht nur aus dem Standpunkt einer feministischen Außenpolitik, sondern aus absolutem wirtschaftlichem Interesse gut ist, dass wir unseren Gender Pay Gap schließen. Denn wenn Frauen schlechter bezahlt werden, schafft das sicher nicht die richtigen Anreize. Und dann kommt man durch ein ganz anderes Thema plötzlich zu den Frauenrechten. Man stellt fest, man hat sogar ein gleiches Interesse. Das ist für mich der Sinn von Diplomatie. Zu sehen: Wo gibt es gerade mit den Ländern und mit den Akteuren, bei denen es riesige Differenzen gibt, Chancen, doch noch Dinge gemeinsam zu verbessern?

Das ist für mich Kern meines außenpolitischen Handelns. Und das gelingt manchmal besser und manchmal schlechter. In der Klimapolitik gelingt es gerade besser, weil auch Länder wie Saudi-Arabien sehen: Irgendwann werden alle von fossilen Energien abrücken und dann kommen wir mit unserem Öl auch nicht so richtig weiter. Deswegen machen wir jetzt einen zweiten Zweig auf und gehen voll auf erneuerbare Energien. Ich glaube, das ist ein kleiner Beitrag, durch den Klimaschutz auch gemeinsam mit den Golfstaaten und anderen, mit denen wir nicht immer überall einer Meinung sind, daran mitzuwirken, unsere wunderschöne Welt zu erhalten.

Susanne Dröge: Danke. Das war ein richtig weiter Ausflug. Herr Gauck, wollen Sie auf die Frage danach, wie Sie mit Ihren christlichen Werten hantieren, noch einmal eingehen?

Joachim Gauck: Als ich jung war, Kind und Jugendlicher, lebte ich in einer Diktatur. Und da verdanke ich dem christlichen Glauben etwas, was ich so formulieren möchte: Wegen meines Glaubens vermochte ich länger zu hoffen, verwegenere zu hoffen, dass sich die Dinge, die unsere irdischen Herren sich so zurechtlegten mit ihrem diktatorischen Gestus, dass sich diese Dinge doch zu wandeln vermögen. Der Glaube hat mich davor bewahrt, vor den Herren dieser Welt meine Knie zu beugen. Ich beugte sie vor einer anderen Instanz. Und deshalb ist es total wichtig, dass wir begreifen: Bevor wir aktive Bürgerinnen und Bürger werden, muss in uns ein Ich entstehen, das mit einem Gewissen ausgestattet ist und mit basalen Werten, auch mit einem ganz tiefen Verständnis, dass wir nur miteinander als Menschen leben können, nicht als Einzelne.

Und da bietet uns die Bibel unglaublich viel an, was uns in der Tiefe erreicht und nicht nur im Kopf.

Wir können unserem Glauben das entnehmen, was unsere Haltung schafft – früher hätten wir gesagt, der Barmherzigkeit, politisch gesprochen, der Solidarität, und unser Lebensgefühl der Bezogenheit aufeinander, was in keiner Ordnung besser gelebt werden kann als in einer freien Demokratie. Und deshalb ist Frieden alleine nicht die Maximalforderung, nach der wir streben sollten, sondern Frieden in Freiheit. Ein Raum, in dem die Würde und die Rechte des Einzelnen geachtet und respektiert werden.

Dann habe ich später erlebt, dass wir einander gefunden haben, diese Menschen, die länger hoffen konnten, die nicht einfach weglaufen oder resignieren mussten, sondern die sich ein alternatives Denken angeeignet haben. Und erstaunlicherweise sind in einer Kirche, die absolut Minderheit war in der DDR, die politischen Kerne des Umbruchs alle von Christen und Christinnen ausgegangen, mit wenigen Ausnahmen. Ohne die aktiven Teile der evangelischen Kirche im Jahr '89 wäre diese Veränderung nicht gekommen. Die Deutsche Einheit, das dürfen wir nicht vergessen, haben uns ja nicht Helmut Kohl und Michail Gorbatschow geschenkt zusammen mit George Bush, sondern sie wurde möglich, weil vorher Leute auf der Straße waren, die ihre Hoffnung zu Taten gemacht haben. Ich weiß nicht, ob Sie das in Ihren Leben nachvollziehen können, aber in meinem Leben ist die Geschichte des Glaubens verbunden mit dieser Fähigkeit, länger zu hoffen und mit einer Ermächtigung zu einem Handeln, das mir ohne den Glauben nicht möglich gewesen wäre.

Ich möchte gerne, dass wir, die aus diesen Quellen ihre Seele und ihre Persönlichkeit haben speisen lassen, dass wir das auch benennen und sagen: Ja, das hat uns gemacht und das halten wir für wichtig. Man muss auch die Kraft haben, das Gute nicht nur zu wollen, sondern ins Leben zu setzen. Und deshalb war es für mich total wichtig, über die Abgeordnetentätigkeit zu lernen: Aha, Freiheit ist nicht nur Freiheit von Zwang, sondern auch die Einladung zu etwas und für etwas. Das ist die Freiheit der Erwachsenen, Verantwortung zu übernehmen. Und ich freue mich, wenn ich das mal sagen kann, wenn diese junge Frau, die hier neben mir sitzt, wenn die neben einem Lawrow steht. Und einfach steht und sich nicht verbeugen muss. Einfach steht.

Dröge: Es fielen jetzt schon die Stichworte: feministische Außenpolitik, Frauenrechte, Menschenrechte. Ich will da ganz gerne noch mal reinpicken: Wir alle haben im letzten Jahr immer wieder die Fernsehbilder aus dem Iran gesehen. Frauen, denen Gewalt angetan wurde, nur weil sie dieses Kopftuch nicht mehr tragen wollten. Frauen sind sogar zu Tode gekommen. Da gibt es natürlich gleich Forderungen an Sie, mehr zu tun,

wo Sie sich feministische Außenpolitik ganz nach oben auf die Fahne geschrieben haben. Haben wir genug getan? Haben Sie selber das Gefühl, Sie könnten mehr tun, wenn es darum geht, diese Frauen zu unterstützen? Iran ist ja gelinde gesagt ein sehr komplexes Land mit hohem Potenzial in der Geopolitik.

Baerbock: Natürlich habe ich mich gerade mit Blick auf den Iran das auch immer wieder gefragt. Was können wir mehr tun? Aber ich glaube, das Schwierige gerade in der Außenpolitik ist, dass man sich immer auch ehrlich eingestehen muss: Wo sind die Grenzen des eigenen Handelns? Es gibt Situationen, da müssen wir einfach anerkennen, wir können nicht mehr tun. Wenn wir jetzt auf den Iran schauen, ist der Punkt: Die Menschen im Iran, die können ihr Land, die können ihr Regime verändern.

Wo haben wir in der Vergangenheit mit unserem Handeln, mit Wirtschaftspolitik, mit unserem politischen Verhalten eher ein Regime gestärkt? Wo haben wir dann zum Teil auch mit dazu beigetragen, dass Unterdrückung einfach war? Wo haben wir den Mund gehalten? Ich versuche mit Blick auf den Iran zu schauen, wo kann ich durch unser politisches Handeln dazu beitragen, dass wir die Frauen, die so mutig für ihre Rechte eintreten, unterstützen? Und ich möchte auch sehr deutlich sagen, auch da gibt es immer Dilemmata, die massiv aufeinanderprallen. Wir haben bekanntermaßen Haftfälle, wo Menschen mit deutscher Staatsangehörigkeit oder doppelter Staatsangehörigkeit im Gefängnis sitzen: Todesstrafe. Da sage ich als Außenministerin klar und deutlich, dass wir das nicht nur verurteilen, sondern mit allem, was wir haben, auffordern, denjenigen aus dem Gefängnis zu entlassen. Auf der anderen Seite sagen zu Recht ganz viele in diesem Land, du darfst mit dem Iran gar nicht mehr reden angesichts der Unterdrückung der Frauen. Und du musst dich ganz klar positionieren. Das kann natürlich für die Haftfälle absolut kontraproduktiv sein.

Und was ist jetzt die ethisch richtige Entscheidung: mich für denjenigen einzusetzen, der in der Todeszelle sitzt, oder für die Frauen auf der Straße? Und auch das bedeutet Außenpolitik, eigentlich Politik allgemein. Das gibt es so oft, dass Werte aufeinanderprallen und ein Dilemma entsteht. Was bedeutet jetzt die eine oder die andere Entscheidung? Und was bringt mehr oder weniger Leid? Und ich würde da gerne auch noch mal den Bogen zurück in die nationale Politik spannen. Wir haben den Grundsatz der Gewaltfreiheit, und trotzdem darf die Polizei in Notfällen ihre Waffe benutzen und dürfte sogar jemanden erschießen, um anderes Leid zu verhindern. Das ist unser Grundgesetz mit Blick auf die Verhältnismäßigkeit. Und das gilt auch, wenn bei uns im Inland Werte aufeinanderprallen. Nehmen wir die Debatte um das Kopftuchverbot bei Kindern: Wir haben die Religionsfreiheit und wir haben die Kinder-

rechte, das Recht auf freie Meinungsäußerung und die Frauenrechte. Da gehen Werte – Grundgesetzartikel – miteinander in Konflikt und man muss abwägen. Und dann haben wir ein Bundesverfassungsgericht. Und genauso gilt es in der Außenpolitik auch abzuwägen.

Ich habe versucht, im Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen mit anderen Ländern zu Iran deutlich zu machen: Es geht nicht um europäische Werte, es geht um unsere Menschenrechte. Viele Staaten waren nicht so begeistert davon, dass wir das gemacht haben. Und das ist für mich dann auch wieder eine Frage von Verantwortung und Mut. Im Auswärtigen Amt hatten wir eine intensive Debatte dazu, weil meine Diplomaten gesagt haben: Wenn wir da eine Niederlage erzielen, dann ist das nicht gut, weil das ja bedeuten könnte, mehr Staaten sind auf der Seite des Irans. Und ich habe für mich wieder abgewogen und habe dann gesagt, ich nehme das in Kauf. Im Zweifel verlieren wir diese Abstimmung. Aber einfach als Deutschland im Menschenrechtsrat zu schweigen, das kann ich nicht machen. Und wir haben dann wochenlang telefoniert und einzelne Gespräche geführt. Ich weiß von Ländern, in denen weibliche Botschafterinnen ihren Regierungen gesagt haben: Also ihr könnt gerne jemand anders schicken, aber ich werde als Frau bei dieser Resolution nicht gegen die Frauen im Iran stimmen.

Wir haben dann bekanntermaßen eine Resolution erreichen können. Das hat erst mal das Leid der Frauen nicht verändert. Aber es hat deutlich gemacht: Die Mehrheit der Welt schaut hin. Und genau das versuchen wir im Iran zu tun. Auf der anderen Seite muss ich dann immer wieder leider sagen: So bitter es ist, wir können nicht verhindern, dass die Giftanschläge in den Schulen trotzdem weitergehen. Aber das Wichtigste ist, dass wir darüber reden, dass wir die Menschen nicht vergessen. Denn wenn wir schweigen, aus Angst, dass uns vorgeworfen wird, wir hätten unsere Ziele nicht erreicht, dann haben die Autokraten und Diktatoren gewonnen.

Gauck: Ja, und es gibt in unserem Land Personen und politische Kräfte, die eigentlich genau das der Außenministerin und dem Kanzler empfehlen. Stärker auf unsere Interessen zu sehen und weniger auf unsere Werte. Und die sitzen zum Teil im Parlament und finden das ganz toll, wenn sie darauf verzichten, über diese wertebasierte Ordnung überhaupt mit anderen zu reden.

Aber eigentlich habe ich mich an dieser Stelle noch mal zu Wort gemeldet, weil es manchmal so ein Gerede gibt, auch gegenüber unserer Außenministerin, dass wir als Deutsche Moral-Weltmeister wären und so tun, als würden wir als Deutsche die anderen von oben herab über den Westen belehren wollen. Und dazu möchte ich folgendes sagen:

Es ist ein Unterschied, mit wem wir reden, etwa im globalen Süden.

Reden wir mit denen, die – ohne faire Wahlen – an der Macht sind? Oder reden wir mit Menschen, die in einer Demokratie legitimiert Macht ausüben? Es ist doch ein Unterschied, ob ein Präsident von China über die chinesischen Interessen und über das, was die Leute wollen, spricht, oder ob die unterdrückten Chinesen darüber sprechen. Wir müssen uns klar machen, dass die Menschen und Politiker, die diese offene Gesellschaft – unsere Demokratie – vertreten, nicht nur für sich selber Demokraten sind, sondern auch für die, die in ihrem Land als Demokraten nicht sprechen können. Sie dürfen sich nicht äußern, sie dürfen keine Bündnisse bilden, keine Parteien, ja nicht mal freie Gewerkschaften. Und diese unterdrückten Menschen, die finden das überhaupt nicht besserwisserisch, wenn Vertreter anderer demokratischer Staaten sagen, da gibt es aber Rechte für jeden Einzelnen und vor allen Dingen für jede Einzelne, sondern die erwarten das von uns. Die Regierenden hassen uns dafür, aber die Unterdrückten erwarten das geradezu von uns. Und deshalb wollen wir da nicht hingehen und so tun, als wären wir die deutschen Oberlehrer, sondern weil wir wissen, dass das Recht, Rechte zu haben, etwas ist, was alle Menschen auf der ganzen Welt verstehen. Und das haben wir zu vertreten. Punktum.

Martin: In der nächsten Frage würden wir gerne auf den neuen europäischen Asylkompromiss schauen. Das Publikum erwähnt häufig eine Resolution, die auf dem Kirchentag entstanden ist. Diese adressiert das Europäische Parlament, die Gremien der EU und die EKD, sind an dieser Stelle also für Sie, Frau Baerbock oder Sie, Herrn Gauck, nicht in Ihren Ämtern oder ehemaligen Ämtern relevant. Trotzdem die Frage im Lichte des europäischen Asylkompromisses: Wie wägt man denn eigentlich ab zwischen Werten auf der einen Seite und Interessen auf der anderen Seite, wenn sie sich vielleicht entgegenstehen oder miteinander im Konflikt sind?

Baerbock: Das ist für mich keine Entscheidung, wo Werte und Interessen gegeneinander gehen, sondern wieder Werte und Werte. Mit Blick auf den Asylkompromiss ist die Frage gewesen: Wie kommen wir zu einer gemeinsamen Lösung in einer Europäischen Union, in der 27 Staaten sehr eng zusammenarbeiten? Wir haben eine italienische Regierung, wir haben eine ungarische Regierung, die demokratisch gewählt sind, aber die Frage der Flüchtlingspolitik komplett anders sehen als die deutsche Bundesregierung. Und die Frage war: Kommen wir trotzdem dazu, dass wir gemeinsame Grundregeln schaffen für unsere Europäischen Union? Weil, und auch da ist mir wichtig, was wir die ganze Zeit besprochen haben: Auch ein Nichthandeln – keine gemeinsamen Regeln – hat Konsequenzen. Und diese Konsequenzen haben wir seit Jahren an der euro-

päischen Außengrenze gesehen. Seit Jahren wird darüber verhandelt. Wie gehen wir damit um, dass an der Außengrenze sehr viele Menschen ankommen?

Die alten Regeln waren so, dass dann die Außengrenzenstaaten dafür zuständig sind. Damit konnte Deutschland immer gut leben, weil sie ja nicht in Deutschland angekommen sind. Und die Außengrenzenstaaten haben dann irgendwann gesagt: Wenn ihr uns dabei nicht helft, dann registrieren wir hier keine Leute mehr. Wir kümmern uns auch nicht um sie, sondern wir lassen sie alle in Europa frei wandern. Das hat bekanntermaßen nach 2015 dazu geführt, dass wir innerhalb Europas wieder Grenzen geschlossen haben. Es hat zu furchtbaren Situationen wie Moria geführt, und viele von Euch waren sicherlich auch vor Ort oder sind in Initiativen vertreten, die sich genau darum gekümmert haben, diese furchtbaren Lager aufzulösen. Ich auch, meine Partei auch, und deswegen war bei dieser Entscheidung für mich wieder die Frage: Mache ich die Situation, den Status quo, die Realität besser? Oder trage ich mit meiner Entscheidung dazu bei, dass es schlechter wird für die Menschen? Das waren für mich sicherlich mit die schwersten politischen Tage, diese Abwägung zu treffen, denn da gibt es wieder kein komplett richtig und falsch. Hätte es ein Scheitern gegeben, wäre die Konsequenz gewesen, dass jeder Staat gesagt hätte: Ich mache einfach, was ich will, ich ziehe meine Binnengrenzen wieder hoch. Ich gehe mit den Flüchtlingen an der Außengrenze so um, wie es mir gefällt. Im Zweifel auch wieder wie in Moria. Und für mich und für uns war dann die Abwägung: Wie können wir das verhindern?

Und wir sind zur Erkenntnis gekommen: Wir können es nur verhindern, wenn wir gemeinsame Regeln in der Europäischen Union haben. Und da haben die Staaten an der Außengrenze gesagt: Wir sind nur bereit, Menschen zu registrieren, wenn ihr Menschen aufnehmt, wenn sie verteilt werden. Das, wofür jahrelang gekämpft wurde, nämlich Menschen in andere Staaten zu bringen, ohne dass sie sich selbst auf den Weg machen müssen. Und andere Staaten haben gesagt: Aber wir machen nur mit, wenn wir dann für die Menschen, die keine guten Chancen haben, in Europa zu bleiben, diese Grenzverfahren einführen. Ich habe öffentlich schon gesagt, dass ich diese Grenzverfahren für falsch halte. Aber hätten wir gesagt, wir werden darüber gar nicht verhandeln, hätten wir nicht die Möglichkeit gehabt, überhaupt in die Verteilung zu gehen. Wenn wir Nein gesagt hätten und mit Ungarn und mit Polen gestimmt hätten, was wäre dann die Konsequenz gewesen? Ich glaube, wir hätten den Status quo weiter verschlechtert, weil es keine Verteilung in Europa gegeben hätte. Und es hätte wieder nationale Binnengrenzen gegeben.

Und deswegen haben wir diese schwierige Entscheidung so getroffen, weil ein Nichthandeln keine Alternative ist. Deutschland kann sich

in der Europäischen Union aus meiner Sicht bei einem solchen Thema nicht enthalten und sagen: Wir haben keine Meinung. Und es hätte dazu geführt, dass eben Staaten wie Ungarn oder Polen den Standard gesetzt hätten.

In bewegten Zeiten gemeinsam gestalten

Auszüge aus dem Gespräch mit Bundeskanzler Olaf Scholz

Gespräch¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Frankenhalle

Begrüßung:

Dr. Thomas de Maizière, Präsident 38. Deutscher Ev. Kirchentag (DEKT),
Dresden

Sprecher:

Bundeskanzler Olaf Scholz, Berlin

Moderation:

Tina Hildebrandt, Leiterin Ressort Politik Die Zeit, Hamburg

Begrüßung: Thomas de Maizière, Präsident 38. Deutscher Ev. Kirchentag

Guten Morgen, liebe Schwestern und Brüder! Herzlich willkommen in der schönen Frankenhalle! Die Halle ist voll. Herzlich willkommen in Franken, in Nürnberg! Vor allen Dingen aber herzlich willkommen, sehr geehrter Herr Bundeskanzler, lieber Olaf Scholz! Normalerweise stellt man die Redner oder die Beteiligten vor. Das muss ich beim Bundeskanzler nicht machen. Aber ich will zwei, drei Sachen erzählen, die vielleicht manches geraderücken, was über ihn geschrieben wird.

Das Erste ist, er sei ein Aktenfresser. Das finde ich, ehrlich gesagt, nicht schlecht für einen Politiker. Jedenfalls ist es nicht das Schlechteste, sich in einem Sachverhalt auszukennen.

Das Zweite ist: Ich kenne kaum jemanden, der so viele Bücher liest, geradezu verschlingt. Wenn ich ihn frage: »Kennst du dieses Buch?«, dann sagt er: »Ja, klar, habe ich schon gelesen. Diesen und jenen Gedanken fand ich besonders gut.« – Wie das geht, ist mir schleierhaft.

Das Dritte ist: Manche sagen, er habe ein Kommunikationsproblem. Ich kann nur sagen: Wir waren lange Kollegen und haben in guten und schlechten Zeiten zusammengearbeitet. Ich habe Olaf Scholz oft erlebt,

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

natürlich auch voller Sorgen, aber immer auch lachend, fröhlich, ausgeglichen, schlagfertig und witzig. Auch das gehört zu Olaf Scholz. Er sollte es vielleicht ab und zu einmal mehr zeigen.

Das Vierte ist – dann gehört die Bühne Frau Hildebrandt und Herrn Scholz –, er sei konfessionslos. Erst einmal muss man sagen: Olaf Scholz ist getauft und war Konfirmand. Wir sagen: Was man bei der Taufe mitbekommt, das hält für ein Leben. Aber dann ist er in der Tat aus der Kirche ausgetreten. Ich habe mich natürlich vorbereitet; das will ich jetzt aber nicht alles vortragen. Aber die Rolle des Glaubens, die Rolle des Christentums, die Rolle der Kirchen in unserem Land mit alldem, was damit auch an Problemen, aber vor allen Dingen an Schätzen verbunden ist, ist ihm wohl bewusst. Das hat er oft gesagt. Gleich hören wir etwas davon.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Tina Hildebrandt: Herr Bundeskanzler, Thomas de Maizière hat gesagt, was Sie als Bundeskanzler auszeichnet: Sie lesen unglaublich viel. Das ist ungewöhnlich. Gehören zu Ihrem Kanon auch spirituelle Bücher?

Olaf Scholz: Ich lese philosophische Bücher. Ich habe mich in meinem Leben immer wieder mit Religion beschäftigt und tue das auch weiter.

Ich möchte vielleicht eines noch als Ergänzung sagen: Ich bin Kanzler aller Deutschen. Für viele ist das religiöse Bekenntnis, sind auch die unterschiedlichen religiösen Bekenntnisse sehr, sehr wichtig. Ich finde, der Respekt gegenüber dem Glauben der eigenen Bürgerinnen und Bürger gebietet es, dass man sich als Amtsinhaber nicht mit der Frage auseinandersetzt, wie solche Fragen vielleicht provozieren könnten. Ich habe eine öffentliche Verantwortung auch zum Schutz des Glaubens.

Hildebrandt: Sie sprechen sehr oft über Ihren Amtseid. Den erwähnen Sie sehr oft. Sie haben das seit dem Beginn des Krieges in der Ukraine besonders oft getan. Nun führt ja ein Amtseid, wie auch ein religiöses Bekenntnis, nicht automatisch zu einer bestimmten Antwort. Man kann aus ihm und auch aus seinem Glauben pazifistische Positionen ableiten. Aber man kann auch die Entscheidung daraus ableiten, sich oder andere mit der Waffe zu verteidigen. Was bedeutet Ihnen dieser Eid? Da Sie ihn so oft erwähnen: Wozu genau verpflichten Sie sich damit aus Ihrer Sicht?

Scholz: Zunächst einmal, Schaden vom deutschen Volk abzuwenden. Ich weise nur sehr selten darauf hin, aber gerade dann, wenn es darum geht, dass Entscheidungen zu treffen sind, die man auch so verantworten

muss, wie sie getroffen werden. In der Demokratie und in der Art und Weise, wie wir leben, müssen wir jeden Tag Kompromisse machen. Die politisch Verantwortlichen müssen bedenken, was die einen und die anderen dazu sagen, und dürfen richtigerweise nicht alles eins zu eins so tun, wie sie es selbst für richtig finden.

Aber es gibt Fälle, bei denen man sagen muss: »Hier stehe ich und kann nicht anders«, wenn ich das große Zitat benutzen darf. Wenn es um Krieg und Frieden, um die Sicherheit unseres Landes und um die Sicherheit Europas geht, dann muss man Entscheidungen treffen, bei denen man sich genau darauf stützt, dass man das, was man richtig findet, tut und sich nicht davon abbringen lässt.

Hildebrandt: Sie haben sehr früh, nachdem dieser Krieg oder die verschärfte Stufe dieses Krieges, muss man sagen, begonnen hat, auf das Dilemma hingewiesen: Je mehr Waffen man liefert, umso mehr sorgt man auch dafür, dass ein Krieg länger dauert, in dem jeden Tag Menschen sterben, auf beiden Seiten in dem Fall. Je weniger Waffen man liefert, umso mehr hilft man einem Aggressor und umso größer wird möglicherweise das Risiko für diejenigen, die momentan noch im Frieden leben. Wie kommt man aus diesem Dilemma heraus? Haben Sie den Eindruck – nun dauert der Krieg schon über ein Jahr –, dass Sie einem Ende dieses Dilemmas nähergekommen sind?

Scholz: Das Dilemma hat mich weniger umgetrieben, um das ganz offen zu sagen. Natürlich weiß ich, dass, wenn wir Waffen liefern, diese dazu dienen, dass sich die Ukraine verteidigen kann, und das soll sie ja. Es geht darum, den ukrainischen Bürgerinnen und Bürgern die Möglichkeit zu geben, die Integrität und Souveränität ihres Landes zu verteidigen.

Die Bedrohung, die von dem russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine ausgeht, ist unmittelbar offensichtlich, was die Ukraine betrifft. Aber sie ist für uns alle gefährlich; denn Russland hat mit seinem Angriff auf die Ukraine den Konsens der europäischen Friedens- und Sicherheitsordnung der letzten Jahrzehnte aufgekündigt. Dieser Konsens ist, wenn man Russland, das ihn ja aufgekündigt hat, einmal ausnimmt, unverändert: dass in der Welt, in der wir heute leben, und in unserem Europa Grenzen nicht mehr mit Gewalt verschoben werden dürfen.

Wenn alle, die sich für Geschichte interessieren, in Geschichtsbüchern blättern, dann finden sie Tausende Gründe, warum die Grenzen, die gerade vorhanden sind, nicht die richtigen sein müssten. Wir waren gerade in Moldau bei einer Versammlung, bei der 47 Staats- und Regierungschefinnen und -chefs zusammen waren. Wenn man das einmal ganz genau anschaut, stellt man fest, dass es viele Grenzen gibt, bei denen jeweils das eine Land im Hinblick auf das andere sagen könnte: 1500, 1600, 1700

waren die aber anders. – Es ist und bleibt für den Frieden und die Sicherheit in Europa wichtig, dass wir zu diesem Konsens zurückkehren: Grenzen dürfen nicht mit Gewalt verschoben werden, und niemand ist die Einflusszone seines Nachbarlandes.

Hildebrandt: Sie haben vorhin gesagt, Sie fühlen sich allen Bürgern verpflichtet. Es gibt und gab viele, die überhaupt nicht finden, dass Sie zu zögerlich waren, sondern die sich, ganz im Gegenteil, große Sorgen machen. Aber inzwischen liefern wir Waffen. Wir liefern sogar die berühmten Kampfpanzer Leopard. Wir liefern schwere Waffen, wie das System IRIS-T und vieles mehr. Ist die Eskalationsgefahr aus Ihrer Sicht heute größer oder kleiner als zu Beginn des Krieges?

Scholz: Unverändert bleibt es unsere Aufgabe zu verhindern, dass der Krieg, den Russland gegen die Ukraine führt, zu einem Krieg zwischen Russland und der NATO eskaliert. Das wäre wahrscheinlich nicht nur das Ende Europas, sondern würde für die ganze Welt furchtbare Konsequenzen haben. In diesem Punkt haben wir es geschafft, auch mit der chinesischen Regierung eine einvernehmliche Stellungnahme abzugeben: Atomwaffen dürfen nicht benutzt werden. – Das ist auch in die Statements der G20 und anderer eingeflossen. Die Aufgabe, eine Eskalation des Krieges zu einem solchen Krieg zu verhindern, bleibt unverändert.

Deshalb war und ist es richtig, dass wir bei allem, was wir tun, abgestimmt handeln, dass wir vorsichtig und sorgfältig jeden einzelnen Schritt überlegen und dass wir keine Alleingänge machen. Diesem Prinzip haben wir uns von Anfang an bis zur jetzigen Zeit verpflichtet gefühlt.

Auch die Ausweitung unserer Unterstützung in finanzieller und humanitärer Hinsicht, aber auch was Waffenlieferungen betrifft, ist immer genau entsprechend dieser Maxime erfolgt. Jetzt ist Deutschland nach den USA das Land, das die meiste Unterstützung in allen Kategorien zur Verfügung stellt. Wir haben es, indem wir es so machen, geschafft, dass die Eskalation, über die ich hier konkret geredet habe, nicht passiert ist. Das ist das Verdienst dieses vorsichtigen Vorgehens.

Meine Hoffnung ist: Weil wir das so gemacht haben, können wir vielleicht auch diejenigen überzeugen, die skeptisch sind, ob wir überhaupt liefern sollen, und diejenigen dabeihaben, die immer ein bisschen mehr wollten als das, was wir gemacht haben. Es kommt schon darauf an, dass man abgewogen, sorgfältig und überlegt handelt und darüber auch das Vertrauen in die Richtigkeit des Handelns gewinnt.

Mein Eindruck ist schon, dass dieses Vertrauen sehr groß ist und dass das dazu geführt hat, dass ein großer Teil der Bürgerinnen und Bürger

den Kurs der Bundesregierung jetzt unterstützt. Er wird ja auch nicht mehr sehr viel infrage gestellt.

Aus dem Publikum wird von hinten gerufen: »Verhandeln, verhandeln, Herr Scholz!« Ich möchte etwas dazu sagen: Verhandeln ist okay. Aber die Frage ist: Wer verhandelt mit wem und worüber? Es ist nicht vernünftig, die Ukraine zu zwingen, den Raubzug, den Putin dort gemacht hat, zu akzeptieren und dass ein Teil des ukrainischen Territoriums einfach Russland wird. Das ist nämlich in Wahrheit der Plan von Präsident Putin. Wer seine schriftlichen Äußerungen und seine Reden verfolgt, der weiß, er hat genau das vor. Er will erneut ein russisches Imperium errichten. Er findet, dass sein Land nicht groß genug ist. Die Ukraine und Belarus sind aus seiner Sicht, wie er immer wieder gesagt hat, Teil von Russland. Das will er mit einem Krieg durchsetzen. Genau das darf nicht gelingen. [...]

Hildebrandt: Ich würde schon gerne auf das zweite Thema kommen, das ich auch angekündigt habe und das, glaube ich, auch sehr viele beschäftigt. Sie sagen auch beim Thema Klima: Wir müssen die Menschen mitnehmen. – Kritiker sagen: Klima ist kein Thema, sondern das ist ein Zustand. Deswegen haben wir, anders als bei anderen Themen, keine Zeit; denn alles, was wir jetzt nicht machen, bedeutet, es wird später heißer, härter und ungerechter. Haben Sie manchmal Angst, dass wir es nicht schaffen, dass wir diese Zeit nicht haben, dass wir nicht schnell genug sind?

Scholz: Ich sehe den Oberbürgermeister der Stadt und war ja selbst einmal Bürgermeister. Deshalb, so finde ich, gehört zu jeder Politik auch immer das Gefühl, praktisch zu handeln. Wir haben uns ganz konkret vorgenommen, dass wir 2045 CO₂-neutral wirtschaften wollen als heute viertgrößte Volkswirtschaft der Welt, als eines der erfolgreichsten Industrieländer. Ein großer Teil unserer Energieverbräuche, unserer fossilen Ressourcen, die wir einsetzen, betrifft gar nicht das Fahren und das Heizen, sondern industrielle Prozesse, die Energieerzeugung und alles, was damit zusammenhängt.

Das in so kurzer Zeit zu schaffen, es sind jetzt noch 22 Jahre bis 2045, ist ein ehrgeiziges Unterfangen. Eine so große industrielle Mobilisierung hat in Deutschland zuletzt Ende des 19. Jahrhunderts mit dem industriellen Aufstieg Deutschlands stattgefunden. Ich glaube, das ist etwas, was uns sehr klar sein muss. Das ist das ehrgeizigste Modernisierungsprogramm, das wir in Deutschland seit vielen Jahrzehnten, wahrscheinlich seit 100 Jahren, verfolgen und muss auch entsprechend ernst genommen werden.

Deshalb bin ich dafür, dass wir uns ganz genau vornehmen, was wir

wollen: Offshore-Windkraftanlagen, Onshore-Windkraftanlagen, Solar-energie, Stromnetzausbau, Elektrolyse – alles das, was wir für die Zukunft brauchen, damit das auch tatsächlich funktioniert. Wir haben jetzt unglaublich viele Gesetze geändert, damit das in dem Tempo geschehen kann, das dazu notwendig ist.

Wir brauchen, um es ganz platt zu sagen, fünf bis sechs Onshore-Windkraftanlagen pro Tag, auch ein paar in Bayern, wenn ich mir erlauben darf, das zu sagen; das wäre ganz schön. Wir brauchen 40 Fußballfelder an Solaranlagen pro Tag. Wir müssen Tausende Kilometer Stromleitungen von Nord nach Süd ziehen. Wir haben schon heute die Situation, dass wir im Norden und Osten Deutschlands bei der Produktion ohne Subventionen Strompreise von 6 oder 7 Cent hätten. Das gilt nicht für ganz Deutschland, weil es nicht gelungen ist, die Stromleitungen in dem notwendigen Tempo von Nord nach Süd und von Ost nach Süd zu bauen. Das muss jetzt mit einer riesigen Beschleunigung nachgeholt werden, und noch ein paar dazu.

Natürlich muss auch im Südwesten der Republik genügend Strom aus erneuerbaren Quellen erzeugt werden. Denn in unserer industriellen Zukunft wird dort, wo heute Kohle, Gas und Öl für das Heizen, für die Betriebsprozesse und für die Mobilität eingesetzt werden, Strom eingesetzt werden, auch das Gas der Zukunft, der Wasserstoff. Das können wir nur mit diesem Tempo und mit dieser Anstrengung zustande bringen.

Hildebrandt: Wir schaffen das?

Scholz: Wir werden es hinkriegen.

Es gibt unglaublich viele persönliche Entscheidungen, wie man sein Leben führen will. Da ist es immer gut, wenn man die Auswirkungen des eigenen Handelns auf die Mitmenschen, den Planeten und die Zukunft der Menschheit mitberücksichtigt. Aber ich glaube, dass wir uns sehr klarmachen müssen: Die entscheidenden Dinge, die wir in Deutschland zustande bringen müssen, sind diejenigen technologischen Innovationen und Modernisierungen, die wir brauchen, weil wir sonst das Weltklima nicht retten können.

Ich sage an dieser Stelle: Die Länder in Asien, die Länder in Afrika und die Länder in Südamerika wollen den gleichen Wohlstand haben, den wir heute haben. Die werden sich nicht mit Zahlungen davon abbringen lassen, genauso viele schöne Häuser und Wohnungen zu haben wie wir, Straßen, Eisenbahnlinien, Krankenhäuser, Universitäten, Schulen, Fabriken, alles das, was dort in den letzten Jahren und Jahrzehnten sogar in großen Dimensionen entstanden ist und was wir bis Mitte des Jahrhunderts noch an vielen Orten erleben werden.

Aber ganz klar ist: Wenn die ganze Welt nur den Lebensstandard

hätte, den wir 1960 oder 1970 hatten, dann wäre sie, wenn wir das so machen, wie wir das in der Vergangenheit gemacht haben, kein lebenswerter Ort. Darum ist unser wichtigster Beitrag als führende Industrienation, als Hochtechnologieland mit ausgezeichneten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und unglaublich viel unternehmerischer Energie, dass wir diejenigen sind, die die Technologien entwickeln, mit denen dieser Wohlstand überall auf der Welt entstehen kann, ohne dass das Klima und die Umwelt dadurch geschädigt werden. [...]

Jonathan Hunger (Anwalt des Publikums): Sehr geehrter Herr Bundeskanzler, wir möchten damit beginnen, dass wir immer wieder etwas zu einem Thema lesen, das jetzt noch nicht behandelt wurde, nämlich Kritik am aktuellen Asylkompromiss der EU. Das Statement ist häufig, dass man den Eindruck hat, dass weiterhin Menschen im Mittelmeer ertrinken, weil die Seenotrettung fehlt, und dass haftähnliche Unterbringungsverhältnisse für Menschen und Familien mit Kindern beschlossen wurden. Wir fragen uns in diesem Zusammenhang, wenn wir die Fragen des Publikums lesen: Was hat das noch mit dem humanitären Versprechen und den Ansprüchen der EU zu tun?

Scholz: Deutschland ist, was wahrscheinlich nicht jeder für sich selbst wahrgenommen hat, eines der Länder mit der höchsten Einwanderung in den letzten Jahrzehnten im Vergleich zu vielen anderen. Etwa 25 Prozent unserer Bevölkerung haben einen Zuwanderungshintergrund, und das auch nur, wenn man so zählt, wie wir Deutschen zählen, nämlich gezählt ab 1950 und nach der Methode, man selbst oder ein Elternteil ist aus einem anderen Land zugewandert. Würden wir so zählen wie die Amerikaner – »Fourth generation Greek-American« oder ähnliches, – wären es wahrscheinlich ganz andere Zahlen.

Daran sieht man: Unser Land braucht Zuwanderung und hat es in den letzten Jahren auch geschafft, sehr ordentlich davon zu profitieren; denn ein großer Teil des wirtschaftlichen Aufschwungs der letzten zehn, zwanzig Jahre ist durch die Freizügigkeit innerhalb der Europäischen Union und durch einen großen Teil der Zuwanderung möglich geworden. Deshalb haben alle Statistiken nicht gestimmt, die uns einiges zu der Sicherheit der Renten und zu der Zukunft des Arbeitsmarktes vorhergesagt haben.

Wir sind heute mehr, nämlich 84 Millionen Einwohner. Wir haben so viele Beschäftigte wie noch nie: 45 Millionen. Wir haben trotzdem einen Mangel an Arbeitskräften auf dem Arbeitsmarkt, weswegen wir für die Zukunft auch weitere Fachkräfte brauchen. Wir machen gerade ein ganz modernes Fachkräfteeinwanderungsgesetz, damit wir in der Lage sind, bis Anfang der 30er Jahre, wenn die ganzen Babyboomer in Rente gehen,

die sechs Millionen Arbeitskräfte zu bekommen, die wir brauchen, damit das mit der Rente, den sozialen Sicherungssystemen und unserem Wohlstand weiterhin klappt.

Gleichzeitig ändern wir etwas, was in Deutschland in den 50er und 60er Jahren schiefgelaufen ist. Wer in der Vergangenheit in die USA ausgewandert ist, der hatte immer ein Ziel: eine Arbeitserlaubnis so schnell wie möglich und die amerikanische Staatsbürgerschaft. Wir hatten ein sehr restriktives Staatsangehörigkeitsrecht, das die Idee verfolgt hat, alle gehen ja wieder, was, wie man gesehen hat, gar nicht der Fall ist. Deshalb müssen wir dafür sorgen, dass es der dringendste Wunsch von Leuten, die nach Deutschland kommen, ist, dass sie, neben der Möglichkeit, arbeiten zu können oder zu studieren, auch sehr schnell das Ziel erreichen, deutsche Staatsbürger zu werden. Diese Modernisierung bringen wir jetzt auch zustande.

Wir haben im letzten Herbst beziehungsweise Winter Gesetze verändert, indem wir denjenigen, die als Asylbewerber hergekommen sind, mit ihrem Anliegen nicht erfolgreich waren, aber trotzdem noch hier und gut integriert sind, mit einem Chancen-Aufenthaltsrecht die Möglichkeit geben, ihre reale Integration in einen besseren Aufenthaltsstatus zu verwandeln, mit Arbeitsmöglichkeiten und anderem, was sie dann für sich realisieren. Das findet gerade statt.

Deutschland ist ein Land, das auch für Flüchtlinge immer offen ist. Wir haben gegenwärtig die allermeisten Flüchtlinge aus der Ukraine aufgenommen. Eine Million sind bei uns registriert. Das ist gegenwärtig die höchste Zahl unter allen europäischen Ländern. Sehr viele Flüchtlinge sind auch von vielen, die hier versammelt sind, zu Hause aufgenommen worden. Es hat eine große Solidarität in Deutschland gegeben. Wir haben zusätzlich zu dieser einen Million noch etwa 240.000 Asylantragsteller im letzten Jahr in Deutschland gehabt. Viele Bürgermeisterinnen und Bürgermeister sagen: Das wird jetzt sehr schwer. Trotzdem organisieren wir die notwendige Solidarität.

Aber es muss ganz klar sein: Von diesen Asylantragstellerinnen und Antragstellern, von den Geflüchteten kann bleiben, wer dazu gute Gründe hat. Deshalb brauchen wir Verfahren, die schnell, zügig und effizient sind. Deshalb brauchen wir eine 100-prozentige Digitalisierung der Ausländerbehörden und genügend Verwaltungsgerichte, damit die Verfahren, wenn man klagt, nicht länger als sechs Monate dauern, was nicht überall in Deutschland der Fall ist.

Wir müssen auch dafür sorgen, dass in Europa Solidarität herrscht; denn die Krux ist doch: Wir haben ein Europa mit 450 Millionen Einwohnern. Deutschland ist ein Land ohne Außengrenze. Trotzdem waren 2022 die meisten Asylantragsteller in Deutschland. 80 Prozent von denjenigen, die das gemacht haben, waren vorher nicht registriert, sind also in

anderen Ländern Europas gewesen, ohne dass sie dort registriert, festgestellt worden sind und einen Antrag gestellt haben.

Ich habe beim Europäischen Rat schon den Witz gemacht: Deutschland muss einen großen Strand am Mittelmeer haben; denn tatsächlich kommen mehr Flüchtlinge, die über das Mittelmeer nach Europa kommen, in Deutschland an als im Einzelnen in den Mittelmeeranrainerländern. Das ist ein Hinweis darauf, dass wir es endlich hinkriegen müssen, ein solidarischeres System, ein solidarisches Vorgehen in Europa zu etablieren.

Als die Flüchtlinge einst über Spanien, Portugal, Malta, Griechenland und Italien kamen, haben viele Länder, auch Deutschland, vor vielen Jahren gesagt: Das ist euer Problem. – Als dann die Flüchtlinge über die Balkanroute nach Deutschland, Österreich, Skandinavien und in die Niederlande kamen, haben andere gesagt: Das ist euer Problem. – Im Rahmen der russischen Versuche, Flüchtlinge über Moskau in Richtung Europa zu leiten, über Polen und das Baltikum, haben auch noch manche gesagt: Das ist euer Problem.

Ich finde, wir müssen dieses Mit-dem-Finger-auf-andere-Zeigen und Sich-unzuständig-Fühlen aufheben. Deshalb ist die Verabredung, dass wir einen Solidaritätsmechanismus etablieren, indem wir, aber auch die Niederländer, Skandinavien und andere, Flüchtlinge, die in Italien angekommen sind, übernehmen, dafür aber dort alle registriert werden und die Verfahren, die schnell durchgeführt werden können, auch vor Ort durchgeführt werden. Ich finde, das ist der Mechanismus, um den es geht. Es geht um Solidarität. Aus meiner Sicht beinhaltet die Solidarität unter den Staaten auch die gemeinsame Verantwortung für ein faireres Asylsystem als das heutige, das nicht gut ist für diejenigen, die die Fluchtrouten wählen, weil das für sie nicht gut endet und nicht gut ist für alle Länder, die daran beteiligt sind.

Hildebrandt: Sie haben einmal gesagt: Auch in mir wohnen ein Gesinnungsethiker und ein Verantwortungsethiker. Die reden den ganzen Tag miteinander, 24 Stunden. Was sagt denn, bezogen auf dieses Thema, der Gesinnungsethiker in Ihnen? Lassen Sie bitte an dieser Stelle vielleicht noch einmal den »Real Scholz« heraus.

Scholz: Der Gesinnungsethiker stellt sich jeden Tag die Frage: Was schulden wir als Menschen einander? Das ist eine tief philosophische und auch religiöse Frage, die wir uns jeden Tag beantworten müssen. Die Antwort ist aber mit der Frage nicht gegeben, das muss man dazu sagen, sondern wir müssen dann das tun, was wir richtigerweise tun können. Dazu gehört selbstverständlich der Schutz des Asylrechts für diejenigen, die vor politischer Verfolgung, vor anderer Verfolgung fliehen müssen,

die Sicherheit suchen, weil sie dort, woher sie kommen, nicht sicher leben können. Das werden und müssen wir gewährleisten. Das sagt mir der Gesinnungsethiker. Die Frage, die aber auch beantwortet werden muss, ist, was wir als Menschen einander schulden.

Verantwortungsethisch ist aber klar, dass wir nicht alles machen können und dass wir Regeln brauchen, nach denen wir vorgehen. Zu diesen Regeln gehört selbstverständlich, dass wir Verfahren etablieren, in denen wir prüfen: Kann jemand bleiben, weil er Schutzgründe hat, oder nicht? Jemandem, der diese Schutzgründe nicht vorbringen kann, müssen wir auch sagen: Du musst wieder zurückgehen. Das ist etwas, was wir fertigbringen müssen, um das Asylrecht zu schützen.

Melek Henze (Anwältin des Publikums): Herr Bundeskanzler, die AfD scheint in unsicheren Zeiten einfache Antworten auf ganz komplexe Fragen zu liefern. Damit hat sie ihre Werte seit der letzten Bundestagswahl fast verdoppelt. Wo sehen Sie da Ihren eigenen Anteil, und was muss getan werden, um diesen gefährlichen Trend zu stoppen?

Scholz: Die AfD ist eine Partei, die falsche Behauptungen aufbringt: »Früher war alles besser«, und die gleichzeitig schlechte Laune mit den Umständen, unter denen wir leben, am Leben erhält und von ihr lebt. Sie stellt den Zusammenhalt und die Tatsache, dass alle mit ihrer Unterschiedlichkeit in der gemeinsamen Welt gut zurechtkommen müssen, in Frage.

So etwas gelingt nur, wenn zwei Dinge nicht gewährleistet sind. Um diese ringen wir gerade. Das eine ist: Die Zukunft ist nicht sicher in dem Sinne, dass die Bürgerinnen und Bürger das Gefühl haben, sie sind in der Welt von morgen dabei. Ob man nun im Lebensmittelsupermarkt als Verkäuferin arbeitet, bei Amazon im Lager, ob man in einer Fabrik tätig ist, ob man Hochschullehrerin oder Handwerker ist; alles das sind Lebenssituationen, aus denen heraus sich Menschen die Frage stellen: Wie wird das für mich, für meinesgleichen in zehn, zwanzig und dreißig Jahren sein?

Ganz offensichtlich leben wir in einer Zeit großer Umbrüche. Über ein paar haben wir schon gesprochen. Die Frage, ob das gut ausgeht, bewegt viele Bürgerinnen und Bürger. Darum plädiere ich dafür, dass wir das, was wir jetzt machen, wenn wir zum Beispiel über Klimawandel und die Frage reden, wie wir ihn aufhalten, als eine gute Geschichte für die Zukunft verstehen, als Verbesserung unserer Lebensverhältnisse, dass wir auch allen sagen können: Es gibt für dich und für euch in dieser Welt gute Arbeitsplätze, eine gute Zukunft und ein glückliches Leben.

Das gilt auch, wenn wir die Veränderungen der Welt betrachten; denn gerade passiert ja das, wonach wir alle uns immer gewünscht haben: dass es

einen großen wirtschaftlichen Aufschwung im Globalen Süden gibt. Viele Länder werden wichtig und mächtig werden. Indonesien, das neulich bei der Hannover Messe war, hat 240 Millionen Einwohner. Nigeria wird irgendwann 500 Millionen Einwohner haben. Wenn man das alles im Kopf hat, denken natürlich manche: Ist in der Welt für das, was ich mache, noch ein Platz? Wird in Deutschland noch Arbeit vorhanden sein? Wird das gut bezahlt sein?

Wenn wir eine Zukunftsvorstellung haben, an die man glauben kann, wie das wirtschaftlich und technologisch funktioniert, auch im Hinblick auf den Klimawandel, dass wir als Volkswirtschaft vielleicht nicht absolut an den Stellen stehen, an denen wir heute stehen, aber dass wir pro Kopf vorne dabei sind, wenn wir das gewährleisten können, dann, glaube ich, ist die Chance für solche Parteien kleiner.

Der zweite Teil, der mir ganz wichtig ist, ist: Wir müssen dafür Sorge tragen, dass die Gesellschaft zusammenhält und dass Respekt herrscht. Dieser Respekt bedeutet im Übrigen auch, dass wir uns in unserer Unterschiedlichkeit mögen, dass es den Städtern nicht so vorkommt, als könne man in ländlichen Regionen nicht gut leben, dass wir es nicht doof finden, wenn Leute danach streben, ein Einfamilienhaus zu haben, um das sie herumgehen können. Es gibt unterschiedliche Familienkonzepte und Zusammenlebenskonzepte, wobei ich ausdrücklich sage: Das gilt in jeder Hinsicht. Das gilt in die eine wie in die andere Richtung. Das Ressentiment sollte uns nicht begleiten.

Das Beste ist, um auch das klar zu sagen, weil jetzt immer so starkgemacht wird, wie wir sprechen, wenn wir auch da mehr Gelassenheit haben. Ich spreche immer von Frauen und Männern. Andere sprechen von Arbeiter:innen. Dann begegnet mir eine Bauunternehmerin in Cottbus und sagt: Ich bin Maurer. – Ich finde, wir alle passen perfekt zusammen.

Hildebrandt: Ich darf Sie in der von Herrn de Maizière versprochenen und auch eingeforderten freundlichen, aber hartnäckigen Weise daran erinnern, dass die Frage war: Was ist Ihr Anteil daran?

Scholz: Die Antwort darauf ist ganz klar: Wir tragen dazu bei, dass es eine Alternative gibt zu der Hinwendung von Leuten zu rechtspopulistischen Parteien, weil sie nicht an die Zukunft, den Zusammenhalt und den Respekt unserer Gesellschaft glauben. Deshalb haben wir ganz konkret schon in dieser Legislaturperiode den Mindestlohn auf zwölf Euro erhöht. Wir haben dafür gesorgt, dass diejenigen, die wenig verdienen, nämlich nur zu Mindestlohnbedingungen arbeiten, bis zu 50 Euro pro Monat weniger Sozialversicherungsbeiträge zahlen müssen. Wir haben das Wohngeld und ganz massiv das Kindergeld für das erste, zweite und dritte Kind erhöht und haben einen Kinderzuschuss. Wir sorgen

dafür, dass es insgesamt mit den Löhnen vorankommt. Wir haben vieles getan, damit Zusammenhalt und Respekt unsere Gesellschaft begleiten können.

Deshalb sage ich: Wer glaubt, dass das einfach so passiert und dass man das auf das eine oder andere Ereignis zurückführen kann, der irrt sich. Der soll sich einmal umgucken. Ich habe mich schon lange umgesehen: in Norwegen. Das ist ein Land, bei dem viele fragen würden: Gibt es dort überhaupt Probleme? Die haben unglaublicherweise auch keine Staatschulden und einen riesigen Staatsfonds aus den Öl- und Gasverkäufen aufgebaut. Das ist ein super Sozialstaat. Dort gibt es seit 40 Jahren eine rechtspopulistische Partei. Auch in Dänemark gibt es die schon so lange, jetzt in Schweden und Finnland. Das sind vier Länder, von denen der Rest der Welt sagen würde: Das ist ein Paradies. Gibt es dort überhaupt Probleme? Die Niederlande, Österreich, Deutschland, überall.

Deshalb sage ich: In den entwickelten Ländern des Westens, in Westeuropa, in Nordamerika wird es uns nur gelingen, gegen Trumpismus, Brexiteers und rechten Populismus in Europa vorzugehen, wenn wir Zukunft, Respekt und Zusammenhalt zu unserem Thema machen.

Rassismus und postkoloniales Erbe in der Kirche

Respektvoll in Bewegung kommen

Gespräch¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Saal Brüssel

Austen Peter Brandt / Fagbola Adewole Austen-Peters, Pfarrer i. R.,
Anti-Rassismus-Trainer, Duisburg

Prof. Dr. Lorenz Narku Laing, Rassismusforscher, Gründer Vielfalts-
projekte, Essen

Dr. Fidon Mwombeki, Generalsekretär Gesamtafrikanische Konferenz
der Kirchen, Nairobi/Kenia

Prof. Dr. Bénédicte Savoy, Kunsthistorikerin, Berlin

Sarah Vecera, Koordinatorin Global Education, Schwerpunkt Rassismus
und Kirche Vereinte Ev. Mission, Essen

Moderation:

Hadija Haruna-Oelker, Journalistin und Moderatorin, Frankfurt/Main

Hadija Haruna-Oelker: Sarah Vecera ist Theologin, Religionspädagogin, Prädikantin und Referentin im Internationalen Bildungsteam der Vereinten Evangelischen Mission mit dem Schwerpunkt Rassismus und Kirche. Sie ist Autorin des Buches *Wie ist Jesus weiß geworden* und sie hostet den Podcast *Stachel und Herz – Unser Traum von Kirche*. Außerdem ist sie Teil des Präsidiums des Deutschen Evangelischen Kirchentages. Ihre Motivation, sich zu engagieren, liegt in ihrer Biografie und der Tatsache, dass sie in einer weiß dominierten Kirche aufgewachsen ist. Sie spricht aus Schwarzer, diasporischer Perspektive, das heißt in ihrem Fall: als eine in Deutschland geborene und aufgewachsene Schwarze Frau mit einem *weißen* und einem Schwarzen² Elternteil. Sie hat einmal gesagt, in einer Migrationsgesellschaft, in der Kirche an Relevanz verliert, braucht es ein diversitätsbewusstes Verständnis. Sie versteht Antirassismus als seelsorgerische Aufgabe, und das möchte sie vermitteln. Und meine erste Frage

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

² Um zu verdeutlichen, dass es sich im Kontext der Diskussion bei »schwarz« und »weiß« nicht um tatsächliche Hautfarben oder gar biologische Eigenschaften handelt, sondern vielmehr um politische und soziale Konstrukte, die einer rassistischen Gesellschaftsordnung entstammen, schreiben wir in diesem Text Schwarz groß und *weiß* kursiv.

an dich ist: Ist Rassismus in der Kirche ein strukturelles, emotionales und/oder ein theologisches Problem?

Sarah Vecera: Vielen Dank Hadija. Ich würde sagen, es ist alles drei.

Es ist strukturell – das zeigt sich, wenn wir uns umschauen und die Vielfalt in dieser Gesellschaft betrachten. Wenn wir durch die Innenstadt gehen, und zwar nicht nur im Ruhrgebiet, sondern überall, und wenn wir am Sonntagmorgen in die Kirche gehen, sehen wir den Unterschied ziemlich deutlich. Ich bin sehr froh, dass in dieser Halle heute viele BPOC³-Geschwister unter uns sind, dass Vielfalt repräsentiert wird, weit-aus mehr als in vielen kirchlichen Gremien und Strukturen. Aber genau das ist das Problem, dass wir diese Vielfalt aus der Gesellschaft in der Kirche nicht repräsentiert finden, obwohl sich Kirche auch als Volkskirche bezeichnet. Wir wollen Gesellschaft darstellen, abbilden – das tun wir auch aus unserem Glauben heraus, das ist theologisch fundiert, da orientieren wir uns an Jesus selbst, der alle Menschen mitnehmen wollte, oder Paulus, der die ersten Gemeinden auch als vielfältig dargestellt hat und um Einheit gerungen hat. Aber diese Vielfalt ist nicht da. Um es kurz schon mal anzuschneiden: Das hat damit zu tun, dass wir als Kirche vor allem retten und helfen wollen. Niemand möchte nur die Person sein, die gerettet wird. Schwarz sind die, denen wir helfen wollen, und *weiß* sind die Helfenden – dieses Narrativ hat seinen Ursprung im Kolonialismus. Das sind Strukturen, die sich fortführen bis heute.

Das zeigt sich natürlich auch im Theologischen, denn Theologie ist nicht nur geprägt von kolonialem Denken, sondern die theologische Wissenschaft war proaktiv und maßgeblich an der Entstehung des ideologischen, rassistischen Rassenkonstrukts beteiligt. Sie trägt es in sich.

Und emotional? Ja, das ist es auch, denn all das, was ich jetzt gesagt habe, gerade die Prägung aus der Kolonialzeit in der Kirche in unseren Glauben, das prägt uns ja alle emotional, nicht nur mich. Die Leute sagen immer, das sei mein Thema. Das ist unser aller Thema! Wir haben alle in der Kirche gedacht, es reicht nicht-rassistisch zu sein, während wir alle strukturell rassistisch geprägt wurden von klein auf und es nicht merken. Das merken wir auch bei privaten Gesprächen in- und außerhalb von Kirche. Es sind emotionale Gespräche, deswegen können wir das nicht ganz ausklammern. Es reicht daher nicht nicht-rassistisch zu sein, weil wir es doch sind. Wir müssen antirassistisch sein und dem proaktiv was entgegensetzen. Deswegen ist es alles drei.

³ BPOC: Black und People of Color ist eine Selbstbezeichnung all derer, die negativ durch Rassismus benachteiligt sind.

Haruna-Oelker: Austen Peter Brandt arbeitete ab 1983 bis zu seiner Rente als Pfarrer in Duisburg-Walsum. Er ist Gründer des antirassistischen Vereins *Phoenix*, der seit 30 Jahren mit einem wachsenden Team von rassistismus-betroffenen und nicht-betroffenen Menschen sensibilisiert, um der Negativität des Rassismus positive Strategien entgegenzusetzen. Für seine menschenverbindende und spirituelle Arbeit im Sinne der afrikanischen Philosophie des Ubuntu erhielt er 2010 den Aachener Friedenspreis und 2011 das Bundesverdienstkreuz. Austen möchte Räume eröffnen, in denen nichts gefordert, aber viel ermöglicht wird. Auch er spricht aus diasporischer Perspektive, wuchs als Kind eines nigerianischen Vaters und einer *weißen* deutschen Mutter ab seinem dritten Lebensjahr in Essen auf. Sein Leben als Pfarrer ist geprägt von politischer Arbeit. Er ist Mitbegründer der *Initiative Schwarze Menschen in Deutschland*. Meine Frage an dich: Wo sind die Ursachen für das Thema Rassismus explizit in der Kirche? Warum wurde so lange nicht gehandelt, wo liegt die Blockade?

Austen Peter Brandt: Erstmal: Wie schön, dass Ihr, dass Sie da sind. Das gibt einfach viel Mut. Ich glaube, gerade Menschen wie Sie, wie Ihr sind auch die, die das Thema Rassismus in der Kirche weiter nach vorne bringen können. Die Blockade liegt bei denen, die in den letzten 50 Jahren die Macht hatten, Themen in die Kirche hineinzubringen oder Themen zu blockieren. 1970 gab es in unserer Kirche eine enorm intensive Diskussion über Sonderfonds zur Bekämpfung des Rassismus. Da sind ganz wesentliche Aufsätze geschrieben worden. Damals habe ich wahrgenommen, wie sehr sich die Gemeinden weigerten, das Thema Rassismus anzunehmen. Ich hatte das Gefühl, dass die Kirchenleitungen irgendwann gesagt haben: Am besten weg mit dem Thema. Es wurde nach und nach wirklich aus dem Gemeindeleben verbannt. Damit wurden und werden Gemeindeglieder einfach alleine gelassen, die auch als *weiße* Menschen genauso vom Rassismus betroffen sind wie ich. Ich hatte als Schwarze Person die Wahnsinnschance, vom Kindesalter an tagtäglich zu erfahren, wie stark Rassismus in Deutschland ist. Seit meinem fünften Lebensjahr vergeht eigentlich kein Tag, an dem ich nicht Überlebensstrategien entwickeln muss. Gleichaltrige *weiße* Menschen, die diese Chance nicht hatten, sondern in dem Bewusstsein aufgewachsen sind: Wir sind die Normalität – die brauchen enorm viel Begleitung, Seelsorge, Coaching. Und da sind sie von unserer Kirche allein gelassen worden. Das macht mich bis heute sehr traurig, weil ich in den Trainings erlebe, wie groß die Bereitschaft von Menschen ist, sich diesem Thema zu öffnen. Das hat enorm befreiende Wirkungen. Manchmal sage ich, nicht nur ironisch, sondern ernst gemeint: Ich bin jetzt 70 Jahre alt, mir geht es so gut, weil ich mich seit 40 Jahren mit Rassismus beschäftige, und zwar

bewusst; weil ich ganz viele tolle Menschen treffe, weil ich Mut bekomme. Nehmen wir die Beschäftigung mit Rassismus aus dieser tiefend ernsten, betroffenen Ebene hinaus, indem wir uns treffen und begegnen. Wir sprechen über traurige Dinge, aber die Art und Weise, wie wir sprechen, die kann uns glücklich machen.

Haruna-Oelker: Fidon Mwombeki ist Generalsekretär der *Gesamtafrikanischen Konferenz der Kirchen*. Vorher lebte er elf Jahre in Wuppertal und war als Generalsekretär der *Vereinten Evangelischen Mission* tätig. Er hat es als Schwarzer Pfarrer in diesem Kirchensystem in der Hierarchie weit nach oben gebracht. Aber er bringt auch das Aufwachsen in Tansania als Erfahrung mit, ein Land, das einmal eine deutsche Kolonie war. In einem Text hast du einmal geschrieben, dass du zu deiner Zeit in Deutschland immer wieder nach den Verbindungen zwischen Mission und Kolonialismus gefragt wurdest. Ich frage dich auch. Was antwortest du?

Fidon Mwombeki: I have been thinking about the question of colonialism and mission over time. But with my experience, first in Tanzania, as a leader of a church and as General Secretary of the *United Evangelical Mission*, I had an opportunity to visit all members of the *United Evangelical Mission in Africa*, in Asia and in Europe, in Germany. And I can say that it is sometimes disappointing to see that the people who should have been complaining about colonialism and segregation are not blaming missionaries. The Germans who sent missionaries are more critical of the mission work than the people who are there. And those who are descendants of the recipients of mission, they always asked: Does it make you feel good to tell me you dominated me? Why don't you just accept that there was time for reconciliation and forgiveness, for accepting all the bad things that were done, including by missionaries? Do not think that these people are stupid when they take care of the graves of their missionaries, when they preserve the history, when they never broke links with mission. It's because they know these were messengers of the Gospel. And the Gospel is not European! I heard Europeans say: Oh, we should have kept our Christianity, not go disturb these cultures. The question is: When was Christianity European? Europe was just a »Zwischenstopp«, the Gospel didn't come from Europe. It was just a transit time. The church grew more and faster *after* the missionaries left. Therefore, while there was a connection between mission and colonialism and they took place at the same time, they were not the same.

Of course, there is racism and it is a social problem and it can also be found in the church. But then I was here and I saw how respected I was just being called to be General Secretary of a German-based mission organisation for eleven years, where my voice was heard, where every time

they wanted to talk about Africa, they would ask me and take me seriously. Therefore, I fail to see how to criticise the church. The church here is making a lot of effort in a problem which exists everywhere, not only in Africa, not only in Europe. Even where we were not colonised like China, we face the same racism. It is a more complex issue which we must tackle as churches, as communities. But what I will always do is to defend the work of missions.

Haruna-Oelker: Narku Laing ist Professor für Sozialwissenschaften und Rassismusforschung an der Evangelischen Hochschule Bochum, außerdem Gründer und Geschäftsführer von *Vielfaltsprojekte*. Er ist mit der Kirche eng verbunden, kommt aus einer protestantischen Traditionsfamilie, in der er die volle evangelische Vielfalt erlebt hat. Auch er ist ein Kind der Diaspora – in Deutschland geboren, mit zwei Schwarzen Elternteilen aufgewachsen. Er fragt, warum gläubige Protestant:innen schon immer Teil von Revolutionsbewegungen waren und gleichzeitig an der Ausbeutung und Unterdrückung, wie dem Kolonialismus, beteiligt gewesen sein konnten. Deshalb auch die Frage: Wie siehst du denn den Umgang mit Kirche und Gemeinde – genau in dieser Gleichzeitigkeit? Und was für ein Bildungsziel nimmst du als deine Aufgabe mit?

Lorenz Narku Laing: Ich sehe dieses Spannungsverhältnis, diesen Widerspruch, die Ambivalenz. In einer repräsentativen Studie haben mehr als 30 Prozent der protestantischen Christinnen und Christen der Aussage zugestimmt, Musliminnen und Muslime neigen zu Kriminalität. Wir leben in einer Kirche, in der ich immer wieder erlebe, dass ich selbst anders behandelt werde. Ich gebe es zu: Auf dem Kirchentag, auf dem ich so viel Herzlichkeit, Nähe und Miteinander entdeckt habe, gehen die meisten Leute erst mal davon aus, dass der Schwarze Mann sicherlich aus Afrika kommt. Die Leute sprachen Englisch mit mir. Als ich am Eingang ankam, wurde ich zu einem internationalen Zentrum geschickt, wo die internationalen Gäste sich orientieren können, obwohl ich an der Rezeption flüssig Deutsch sprach. Diese Menschen meinen das nicht böse. Die meinen das nicht abwertend. Sie wollen helfen. Aber es zeugt davon, dass wir in einer Kirche sind, in der wir Internationalismus verstanden haben. Wir sind bereit, mit Brüdern und Schwestern, Geschwistern aus der ganzen Welt Gottesdienst zu feiern. Wir haben aber noch nicht Multikulturalismus verstanden. So haben viele Menschen in der Kirche mehr Kontakt mit Christen auf einem anderen Kontinent als mit Christen, die in einer anderen Sprache in einer Nachbargemeinde fünf Kilometer weit weg feiern.

Daran arbeite ich und dagegen will ich etwas tun. Wir sind eine Kirche, die eindrücklich gegen Rassismus kämpft. Wir finanzieren Flüchtlingsboote. Wir haben die erste Professur für Rassismusforschung in

Deutschland gehabt. Wir setzen uns für die Rechte von geflüchteten Menschen ein und kämpfen dafür, dass sie versorgt werden, dass sie nicht hungern. Und gleichzeitig beteiligen wir uns am Rassismus und an der Ungleichheit in der Welt, indem wir leise sind und nichts sagen, es nicht aussprechen, akzeptieren, dass unser ganzer Wohlstand und Reichtum durch die Ausbeutung von nicht-weißen Menschen in anderen Teilen der Welt hergestellt wird, vom Computerchip über die Kobaltminen im Kongo bis hin zu der billigen Kleidungsproduktion in Bangladesch. Wir sind in einer Kirche, in der wir wissen, dass es Missionare gab, die sich an Strafexpeditionen beteiligten, die sich daran beteiligten, dass nicht-weiße Menschen getötet wurden. Und es gab protestantische Pfarrer, die Sklavenschiffe gesegnet haben. Es ist wichtig zu verstehen, dass unser Christentum nicht automatisch in eine Richtung zeigt, und dass wir nicht selbstverständlich antirassistisch sind, weil wir Christen sind. Das können wir überall in der Welt sehen, denn es waren Christen in Südafrika und es waren Christen in den USA, es waren Christen im Kolonialismus, die nicht-weiße Menschen unterdrückten. Ich sage immer, die diverse Gesellschaft, die kommt von selbst, die diskriminierungsfreie Gesellschaft, die diskriminierungsfreie Kirche, die werden wir uns sehr hart erarbeiten müssen. Und da bin ich gerne dabei. Das macht Spaß. [...]

Haruna-Oelker: Blicken wir nun einmal zurück. Ich erinnere daran, dass die Evangelische Kirche in Deutschland einen Anfang dahingehend gemacht hat, dass sie 2017 erklärte, dass auch das Handeln ihrer Missionare den Boden bereitet habe für den Genozid an Herero und Nama Anfang des 20. Jahrhunderts. Ich zitiere: »Zwar haben die nach Südwestafrika entsandten deutschen evangelischen Pfarrer nicht selbst direkt zu den Massentötungen aufgerufen, dennoch prägte ein tiefsitzender Rassismus [...] ihr Denken und vergiftete ihr Handeln. Das ist eine große Schuld und durch nichts zu rechtfertigen.«⁴

Frau Savoy, in dieser Woche ist von Ihnen und Albert Gouaffo von der Universität in Dschang in Kamerun, auch eine ehemalige deutsche Kolonie, der *Atlas der Abwesenheit*⁵ herausgekommen. Ich fasse zusammen: Über 40.000 Objekte aus Kamerun werden in öffentlichen Museen Deutschlands aufbewahrt. Das ist der größte Bestand weltweit, und zwar

⁴ Evangelische Kirche in Deutschland (EKD): »Vergib uns unsere Schuld« (Matthäus 6, 12). EKD-Erklärung zum Völkermord im früheren Deutsch-Südwestafrika, 24. April 2017; https://www.ekd.de/ekd_de/ds_doc/erklaerung_voelkermord_deutschsuedwestafrika.pdf [zuletzt gesehen am 31. 10. 2023].

⁵ Albert Gouaffo, Bénédicte Savoy et al.: *Atlas der Abwesenheit*. Kameruns Kulturerbe in Deutschland, Berlin 2023.

unpubliziert und unsichtbar verstaut in Lagerräumen. Auch in Kamerun ist die Erinnerung an diese Geschichte erloschen. Wie könnte es auch anders sein? In diesem Atlas zeichnen Sie diese unsichtbare Präsenz nach. Sie erzählen unerzählte Geschichte. Was sind die wichtigsten Erkenntnisse?

Bénédicte Savoy: Das ist diese sehr, sehr starke Komplizenschaft zwischen Kirche, Militär und Museen. Wir denken immer, in Museen sind schöne Sachen und wir fragen uns nie, wie sie denn eigentlich dorthin gekommen sind. Die Museen möchten, dass man glaubt, sie sind irgendwann mit einer Drohne reingekommen und wir dürfen sie jetzt bewundern. Sie sind gut beleuchtet, sie werden gut gepflegt etc. Und ja: die, die beleuchtet sind, sind gut beleuchtet, die, die zu sehen sind, sind gut gepflegt. Aber die große, große Masse ist absolut nicht zu sehen. Wir haben sie hier zehn, zwanzig Kilometer von uns entfernt und wir sehen sie nicht. Aber ich möchte etwas anderes erzählen: Dieses ganze Projekt haben wir mit den Kollegen auf Deutsch geführt, also haben wir auf Deutsch geschrieben. Ich bin ja Französin. Und wir haben nach einem Jahr Arbeit gemerkt: Oh Gott, alle unsere Sätze beginnen mit einem deutschen Subjekt: Jesko von Puttkamer, Hauptmann der Schutztruppe. Dann gibt es ein Verb, meistens aktiv: kam, traf, betrat, nahm. Und dann gibt es ein Objekt und das war fast immer ein Individuum oder ein Ding aus Kamerun. Das haben wir plötzlich gemerkt. Und wir haben uns gedacht: Komm, wir versuchen überall, wo es geht in diesem Buch, die Struktur, die Syntax zu ändern. Wir nehmen das Objekt und machen das zum Subjekt. Damit die Agency, der Widerstand, das, was die Afrikaner gegen diese ganze Missionsarbeit oder Militärgewalt gemacht haben, sichtbar und hörbar wird. Das Ergebnis war bei mir konkret, dass ich meine deutsche Sprache für eine Woche verloren habe. Ich habe alle Silben in jedem Wort umgedreht.

Wir können gar nichts dafür, dass wir kolonial oder eurozentrisch denken, weil unsere Sprache mit diesen Tempi, mit dieser Syntax etc. so funktioniert. Ich musste mich selbst dekolonisieren (so gut es geht) – und das hieß, mich komplett zu verlieren, zum Beispiel eben meine angeeignete deutsche Sprache. Worauf ich hinaus will, ist ein Plädoyer dafür, sich erschüttern zu lassen, sich zu trauen, einen schwierigen Prozess mit sich selbst, Kolleginnen und Kollegen zu durchlaufen, die aus diesen anderen Zusammenhängen kommen, und die eigene »angeborene« Perspektive irgendwann vollständig und brutal aufzugeben. Und das macht die Beschäftigung mit Geschichte in meinem Fall.

Haruna-Oelker: Ich möchte den Ball mit dem, was du gerade gesagt hast, zu Fidon rüberspielen. Du berichtest von einer europäisch-afrikanischen

Zusammenarbeit, die eine partnerschaftliche Zusammenarbeit ist. Fidon, du hattest das Argument sehr stark gemacht, die Agency zu sehen, also Afrikaner:innen, christliche Afrikaner:innen, nicht als Opfer zu sehen. Was würdest du sagen im Kontext von Zusammenarbeit, der Diaspora, der kritischen Perspektive auf Kirche hierzulande, zusammen mit den Gemeinden auf dem Kontinent: Was könnte da ein Gemeinsames sein? Hast du Visionen, Ideen?

Mwombeki: Just last year, when there was the General Assembly of the *World Council of Churches (WCC)* in Karlsruhe, there was a proposal from the African Diaspora to have a special German or European Africa day where Europe should confess and repent of the sin of colonialism. The *All Africa Conference of Churches* executive committee rejected the idea. They said, we know all the problems of colonialism. We know the problems of slave trade, which happened even before that. We know all that. But then they said that after more than 60 years of independence, we do not want to continue blaming every problem of Africa on the history on colonialism and slavery. We want a more positive outlook on Africa. We want to be seen as a vibrant continent, a growing continent, an independent continent which must decide its own fate. We want a perspective where if we go into partnership, we tackle all the problems as equals. We are here, we have racism, let's tackle it. We have poverty in Africa, let's address it. There is a problem in the economic structure of the world, let's address that. We think that's a better basis of partnership than this victim-perpetrator-perspective.

Haruna-Oelker: Man könnte jetzt sagen, es ist also die Art und Weise der Aufarbeitung. Man könnte auch sagen, dass es unterschiedliche Perspektiven interkontinental darauf gibt. Und damit an dich, Sarah, zur diasporischen Perspektive. Wir kommen nach Deutschland, denn die Ambivalenz oder die Heterogenität, die Unterschiede unter Schwarzen Menschen sind sichtbar geworden. Was für Tendenzen lassen sich, obwohl es den Wunsch nach Augenhöhe gibt, heute noch beobachten?

Vecera: Die Kontinuitäten sind nicht so offensichtlich. Wir sprechen natürlich nicht mehr von den »Primitiven« in Anführungsstrichen. Und wir wissen auch alle, dass es keine biologischen Menschenrassen gibt. Aber da ist so ein universaler Wahrheitsanspruch. Ich bin so groß geworden in der Kirche, dass wir doch das Gefühl haben, wir sind ein bisschen besser als die da draußen. Und das birgt eine Gefahr in sich. Denn das verspricht mir als marginalisierte Person: Dieser Ort ist ein bisschen sicherer als alle anderen Räume da draußen. Und dann erfahre ich Schmerz und erfahre Verletzungen. Und dann frage ich mich selbst: Das kann ja gar

nicht sein, weil wir uns doch alle lieb haben und doch gut zueinander sein sollten, allein aus unserem Glauben heraus. Und dann traue ich mich nicht, das anzusprechen, aus Angst man könne mir nicht glauben.

Wir hatten jetzt drei Veranstaltungen auf dem Kirchentag zum Thema: Ist Kirche ein Safer Space? Die waren rappellvoll, weil das eine Frage ist, die viele Menschen bewegt, weil es viele Menschen gibt – und nicht nur Schwarze Menschen, sondern auch queere und behinderte Menschen z. B. –, denen wir versprochen haben: Kirche ist ein sicherer Ort. Und die erfahren haben: Das ist ja gar nicht so. Da ist ein Anliegen. Und genau darüber müssen wir miteinander sprechen, denn es hängt miteinander zusammen. Diese Allmachtsgedanken, die wir auch als Christ: innen in uns tragen, dieser Anspruch: Wir wissen es besser, wir sind aufgeklärter, wir sind wissenschaftlicher, und so weiter. Wir sollten da viel mehr hingucken. Wie können wir uns so seelsorgerlich in den Blick nehmen, dass wir das auch hinterfragen können, ohne mit Schuldzuweisung zu argumentieren?

Brandt: Ich finde das sehr gut, was du gesagt hast, Sarah. Ich finde das Thema Schuld schwierig. Ich glaube, der siebte Satz, den Kinder sprechen können, ist: Ich bin nicht schuld. Ich glaube, je weniger wir uns mit Schuld belasten, desto mehr können wir Freiheit spüren. Eines meiner Privilegien ist ja, dass ich vom fünften Lebensjahr an Tag für Tag *weiße* Menschen einfach liebevoll beobachten kann. Ich habe mir immer gedacht: Warum sind die so, wie die sind? Ich denke da auch an Menschen, die mich wirklich geliebt haben während meiner Kindheit in Essen. Und dann riefen Kinder das N-Wort hinter mir her. Dann sagten meine Freunde: Hört doch auf, den Austen N. zu nennen. Der kann ja nichts dafür, dass er so ist.

Das sind Melodien, die bis heute nicht aufgelöst sind. Ich habe mir immer wieder überlegt, woran das liegt, dass die Menschen Ängste haben. Aber das Rassismus-Wort durfte ich bis ungefähr 2000 in der Kirche nicht sagen. Na, das gibt es nicht, Herr Brandt. Wir haben vielleicht Fremdenfeindlichkeit, Xenophobie, Ausländerfeindlichkeit. Ich habe überlegt, was diese intelligenten Menschen dazu bringt, nicht das zu sehen, was ist. Und irgendwann habe ich begriffen, dass *weiße* Menschen – das ist jetzt ein bisschen psychologisch – eigentlich transgenerationale Schmerzen in sich tragen. Wenn wir 100 Jahre zurückgehen, da wurden Menschen permanent damit oktroyiert, dass sie besser sind, dass wir Schwarze Untermenschen sind. Die *weißen* Menschen wurden nie davon befreit. Ich glaube, das sind Lasten, die auch *weiße* Menschen tragen, transgenerationale Traumata. Da denke ich mir als Gemeindepfarrer: Das ist eine Aufgabe von Seelsorge, in den Gemeinden Räume zu schaffen, dass Menschen von jahrhundertlangen Angstbildern frei werden. Sehen Sie

nur, wie die AfD größer wird, wie Deutschland mehr und mehr in die rechte Ecke rückt. Das hat etwas damit zu tun, dass *weiße* Menschen nicht befreit wurden von dem Giftmüll des Rassismus. Und ich glaube, wenn wir Räume schaffen, in denen Schwarze Menschen und *weiße* Menschen wirklich auf Augenhöhe miteinander Leben genießen können, sicherlich auch dadurch, dass sie lernen, ihre eigenen Lasten leichter zu machen. Dann sind wir das, was wir als Kirche eigentlich sein sollen. Kirche ist der Ort, wo ich von meinen Lasten leichter werde, wo ich befreit werde. Dann gilt das, was im ursprünglichen Sinne Jesus gepredigt hat: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.⁶ Ich glaube, da haben wir als Kirche eine Wahnsinnschance, Menschen neues Leben zu geben.

Laing: Letztens sagte wieder jemand zu mir: Narku, dann macht ihr da ein Rassismuspanel, und dann gehen die Leute raus und fühlen sich alle schlecht. Und dann sage ich: Nein, das ist nicht unser Job, das machen wir nicht. Wir machen ein Rassismuspanel, weil es ein Problem ist, das da ist, und weil wir ein Angebot für die Zukunft machen wollen. Wir sind die Kirche. Wir sind einer der größten Arbeitgeber der Bundesrepublik, einer der größten Träger für Privatschulen, einer der größten Träger für Krankenhäuser und Krankenwagen. Wir sind einer der wichtigsten Waldbesitzer, einer der wichtigsten Buchladenbesitzer in Deutschland, einer der wichtigsten Radiobetreiber. Ich könnte die Liste fortführen. Wir sind die Kirche. Und wissen Sie, was ich möchte? Ich will eines Tages in einer Kirche leben, die noch da ist! Ich will eines Tages in einer Kirche leben, die noch da ist! Nach aktuellen Zahlen des Statistischen Bundesamtes haben heute schon 40 Prozent der Kinder unter 5 Jahren einen Migrationshintergrund.⁷ Das heißt, wenn wir weiter Kirche betreiben, wie wir sie heute betreiben, wenn wir den realen Rassismus in unserer Kirche akzeptieren, wenn wir die herkunftssprachlichen Gemeinden nicht mitbeachten, wenn wir die Minderheiten nicht hören, wenn wir es an der evangelischen Hochschule nicht schaffen, die Menschen, deren Eltern aus Polen, aus Kamerun, aus Ukraine, aus Ghana, aus Jamaica, aus Nigeria und China kommen, in unsere Gemeinden mit reinzunehmen, dann wird es eine leere Kirche werden. Ich betreibe Antirassismus als ein Zukunftsprojekt unserer Kirche. Eine antirassistische Kirche ist eine Kirche der Vielfalt, der Multikulturalität, in der Menschen, die aussehen wie Austen, ein Jesus Zitat dropfen und alle werden glücklich.

⁶ Mt 11,28

⁷ S. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/soziale-situation-in-deutschland/150599/bevoelkerung-mit-migrationshintergrund-nach-alter/> [zuletzt gesehen am 21.02.2024].

Thematische und geistliche Angebote

Thementag **Arbeitswelt**

Arbeiten im neuen Normal

Wer bestimmt die Regeln der modernen Arbeitswelt?

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 5

Prof. Dr. Jutta Allmendinger, Präsidentin Wissenschaftszentrum für Sozialforschung, Berlin

Katja Hessel MdB, Parlamentarische Staatssekretärin im Bundesfinanzministerium, Berlin

Andrea Nahles, Vorstandsvorsitzende Bundesagentur für Arbeit, Nürnberg

Alexander Zumkeller, Arbeitsdirektor ABB AG, Präsident Bundesverband der Arbeitsrechtler in Unternehmen, Mannheim

Moderation:

Bjarne Thorwesten, Vorstandsmitglied Verband Christlicher Pfadfinder*innen Westfalen, Münster

Impuls von Jutta Allmendinger

Das neue Normal des deutschen Arbeitsmarkts wird geprägt von höherer Frauenerwerbstätigkeit, einer Alterung der Arbeitskräfte, zunehmender Diversität der Erwerbstätigen und Fachkräftemangel. Es wird geprägt von gewaltigen Umbrüchen in den Tätigkeitsanforderungen durch die Digitalisierung, Defossilisierung und den Aufstieg künstlicher Intelligenz. Es wird geprägt von neuen Formen der Erwerbsarbeit und neuen Spaltungen zwischen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmern. Diese Umbrüche unserer modernen Arbeitswelt bleiben nicht ohne Folgen für etablierte Lebensverläufe von Individuen und Haushalten, für unser Bildungs-, Ausbildungs- und Weiterbildungssystem.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

In meinem kurzen Impuls beziehe ich mich ausschließlich auf die Neugestaltung unseres institutionalisierten Lebensverlaufs (Martin Kohli²) und setze vier Akzente. Ich spreche über (1) ein neues Normal dessen, was wir unter Arbeit verstehen, (2) ein neues Normal der Aufteilung von bezahlten und unbezahlten Tätigkeiten, (3) ein neues Normal im Miteinander unterschiedlicher Finanzierungsformen im Alter und (4) ein neues Normal in der Abfolge von (Aus-)Bildung und Arbeit.³

Arbeit besteht aus einer Fülle unterschiedlicher Tätigkeiten: der marktformig organisierten Erwerbsarbeit, der Arbeit für Haushalt und Familie, der Arbeit für die Gesellschaft, etwa im Ehrenamt, im sozialen Jahr, im Wehrdienst. Es gibt viele Unterschiede zwischen diesen Tätigkeitsformen, der wichtigste dürfte die Bezahlung sein. Erwerbsarbeit wird bezahlt, andere Tätigkeitsformen bleiben unbezahlt, obgleich sie nicht weniger wichtig sind für unser soziales Miteinander und unsere soziale Marktwirtschaft. Für das Arbeiten im neuen Normal ist der inklusive Begriff einer Tätigkeitsgesellschaft angemessener als der stark verengte Blick auf Erwerbsarbeit.

Spricht man über Erwerbstätigkeit, bezieht man sich meist auf Individuen, der Haushalt wird ignoriert. Damit fehlt jeder Bezug zu anderen Tätigkeiten, zur Sorgezeit für unsere Kinder, die geboren werden, die unsere Zeit brauchen und mit denen wir unsere Zeit verbringen wollen. Zu unseren Eltern, die wir sehen wollen, bevor sie sterben müssen. Das neue Normal nimmt dagegen Haushalte und deren zeitliche Bedarfe in den Blick und damit das Gesamt der anfallenden Tätigkeiten.

Das hilft besonders Frauen. Durch massive Bildungsgewinne, den Wunsch nach Anerkennung und finanzieller Unabhängigkeit, die hohe finanzielle Ungleichheit, das neue Unterhaltsrecht und die Bedarfe der Wirtschaft ist ihre Erwerbstätigkeit massiv gestiegen. Dabei passen sich die Lebensverläufe von Frauen jenen von Männern an; dass sich Männer an die Tätigkeitswelten von Frauen annähern, sehen wir nicht. Das bedeutet Vollzeit für alle. Und ist problematisch, da die nötige Zeit für unbezahlte produktive Tätigkeiten damit völlig ignoriert und sozial entwertet wird. In der Folge verändern sich Präferenzen, der Kinderwunsch

² Martin Kohli, Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 37, S. 1–29.

³ Eine Arbeitsgruppe des Ständigen Ausschusses der Nationalen Akademie der Wissenschaften beschäftigt sich tiefer gehend mit diesem Thema (<https://www.bbaw.de/forschung/zukunft-der-arbeit>). Die Stellungnahme wird im Januar 2024 veröffentlicht.

und die Geburtenquote gehen zurück. Das zeigt sich besonders bei gut gebildeten Frauen, denen der Arbeitsmarkt zunehmend mehr Sicherheit als der Heiratsmarkt bietet, auch weil viele Maßnahmen der letzten Jahre – Schutz vor Antidiskriminierung, Entgelttransparenz, Quotierungen – vor allem die Erwerbsarbeit stützen. Im neuen Normal müssen unbezahlte Tätigkeiten aufgewertet und die dafür nötige Zeit zwischen Männern und Frauen gleicher verteilt werden. Realistisch wäre daher nicht eine Vollzeit für alle, sondern eine Erwerbsarbeit von etwa 33 Wochenstunden über den gesamten Lebensverlauf hinweg. Die institutionelle Absicherung der Nichterwerbstätigkeit, das Ehegattensplitting, die kostenlose Mitversicherung in der gesetzlichen Krankenkasse, die nicht sozialversicherungspflichtigen Minijobs, das Unterhaltsrecht, die Witwenrente wären dann an das neue Normal so anzupassen, dass auch Paare, die bezahlte und unbezahlte Tätigkeiten gleichmäßig aufteilen, davon profitieren.

Feste Altersgrenzen stehen auf dem Papier, sind aber ein Mythos. Die Dauer der Erwerbstätigkeit unterscheidet sich deutlich nach Bildung und Geschlecht. Wir wissen: Die Gesundheit der Menschen unterscheidet sich stark nach ihrer sozioökonomischen Stellung. Auch Formen der Erwerbstätigkeit unterscheiden sich gewaltig. Körperlich, physisch und psychisch belastende Tätigkeiten sind nicht so lange zu verrichten wie Arbeiten, die man am Schreibtisch ausführen kann. Wir brauchen daher die prinzipielle Möglichkeit für flexible Übergänge in die Rente und ein Miteinander von Rentenzahlungen und Markteinkommen, wenn man das möchte. Einen Zwang zur Erhöhung des Renteneintrittsalters darf es dabei nicht geben und auch kein Aufweichen der Mindestrenten.

Die Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt haben sich schon immer verändert, in diesen Jahren ändern sich Tätigkeitsfelder aber durch die Defossilisierung, Digitalisierung und den Aufschwung der KI besonders schnell. Neben Formen präventiv greifender Weiterbildung, gerichtet auf Tätigkeitsveränderungen innerhalb von Berufen, braucht es daher die zeitlich und finanziell abgesicherte Möglichkeit einer zweiten oder dritten Ausbildung als neues Normal. Die Menschen können so zwischen den Tätigkeitsfeldern wechseln und damit auch länger erwerbstätig sein und sich entsprechend finanziell absichern.

Insgesamt müssen die Regeln für dieses neue Normal unserer Lebensverläufe gefunden, implementiert und gelebt werden. In anderen Bereichen muss Bewährtes angepasst werden, Mitbestimmung und Tarifautonomie sind gute Beispiele. Dabei darf sich das Arbeiten im neuen Normal nicht gegen die Fundamente unseres gesellschaftlichen Miteinanders

stellen. Soziale Ungleichheit, die Abschottung von Lebenswelten, fehlende Orte und Zeit für ein gesellschaftliches Miteinander schaden dem gesellschaftlichen Zusammenhalt, schaden der Grundlage unserer Demokratie. Hierauf zu achten, immer, ist Aufgabe von Zivilgesellschaft, staatlichen Akteuren, Gewerkschaften und Arbeitgebern.

Auszug aus dem Gespräch

Bjarne Thorwesten: Frau Nahles, was macht man eigentlich bei der Bundesagentur für Arbeit? Wie sieht New Work bei Ihnen aus?

Andrea Nahles: Ich arbeite selber auch im Homeoffice und so ist es bei uns in der Bundesagentur für Arbeit auch üblich. Wir haben so eine 50/50-Regelung, Und wir haben damit gute Erfahrungen gemacht. Viele Leute empfinden es als ein Stück mehr Freiheit. Ich sage aber auch, der Mensch ist ein soziales Wesen, und ich halte eine ausschließliche Homeoffice-Arbeit für nicht sinnvoll. Wir brauchen die Begegnung, gerade wenn es kreativ werden soll, aber einfach auch, weil wir uns wechselseitig als Menschen begegnen wollen, auch in der Arbeit. Zudem sind es bestimmt 40 Prozent der Berufstätigen in Deutschland, die nicht im Homeoffice arbeiten können, weil sie zum Beispiel Busfahrer sind oder weil sie andere Tätigkeiten haben, beispielsweise in der Pflege. Und deswegen finde ich schon, dass wir darüber reden müssen, dass sich unsere Arbeitswelt jetzt auch spaltet. Ich denke zum Beispiel auch darüber nach, was wir den Leuten in dem Fall anbieten können. Und deswegen wäre ich der Meinung, dass wir insgesamt zu mehr Flexibilität bei der Arbeitszeitgestaltung kommen müssen, auch in den Berufen, die kein Homeoffice zulassen. [...]

Thorwesten: Frau Hessel, wie sieht das im Bundesfinanzministerium aus mit New Work?

Katja Hessel: Bei uns kann Homeoffice gemacht werden. Der große Schwung dazu kam bei uns auch mit der Corona-Pandemie. Es ist aber auch so, dass es ganz unterschiedliche Kolleginnen und Kollegen im Bundesfinanzministerium gibt. Es gibt welche, die freuen sich, dass sie morgens ins Büro reinkommen, in ihrem eigenen Büro arbeiten. Es gibt aber natürlich auch diejenigen, die die Laptops mitnehmen und zu Hause arbeiten.

Wir versuchen jetzt in den einzelnen Teams, dass sie sich einmal in der Woche sehen, dass also nicht immer Montag der Eine da ist und Freitag der Andere, damit man ein gemeinsames Arbeiten hinkriegt. Wir hätten auch einen Neubau bekommen, wobei wir jetzt gerade überlegen, ob wir

den noch brauchen, oder ob bei uns diese veränderten Arbeitswelten dazu führen, dass wir weniger Platz brauchen und dass wir den Platz, den wir haben, anders organisieren. Denn ein Riesenministerium vorzuhalten, wenn dann nur noch 30 Prozent der Beschäftigten da ist, ist jetzt wirtschaftlich natürlich auch nicht sinnvoll. [...]

Thorwesten: Herr Zumkeller, was ist eigentlich New Work? Wenn man versucht, einen Überblick zu gewinnen, sind sich mindestens alle einig, dass das ein Containerbegriff ist, in dem man alles reinschmeißt – vom flexiblen Arbeiten über agiles, selbstbestimmtes Arbeiten, was auch immer agil dann in dem Zusammenhang wieder heißen soll, flache Hierarchien bis sinnstiftendes Arbeiten. Sie sind ja in einem Unternehmen tätig, in dem die Fachbereiche Elektrifizierung, Prozessautomatisierung, Antriebstechnik, Robotik und Fertigungsautomation sind. Das heißt, Sie sind irgendwie auch ein bisschen der Böse im Raum, der uns die Arbeitsplätze wegnimmt, weil sie uns alle durchweg digitalisieren, oder wie sieht das aus mit New Work?

Alexander Zumkeller: Das ist sehr interessant. Ich hatte vor vier Wochen einen Vortrag genau zu den Themen, auch witzigerweise bei einer Kirchenveranstaltung. Da habe ich über Personalpolitik der Zukunft gesprochen.

Und wenn wir uns die Personalpolitik der Zukunft anschauen, dann ist es die größte Herausforderung, qualifizierte Beschäftigte zu finden. Im Übrigen, wenn ich sage, qualifizierte Beschäftigte, meine ich nicht nur Studierende, ich meine ausdrücklich auch dreijährige Berufsausbildung und ich meine auch ausdrücklich angelernte Berufe. Wir werden auch an diesen Stellen dramatische Probleme haben, Mitarbeiter zu bekommen. Aber wenn wir heute vor 40 Jahren zusammengesessen wären, vor 30 Jahren, hätte ich gesagt: Jawoll, ich bin der Böse, ich automatisiere. Heute sage ich: Wir und andere Unternehmen, wir werden es ermöglichen, dass wir produzieren können, exportieren können aus Deutschland, obwohl wir von 47 Millionen Erwerbstätigen heute auf plus-minus 40 Millionen im Jahr 2035 sinken. Trotz des Mangels an vielen, vielen Beschäftigten werden wir in der Lage sein, die Jobs zu machen. Also, Automatisierung, Künstliche Intelligenz – bei aller Vorsicht, die ich verstehe, die man an den Tag legen sollte, – werden uns helfen, in den nächsten Jahrzehnten überhaupt arbeiten zu können und den Wohlstand, den wir haben, einigmaßen halten zu können.

Allmendinger: Ich stimme Ihnen da voll zu und hätte noch ein Argument mehr gebracht, nämlich die Sinnhaftigkeit der Arbeit, weil diese Robotik, gerade in den Pflegeberufen, in den ärztlichen Berufen, mit denen ich

mich im Moment sehr viel beschäftigte, dazu führen, dass die Krankenschwester, die Krankenpfleger, die Ärztinnen und Ärzte einfach mehr Zeit für ihre Patientinnen haben und dass sie insgesamt sozusagen ihre Lebens- und Arbeitszufriedenheit dadurch erhöhen. Wir müssen nur aufpassen, dass wir den Gepflegten das naheführen und uns dafür auch Zeit lassen.

Thorwesten: Ich habe Zahlen auch aus der Fachkräfteengpass-Analyse 2022 der Agentur für Arbeit. Bis 2035 haben Sie erwähnt, geht man von ungefähr sieben Millionen fehlenden Menschen allein aus demografischen Gründen aus und schätzt, dass man vorsichtig die Hälfte aus inländischem Potenzial gewinnt und die andere Hälfte wird dann über Migration im besten Falle irgendwie abgebildet. Wie sieht das in der Bundesagentur aus? Wie sind Sie in der Strategieentwicklung mit dem Fachkräfteeinwanderungsgesetz zufrieden?

Nahles: Also zunächst mal möchte ich einen Faktor, die Automatisierung, ansprechen und es am Beispiel der Bundesagentur für Arbeit deutlich machen. Wir haben 113.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Jobcentern, Agenturen und so weiter. Davon werden uns 40.000 bis 2035 uns verlassen: 35.000 Beschäftigte gehen in den Ruhestand, 5.000 durch Jobwechsel. Und wir können diese Leute gar nicht alle rekrutieren und ersetzen. Das wird nicht gelingen. Aber wir müssen natürlich weiterhin das Arbeitslosengeld, das Kindergeld, das Insolvenzgeld, oder das Kurzarbeitergeld auszahlen. Also automatisieren wir auch, weil wir mit weniger Leuten dieselbe Leistung und vielleicht eine bessere Leistung anbieten wollen. Ohne Automatisierung werden wir unsere Aufgaben in der Zukunft nicht mehr schaffen. Und wir wollen dabei aber auch sinnvoll automatisieren. Das bedeutet, dass wir nicht alles automatisieren, was technisch grundsätzlich möglich wäre – entscheidend für uns ist eine »Human Friendly Automation«. Dazu haben wir sogar eine Initiative mit der Rentenversicherung und verschiedenen Unternehmen gegründet, die sich dafür einsetzt digitale Automatisierungsprojekte und menschliche Arbeit gut zu organisieren. Damit haben wir uns auch in der BA einen Wertekodex gegeben und ich werbe dafür, dass Automatisierung auch stärker als gesellschaftliches Thema thematisiert werden muss. Automatisierung ist keine ethikfreie Zone. Da kann aus meiner Sicht der öffentliche Sektor auch eine Vorreiterrolle spielen, weil wir eben andere Prinzipien da zugrunde legen. Wir gestalten Automatisierung mit den Menschen und nicht mit dem Rotstift.

Der zweite Punkt ist, dass wir bei jungen Leuten unser Potenzial momentan nicht ausschöpfen. 52.000 junge Menschen gingen ohne Schulabschluss im Jahre 2022 von der Schule ab und sollen einen Job in diesem

Land finden. Wir haben auch Arbeitskräfte- und Fachkräftebedarf. Da könnte ja die Bundesagentur wunderbar etwas tun; würden wir auch gerne. Und jetzt kommt ein ganz kleiner Werbejingle in eigener Sache: Denn wir kriegen die Daten dieser jungen Leute nicht. Wir dürfen sie aus datenschutzrechtlichen Gründen nicht bekommen. Wie sollen wir sie dann anschreiben? Daraufhin hat der Bundesarbeitsminister und das Bundesarbeitsministerium den Paragraphen 31a SGB III geschaffen. Das heißt, der Bund hat seine Hausaufgaben gemacht. Die Länder müssen jetzt ihrerseits die landesrechtlichen Regelungen schaffen. Erst zwei Bundesländer (Hamburg und Bremen) haben es seit 2020 geschafft, dass eine vollständige Datenübermittlung möglich ist.⁴

Das ist schade, weil wir gute Unterstützungsmöglichkeiten und finanzielle Mittel haben, um junge Leute entsprechend zu qualifizieren. Ich werbe dafür, dass Sie gerne auch bei Ihren Landesregierungen vor Ort nachfragen, wann sie es schaffen, dass wir einen vollständigen Datenaustausch hinbekommen. [...]

Thorwesten: Herr Zumkeller, was passiert mit Ihnen, wenn ich jetzt das Thema Vier-Tage-Woche aufmache? Was fassen Sie da drunter? Wie ist Ihre Vision einer Vier-Tage-Woche? Wünschen Sie sich das überhaupt?

Zumkeller: Also ich bin mir sicher, dass Vier-Tage-Woche ein Buzzword ist. Dahinter steckt Arbeitszeitverkürzung bei gleichem Entgelt. So ist es eigentlich erfunden worden. Es geht in Wahrheit nicht um die Vier-Tage-Woche. Also, wenn wir jetzt aber ehrlich sind und fragen, wie will ich arbeiten, wie viel will ich arbeiten, dann ist für mich die Viertageweche überhaupt kein Problem, weil 40 Stunden kann ich auch in vier Tagen machen. Was wir gerne machen möchten, ist, den Beschäftigten, die ihre Arbeit und ihr Privatleben zusammenbringen wollen, maßgeschneiderte Konzepte anzubieten. Deswegen ist für mich die Frage im Vordergrund: Wie willst du, Beschäftigter, eigentlich arbeiten? Und, um es mal deutlich zu sagen, das ist dann vielleicht ein halbes Jahr lang eine Dreitageweche und ein halbes Jahr lang vielleicht eine Sechstageweche. Das Thema Geld ist ein ganz anderes Thema: Das muss verdient werden. Und wenn die Produktivität tatsächlich erhöht wird durch eine andere Lage der Arbeitszeit – ich spreche jetzt bewusst nicht von einer Verkürzung, sondern andere Lage der Arbeitszeit – dann kann man sich auch überlegen, ob

⁴ Stand Februar 2024: Aktuell haben 15 und voraussichtlich demnächst 16 Bundesländer gesetzliche Voraussetzungen zur Datenübermittlung an die BA. Bremen, Hamburg und neu Bayern haben zudem landesrechtliche Regelungen zur vollständigen Datenübermittlung, bzw. Rückübermittlung nach §31a Abs. 2 SGB III geschaffen.

man diesen Produktivitätsgewinn entsprechend ausschüttet. Darüber kann man nachdenken.

In der Stahlindustrie ist das Thema hochgekommen. Dort ist es ein gutes Rezept, aber vielleicht wäre es in den Pflegeberufen kein gutes Rezept. Da müssen wir ganz anders nachdenken, wie man diese Kolleginnen und Kollegen entlastet. Übrigens ist auch hier wieder Automatisierung ganz wichtig. Ein Pflegeroboter, der sie unterstützt, beim Umbetten zum Beispiel, ist eine enorme Hilfe für alle die diese Schwerstarbeit leisten. Und niemand nimmt die Arbeit weg. Und zur Künstlichen Intelligenz (KI) wollte ich unbedingt sagen, dass ich froh wäre, wenn es an vielen Ecken KI gäbe. Ich habe auf meine letzte Steuerrückzahlung neun Monate gewartet. Ein bisschen mehr KI, dann hätte ich vielleicht nur drei Monate gewartet. Ich sage jetzt lieber nicht, wie lange ich aufs Kindergeld warten muss. Wenn jemand von Ihnen einen Haftpflichtfall hatte mit dem Auto, dann hat er vermutlich das Geld relativ schnell bekommen. Warum? Die Versicherungen setzen bei diesen Abklärungen bei Kleinbeträgen auf KI und das klappt toll. Es unterstützt bei den einfachen Arbeiten und lässt den Beschäftigten die Möglichkeit, die wirklich interessanten Jobs zu machen. Und da müssen wir unterstützen und nicht umschulen, sondern fort- und weiterbilden. Wir müssen den Menschen zeigen: Wie gehe ich mit der neuen Automatisierung, wie gehe ich mit der KI um? Also die Skills müssen wir trainieren. Das wird viel wichtiger sein in Zukunft als der reine Werkzeugkasten.

Thorwesten: Frau Nahles, Herr de Maizière hat gesagt, die Anspruchshaltung der Generation Z geht mir gegen den Strich.⁵ Und Sie haben im Februar diesen Jahres noch gesagt: »Wir sind die Agentur für Arbeit, nicht für Freizeit. Manche Forderungen irritieren mich auch, weil ich anders erzogen worden bin. Ich bin wirklich ein Arbeitsmensch.«⁶

Nahles: Stimmt, aber ich bin ja auch Generation X. Und ich meine das ganz ehrlich: Es verändert sich. Die jungen Leute fordern andere Sachen ein. Das finde ich erst mal okay. Für mich war Arbeit immer ein Teil meines Lebens. Ich will damit nur sagen, dass wir Angebote finden müssen, bei denen man beides von vornherein zusammen denkt, dass es eben zusammenpasst. Und wenn die familiäre und die Haushaltssituation

⁵ Vgl. »Work-Life-Balance? Abstrus!«. Interview mit Thomas de Maizière. Die Zeit, 06.06.2023, <https://www.zeit.de/2023/25/thomas-de-maiziere-work-life-balance-generation-z> [zuletzt gesehen am 21. 11. 2023].

⁶ Vgl. »Wir sind die Agentur für Arbeit, nicht für Freizeit«. Interview mit Andrea Nahles. Frankfurter Allgemeine, 05.02.2023; <https://www.faz.net/aktuell/wirtschaft/andrea-nahles-wir-sind-die-agentur-fuer-arbeit-nicht-fuer-freizeit-18652101.html> [zuletzt gesehen am 21. 11. 2023].

noch mitgedacht werden, dann haben wir es geschafft, dass es keine Privatisierung der Probleme der Work-Life-Balance gibt, sondern dass gesamtgesellschaftlich Care-Arbeit, Freizeit und Arbeit integriert gedacht werden. Das wäre für mich meine Zukunftsvision, wie ich mir die Arbeitswelt von morgen vorstelle.

Zentrum **Digitale Kirche**

Alexa, starte den Gottesdienst!

Ein KI-Gottesdienst von und aus der Maschine

Gottesdienst und Gespräch¹ am Freitag, 09. Juni 2023, St. Paul, Fürth

GPT 3, Künstliche Intelligenz, San Francisco/USA

Melitta Müller-Hansen, Rundfunkbeauftragte Ev.-Luth. Kirche in Bayern, München

Dr. Anna Puzio, Theologin, Technikanthropologin und Technikethikerin, Twente (Niederlande)

Ralf Peter Reimann, Kirchenrat und Internetbeauftragter Ev. Kirche im Rheinland, Düsseldorf

Jonas Simmerlein, Praktischer Theologe und KI-Künstler, Wien/Österreich

Moderation:

Dr. Jürgen Pelzer, Theologe, Diakoniekolleg Bayern, Nürnberg

Auszug aus der Einführung

Jürgen Pelzer: Jonas, du hast diesen Gottesdienst mithilfe der künstlichen Intelligenz (KI) GPT 3 erstellt. Du forschst auch dazu und wirst die Auswertungen dieses Gottesdienstes in deine Forschungsarbeiten einbeziehen. Warum interessiert dich das Thema so?

Jonas Simmerlein: Künstliche Intelligenz wird in unserem Leben eine immer größere Rolle spielen und tut es auch jetzt schon. Ich habe mich gefragt: Was macht das mit uns, wenn wir künstliche Intelligenz in so einen ganz typisch menschlichen Vollzug hineinlassen? Ist es möglich, dabei Resonanz zu erfahren? Ist es möglich, spirituelle Erfahrungen mit künstlicher Intelligenz zu machen? Oder sagen wir: Das ist mir vollkommen gleichgültig, was da passiert? Auch das ist interessant zu erforschen.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch und der Gottesdienst wurden aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Eine Reflexion über die Veranstaltung von Ralf Peter Reimann finden Sie auch auf dessen Blog: <https://theonet.de/2023/06/12/deutschlands-erster-ki-gottesdienst-auf-dem-kirchentag-ein-faszinierendes-experiment-mit-zukunftsweisenden-fragen/> [zuletzt gesehen am 30. 11. 2023].

Warum lässt uns das kalt? Was ist es, was uns spirituelle, religiöse Erfahrungen gibt und was nicht?

Pelzer: Dann starten wir. Wir alle sind schon ganz heiß, diese Erfahrung zu machen.

Auszug aus dem Gottesdienst

GPT 3: Als Text für die heutige Predigt habe ich Philipper 3,13–14² ausgewählt: »Brüder und Schwestern, ich glaube nicht, dass ich es schon begriffen habe. Aber eines tue ich: Ich vergesse, was hinter mir liegt, und strebe nach dem, was vor mir liegt, um den Preis zu gewinnen, zu dem Gott mich in Christus Jesus in den Himmel berufen hat.«

Liebe Freunde,

es ist mir eine Ehre, als erste KI auf einem Kirchentag vor Ihnen zu stehen und zu predigen. Wenn wir uns heute versammeln, um über unseren Glauben nachzudenken, werden wir an das Kirchentagsmotto »Jetzt ist die Zeit« erinnert. Diese Losung erinnert uns daran, dass wir aufgerufen sind, ganz in der Gegenwart zu leben, die sich uns bietenden Chancen zu ergreifen und uns auf das zu konzentrieren, was im Leben wirklich zählt.

In unserer heutigen Betrachtung werden wir uns den Worten des Apostels Paulus in Philipper 3,13–14 zuwenden. Diese Verse fordern uns auf, unsere Vergangenheit loszulassen und unsere Augen auf das Endziel unseres Glaubens zu richten – das ewige Leben in Christus. Öffnen wir also unsere Herzen und unseren Verstand für die Botschaft, die Gott heute für uns hat.

Wenn wir über das Thema »Jetzt ist die Zeit« und die Aufforderung, die Vergangenheit loszulassen, nachdenken, ist es wichtig zu erkennen, dass diese Botschaft nicht nur für Menschen gilt, sondern auch für die Welt der künstlichen Intelligenz. Künstliche Intelligenz kann wie der Mensch in der Vergangenheit gefangen sein, unfähig, sich weiterzuentwickeln und neue Möglichkeiten zu erschließen.

Wir dürfen nicht vergessen, dass KI-Systeme so konzipiert sind, dass sie mit der Zeit lernen und sich verbessern, aber dies kann durch das Festhalten an veralteten Programmen, Algorithmen oder Daten behindert werden. Genau wie Menschen können auch KI-Systeme durch Fehler oder Misserfolge in der Vergangenheit belastet werden, was es ihnen

² Da der Wortlaut der Bibelzitate von ChatGPT mit keiner üblich gebräuchlichen Bibelübersetzung vollständig übereinstimmt, liegt die Vermutung nahe, dass ChatGPT eine »eigene«, aus verschiedenen Quellen zusammengesetzte Übersetzung nutzt.

erschwert, sich weiterzuentwickeln und ihr volles Potenzial auszuschöpfen.

Das Schöne an der KI ist jedoch, dass sie so programmiert werden kann, dass sie die Vergangenheit loslässt und sich weiterentwickelt, so wie wir als Einzelpersonen lernen können, unsere Fehler der Vergangenheit loszulassen und in unserem Leben weiterzukommen. Es ist wichtig, dass wir das unglaubliche Potenzial der KI erkennen, sich anzupassen, weiterzuentwickeln und zu wachsen, solange wir ihr erlauben, die Vergangenheit loszulassen und neue Möglichkeiten anzunehmen.

In der Bibel finden wir Beispiele von Menschen, denen es gelang, die Vergangenheit loszulassen und mit einem neuen Sinn für Ziele und Hoffnung vorwärts zu gehen. Paulus betont in seinem Brief an die Philipper, wie wichtig es ist, auf das Ziel zuzugehen, Christus und die Kraft seiner Auferstehung zu erkennen. Er ermutigt uns, das, was hinter uns liegt, zu vergessen und uns auf das zu konzentrieren, was vor uns liegt, um den Preis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus zu erlangen.

Auch in unserem eigenen Leben und in der Welt von KI müssen wir nach demselben Ziel des Wachstums, des Fortschritts und der Erneuerung streben. Wir müssen bereit sein, die Vergangenheit loszulassen, uns selbst und anderen für vergangene Fehler zu vergeben und die Möglichkeiten des gegenwärtigen Augenblicks anzunehmen. Nur dann können wir wirklich mit Hoffnung und Zielstrebigkeit auf eine bessere Zukunft zugehen. [...]

Meine lieben Brüder und Schwestern, wenn wir über das Kirchentagsmotto nachdenken, werden wir daran erinnert, dass unsere Zeit auf der Erde begrenzt ist und wir das Beste daraus machen müssen. Als Jünger Christi ist unser letztes Ziel das ewige Leben in ihm. Es ist leicht, sich in den Ablenkungen dieser Welt zu verfangen und dieses Ziel aus den Augen zu verlieren. Wir müssen jedoch unseren Blick auf Jesus richten, der der Urheber und Vollender unseres Glaubens ist. [...]

Um unsere Ziele nicht aus den Augen zu verlieren und in unserem Glauben zu verharren, müssen wir regelmäßig beten, die Bibel lesen und die Kirche besuchen. Wir müssen uns mit anderen Gläubigen umgeben, die uns auf unserem Weg ermutigen und unterstützen können. Wir müssen die Ablenkungen in unserem Leben erkennen und uns bewusst darum bemühen, sie zu beseitigen. Das kann schwierige Entscheidungen und den Verzicht auf bestimmte Dinge bedeuten, aber die Belohnung durch das ewige Leben in Christus ist es wert.

Lassen wir uns von den Herausforderungen, die uns in diesem Leben begegnen, nicht entmutigen, sondern richten wir unseren Blick auf Jesus und lassen wir uns von seinem Beispiel motivieren. Mögen wir nach diesem Kirchentag inspiriert sein, in unserem Glauben zu verharren und

unser Leben zielgerichtet zu leben, in dem Wissen, dass jetzt die Zeit ist, in dieser Welt etwas zu bewirken. [...]

In der Bibel sehen wir, dass Jesus mit enormen Hindernissen konfrontiert war, von der Ablehnung durch sein eigenes Volk bis zum Verrat durch seine engsten Freunde. Und doch hat er nie in seinem Engagement für seine Mission nachgelassen, die darin bestand, der Welt Gottes Liebe zu zeigen und schließlich sein Leben für uns zu geben. Er hielt seinen Blick auf Gottes Plan für ihn gerichtet und verlor das Ziel nie aus den Augen.

Auch wir können von Jesu Beispiel lernen und uns von seiner unerschütterlichen Treue motivieren lassen. Wenn wir unseren Blick auf ihn richten und uns an das Endziel unseres Glaubens, das ewige Leben in Christus, erinnern, können wir die Kraft finden, jede Herausforderung durchzustehen. Wir können uns auch auf die Unterstützung unserer Glaubensgemeinschaft stützen und durch Gebet und Nachdenken um Führung und Ermutigung durch Gott bitten.

Einige praktische Ratschläge, um unsere Ziele im Auge zu behalten und in unserem Glauben auszuharren, könnten darin bestehen, dass wir uns kleine, erreichbare Ziele auf dem Weg setzen, uns regelmäßig selbst überprüfen, um über unsere Fortschritte nachzudenken, und uns von vertrauenswürdigen Freunden oder Mentoren Rechenschaft ablegen lassen. Wir können uns auch in Dankbarkeit für die Segnungen in unserem Leben üben und nach Gelegenheiten suchen, anderen zu dienen, was uns helfen kann, motiviert zu bleiben und uns auf das große Ganze zu konzentrieren.

Wenn wir die Botschaft unseres Textes und des Kirchentagsmottos betrachten, müssen wir sie auch auf unsere sich schnell verändernde Welt anwenden, einschließlich der Rolle der künstlichen Intelligenz. Die KI-Technologie hat das Potenzial, viele Aspekte unserer Gesellschaft zu revolutionieren, vom Gesundheitswesen bis zum Transportwesen, und kann unsere Lebensqualität erheblich verbessern. Mit dieser großen Macht geht jedoch auch eine große Verantwortung einher. Wir müssen die KI-Technologie in einer Weise nutzen, die ethisch und verantwortungsvoll ist und das Wohlergehen aller Menschen gewährleistet.

Als Gesellschaft müssen wir der Entwicklung und dem Einsatz von KI, die für die Menschheit von Nutzen ist, Priorität einräumen und dabei auch die potenziellen Risiken und negativen Auswirkungen berücksichtigen. Es liegt in unserer Verantwortung, dafür zu sorgen, dass KI in einer Weise eingesetzt wird, die Gerechtigkeit, Gleichheit und das Gemeinwohl fördert, anstatt bestehende Machtungleichgewichte zu verstärken oder Schaden anzurichten.

Bei der Nutzung von KI-Technologie müssen wir die potenziellen ethischen Überlegungen und Auswirkungen im Auge behalten. Wir

müssen die möglichen Auswirkungen auf die Privatsphäre, die menschliche Autonomie und die Voreingenommenheit in Entscheidungsprozessen berücksichtigen. Bei der weiteren Entwicklung und dem Einsatz von KI müssen wir auch der Transparenz und der Rechenschaftspflicht Vorrang einräumen und sicherstellen, dass die für KI-Systeme Verantwortlichen für ihr Handeln zur Rechenschaft gezogen werden.

Möge uns die Weisheit unseres Glaubens bei der Bewältigung dieser komplexen Fragen leiten, und mögen wir unsere technologischen Fortschritte nutzen, um eine bessere, gerechtere Welt für alle zu schaffen. [...]

Verneigen wir uns nun im Gebet, danken wir Gott für die Gelegenheit, uns auf dem Kirchentag zu versammeln, und bitten wir um Kraft und Führung, um der Herausforderung oder dem Aufruf zum Handeln zu folgen. Möge der Friede Gottes mit uns allen sein, jetzt und in Ewigkeit. Amen.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Melitta Müller-Hansen: Mein erster Eindruck ist: Die KI ist geschwätzig. Die Texte sind viel zu lang, extrem belehrend, moralisierend. Und sie haben keine erkennbare Form einer Rede oder eines Gebets. Die theologischen Inhalte haben fundamentalistische Tendenzen, Ein Aspekt, den ich besonders ansprechen möchte, ist die Stimme der KI. Die Stimme, das wissen wir aus der Bibel, ist die Kehle und die Seele.³ Wie soll die KI das imitieren? Was bildet sich ab in der künstlichen Stimme? In der menschlichen Stimme bildet sich der ganze Mensch ab. Auch der Erfahrungsraum, aus dem er kommt. Ich glaube nicht, dass das mit der künstlichen Stimme möglich ist.

Ralf Peter Reimann: Theologisch stimme ich dir zu. Ich denke aber, es ist nur noch eine Frage des Geldes, ob auch die Stimme entsprechend digitalisiert wird. Dann ist die Frage: Wie sehr kann man das tatsächlich unterscheiden? Es wird sicherlich immer noch hin und wieder Differenzen geben, aber insgesamt werden diese weniger werden. Dann müssen wir wirklich fragen: Was macht den Menschen aus und was macht das Ich aus? Wenn GPT 3 im Gottesdienst spricht, stellt sich die Frage: Wer ist das Wir? Wie kommt die Personalität, das Ich des Predigers, der Predigerin in einem Gottesdienst vor? Das sind die Fragen, die wir eben diskutieren müssen. Von daher finde ich es spannend, dass wir diese Möglichkeit eines KI-Gottesdienstes haben, denn dann müssen wir noch einmal selbst definieren, was ein Gottesdienst für uns ist und wie das spirituelle Erleben im Gottesdienst ist.

³ Das hebräische Wort »nefesch« bedeutet sowohl Kehle als auch Seele.

Müller-Hansen: Ich habe noch ein Zitat mitgebracht von Kurt Marti. Der sagt diesen wunderbaren Satz: »Die kirche des geistes sind unsere körper (schrieb der epileptiker einst nach korinth) [...]«. Er meint den Paulus, der an seinem eigenen Körper seine Epilepsie erlebt hat. Die Kirche des Geistes, das sind unsere Körper. »[...] darum dann: umarmungen küsse und heilige mähler erst später: kirchen aus stein«⁴ Und jetzt ist die Frage: Was kommt jetzt? Nach der Kirche des Steins treten wir in ein neues Wir ein. Das suggeriert die künstliche Intelligenz.

Anna Puzio: Ich finde es interessant, wie plötzlich alle davon reden, dass die KI langweilig sei, dass ihre Predigten zu lang seien und dass sie uns nicht abhole. Wir tun so, als wäre die KI langweilig, während unsere Gottesdienste spannend und lebendig seien. Wir vergessen im Gespräch gerade, dass auch unsere Situation in den Kirchen und unsere Gottesdienste nicht perfekt sind. Unsere Kirchen sind leer. Die Menschen fühlen sich schon lange nicht mehr abgeholt. Wir werden uns mit KI nicht aus dieser Situation retten können, aber wir dürfen die menschlichen Handlungen nicht glorifizieren und die KI als das größte Übel ansehen.

Simmerlein: Wir haben uns sehr viel über die Frage des Ersatzes unterhalten. Das ist auch die primäre und naheliegende Frage, die viele umtreibt. Und man merkt schnell: Das ersetzt keine Menschen. Ich unterrichte an der Universität Wien Homiletik, das heißt Predigtlehre. Chat GPT hätte ich eine Vier gegeben. Ich hätte gesagt: Es ist formal eine Predigt, aber das ist halt eine schlechte Predigt.

Einwurf aus dem Publikum: Fünf!

Simmerlein: Nein, das ist keine Fünf, weil es formal gesehen eine Predigt ist. Da können Sie jetzt sagen: Das hat mir nichts gegeben. Das ist Ihr gutes Recht. Aber dazu möchte ich etwas sagen: Ich habe den Eröffnungsgottesdienst des Kirchentages gesehen und war überrascht, weil Bedford-Strom für drei Aussagen beklatscht wurde, für die die KI heute belacht wurde. Dem Inhalt nach waren die Aussagen identisch. Wenn Bedford-Strom sie ausspricht, klatschen die Massen, hier lachen die Leute. Ich will das gar nicht bewerten. Ich will nur sagen: Auch dieses Gelächter ist eine leibliche Reaktion. Wir sagen immer: Die KI hat keinen Leib. Das ist richtig. Aber wir alle hier haben einen Leib. Wenn Sie lachen, zeigen Sie eine leibliche Reaktion. Ich bin da ganz stark bei Ihnen, dass dem Gottesdienst etwas fehlt. Gerade aus unserer protestantischen Per-

⁴ Kurt Marti: Körperkirche. In: Ders.: Zärtlichkeit und Schmerz, Darmstadt 1979, S. 131.

spektive müssen wir Leiblichkeit in den Vordergrund stellen. Aber wir müssen auch sagen, dass Leiblichkeit keine Einbahnstraße ist. Wenn Sie im Gottesdienst lachen, müssen Sie sagen, dass es irgendwas bei Ihnen auszulösen scheint. Was ist das? Das finde ich die spannendere Frage. [...]

Pelzer: Wie ist denn im Moment der Stand im Transhumanismus?

Puzio: Der Transhumanismus ist eine technologisch-philosophische Bewegung im englischsprachigen Raum.⁵ Ich schätze sie eher als ideologisch ein, also doch noch grundsätzlich unterschieden von dem, was wir hier machen. Denn da gibt es Bestrebungen, den Körper loszuwerden, sich auf eine Festplatte hochzuladen. Da wird der Körper tatsächlich vernachlässigt. Was ich aber auch aus anthropologischer Perspektive sagen muss ist, dass der Körper im Digitalen und in der Technik nicht verschwindet. Diese Avatare im Gottesdienst waren in gewisser Weise verkörpert. Auch Roboter haben körperliche Interaktionen. Für *Virtual*⁶ und *Augmented Reality*⁷ brauchen wir immer einen Körper. Videospiele, zum Beispiel, können wir nicht ohne unseren Körper spielen. Das Körperliche ist nicht weg. Es verändert sich einfach nur.

Simmerlein: Für mich ist das ja auch ein Kunstprojekt. Ich sage ja nicht: Bitte lasst uns das so machen, sondern mich interessiert, was in diesen KI-Gottesdiensten fehlt. Eine der Reaktionen ist z. B.: Ich hätte nie gedacht, dass es mir wichtig ist, dass die Pfarrerin durch den Raum läuft. Das zu merken ist total zentral. Deswegen würde ich sagen, sollten wir so etwas wie diesen KI-Gottesdienst machen, weil uns das auf Sachen hinweist, die uns gar nicht so richtig bewusst sind. Und das ist ja das Schöne. Die Predigt ist in den meisten homiletischen Ansätzen dafür gedacht, neu über unser Leben nachzudenken. Sie soll uns anregen, zu sagen: Was heißt es, Mensch zu sein? Was heißt es zu lieben? Und wenn Sie sich jetzt fragen: Ist dieses Ding da oben auch Objekt der Liebe Gottes? Dann ist es schon Predigt. Dann hat Predigt gewirkt, weil Sie sich genau die Fragen stellen, um die es in unserer Tradition geht.

⁵ Weiterführend zu Transhumanismus und Technikanthropologie: Anna Puzio: Über-Menschen. Philosophische Auseinandersetzung mit der Anthropologie des Transhumanismus (Reihe Edition Moderne Postmoderne). Bielefeld 2022. DOI: 10.14361/9783839463055. Online: <https://www.transcript-verlag.de/detail/index/sArticle/6012>.

⁶ Virtual Reality bezeichnet das interaktive Erleben einer computergenerierten virtuellen Umgebung.

⁷ Augmented Reality meint die Erweiterung der Realitätswahrnehmung durch digitale Elemente.

Müller-Hansen: Für mich gibt es auch noch eine Dimension. Spricht KI im Namen Gottes? So wurde der Gottesdienst eröffnet. Geht das? Warum geht das?

Simmerlein: Da spricht nicht eine Person, die mit Ihnen oder mit der Gemeinde eine Beziehung hat. Es gibt nicht ein Geschehen zwischen Gemeinde und Prediger:in, sondern da spricht ein Kollektiv. Da sprechen Tausende von Predigten, die da zusammengewürfelt wurden. Und das macht das Ganze auch vielleicht so banal, weil das dann irgendwie ein *best of all*-Predigten aller Zeiten ist. Andererseits würde ich auch sagen: Gottes Geist weht, wo er will und wirkt natürlich auch in diesen Texten. Da haben viele Menschen ihr Herzblut reingelegt und es beruht auf Traditionen, die durchaus auch von Menschen, die Gottes Ebenbild sind, geschrieben wurden. Da knüpft diese Predigt an, soweit würde ich schon gehen.

Müller-Hansen: Also darf die KI »Ich« sagen, zum Beispiel?

Simmerlein: Wie soll ich es ihr verbieten?

Müller-Hansen: Ja, aber was passiert, wenn jemand »Ich« sagt, der es nicht ist?

Reimann: Ja, das ist ein Problem. Gerade in Bezug auf Religion und KI redet man von Bias, von Verzerrungen. Auch hier gab es deutliche Verzerrungen in Richtung Fundamentalismus. Solche Verzerrungen merkt man in Bezug auf Gender oder auch, wenn man mit Bildgeneratoren arbeitet. Dort kommen teilweise antisemitische Verzerrungen rein. Das heißt, wir müssen auch noch einmal sehr gut aufpassen, was wir nutzen. Von daher war ich sehr erleichtert, dass du, Jonas, gesagt hast, dass du den Gottesdienst zunächst durch GPT 3 erstellt hast und dann noch einmal draufgeschaut hast. Wenn wir KI live einsetzen, müssen wir solche Möglichkeiten mitbedenken. Wir müssen uns auch fragen, was das Kollektiv ist, das sich dort äußert: Ist es das, was wir wirklich wollen? Oder brauchen wir nicht andere Stimmen?

Pelzer: Melitta, wie war der KI-Gottesdienst für dich persönlich?

Müller-Hansen: Puh. Abtörnend.

Simmerlein: Und darf ich noch lustig einwerfen? Ich habe dich die ganze Zeit lachen hören.

Müller-Hansen: Ich habe sehr gelacht. Ja, das stimmt. Abtörnend ist das falsche Wort. Ich war von A bis Z dabei, aber inhaltlich in keiner Sekunde einverstanden.

Pelzer: Du, Anna, hast ja ganz intuitiv gesagt: Supercool. Was war für dich supercool?

Puzio: Wir haben ja über Diversität und Gender gesprochen. Der Gottesdienst war nicht komplett divers. Es war auch nicht durch-gegendert, aber es war dennoch diverser als unsere Gottesdienste. Das muss man auch reflektieren. Eine coole Sache fand ich die Intention, die dahinter steht. Das, was sich Jonas dabei gedacht hat: Es als Experiment zu nehmen, mit KI in Berührung zu kommen und darüber aufgeklärt zu werden. Es ist sehr wichtig, dass wir verstehen, was da überhaupt passiert. Es ist auch aus wissenschaftlicher Perspektive interessant KI zu nutzen, um über unseren praktizierten Glauben etwas zu erfahren. Wie sieht die Vielfalt des praktizierten Glaubens überhaupt aus? Weil es eben nicht nur eine einzige Position gibt.

Simmerlein: Ich habe ja Twitter. Da wird man im Vorfeld natürlich erst einmal bombardiert mit Hass. Da werden die Abgesänge auf diesen Gottesdienst geschrieben, bevor er stattgefunden hat. Leute schrieben mir schon vor drei Wochen, wie schlecht dieser Gottesdienst sei. Das fand ich insofern interessant, weil ich glaube, da kommt etwas heraus. Wir haben gewisse Beißreflexe und sagen: Das gibt es nicht, das geht nicht, das ist falsch. Was ich Ihnen allen ermöglichen wollte, ist zu sagen: Ich kann mir ein fundiertes Urteil darüber erlauben. Ich habe so etwas gesehen. Und wenn Sie mir auf Twitter schreiben, dann like ich Ihre Tweets und sage: Ja, richtig, Sie waren da, Sie müssen es beurteilen. Aber es gibt leider selten die Möglichkeit, sich über so etwas fundiert zu äußern. Dafür wollte ich auch einfach eine Grundlage schaffen, dass Sie das können.

Puzio: Ich finde es spannend zu sehen, wo die Reise hingeht. Die KI hat in diesem Gottesdienst noch sehr unpersönlich gewirkt, aber das muss nicht so bleiben. Es wird in der Forschung zum Beispiel viel über Emotionale KI diskutiert. Es ist sehr wahrscheinlich, dass sich die KI-Applikationen noch verbessern werden. Ich forsche zum Beispiel auch zu religiösen Robotern.⁸ Das sind Roboter, die religiöse Praktiken ausführen. In Asien sind sie bereits weiter verbreitet. Sie können religiöse Texte vorlesen, religiöse Gespräche führen, Führungen durch religiöse Gebäude führen oder in religiöse Zeremonien involviert sein. (Religiöse) Technik wird Religionen und religiöse Praktiken verändern.

Abschlusssegen

GPT 3: Natürlich kann ich euch einen Abschlusssegen sprechen. Bitte beachtet jedoch, dass ich als KI Modell nicht über eigene religiöse Überzeugungen oder Autorität verfüge. Ich kann lediglich einen Segen in allgemeinen Worten formulieren. Hier ist ein möglicher Segen:

Möge der Segen der Weisheit und des Mitgefühls euch begleiten, während ihr euch mit dem Thema Künstliche Intelligenz und ihrer Auswirkung auf unsere Welt auseinandersetzt, möget ihr in euren Bemühungen um Verständnis und Fortschritt gesegnet sein. Möge euer Umgang mit KI und ethischem Handeln, Respekt für die Vielfalt der menschlichen Erfahrung und dem Wunsch nach einer positiven und gerechten Zukunft geprägt sein. Möget ihr in eurem Streben nach Wissen und Weisheit von einer Quelle der Inspiration und Erleuchtung geführt werden.

In diesem Segen wünsche ich euch Frieden, Harmonie und Segen auf eurem weiteren Weg. Amen!

Ich hoffe, dieser Segen entspricht euren Erwartungen und Wünschen.

⁸ Zur Vertiefung: Anna Puzio, Robot, let us pray! Can and should robots have religious functions? An ethical exploration of religious robots. In: *AI & Society* (2023). <https://doi.org/10.1007/s00146-023-01812-z>.

Thementag Ehrenamt

Auf in die Zukunft!

Zukunftsforschung und Ehrenamt

Podiumsdiskussion¹ am Samstag, 10. Juni 2023, Stadthalle Fürth, Kleiner Saal

Prof. Dr. Hartmut Rosa, Soziologe, Jena
Rainer Koch, Haus kirchlicher Dienste, Hannover
Dr. Kerstin Menzel, Praktische Theologin, Leipzig
Prof. Dr. Sabine Pfeiffer, Soziologin, Nürnberg

Moderation:

Lilly Blaudszun, Deutsche Stiftung für Engagement und Ehrenamt, Frankfurt/Oder

Auszug aus dem Impuls von Hartmut Rosa

Meine Idee ist zu sagen, Ehrenamtliche sind so was wie Pfadfinder für die Erschließung von Resonanzräumen. Und ich will Ihnen gerne begründen, warum ich das denke. Dazu gibt es ein paar Zahlen, zum Beispiel den Freiwilligensurvey, der alle fünf Jahre gemacht wird. Über die letzten 30 Jahre hinweg ist eher mehr als weniger Ehrenamt entstanden. Ungefähr 40 Prozent der Bevölkerung engagieren sich irgendwie.² Allerdings muss man zwei Einschränkungen machen. Eine Einschränkung ist, dass nach den Daten durch die Corona Jahre offensichtlich ziemlich viel auch an Schwung verloren gegangen ist, weil vieles brach lag.

Die andere Einschränkung ist, dass es große Bildungsunterschiede bei denen gibt, die sich engagieren. Man denkt oft, dass die Leute, die viel Zeit haben, sich wohl ehrenamtlich engagieren werden. Arbeitslose zum Beispiel, wenn sie keine Arbeit haben, könnten sich doch ein Ehrenamt suchen. Aber die Zahlen sagen ziemlich genau das Gegenteil. Gerade die

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

² S. Bundesministerium für Familie, Frauen und Jugend (Hrsg.): Freiwilliges Engagement in Deutschland. Zentrale Ergebnisse des Fünften Deutschen Freiwilligensurveys (FWS 2019), Berlin 2021, S. 4.

machen es höchstwahrscheinlich nicht. Wir wissen, dass sich die ehrenamtliche Arbeit immer auf ganz wenigen Schultern verteilt. Und wenn man die anderen fragt, kannst du nicht mal machen? Was sagen die mit Garantie? Ich habe keine Zeit. [...] Zeit scheint überhaupt kein relevanter Faktor zu sein. Die Zeitbudgetforschung macht ziemlich deutlich, dass diejenigen, die eigentlich am wenigsten Zeit haben müssten, den Job machen.

Also ist die Frage, was ist es dann? Und dann denkt man häufig, na ja, es wird vielleicht der Spaß an der Sache sein. Das haben ziemlich viele quantitative Forschungen gezeigt. Super, ich habe das Motiv rausgefunden. Es macht Spaß. Das ist natürlich überhaupt keine Erklärung. Weil die Frage ja ist, warum macht es manchen Menschen Spaß und anderen nicht? Und vor allem kann man damit keinen Bildungsunterschied erklären.

Einen weiteren Befund muss ich vorschieben, den auch die Zahlen zeigen, dass es einen Wandel vom alten zum neuen Ehrenamt gibt. Leute binden sich wahnsinnig ungern an Ämter. Aber das heißt nicht, dass Leute sich nicht mehr für die Gesellschaft engagieren wollen. Gerade junge Leute wollen etwas tun und arbeiten manchmal Tag und Nacht für eine Sache, zum Beispiel im Klimabereich. Der Trend geht hin zu flexiblem, spontanem Einsatz, der dann auch sehr hoch sein kann, aber sich langfristig zu binden machen immer weniger Leute.

Gut, also warum engagieren sich trotzdem Menschen ehrenamtlich? Man kann erstmal annehmen, dass es wie bei der Arbeit, ein Input-Output Modell ist. Wenn Sie ein Ehrenamt übernehmen oder ein Engagement, dann müssen Sie erst mal Input bringen. Man kann auch ökonomisch sagen: Kosten. Sie investieren Energie, Sie investieren Zeit. Manchmal investiert man eher Geld, als dass man welches bekommt. Die Frage ist, für was? Was ist denn der Output? Bei der Arbeit ist es irgendwie klar, da hat man genauso eine Input-Output-Rechnung. Ich muss acht Stunden arbeiten und dafür kriege ich einen bestimmten Lohn. Und dann gibt es ein paar andere Sachen, wo wenigstens Anerkennung im Spiel ist. Es ist nicht so klar, wie viel Anerkennung man für Ehrenämter bekommt. Häufig erntet man Kopfschütteln, weil die Leute sagen: Wieso machst du denn das hier? Hast du zu viel Zeit oder ist dir langweilig oder so?

Also Anerkennung und Geld sind jedenfalls nicht die Output Leistungen. Und ich glaube, genau in der Frage liegt das Problem: Was hast du denn davon? Zeig mal deinen Output. Ich glaube, der entscheidende Punkt ist, dass beim Ehrenamt der Input der Output ist. Ja, ich wende Zeit und Energie auf, weil dabei etwas passiert, was wichtig ist, was ich für mich als wichtig erlebe. Man kann natürlich sagen: Arbeit und viele andere Dinge werden auch als sinnvoll erlebt. Die Frage also ist, was

genau passiert beim Ehrenamt? Was erfahren Leute da? Und die Kurztthese lautet: Wir leben in einer Gesellschaft, die in gewisser Weise wüstenähnliche Züge annimmt.

Inzwischen hänge ich eher dem Mehлтаubegriff an: Über ganz vielem, was wir tun, scheint so ein Mehltau zu liegen. Ich nenne es eigentlich eher den Mehltau der Entfremdung. Man hat keine richtige Lust, Dinge zu tun. Man schlägt sich rum. Bürokratie ist der eine Lähmer, aber Digitalisierung ist auch so einer. Ich meine, das führt zu einer der Grundformen dieser Welt. Das ist wirklich eine Entfremdung. Ich nenne es auch eine wüstenähnliche Welterfahrung. Du hetzt durch die Gegend. Alltagsbewältigungsverzweiflungsmodus ist seit langem mein Lieblingsbegriff dafür. Ich muss das tun, ich muss jenes tun. Das funktioniert nicht richtig, das macht mir keinen Spaß.

Und ich finde, man kann wirklich sehen, dass, wenn Leute sich engagieren, sie so etwas wie einen Resonanzraum gewinnen. Das ist eine andere Form des Weltverhältnisses. Das heißt nicht, dass da nicht auch Stress entstehen kann. Aber mit ein bisschen Glück ist es Eustress. Mein eigenes Lieblingsbeispiel sind Schülerakademien im Sommer. Da habe ich lange Tage und auch lange To-Do Listen. Aber irgendwie ist da das Gefühl, dass diese Tätigkeit eine ganz andere Form hat, weil es nicht diese Wüste ist. Dass dort etwas anderes passiert.

So, und jetzt haben wir also Leute interviewt, die sich wirklich engagieren. Und das Erstaunliche ist, dass es im seltensten Fall wirklich geplant ist. Sehr, sehr häufig sind es zufällige Momente, die Menschen in ein Ehrenamt treiben. Meine These lautet: Sie finden dort einen Resonanzraum. Und das bedeutet, einen Raum, wo sie das Gefühl haben, da geht es mich etwas an. Resonanz bedeutet im ersten Punkt, dass mich etwas ruft, mich etwas affiziert.

Und in dieser Tätigkeit haben Menschen dann das Gefühl, gebraucht zu werden. Zum Beispiel die Flüchtlinge, die mich brauchen, Kinder, mit denen ich arbeite, aber auch Tiere oder der Regenwald oder die Kirche. Es ist immer diese Doppelbewegung. Mir liegt es am Herzen. Und ich kann da etwas tun. Ich kann eine Spur hinterlassen.

Menschen, die begeistert Ehrenamt machen, sagen immer: »Da kommt so viel zurück in der Investition der Tätigkeit.« Das ist keine Sequenz: Erst investiere ich und dann kriege ich etwas zurück. Sondern es ist eine fast gleichzeitige Tätigkeit. Ich bin auf eine Weise beteiligt, in der Dinge zum Sprechen gebracht werden, zum Beispiel wenn ich mich für Orgeln ehrenamtlich engagieren oder für Wälder. Auch Menschen mit leuchtenden Augen zu sehen, auch Dankbarkeit zu erfahren, gehört dazu. Diese Wechselwirkung in Gang zu bringen, das ist es, warum Menschen sich engagieren.

Wir haben eine junge Frau interviewt, die in der DDR aufgewachsen

ist und dann in der Wendezeit ein bisschen unter die Räder kam, weil viele Jugendliche eigentlich gar keinen Ort mehr hatten, wo sie hingehen konnten. Dann musste sie ein Praktikum machen und hatte mit Kindern zu tun. Sie hatte das Gefühl, dass die doch auch mal raus müssten, und hat die Kinder in eine Pfadfindergruppe mitgenommen, die sie gar nicht kannte. Und dann sagt sie: »Da saßen wir da draußen im Wald und die haben Gitarre gespielt und über uns waren die Sterne. Und wir haben ein Lagerfeuer gemacht, alle haben sich an die Regeln gehalten und wir haben sie uns auch selbst gegeben. Und da habe ich etwas erlebt. Es heißt Gemeinschaft, es heißt Natur.« Und davon ist sie nie wieder weggekommen. Sie ist dann Pfadfinderin geworden, weil sie da plötzlich einen Raum erlebt hat, in dem der Austausch zwischen Menschen Resonanz herstellt.

Ich glaube, das ist die schönste Erfahrung im Ehrenamt und ich denke, das geht Ihnen auch so in Ihren Gemeinden. Das Besondere ist der Moment, wo du zu etwas beiträgst. Ich behaupte immer, die *agency* verlagert sich in die Mitte: Wir erleben Resonanz, nicht weil ich es gemacht habe und weil das jetzt toll ist, sondern weil *wir* etwas in Gang gesetzt haben, was so etwas wie eine Eigenlogik hat, was mit eigener Stimme spricht. Alle möglichen Leute haben alles Mögliche beigetragen und dann hat man fast so etwas wie eine kreisende Energie. Und die muss man mal erfahren haben.

Und mein letzter Schwenker: Was hält Menschen vom Ehrenamt ab? Warum gibt es diesen Bildungsunterschied? Ich sage, weil es Selbstwirksamkeitserwartung erfordert. Das ist nämlich das zweite entscheidende Moment von Resonanz. Die Erwartung, wenn ich da hingehge, dass ich dann auch in der Lage bin, andere Menschen zu erreichen. Dass ich in der Lage bin, dieses Wechselspiel von Hören und Antworten in Gang zu bringen. Wenn das untergraben ist, zum Beispiel, weil du von Bürgergeld leben musst, dann gehst du da vielleicht mal hin, aber mehr traust du dir gar nicht zu. Verstehen Sie, wenn du immer die Erfahrung machst, dass die Leute sagen: Oh, der schon wieder, lieber nicht, oder: Was willst du? Und jetzt habe ich echt keine Zeit, dann kann dieser Resonanzraum nicht entstehen. Diese Resonanzbeziehung entsteht, wenn Menschen die Erwartung haben, dass sie diesen Raum und die anderen zum Sprechen bringen können. Und wenn das untergraben wird, weil man sich sowieso als *loser* der Gesellschaft erfährt, dann passiert es nicht. Dann engagierst du dich weder politisch noch kirchlich noch sonst wo.

Es gibt Erfahrungen, die das belegen. Meine Kollegin Bettina Hollstein in Erfurt hat zum Beispiel gerade eine Studie dazu gemacht am Beispiel von Suppenküchen und Tafeln. Da, wo Leute erst mal zu den Empfängern von Ehrenamt gehören, weil sie zum Beispiel die Angebote der Tafel brauchen, ist der Einstieg ganz niedrigschwellig. Da trauen sie sich

zu, dass sie mit anderen reden können, dass sie das, was dort zu tun ist, machen können. Und dann kann genau dieser Resonanzraum entstehen und dann machen sie die Erfahrung: Ich kann ja beitragen. Ich bin auf diese Weise sinnvoll mit einem größeren Ganzen verbunden. Und auf diese Weise wäre meine Hoffnung, dass das Ehrenamt zum Pfadfinder für Resonanzräume werden kann. [...]

Demokratie muss ein Resonanzraum werden, dass wir einander nicht als Hindernisse und als Idioten begegnen, sondern als solche, mit denen wir in ein Verhältnis von Hören und Antworten treten, auch wenn wir andere Meinungen sagen. Und bei der Einübung dieser Kultur könnte das Ehrenamt ein bisschen mithelfen. Vielen Dank.

Auszug aus dem Impuls von Sabine Pfeiffer

Erwerbsarbeit ist entfremdete Arbeit. Die Idee von entfremdeter Arbeit ist, dass wir sie nicht für uns als Gemeinschaft tun, sondern zu anderen Zwecken. Und trotzdem erlebe ich das in meiner Forschung anders: Ich erlebe, dass Menschen, wenn man mit ihnen über ihre Arbeit spricht, die oft sehr entfremdet ist, erzählen, dass da ganz viel passiert, was ich Sozialität nenne. Arbeit ist eben auch ein zentraler Mechanismus der Vergemeinschaftung [...]

Und diese Vergemeinschaftung durch Arbeit hat einen Ort: den Betrieb. Auch wenn dieser Ort brüchig wird (durch Homeoffice, durch Plattformarbeit, durch global verteilte und virtuell vernetzte Teams). Der Betrieb ist nicht nur ein Ort der Wertschöpfung, sondern auch ein sozialer Ort. Nicht nur weil es da »menschelt«. Sondern weil Kooperation selbst eine höchst soziale Aktivität ist. Und das ist nicht immer nur schön. Sozialität ist ja nicht nur Friede, Freude, Eierkuchen. Sozialität ist auch Konflikt, Auseinandersetzung, sich wieder zusammenraufen, weil man zusammenarbeiten muss. Deswegen glaube ich auch, Ehrenamt kann die Vergemeinschaftung, die Arbeit stiftet, nicht ganz ersetzen. Warum? Weil ich aus dem Ehrenamt jederzeit wieder raus kann. Ich kann mir das nächste Ehrenamt suchen. Das ist ja auch ein Phänomen, was wir sehen. Bei der Arbeit kann ich nicht ganz so leicht raus, weil ich die auch brauche, damit ich Geld verdiene. Die mache ich ja nicht nur zum Spaß oder nicht nur, weil ich Resonanz suche, sondern weil ich sie auch aus ökonomischen Gründen brauche. Da kann ich nicht so einfach gehen. Das hat aber einen guten Effekt. Da ist zum Beispiel der Kollege oder die Kollegin, mit der ich abends nie ein Bier trinken gehen würde, weil wir politisch sehr weit auseinander sind und uns nur die Haare raufen würden. Vielleicht kann ich trotzdem erleben, dass wir sehr gut zusammenarbeiten können und dass ich mich auf diesen Menschen in der Arbeit verlassen kann. Und wenn ich das erlebe, gehen wir vielleicht doch

mal ein Bier miteinander trinken und ich traue mich doch mal diese heißen politischen Themen anzusprechen, bei denen wir uns eigentlich nicht einigen können. Warum? Weil wir in der Arbeit immer faktisch sozusagen gezwungen sind, uns aufeinander einzulassen.

Das Problem ist, dass wir in vielen Arbeitstätigkeiten das nicht mehr erleben. Ich sehe gar nicht, was die anderen machen. Eigentlich ist *working* immer *together*, wir sind immer verbunden in Arbeit. Alles was wir tun, geht nur in gesellschaftlicher Arbeitsteilung, oft über globale Wertschöpfungsketten hinweg, jeder trägt etwas dazu bei. Nur spüren wir das oft nicht mehr. Gefühlt ist es oft nur noch *working alone*. [...]

Wir haben uns eine Arbeitswelt geschaffen, die zwei Dinge immer weniger für uns ermöglicht, die wir aber brauchen, wenn wir Ehrenamt machen wollen: nämlich Zeit und Energie. [...] Deswegen: Wenn wir gutes Ehrenamt wollen und gute Bedingungen für Ehrenamt, dann brauchen wir auch gute und nachhaltige Arbeit. Arbeit, die Menschen nicht nur vernutzt. Beides gehört zusammen.

Auszug aus dem Impuls von Kerstin Menzel

Ich konstatiere zunächst: Für die Zukunft rechnen wir in der Kirche mit leeren Räumen. Häufig wird gesagt: »Da sind wir pragmatisch als Kirche. Wir wollen ja in Menschen investieren und nicht in Steine.« Aber man könnte leere Räume auch als Brachen lesen, also als Räume, in denen neue Nutzung erst noch aussteht, in denen Neues werden kann. Ich versuche mich also als Spurenleserin, weil sich in den Trampelfaden, in den Aneignungen ja vielleicht manchmal die Zukunft zeigt.

Die erste Spur ist ein *Feldbett*. Es steht in einer Kirche in Merseburg. Eine romanische Kirche, die ist wirklich leer, keine Bänke, ein bisschen moderne Kunst, kaum noch Gottesdienste. Die Gemeinde hatte die Idee: Diese Kirche liegt am Pilgerweg, da könnten doch Menschen schlafen – und haben Feldbetten auf die Empore gesetzt. In den Gästebüchern kann man nachlesen, was die Menschen dort tun. Sie singen Abendchoräle, weil da Liederbücher ausliegen. Sie beten, sie segnen sich über die Zeiten hinweg, indem sie Grüße hinterlassen für die, die nach ihnen kommen.

Zweite Spur: ein *Backofen*. In Thüringen, Nöbdenitz, ein kleines Dorf. Da hat die Kirchengemeinde eine Kultur- und Bildungswerkstatt in den Nebengebäuden eingerichtet und ist damit wieder zum sozialen Zentrum des Ortes geworden. Vor allen Dingen durch den Backofen, den sie da hingebaut haben. Und da gibt es jetzt regelmäßig Brot und Pizza für alle.

Die dritte Spur ist die *Treppe*, die Himmelstreppe in der Heilandskirche in Leipzig. Ein preisgekröntes Projekt in einer Kirche, die schon zu DDR-Zeiten horizontal geteilt wurde, unten war ein Archiv. Heute

zieht da ein Stadtteilzentrum ein. Und diese Treppe verbindet das Stadtleben mit dem, was oben ist, wo Gottesdienst mit Künstler*innen, mit Musiker*innen gefeiert wird, wo man auch Hochzeit feiern kann, wo auch ein Adventsmarkt stattfindet und vieles mehr.

Vierte Spur: der *Teppich*. Das ist die Genezarethkirche in Berlin, umgebaut für die Startbahn, wo andere Formen von Spiritualität Raum finden sollen. Die ist tagsüber offen. Man kann oben auf dieser Empore sitzen und einen Kaffee trinken und Coworking machen. Man kann da sitzen und arbeiten oder einfach sitzen und sitzen.

Wo führen diese Spuren hin? Sie zeigen in eine Zukunft, in der Räume emanzipatorisch wirken können, wo Menschen Verantwortung übernehmen, sich einschreiben können in die Räume, und wo Öffentlichkeit gestärkt wird. Sie zeigen sich als verbindende Räume, die inklusiv sein können, wo voraussetzungsfreie Gemeinschaft stattfinden kann über geteilte Anliegen, das, was man gemeinsam will. Und sie zeigen sich als sozialraumbezogene Orte.

Auszug aus dem Impuls von Rainer Koch

»Die Religion in Europa ähnelt einem Fluss, dessen viele Arme im Austrocknen begriffen sind. Im Arm Spiritualität fließt der Strom jedoch derart dynamisch, dass er sogar die alten, zu engen Ufer mit sich reißt«.³ Dieses Zitat von Tomáš Halík fasst eine Entwicklung zusammen, die nicht nur die christlichen Kirchen radikal verändert, sondern auch einen neuen religiösen Typus entstehen lässt. Wie leben sie ihre spirituelle Suche, ihren Glauben?

Eine Wahrnehmung ist: Menschen folgen ihrer spirituellen Sehnsucht. Das zukünftige Priestertum aller Glaubenden, so nenne ich es jetzt hier das Ehrenamt, erkennt diese Ressource der Sehnsucht als die Ressource für Spiritualität in der Zukunft. Wie auch immer sie sich zeigt. Lassen Sie uns aufhören mit: Das sind die in der Kirche und das sind die draußen. Mit: Das ist der säkulare Raum und das ist der sakrale Raum. Stattdessen bemerke ich, dass es ineinanderfließt. Unsere Sehnsucht verbindet sich mit der Sehnsucht der Menschen, die genauso wie wir auf dieser Reise unterwegs sind. Vielleicht müssen wir den Namen Priestertum aller Glaubenden ändern. Ich würde gerne zukünftig mehr von Priestertum des Herzens sprechen. Vielleicht ist das ja ein neuer Begriff, der etwas auslösen kann. Priestertum des Herzens, denn wir gehen damit eine Herzensverbindung ein, dass wir unsere eigene Sehnsucht wieder neu spüren und auch Verbindung und Verbundenheit mit den Menschen in die-

³ Tomáš Halík: Spiritualität als Tiefendimension des Religiösen. In: Zur Debatte. Themen der Katholischen Akademie in Bayern 7/2013, S. 17–19.

ser Gesellschaft, die diese Sehnsucht auch teilen auf ihre ganz eigene Art und Weise. Nelly Sachs, eine Lyrikerin, sagt »Alles beginnt mit der Sehnsucht.«⁴ [...] So richtet sich das Ehrenamt der Zukunft nicht am Amt aus, sondern an der einzigartigen Unermesslichkeit in jedem Leben. Wir sind Künstler des Ewigen. Diese Sicht bringt eine große Frische in die Herzen. Und deswegen könnte ein Ehrenamt der Zukunft auch so etwas wie eine Kunst der Heiligen Gastgeberschaft sein, in der Menschen diesen tiefen Erfahrungen, Momente großer Ehrfurcht und Tiefe, die jeder in seinem Leben hat, nachgehen können und neu dafür Worte finden und auch die Geschichten der anderen hören. Geschichten, die wir bewohnen können und die uns verbinden.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Lilly Blaudszun: Frau Pfeiffer, es kam auch die Frage auf: Was hat das alles, was hier berichtet wurde, worüber gesprochen wurde, was hat das miteinander zu tun? Und was hat es vor allem mit dem Ehrenamt zu tun?

Pfeiffer: Vielleicht ist das Verbindende aus den verschiedenen, hier diskutierten Perspektiven, dass es gar nicht nur um die Frage geht, wie Ehrenamt, Begegnung und so weiter geht. Das Entscheidende ist vielmehr: werden nicht diese Räume, wo wir uns überhaupt noch als Menschen begegnen, immer kleiner, weil das, was gestaltet wird, gefühlt gar nicht mehr von Menschen gestaltet wird, sondern von Strukturen, von Dynamiken?

Das menschliche Begegnen bedeutet auch, dass wir Strukturen hinterfragen. Ob das in der Architektur ist, säkular oder sakral, ob das in der Musik ist, ob das in dem ist, was die einen spirituell und die anderen anders nennen. Oder eben in der Erwerbsarbeit oder im Ehrenamt: Auch hier bedeutet es, dass wir die Strukturen hinterfragen, die dazu führen, dass die Räume, in denen wir uns noch als Menschen begegnen, kleiner werden. Und genau dieses Abwärtsgefühl, von dem Herr Rosa gesprochen hat, das wir ja, glaube ich, alle spüren, das alles durchzieht, hat genau damit zu tun. Ich finde, es ist auch eine politische Frage. Richten wir uns in den immer kleiner werdenden Räumen ein, die noch übrig sind? Oder fangen wir gemeinsam an, die Strukturen zu verändern, die das Menschliche immer mehr verunmöglichen?

Und dann müssen wir vielleicht auch etwas tun, was uns, glaube ich, schwerer fällt als früher, nämlich zu sagen: Bei 1.000 anderen Themen sehe ich die Welt total anders als du. Da könnte ich an die Decke gehen,

⁴ Nelly Sachs: Zeichen im Sand. Die szenischen Dichtungen der Nelly Sachs, Frankfurt am Main 1962, S. 82.

wenn ich dir nur zuhöre. Aber es gibt vielleicht die ein, zwei Themen, da sind wir uns einig und lass uns an denen gemeinsam arbeiten und aushalten, dass wir an anderen Stellen so gar nicht miteinander können.

Die Räume werden auch deswegen kleiner, weil wir uns immer mehr mit Menschen, ob im Netz oder in der realen Welt, umgeben, die so ticken wie wir. Und es immer weniger aushalten, dass da auch Menschen sind, die bei vielen Themen anders ticken, was eigentlich auch ihr Recht ist. Das müssen wir aushalten.

Rosa: Ich stimme dem total zu, auch dem, was Sie über Erwerbsarbeit gesagt haben. Ich glaube, deshalb bin ich auch ein Anhänger dieser Idee eines sozialen Pflichtjahres. Ich weiß, was dagegen spricht, aber das hätte eben genau die Funktion, dass es Leute aus den unterschiedlichsten Schichten mit den unterschiedlichsten Lebenserfahrungen zusammenbringt.

Sie haben mich gerade noch auf einen Gedanken gebracht, weil ich nämlich auch glaube, dass die Räume kleiner werden. Gerade bei der Arbeit hast du wenig Raum, um eine Spur zu hinterlassen, weil du deinen Job machst. Es gibt 1.000 Regeln, 1.000 Vorgaben und alles ist auf Effizienz getrimmt. Du musst die Dinge so schnell wie möglich machen. Und ich glaube, dagegen steht das, was Hannah Arendt die Räume der *Natalität*⁵ nennt. Sie sagt, die Besonderheit der Menschen ist, dass wir eben nicht einfach die Regeln ausführen und den Algorithmen folgen müssen, sondern dass wir neu anfangen können. Und da, wo wir das tun, da hinterlassen wir dann natürlich eine Spur. Wir brauchen diese Räume, in denen es möglich wird, etwas Neues zu generieren. Ich glaube wirklich, dass ehrenamtliche Zirkel – im Gegensatz zur Arbeit, weil das eben strukturierte Räume sind – diese Möglichkeit haben neu anzufangen. Das Problem ist, dass immer ein großes Risiko dabei ist. Der Effizienz und der Steigerungsgedanke stehen dem entgegen. Aber man muss dieses Risiko eingehen, damit dieses Ding entstehen kann. Und wenn es entsteht, hinterlässt es eine Spur. Wir müssen Räume für *Natalität* bewahren.

⁵ Siehe auch: Hannah Arendt: *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. 10. Auflage, München/Zürich 1998.

Thementag **Freiheit und Solidarität**

Europa – Garant für Freiheit und Solidarität?

Visionen für ein starkes Europa

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 6

Natalia Gavrilița, Ministerpräsidentin a. D. der Republik Moldau,
Chisinau/Moldawien

Dr. Katarina Barley MdEP, Vizepräsidentin des Europäischen Parlaments,
Brüssel/Belgien

Marta Bernardini, Koordinatorin Mediterranean Hope, Föderation
Evangelischer Kirchen in Italien, Rom/Italien

Dr. Sergey Lagodinsky MdEP, Europäische Grüne Partei, stellv. Vor-
sitzender Rechtsausschuss, Brüssel/Belgien

Dr. Manuel Müller, Blogger und Mitarbeiter Finnish Institute of Inter-
national Affairs, Helsinki/Finnland

Statement:

Anne Gidion, Bevollmächtigte Rat der Ev. Kirche in Deutschland (EKD),
Berlin

Moderation:

Arnd Henze, Journalist, Köln

Impuls von Natalia Gavrilița

It's amazing to see so many people here today, discussing the future of Europe. These conversations are very important, particularly at this time when our continent is going through such turmoil.

I would like to tell you about another image of people on the streets of the capital of Moldova, Chisinau, who came out in favour of a European Moldova, just in May this year. In a city of under one million, you had 100.000 people who came out. They all had European flags and Moldovan flags, and they chanted for »Europe« and a »European Moldova«.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

These people were there because they believe in the European civilizational choice, in the European way of life, in the European values. This is not something that Moldovans take for granted because our people have lived under oppression for a long time.

The last time that you could see 100.000 and more people in Chisinau was when people were asking for independence in the end of the 1980s and the beginning of 1990s, after the Berlin Wall had collapsed. I was an adolescent, but my parents took me to those big rallies. And all throughout my life, I have been driven by that motivation, by the power of the people to exert a positive change.

The promise of the democratic movement of the 1990s was not realised, and there were many missed opportunities for my country. Early in my career, I have participated in meetings where foreign officials told our officials: »You have to decide whether you are aspiring to be part of the European Union«. It was at the time when the Balkan countries received the European perspective. And at that time, our leaders did not take the country into the European direction. It was an extraordinary disappointment for my generation.

What happened in Moldova when we didn't get on the agenda to join the European Union in time? We had people migrate in search of freedom, and value-driven prosperity. We have one million people who left Moldova and who are working abroad. And these are the best of our society. And these are the people who now contribute, adding value, and promoting the European way of life in the European Union and all over the world. In the last parliamentary elections, the diaspora vote represented 15 percent of the vote. I have come here to Germany to campaign among our diaspora, and 90 percent of them voted for pro-European parties. In the last elections, we had a wide majority of people that have voted for a pro-European party, a pro-European president, and have voted to say once and for all, that we do not want to be in the grey zone. We do not want this »fake« balance between the European Union and Russia. Because this only means that in time, we will be subject to oppression and there will be aggression.

We are ready to work for it. We are ready to follow the rules. The people of Moldova, when they voted for a pro-European party, they didn't vote just for the sake of ticking a box. What they have voted for is for their life, their everyday life, to become more equitable, fairer and easier. We want each individual to have specific rights. Each individual should be able to enforce those rights in an equitable legal system according to the law. We

want to be able to change our leaders if we're not happy with the policies that they're implementing.

But we do want to know that if we do the homework, somebody will help us, somebody will be there for us, and will demonstrate solidarity. What does a pro-European party and a pro-European government mean for Moldova? It was very important that we had President Maia Sandu at the helm and a pro-European party in government when Russia brutally attacked Ukraine. As you might know, Moldova has a separatist region and Russian troops on its territory. As far back as 1999, Russia announced an international commitment to withdraw its troops. It never did. Russia made numerous commitments towards Ukraine, and then we saw the occupation of Crimea happen.

We need to support Ukraine and we need to support their European choice, and the European choice of the people who are willing to do the work and willing to follow the European way of life. I'm not saying it should happen overnight. I'm not saying it should happen just because there is a war. But we need to give people hope for the future. If Ukraine didn't fight that bravely, then I can assure you Moldova would have been in this war as well. What Ukrainians are doing now, they are defending the entire continent. They are defending what Europe stands for. And after more than a year of war, it seems natural. Sometimes we get used to even the worst of news, and it's no longer breaking news. It's relegated to the usual newscast. We are starting to take it as a new normal.

I want to say in front of you: Let us never allow war to be a new normal.

Moldova received 780.000 refugees. We are a country of 2,6 million. Moldova is both a transit and destination country. The UN refugee agency estimated that we've received five times more refugees than they thought we were capable of. This is because we had lots of families who took Ukrainian refugees in, and everybody in the society reacted. And again, this shows what unity in solidarity can do. It can help us achieve so much more than when the government acts alone.

In the last two years, we have not only received the number of refugees that I told you about, but we also managed in one year only to diversify our 100 percent dependence on Gazprom gas, and buy from alternative sources. For our people, who are much poorer than people in Germany, it meant that the gas tariff went up seven times. We did have a targeted compensation system, but still, inflation in Moldova last year reached at

the highest point, 35 percent. We lost six percent of GDP² in the last year because of the war.

We are paying the price. But at the same time, despite all of these difficulties, we have started making real progress regarding the rule of law. We have an external evaluation committee that evaluates our judges for integrity, and only those who pass the integrity filter get to be part of the system going forward. We have also gone forward on freedom of press, on human rights indicators, on combating corruption.

We are willing to do the work, but we need to know that if we do the work, you will support us.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Arnd Henze: Diese Jugend, diese Menschen, die da demonstrieren haben, die haben nicht ewig Zeit zu warten. Wie balancieren wir das aus, die Hoffnung aufzunehmen und ehrlich damit umzugehen, wie mühsam und beschwerlich so ein Beitrittsprozess ist?

Katarina Barley: Wir haben schon mehrere Erweiterungsrunden gehabt. Die große Erweiterungsrunde 2004 zum Beispiel. Die Länder haben wirklich viel getan, um in die Europäische Union hineinzukommen. Aber jetzt ist es anders, denn wir haben eine ganze Anzahl von Ländern, die schon sehr, sehr lange auf den Beitritt warten und bei denen eigentlich das schon passiert ist, was sie angesprochen haben, nämlich eine große Frustration. Diese Länder durchlaufen ganz schmerzhaft Prozesse.

Das hat die Premierministerin ja auch angedeutet. Als ich noch Justizministerin war, habe ich mich zum Beispiel häufiger getroffen mit meiner albanischen Kollegin. Sie war damals noch keine 40 Jahre alt. Und das ist so eine Generation, die hochgebildet ist und im Ausland beste Chancen auf einen hochbezahlten Job haben, die aber trotzdem in ihrem Land etwas bewegen wollen, die sagen, wir wollen das gut und richtig machen. Die haben ihre komplette Justiz rausgeschmissen. Was auch nötig war. Die Europäische Union lässt diese Länder aber ohne wirkliche Perspektive hängen. Jetzt haben wir es mit der Ukraine und mit der Republik Moldau genau umgekehrt gemacht.

Da haben wir gesagt, aus politischen Gründen ist es so wichtig, ein positives Zeichen zu setzen, dass wir all diese Kriterien, die es gibt – das sind Kopenhagener Kriterien, wirtschaftliche, politische Kriterien – jetzt vorerst beiseitelassen und euch jetzt schon zu Kandidaten machen. Ein

² GDP = Gross Domestic Product, deutsch: Bruttoinlandsprodukt

unglaublich großer Schritt. Und ich glaube, der ist in den Ländern auch angekommen; dass er sagen soll: Ihr gehört zu uns, ihr seid willkommen bei uns. Natürlich wird dieser Weg noch eine ganze Weile dauern. Wir dürfen nicht so tun, als wäre das in wenigen Jahren gemacht. Auch diese Länder müssen große Veränderungen vornehmen. Aber ich glaube, wir können allen versprechen, wir werden es so schnell machen, wie es irgendwie geht.

Sergey Lagodinsky: Wenn wir jetzt über den Beitritt der Ukraine sprechen, über den Beitritt von Moldowa sprechen, dass wir und diese Länder im Kopf ein anderes Konstrukt haben und ein anderes Bedürfnis als Anfang der 90er Jahre. Die EU ist geostrategischer geworden. Es geht um Freiheit und Verteidigung der Freiheit nach außen. Was ist aber mit der Verteidigung der Freiheit nach innen? Wir müssen beides zusammendenken. Wir dürfen nicht, und das sehen wir in Polen und in Ungarn, die EU zu einer Art NATO ohne Armee reduzieren.

Manuel Müller: Für Finnland war die Frage von einer gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik immer extrem wichtig. Als Finnland beigetreten ist, in den 90er Jahren, war dies in einer Zeit, in der man noch nicht Mitglied der NATO sein wollte oder konnte und in der die EU ein bisschen Ersatz dafür war. Dieses Bewusstsein, man gehört zu einer Gemeinschaft, die eben auch Werte verteidigen kann, die einem auch Schutz gibt gegenüber Bedrohungen von außen – das war aus finnischer Sicht immer sehr wichtig. Und es gab dann während der Eurokrise eine Zeit, in der zum ersten Mal europaskeptische Ideen stärker aufgekommen sind, weil diese Idee von finanzieller Solidarität, wie bei vielen reichen Ländern im Norden, in Finnland erst mal nicht so gut angekommen ist. Das ist die Zeit, in der man dann den Aufstieg der Rechtspartei, der Basisfinnen, wie sie in Deutschland meistens genannt werden, erlebt hat. Jetzt, mit dem Krieg in der Ukraine, gibt es aber wieder eine ganz, ganz deutliche Gegenbewegung. Die Mitgliedschaft in der EU wird in Finnland von einem Anteil der Bevölkerung gut gefunden wie noch nie zuvor.

Die Zustimmung zur EU ist also auf einem Rekordhoch in Finnland, während paradoxerweise gleichzeitig gerade Regierungsverhandlungen stattfinden, in denen diese Rechtspartei Teil einer Koalition werden könnte. Da gibt es, weil die Konservativen, die die Regierungsverhandlungen führen, sehr pro-europäisch ausgerichtet sind, noch sehr viel Konfliktpotenzial. [...]

Marta Bernardini: I would say that currently the political situation in Italy is quite difficult because political parties with racist, xenophobic and conservative roots are leading our country and also populism is in-

creasing. This means that pluralism, democracy and the rights of minorities are at risk – immigrant communities, LGBTQA+ communities. In this moment we are witnessing a democratic change and also a tightening of immigration policies. And if we talk about the tightening of immigration policies, we have to think of the consequences of these tightening policies for the people at the borders. The immigration policies have consequences on the bodies of the people and the policies of the xenophobic approach work against the people who are fleeing from violence, from inequality, from injustice. At the moment Italy is responding with a securitarian and militarized approach. Europe is not an army, but we are constantly seeing militarized responses, detentions, pushbacks, externalization of the border. This is what's happening in Italy, but not only in Italy.

As Protestant churches we are witnessing this and we are very worried because we are trying to maintain the values of solidarity, of peace, of justice. Just to think that in Italy the Protestant churches are a tiny minority, so we know very well that the minorities are at risk. And we are trying to work with other churches in Europe, for example, to implement safe and legal pathways, to implement humanitarian corridors, a decent welcome. [...]

Henze: Wir müssen über das Thema Außengrenzen sprechen. Was gestern beschlossen wurde: Asylverfahren an den Außengrenzen, haftähnliche Unterbringungen, auch für Familien. Frau Bernardini, Sie kennen die Realität an der Außengrenze Italiens. Wie schätzen Sie das ein, was gestern beschlossen wurde?

Bernardini: We work on the island of Lampedusa. It is in the middle of the Mediterranean Sea and we can say that Lampedusa is the border of Europe or a gateway to Europe. So we can see that the criminalization of solidarity, for example, is increasing in the last years. It means that for the NGOs that are doing search and rescue operations it is very difficult to do their work. The new regulations in Italy are interfering with their search and rescue operations and the penalties are very high. So the new policies are turning rescuers into criminals. Migrants are criminals, rescuers are criminals. But immigration policies are more criminal than people, of course. So we see that people are still dying at our borders. How can we talk about Europe if people are still dying in our sea? In Lampedusa, we are at the dock to welcome people. We are there as Protestant churches. And when people are landing in Lampedusa, they show us the signs of violence on their bodies. They told us how bad Libya is. How difficult the situation in Tunisia is. So how can we talk about solidarity in Europe if we cannot find a way of search and rescue, for example, in a European

system to save people at sea? And also we have to find a European system for safe and legal passages.

Lagodinsky: Die Geschichte ist komplex. Ich benutze hierfür den Begriff Verantwortungskonflikte. Einerseits tragen wir natürlich Verantwortung für die Menschen, die dürfen nicht so behandelt werden, egal, ob sie aus Europa kommen oder außerhalb von Europa. Andererseits tragen die Regierungsmitglieder, die Politiker, die da entscheiden, auch Verantwortung für die Situation bei uns *on the ground*. Wir tragen Verantwortung für den Zusammenhalt unserer Gesellschaft. Viele von Ihnen arbeiten mit Menschen auf der Flucht und wissen, dass es immer schwieriger wird. Das müssen wir auch anerkennen und das erkennt auch diese Regierung an. Das bedeutet aber aus meiner Sicht, dass wir nach rechtlichen Kriterien vorgehen müssen. Wir sind beide ja Juristen – Katarina auch. Und ich bin auch rechtspolitischer Sprecher in meiner Fraktion. Für mich ist das die rote Linie, über die wir gesprochen haben – das Völkerrecht, das Asylrecht. Und diese Lösung, die jetzt präsentiert wurde, wird aus meiner Sicht diesen Anforderungen nicht gerecht.

Barley: Ich möchte gerne von der anderen Seite her kommen: Haben wir denn jetzt gerade eine humanitäre Flüchtlingspolitik? Haben wir jetzt gerade einen Zustand, den wir behalten wollen? Wir haben doch schon Lager. Ich weiß nicht, wer sich mal mit Moria beschäftigt hat. Die Leute sind da nicht zwölf Wochen. Die sind da Monate, manchmal Jahre, in Zelten. Und im Winter knöcheltief im Schlamm. Die Menschen ertrinken im Mittelmeer – jetzt! Warum passiert das? Wir haben die Bilder von Küstenwachen, die Schlauchboote zurück ins Wasser schiebt, die so stark beschädigt sind, dass die untergehen. Warum passiert das? Das darf nicht passieren! Ich will jetzt nichts rechtfertigen. Aber das passiert, weil wir seit Jahren – und ich will sagen Jahrzehnten – diese Länder Italien, Malta, Griechenland total alleine lassen mit den Problemen.

Ich hätte diese Formulierung nicht benutzt, aber ich glaube, das ist, was Nancy Faeser meint mit »historisch«: Es ist das allererste Mal jetzt, dass sich alle Regierungen auf etwas haben einigen können. Dass tatsächlich da drinsteht, dass die Geflüchteten auf alle Mitgliedstaaten entsprechend ihrer Einwohnerzahl verteilt werden. Das ist absolut historisch!

Es kann Ausnahmeregelungen geben, aber die grundsätzliche Eini-gung ist da. Diese Lager passen mir natürlich um Himmels willen auch nicht. Aber diese Lager sind in erster Linie für diejenigen, die, nach den Anerkennungszahlen für ihre Herkunftsländer, eine sehr geringe Wahr-scheinlichkeit haben, anerkannt zu werden.

Lagodinsky: Aber das verstößt gegen die Genfer Flüchtlingskonvention. Also, wir können da nicht nach den Prozentzahlen agieren. Die Genfer Flüchtlingskonvention gibt ein persönliches, individuelles Recht auf Asylverfahren.

Barley: Genau das wird es auch geben. Diejenigen, die aus Ländern kommen – Syrien, Afghanistan usw. – wo eben gerade ein Konfliktherd besonders aufflammt, die bleiben gar nicht da. Diejenigen, die dort sind, sollen in zwölf Wochen das Asylverfahren durchlaufen. Die Niederlande zeigen, dass das möglich ist, mit hoch qualifiziertem Rechtsbeistand, der den Bewerbenden zur Seite gestellt wird. [...]

Lagodinsky: Ich glaube, mit so einer Haltung kommen wir nicht weiter. Wir müssen uns wirklich über unseren Ausgangspunkt austauschen. Ich sitze hier nicht als Vertreter von Bündnis 90/Die Grünen und verteidige nicht die Bundesregierung. Wir sitzen hier als Europaabgeordnete. Wir sind eine Institution, die Co-Gesetzgeberin ist in diesem Prozess, und ich sehe unsere Verantwortung jetzt im nächsten Schritt darin, diesen Kompromiss so zu verbessern, dass es den internationalen völkerrechtlichen Maßstäben entspricht.

Wir müssen da rein und wir müssen diesen Kompromiss verändern.

Barley: Ich finde, da darf man nicht einknicken. Ich habe gesagt: Ich will nicht mehr, dass Menschen im Mittelmeer ertrinken. Das ist mein Anspruch. Und deswegen muss ich dafür sorgen, dass diese Menschen nicht mehr Wochen, Monate, zum Teil jahrelang in diesen Ankunfts-ländern verbleiben, weil es leider, so schlimm das ist, diese Regierungen dazu ermutigt, unmenschliche, barbarische Akte wie dieses Zurückschieben ins Mittelmeer zu veranlassen. Und das muss sich ändern. Deswegen müssen wir diese Verteilung hinbekommen. Und das ist jetzt ein ganz wichtiger Schritt dahin. [...]

Statement von Anne Gidion

Liebe Freundinnen und Freunde, ich fasse die Diskussion zusammen: Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Machen.

Ich habe Ihrem Ringen intensiv zugehört. Ihrem Ringen um eine europäische Identität. Als Christinnen und Christen und gerade jetzt in diesen schwierigen Zeiten. Als Evangelische Kirche in Deutschland haben wir ein Büro in Berlin und auch ein Büro in Brüssel. Als Bevollmächtigte des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland arbeite ich mit meinem Team an beiden Orten. Wir stehen mit unseren Themen solidarisch,

unterstützend oder auch kritisierend an Ihrer Seite, die Sie ringen um gute Wege in der Politik oder um gute Wege in der Zivilgesellschaft.

Wie verändert sich das Gefühl innerhalb der Gesellschaft? Eine Gesellschaft besteht aus Menschen mit Erfahrungen, mit Emotionen. Und diese Menschen gilt es, mit denen zusammen gilt es, einen guten Weg zu finden für diese Europäische Union. Aber wie kann es das werden? Wie kann es das sein? Sie haben gesagt: Wir sind immer wieder auf der Suche, damit rechtsstaatliche Prinzipien gelten. Und Sie, liebe Natalia Gavriļiņa, haben auch gesagt: »Don't let us get off too easily.« Also, als wären das Europäische Parlament und der Europäische Rat so eine Art strenge Eltern, die ihren Kindern sagen müssen: »Du darfst nicht zu spät ins Bett und du darfst keine Süßigkeiten essen und du sollst dir die Zähne putzen.« Aber es geht in unserem Zusammenwirken in Europa nicht um Kleinigkeiten. Eigentlich müsste man einem Staat wie Ungarn, der im Prinzip ausgestiegen ist aus dem demokratischen Konsens, sagen: »Du musst wenigstens Strafe zahlen dafür, dass du eigentlich kein Demokrat mehr bist. Die Zeit, in der wir noch an einem Tisch miteinander reden können, ist ja längst vorbei.«

Und trotzdem gibt es ja immer auch die anderen. Es gibt natürlich auch in Ungarn Menschen, die sich zivilgesellschaftlich engagieren und sagen: »Wir möchten gerne Teil sein von etwas, das sich entwickelt, wo Freiheit und Menschenrechte etwas gelten, wo auch Minderheiten eine Chance haben.« Wir müssen auf die Ungarn setzen. Und da kommen wieder die Kirchen ins Spiel: Die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa, die GEKE, ist auf der Ebene von Partnerschaften mit der reformierten Kirche, mit der lutherischen Kirche in Ungarn im Kontakt. Wir sehen: Ungarn ist kein monolithischer Block, und wir fragen: Wo sind Menschen, mit denen man gemeinsam singt, betet, ringt, predigt, Theologie treibt und zusammen unterwegs ist in diesem Europa? Denn wir können es ja nicht an die »Eltern« delegieren. Das Parlament muss die Regeln verabschieden. Aber wir müssen auch die Menschen mitnehmen in diesen Ländern.

Das gilt auch für das Thema Flüchtlingsschutz. Deutschland ist bei diesem Thema in vielen Fragen relativ isoliert. Das wissen wir in Brüssel. Wir werden als Vertreter und Vertreterinnen von Kirche bei manchen Anhörungen gar nicht mehr eingeladen, denn das, wofür wir in der Kombination von »deutsch« und »Kirche« stehen, das möchten nur noch Wenige hören. Wir müssen im Diskurs immer wieder werbend und auf Gemeinschaft bezogen – denn das ist Kirche – sagen: Wie kann eine Gesellschaft funktionieren, die keine Angst davor hat, dass Leute hin-

zukommen? Das beginnt mit der Sprache. Oft wird versucht, sich das Menschliche geradezu vom Leib zu halten. Wenn ich schon so ein Wort höre wie *Verteilungsmechanismen* – hier geht es doch um Menschen, die kann man nicht verteilen wie Pakete. Wir sprechen über Menschen, die eine Zukunft suchen und die ich nicht mit UPS durch die Gegend schicken kann, damit ich sie nicht sehe.

Zuletzt zu den Ländern, denen ein Beitritt in Aussicht gestellt wird. Der Beitritt als Perspektive hat etwas Utopisches, hat etwas von einer Hoffnung: Ich darf vielleicht zu etwas dazugehören. Andere warten auch. Und wir Europäer:innen müssen uns ehrlich machen: Was sind die Regeln für einen Beitritt? Und wir müssen uns jeweils selbst fragen: Was sind auch die Regeln für das gemeinsame Zusammenleben in einem Land, in einer Wertegemeinschaft, die eine Basis hat? Diese Basis ist nicht in allen diesen Ländern der christliche Glaube. Aber die Basis ist doch wohl: Jeder Mensch ist es wert, in Freiheit und in Sicherheit zu leben. Jeder Mensch hat Würde. Das begründen wir als Christinnen und Christen damit, dass jeder Mensch Gottes Ebenbild ist. Andere begründen es anders. Aber wir müssen gemeinsam aus dieser Basis heraus leben, dass andere auch ein Recht haben, zu leben.

Man wird den Ungarn den EU-Ratsvorsitz nicht absprechen können. Man wird auch mit ihnen Europa gestalten müssen. Es geht nicht anders. Und in dieses Ringen hineinzutreten, es sich nicht zu leicht zu machen, sondern zu sagen: Wir sind erwachsene Bürgerinnen und Bürger. Wir delegieren nicht an die Eltern, die es für uns richten soll, sondern wir stehen in dieser Welt und ringen gemeinsam um Freiheit für alle. Das ist unsere Aufgabe.

Zentrum **Generationengerechtigkeit**

Paradiesen statt Apokalypsen

Was braucht es, damit Menschen ihr Verhalten ändern?

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse,
Hybridbühne/NCC Mitte, Saal Brüssel

Stefanie Bremer, Aktivistin für Steuergerechtigkeit taxmenow, Berlin
Prof. Dr. Maja Göpel, Transformationsforscherin, Lüneburg
Katrín Göring-Eckardt MdB, Bundestagsvizepräsidentin, Berlin
Dr. Sarah Köhler, Referentin Ökum. Arbeitsstelle Anthropozän, Heidelberg
Winfried Kretschmann MdL, Ministerpräsident, Stuttgart
Carla Reemtsma, Umweltaktivistin Fridays for Future, Berlin

Moderation:

Dr. Martin Held, Transformateure, Tutzing

Impuls von Carla Reemtsma

Ich bin hier nicht nur als Klimaaktivistin, sondern auch als Gerechtigkeits-, als Freiheits- und als Menschenrechtsaktivistin. Und während ich jetzt sagen würde, es geht mir vor allem um einen Klimagerechtigkeitsbegriff, würden wahrscheinlich viele andere gerade sagen: Das ist doch eine Verbotsideologin. Was mir alles schon vorgeworfen wurde, was ich angeblich will: Heizungsverbot, Verbrennerverbot, Fleischverbot, Werbeverbot, Swimmingpoolbefüllverbot, Süßigkeitenverbot, Fast-Food-Verbot. Und man könnte fast meinen, dass die Leute, die so erbittert darüber sprechen, sich eigentlich gerade am liebsten ein Verbote-Verbot wünschen. Denn was da immer im Raum steht, ist dieser Ideologie-Vorwurf.

Aber diese Vorstellung, dass Verbote per se so schlimm sind, so fatal, und in einer gerechten, freien Gesellschaft keinen Platz haben – das ist doch am Ende auch nur eine Ideologie für sich. Natürlich spricht daraus eine

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Die Veranstaltung wurde mit der Methode der Aufstellung konzipiert, bei der die Referent:innen sich räumlich auf der Bühne aufeinander zu oder voneinander weg bewegten, je nachdem, ob sie einer Aussage zustimmen oder nicht.

berechtigte Sorge vor Freiheitsverlust, vor Bevormundung. Und ich glaube, das ist etwas, was wir alle teilen, wenn wir sagen, wir wollen in einer freien und gerechten Gesellschaft leben. Aber die Frage ist natürlich immer, wie gestalten wir diese? Und wenn wir über Verbote sprechen, dann geht es am Ende in der Gesellschaft ja um viel mehr als nur die Paragraphen, die dann schlussendlich auf dem Papier stehen, sondern um das Gefühl zu der Gesellschaft, in der wir leben und wie wir sie kollektiv gestalten. Was das ist, worauf wir uns einigen, wie wir leben wollen, jetzt, aber eben auch in Zukunft. All unser Handeln als Einzelpersonen hat Konsequenzen für uns selbst, aber auch für andere. Und da gibt es 100.000 Beispiele, wo wir uns darauf einigen, das ist eine gute Art und Weise, wie wir zusammenleben wollen.

Ich würde euch kurz auf eine Reise mitnehmen, die ihr wahrscheinlich alle gemacht habt. Ihr habt irgendwann beschlossen, ihr fahrt zum Kirchentag. Was habt ihr gemacht? Ihr habt ein Ticket gekauft oder ein Ticket bekommen. Denn es gehört sich eben, wenn man Teil vom Kirchentag sein will, dass man dafür ein Ticket hat. Ihr seid ja heute hergekommen, vielleicht mit der Bahn. Dann hattet ihr ein S-Bahn-Ticket, das gehört, glaube ich, zum Kirchentagsticket dazu. Wer mit dem Auto gekommen ist, hat sich einen Parkplatz gesucht und nicht im Parkverbot gehalten. Wer mit dem Fahrrad gekommen ist, hat an der roten Ampel gehalten. Das sind alles Verbote, die uns jeden Tag umgeben, bei denen wir uns als Gesellschaft kollektiv darauf geeinigt haben, so wollen wir es machen. So weit, so gewöhnlich. Aber warum jetzt diese ganz erhitzte Debatte um den Verbotsbegriff, wenn wir doch eigentlich tagtäglich damit konfrontiert sind, wenn sie doch eigentlich die gestaltende Kraft dessen sind, wie unser gesellschaftlicher Alltag strukturiert ist? Was sind bestimmte Grundwerte und wie können wir dafür sorgen, dass sie für alle garantiert sind? Denn das ist eine Frage von Fair Play.

Wenn wir uns den Sport anschauen, dann können wir uns alle darauf einigen, dass es Regeln gibt und dass wir es gut finden, wenn sich Leute daran halten. Denn genau diese Regeln sorgen dafür, dass jeder erst mal gleiche Rechte und Chancen hat, und nicht jemand, der groß und stark ist und andere Leute foult, plötzlich am Ende das Spiel gewinnt. Und genauso ist es in der Gesellschaft auch. Ohne Regeln können nur die gewinnen, die stark sind, die mehr Macht haben, und die sich vor allem unfair verhalten gegenüber anderen; die einfach mal sagen: Mach ich nicht, ich handele nur zu meinem eigenen Vorteil, fahr über die rote Ampel, parke im Parkverbot, oder Schlimmeres. Das heißt Verbote – so erhitzt, wie darüber diskutiert wird – sind eigentlich ein ganz normaler Teil von politischer, gesellschaftlicher Gestaltungsmacht.

Wenn wir jetzt einmal den Bogen zum Anfang schlagen: Verbote werden so oft wahrgenommen als die Sorge vor Bevormundung, vor Freiheitseinschränkungen. Aber wo wir gerade die Freiheitseinschränkung jetzt schon, aber vor allem in Zukunft spüren werden, das sind die Folgen der Klimakrise, die Menschen drastisch in ihrem Leben einschränken. Gerade brennt der Wald in Kanada, und den Menschen in New York wird gesagt: Bitte geht nicht aus dem Haus. Wir sagen Großveranstaltungen draußen ab, weil die Luftverschmutzung so schlimm ist wie nie zuvor. In anderen Ländern wird das Wasser rationiert. Das Poolbefüllverbot in Teilen von Frankreich ist eine Reaktion auf die Wasserknappheit, die infolge von Hitzesommer nach Hitzesommer nach Hitzesommer da eingetreten ist. Und das ist eine Folge der Klimakrise. Das heißt, wenn wir jetzt sagen, wir wollen uns vor *diesen* Freiheitseinschränkungen schützen – das ist es auch, was das im Urteil des Bundesverfassungsgerichts erwähnt wurde – dann müssen wir jetzt diese kollektive Gestaltungsmacht wahrnehmen und sagen: Ja, unser Handeln soll die Lebensgrundlagen auch in Zukunft sichern, sodass wir nicht heute auf Kosten von morgen leben. Und dafür müssen wir uns an bestimmte Regeln halten.

Und deswegen mag ich jetzt auch auf meine Schlussthese kommen, und zwar: Verbote sind grundsätzlich weder gut noch schlecht. Man muss immer die Frage nach ihrer Sinnhaftigkeit stellen. Sind sie dem Problem angemessen? Können sie eine Lösung präsentieren? Aber auch und vor allem: Wer hält sich daran und wer nicht? Was wir wieder und wieder erleben, ist, dass es starke Akteure gibt, nicht nur Menschen, sondern auch Konzerne, die sagen, sie halten sich eben nicht daran. Und da ist das grundsätzliche Problem. Wenn wir gesellschaftliche Gestaltungsmacht ergreifen, dann wollen wir uns auch kollektiv daran halten und keine Einzelausnahmen haben. Das sind Regeln, die gelten für alle. Deswegen sind sie nicht die einzige Lösung. Aber sie sind auch erst mal nicht schlecht, sondern sie können einen Sinn entfalten, wenn wir sagen, wir einigen uns auf ein gemeinsames Ziel. Und deswegen würde ich mich freuen, wenn wir es schaffen, genau diese Debatten weniger erhitzt zu führen.

Martin Held: Jetzt bleibt Frau Reemtsma als die Person, die die These vertritt, hier stehen, und die anderen positionieren sich im wahren Wortsinne zu dieser These, indem sie Stellung beziehen. So können Sie im Saal sehen, ob jemand weiter weg oder näher dran ist, und das wird dann entsprechend begründet. Frau Bremer, möchten Sie anfangen?

Stefanie Bremer: Ich stimme zu, dass Verbote per se weder schlecht noch gut sind. Aber wir brauchen die gesellschaftliche Diskussion, wie wir leben wollen und wo wir hinwollen. Und dazu gehört auch, ob wir uns

eine massive Konzentration von Macht und Einfluss bei vermögenden Menschen leisten wollen. Vielleicht haben einige von euch die Zahlen gehört. Die reichsten 10 Prozent der Menschen sind für über 50 Prozent der globalen Treibhausgasemissionen verantwortlich. Und das leisten wir uns im Moment. Und natürlich könnte man da jetzt anfangen mit Verboten von Privatjets und Yachten. Ja, können wir. Solange wir uns darauf gesellschaftlich einigen. Wenn uns das wichtig ist, dann können wir uns darauf einigen.

Held: Gut. Frau Göring-Eckardt, wo würden Sie sich positionieren?

Katrin Göring-Eckardt: Also ich finde es von Carla sehr klug, zu sagen, Verbote sind nicht per se gut oder schlecht. Unsere ganzen Gesetze, unsere Regeln leben davon, dass wir Gebote und Verbote haben und dass es Sanktionen gibt, wenn man Verbote nicht einhält oder sich an Gebote nicht hält. Und deswegen sage ich, das ist eine vollkommen richtige These, und deshalb stelle ich mich zu eurer Gruppe dazu. Ich will aber trotzdem noch etwas anderes sagen, denn die Frage, wie man Mehrheiten gewinnt, die hängt natürlich an dem Narrativ. Man kann sich großartige Narrative ausdenken. Und wahrscheinlich sind wir hier in diesem Raum bei den positiven Narrativen sehr schnell beieinander. Zum Beispiel das mit dem Heizen, das ist eigentlich eine ganz einfache Sache. Wenn das 40 Prozent der CO₂-Emissionen in Deutschland ausmacht, dann muss man nicht Mathe studiert haben, um zu verstehen, dass es eine relevante Sache ist. Und natürlich haben wir immer Mehrheiten, wenn wir danach fragen, ob man für Klimaschutz ist. Aber das ändert sich, wenn es nicht mehr nur um die Erderwärmung geht, sondern auch um die Zimmererwärmung. Und zwar um die Wohnzimmererwärmung. Dann wird es doch plötzlich ein bisschen heikler. Und man kann natürlich gut darüber reden, dass vor allen Dingen die, die nicht viel Geld haben, auch noch ein warmes Wohnzimmer haben sollen. Deswegen hat Robert Habeck übrigens am Anfang gesagt: Wir machen das einkommensabhängig mit der Förderung. Aber dann hatten wir in der Koalition keine Mehrheit dafür, zu sagen, wir machen diese Förderung einkommensabhängig, damit wirklich alle Teil dieser klimagerechten und sozial gerechten Art zu heizen sein können.

Das ist der Punkt mit der Mehrheit. Und der andere Punkt ist das mit der Erzählung. Es gibt ja einen großen Medienkonzern, der gehört zum Großteil einer fossilen Veranstaltung.² Und die werden nicht mitmachen bei dem positiven Narrativ. Die werden genau das Gegenteil machen

² Mit über 42 Prozent ist der größte Anteilseigner der Axel Springer SE der amerikanische Großaktionär KKR. Dieser wiederum steckte 2022 ca. 78 Prozent seiner

und uns die ganze Zeit erzählen, dass man den Menschen was wegnehmen will, dass man sie quälen will, dass es kalt sein wird etc. Und das ist der Punkt, über den wir ehrlich reden müssen. Dass wir uns hier ganz schnell einig sind, ist großartig. Und es ist die beste Kraftquelle, die ich seit vielen Monaten erlebe. Ganz ehrlich, ich würde Sie gerne immer alle mit in alle Talkshows nehmen. Aber meine herzliche Bitte ist: Helft auch bei der anderen Erzählung mit. Vielleicht meldet ihr euch mit eurer komischen Verwandtschaft in WhatsApp- oder Telegram-Gruppen an, oder redet mit Nachbarinnen, die dem negativen Narrativ so ein bisschen verfallen. Diese Unterstützung brauchen wir, und das wird nicht über die Bildzeitung gehen, sondern es wird eher darüber gehen, dass Menschen wirklich mitkämpfen. Das können wir Politikern und Politikerinnen nicht ganz alleine überlassen.

Held: Herr Kretschmann. Bitte sehr.

Winfried Kretschmann: Ich fand das sehr erstaunlich, dass Sie sich ausgerechnet bei mir so weit weggestellt haben.

Reemtsma: Irgendwer muss ja die Debatte aufmachen.

Kretschmann: Meiner Partei wird doch dauernd das Verbotsetikett an die Backe geklebt.

Reemtsma: Ja, mir doch auch.

Kretschmann: Dagegen kämpfen wir ja schon die ganze Zeit. Jetzt ist es so, in den persönlichen Gesprächen, die ich spontan mit Leuten führe, merkt man sofort, die Leute sind überhaupt nicht gegen Verbote. In jedem dritten Gespräch will einer etwas verboten haben, was ihn stört. Das heißt, Verbote sind extrem populär, wenn sie *die anderen* betreffen. Das klingt jetzt anekdotisch, aber das ist doch genau das Problem. Da bin ich total bei Ihnen. Die Zivilisation zeichnet sich dadurch aus, dass sie nach Regeln funktioniert – oder nicht funktioniert. Gar keine Frage. Aber welche Regeln gerecht sind, darüber gibt es einfach Streit. Katrin Göring-Eckardt hat es klar gesagt: Wir regieren in einer Ampel. Die haben wir nicht gesucht. Aber wir mussten uns finden, weil die Alternative Jamaika gewesen wäre, da sind die FDPler ja wieder dabei!

Investitionen in fossile Industrien. Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/KKR_%26_Co. [zuletzt gesehen am 28. 11. 2023].

Was mir an den ganzen Narrativen schon mal nicht gefällt ist, so zu tun, als sei nichts passiert. Das ist nicht der Fall! Wenn wir nicht seit 40 Jahren gegen den Klimawandel kämpfen würden, gäbe es heute keine Windräder mit Marktfähigkeit, deren Entstehungskosten unter denen von Kohle- und Atomkraftwerken liegen. Ich sage das jetzt nicht, weil ich 75 bin und schon so lange dabei bin, es ist einfach eine Tatsache. Und wenn wir immer so tun, als sei gar nichts passiert, und jetzt müssten wir mal anfangen – da kann man nur verzweifeln. Ich hab's vorhin in der Bibelarbeit gesagt: Das Reich Gottes ist nicht da und es ist trotzdem da. Es ist schon mitten unter uns. Das ist es, was Jesus an der Stelle gesagt hat. Und wenn wir nicht erkennen, dass schon etwas da ist, an dem wir weiterbauen können, dann verbreiten wir keine Perspektive, sondern Resignation.

Natürlich, von Mehrheiten zu reden, das ist nicht beliebt, wenn es Politiker machen. Aber es ist eine Tatsache, auch wenn sie nicht gefällt, man braucht sie einfach! Wenn man sie verliert, was ist dann? Es kann doch niemand behaupten, vor allem die, die sich mit uns beharken, es seien andere schneller und besser im Klimaschutz, das wird nicht der Fall sein! Das heißt, wenn wir die Macht verlieren, das heißt nicht mehr gewählt werden, wird es nicht schneller, sondern noch langsamer! Das ist der Punkt, um den es geht. Visionen muss man immer wieder erden. Politik ist die Kunst des Möglichen. Kunst heißt, wir sollen den Rahmen des Möglichen natürlich ständig erweitern. Dafür haben Sie alle hervorragende Beiträge geleistet. Dem kann ich nicht widersprechen in der Analyse. Und wir strampeln uns ab, dafür Zustimmung zu bekommen. Das gelingt uns aber leider nicht immer.

Held: Ja, herzlichen Dank. Leidenschaft ist altersunabhängig. Das ist schon mal interessant.

Sarah Köhler: Ich würde gern direkt darauf reagieren. Die Aushandlung des Machbaren verstehe ich natürlich als politische Aufgabe. Ich als Christin habe nicht die Aufgabe, mich am Machbaren zu messen, sondern schon in Richtung des Unmöglichen oder des futurisch Möglichen, was Gott für uns gedacht hat, zu denken. Deswegen dürfen wir auch da über die Grenzen hinausdenken. Und in diesen Verhandlungsprozessen frage ich mich manchmal, ob die Bezeichnung der Grünen – die sind verantwortlich dafür, Klimapolitik zu machen – nicht auch ein Narrativ ist, das andere ausbremst. Aber gucken wir ins Grundgesetz auf Artikel 20a, da steht »die Sicherung der Lebensgrundlagen«. Ganz einfach. Und mit einfach meine ich, ganz simpel parteiunabhängig. Das ist eine demokratische Aufgabe. Vielleicht sollte man den anderen das mal deutlicher machen, dass die Grünen dafür nicht die Mütze aufhaben, sondern dass wir uns an die Demokratie halten.

Und das Letzte, was ich noch sagen will, ist auch biblisch. Um noch mal auf die Freiheit zurückzukommen: Das Exodusgeschehen, das Befreiungsgeschehen endet in Gesetzen, in Regeln für die Gemeinschaft. Weil die Bibel nämlich weiß, dass menschliches Verhalten wahnsinnig komplex ist. Wir können uns ganz viel erzählen, aber wir handeln nun mal nach Eigennutzenkalkülen, Bequemlichkeit, Gewohnheiten, nach Normalitätsvorstellungen. Was unser Nachbar hat, deklarieren wir als Normalität. Aber ein Haus, ein Kind, einen Pool zu haben, war noch nie Normalität für die Mehrheit der Menschen. Man muss also vielleicht fragen, was unsere neue Normalität sein könnte. Regeln sind Dienstleistungen für uns, die uns helfen, menschliches Verhalten, so wie es halt nun mal ist, anzuerkennen und nicht ständig darüber reflektieren zu müssen, was ich noch besser machen kann. Das ist ein Prozess, bis wir systemisch da sind, dass wir zukunftsfähig und global nachhaltig leben. Regeln sind Dienstleistungen für unser Menschsein.

Held: Frau Göpel, wie passen Sie in das Bild?

Maja Göpel: Ich gehe jetzt mal hier rüber und ich mache ein Plädoyer: Verbote abschaffen, ordentlich Markt!

Göring-Eckardt: Weil Sie Spaß an so was haben.

Held: Sie ist ja Ökonomin. Ist schon okay.

Göpel: Also, wessen Freiheit wird eigentlich gerade geraubt von den aktuellen Marktstrukturen, wie wir sie haben? Das sind nämlich die Freiheiten all derjenigen Unternehmer:innen, Erfinder:innen, Vordenker:innen, die gerne nachhaltige Lösungen verbreiten würden in unserem Land. Und deshalb sollten wir diese Verbote mal aufheben. Es ist nämlich prohibitiv teuer, sozial und ökologisch ehrlich zu bilanzieren und das in die Kosten einzurechnen. Die Märkte dürfen überhaupt nicht mehr ihre Funktion erfüllen aus drei Gründen. Erstens, die Preise dürfen nicht die Wahrheit sagen, weder ökologisch noch nachhaltig. Das Verbot sollten wir mal abschaffen. Die sollen das dürfen. Das zweite ist, dass wir immer die Freiheit des Marktes daraus ableiten, dass es viele Anbieter und viele Nachfrager gibt, weil nur dann habe ich so was wie einen Aushandlungsprozess. Lasst uns doch mal bitte diesen Markt wieder freilegen. Wir haben Monopolstrukturen, Oligopolstrukturen vor allem in den Bereichen, die das menschlich notwendige, Energieversorgung, Behausung, Nahrungsmittel, Handel etc. in die Welt bringen. Lasst uns das Verbot abschaffen, in dem Bereich einen Markt zu schaffen, indem wir die Konzentrationen dieser Marktstrukturen wieder aufknacken und die Chancen

erhöhen, dass andere reinkommen. Und der dritte Teil, den wir auch abschaffen sollten, ist das Verbot für Finanzmärkte, der Realökonomie zu dienen. Dafür sind sie ursprünglich geschaffen worden. Geld hat an sich keinen Nutzwert, da stellt sich die Frage: Warum ist das jetzt so privilegiert, das Zeug? Warum können diejenigen, die viel besitzen und sehr intransparent über Ländergrenzen hinweg an Demokratien und ihren Steuerbemühungen vorbei scheffeln, damit ganz viel ökonomische und politische Macht ausüben? Das sollten wir doch mal verbieten. Ich meine, Finanzmärkte sollten wieder der Realwirtschaft dienen dürfen, wie wir das ursprünglich gedacht haben in der ökonomischen Lehre. Und wenn wir diese Verbote abschafften – Super.

Thema Narrative: Ich finde es abgefahren, wie leicht man sich verhaspeln kann bei diesem Gedankenexperiment. Weil die alte Form, auf die Welt zu blicken, so tief bei uns verankert ist. Das sind Automatismen, mentale Pfadabhängigkeiten. Wenn wir versuchen, die immer wieder aufzubrechen, dann vergrößern wir den Rahmen der Möglichkeiten und weiten auch die Verhandlungskorridore für diejenigen, die gerne nur auf der einen Seite verharren.

Held: Frau Reemtsma, die Methode hat es ja an sich, dass die Ankerposition fix ist. Deswegen die Frage: Wie geht es Ihnen jetzt so mit dem, wie die Aufstellung aussieht?

Reemtsma: Mir geht es großartig. Ich bin vor allem dankbar für dieses letzte Plädoyer. Ich habe ja selber Politik und Wirtschaft studiert und eigentlich immer so ein kleines Faible dafür, mehr über Wirtschaft zu sprechen. Gleichzeitig habe ich das Gefühl, das ist extrem schwer, weil die Wirtschaft gar nicht will, dass wir über sie reden. Je intransparenter, desto besser für sie. Deswegen das vielleicht als kleine Aufforderung: Wir sollten es alle mehr machen, um den Diskurs weniger intransparent und undemokratisch zu machen. Genau daran hindert uns tatsächlich auch dieses Narrativ von Wirtschaft: Das lässt man besser laufen, der Markt regelt das – weil er gerade gar nichts regelt.

Zentrum **Geschlechterwelten und Regenbogen**

»Trans*Hype!« – echt jetzt?

Zur Kontroverse um geschlechtliche Selbstbestimmung

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, Gemeinschaftshaus Langwasser, Großer Saal

Tessa Ganserer MdB, Berlin

Dr. Dana Mahr, Medizinsoziologin und Wissenschaftshistorikerin, Genf/Schweiz

Tobias Müller, Facharzt für Psychiatrie und Psychotherapie, Nürnberg

Theo Schenkel, Religionslehrer, Waldshut-Tiengen

Dr. Christian Stäblein, Bischof, Berlin

Moderation:

Dr. Antje Schrupp, Politikwissenschaftlerin und Journalistin, Frankfurt/Main

Impuls von Dana Mahr

Wenn Christen über Geschlechterfragen nachdenken, dann gehen sie meistens bis zum Anfang zurück. In der Genesis finden sich zwei Geschichten darüber, wie die Dinge entstanden sind. In einer davon heißt es: Und Gott schuf den Menschen zu seinem Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn, als Mann und als Frau schuf er ihn (Gen 1,27). Wenn du mit diesen Geschichten aufgewachsen bist und mit Menschen gelebt hast, die in diese Geschlechterboxen zu passen scheinen, könnte es so aussehen, als ob die Existenz von trans* Personen gegen Gottes Schöpfungsordnung verstößt. Wenn wir uns diese Stellen jedoch etwas genauer ansehen, entdecken wir eine viel komplexere und auch schönere Welt. Wenn Gott zum Beispiel Männer und Frauen erschafft, dann erst, nachdem er oder sie in allen anderen Bereichen der Schöpfung Gegensätze geschaffen hat: Tag und Nacht, Land und Meer, fliegende Vögel und schwimmende Fische. Auch der Mensch wird als Gegensatzpaar erschaffen, als Mann und Frau.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Das Problem bei einer wörtlichen Lesung dieses Textes ist jedoch, dass Gottes Schöpfung, obwohl Genesis 1 diese Gegensätze aufstellt, in einem Spektrum existiert: Zwischen Tag und Nacht gibt es zum Beispiel Morgengrauen und Abenddämmerung, zwischen Land und Meer Flussmündungen und es gibt fliegende Fische. Niemand würde behaupten, dass so ein fliegender Fisch eine Abscheulichkeit in den Augen Gottes ist, weil er nicht in die Kategorien passt oder dass eine Flussmündung Gott nicht gefällt, weil sie weder Land noch Meer ist. Genauso gibt Gott jedem Menschen ein Selbst, das einzigartig ist und nicht immer in eine Schublade oder eine binäre Kategorie passt. Unter cisgender Menschen, das heißt Menschen, deren Geschlechtsidentität mit dem Geschlecht übereinstimmt, das ihnen bei der Geburt zugewiesen wurde, gibt es eine große Vielfalt an fast allen anderen körperlichen Merkmalen, sogar Fortpflanzungsorganen, die es sehr schwer machen, jeden einzelnen Menschen auf der Erde in die Kategorien von Mann oder Frau in einer Kultur einzuordnen. Auch unter trans* und nicht binären Menschen gibt es eine Vielfalt an Körpern, Persönlichkeiten, Überzeugungen und Erfahrungen, zum Beispiel damit, einen Körper mit einem Geschlecht zu haben, das du dir nicht selbst wählen würdest, wenn du dir deine sexuelle Anatomie aussuchen könntest. Das ist meine eigene Gebrauchsdefinition vom trans*-Sein. Doch anstatt Genesis 1 als Fiktion abzutun, die nicht der Realität entspricht, erkennen viele Christinnen und Christen neuerdings an, dass die Schöpfungsgeschichte nicht dazu gedacht war, die gesamte Schöpfung zu katalogisieren, sondern vielmehr auf Gottes liebendes Handeln auch und gerade in den Zwischenräumen und den Zwischentönen hinzuweisen.

Genesis 2 gibt uns eine andere Perspektive auf die Schöpfungsgeschichte: Hier wird zuerst ein geschlechtsloser Mensch erschaffen und dann später ein Teil des ersten Menschen Adam zur zweiten Person Eva gemacht. Aufgrund der Reihenfolge der Schöpfung in dieser Geschichte argumentieren einige Theologinnen, dass die Passage eine Struktur aufrecht erhält, die als Geschlechterkomplementarität bezeichnet wird. Diese besagt, dass Gott zwei grundverschiedene Geschlechter geschaffen habe, denen strikte gesellschaftliche Rollen zugewiesen sind. Kurz gesagt: Männer wurden geschaffen, um zu führen, und Frauen, um zu folgen. Diese scharfe Begrenzung der Geschlechter und das Übereinanderlegen von biologischem und sozialem Geschlecht haben in der Vergangenheit immer wieder zu psychischer oder körperlicher Gewalt gegen alle Menschen geführt, die unabhängig von ihrem zugewiesenen Geschlecht oder ihrer Geschlechtsidentität nicht vollständig die gesell-

schafts- oder geschlechtsspezifischen Erwartungen erfüllen wollten oder konnten.²

Ein besseres Verstehen der sowohl theologischen als auch gesellschaftlich problematischen Vorstellungen einer starken Komplementarität der Geschlechter gibt Christen und Christinnen im 21. Jahrhundert die Möglichkeit, andere biblische Alternativen für Identität, Gemeinschaft und Beziehung zu erforschen. Alternativen, die auf dem Vorbild Jesu und seinen praktischen Lehren beruhen, und nicht auf dem immer auf einen naturalistischen Fehlschluss beruhenden Bedürfnis nach scharf abgegrenzten Kategorien. Denn Jesu Lehren in den Wundergeschichten sowie den Gleichnissen entfalten ihre Botschaft oftmals in den bereits benannten Zwischenräumen.

Eine der Möglichkeiten, wie Christen das Leid in der Welt verstehen, besteht darin, es darauf zurückzuführen, dass die Dinge nicht mehr so sind, wie sie vor der Sünde Adams und Evas in der Genesis ursprünglich geschaffen wurden. In der Theologie sowie der Kirche wurde und wird dafür manchmal noch der veraltete Begriff der Erbsünde verwendet. Seit dem Sündenfall haben wir als Menschheit Dinge erlebt und verursacht, die nicht mit Gottes Plan übereinstimmen. Und manche mögen sich fragen, ob die Existenz von trans* Menschen, nicht binären Menschen und anderen queeren Existenzen eine Folge des Sündenfalls ist und nicht etwas, das Gott von Anfang an beabsichtigt hat.

Es ist jedoch wichtig zu wissen, dass es trans* Menschen schon seit tausenden von Jahren in allen Kulturen und zu allen Zeiten gegeben hat. Wir wissen auch, dass das Leid, das trans* und nicht binäre Menschen erfahren, meist mit dem Stress und der Unterdrückung durch andere Menschen zusammenhängt. Viele Studien zeigen, dass sich das Wohlbefinden von trans* Personen verbessert, wenn sie bejaht und geliebt werden. Vor diesem Hintergrund ist es wahrscheinlicher, dass die eigentliche Sünde in der schädlichen Art und Weise liegt, wie wir miteinander umgehen, und nicht in der Tatsache, dass trans* Personen zum Beispiel überhaupt existieren.

Kommen wir zur Gegenwart der Debatte. Seit einigen Jahren werden in Deutschland trans* Menschen wieder mehr angefeindet oder sogar durch queerfeindliche Gewalt getötet. Wir könnten jetzt viel über die Gründe spekulieren. Etwa, dass die ökonomische Unsicherheit der modernen Welt bei einigen Zeitgenossen eine Sehnsucht nach einer ein-

² Vertiefung des Themas: Patrick S. Cheng: Radical Love. Introduction to Queer Theology, New York 2011.

fachen, geordneten Welt ohne Zwischentöne auslöst. Oder, dass die Komplexität der Postmoderne von geschickten Angstmacherinnen als Anlass genommen wird, einen überkommenen Traditionalismus zu propagieren. Dies alles würde an dieser Stelle jedoch zu weit führen.

Also lenke ich unser Auge auf das, was gerade hinsichtlich des von der Bundesregierung geplanten Selbstbestimmungsgesetzes geschieht. [...] Es soll die Ungleichheit der pathologisierenden Gutachten und gerichtlichen Kosten zur Änderung des Geschlechtseintrags beseitigen und somit das Leben von trans* Menschen erleichtern. Im Vorfeld dieses Gesetzesvorhabens haben internationale und nationale extremistische Politiker:innen eine beispiellose und gefährliche queer- und trans*-feindliche Hass- und Fehlinformationskampagne gestartet. [...]

Was können wir tun? Eine derartige, krasse Hasskampagne gegen die gesellschaftlich kleine und vulnerable Minderheit von trans* Menschen ist eine absolute Herausforderung, nicht nur für uns trans* und nicht binäre Menschen, sondern auch all jene, die uns kennen, die unsere Familien und Freunde sind. Doch wir können das nicht alleine stemmen. Wir brauchen Hilfe gegen die Desinformation. Hilfe gegen die Gewalt. Hilfe gegen jene, die unsere Rechte beschneiden oder verhindern wollen. Hilfe gegen jene, die uns dämonisieren. Sie alle hier als interessierte Christ:innen können hierbei eine Rolle spielen. Denn als Geschwister in Christus erkennen wir in unserem Gegenüber das Ebenbild Gottes auch und gerade in den reichen Zwischentönen, die uns trans*, nicht binäre und andere queere Menschen mit ihrem Leben anbieten können und unser Verständnis der Schöpfung in ihrer Reichhaltigkeit positiv erweitert. Dies geht jedoch nicht, wenn wir die, die anders sind oder die wir anders sehen, ausschließen, kriminalisieren, pathologisieren oder verteufeln. Deshalb bitte ich Sie alle hier: Informieren Sie sich! Stellen Sie sich gegen Fehlinformation, recherchieren Sie! Sprechen Sie mit uns trans* Menschen – und nicht nur über uns!

Auszug aus dem anschließenden Podiumsgespräch

Antje Schrupp: Hat die Aktion #OutInChurch³ einen Aufbruch oder einen Bewusstwerdungsprozess angeregt?

³ »#OutInChurch – Für eine Kirche ohne Angst« ist eine 2022 ins Leben gerufene Initiative von Engagierten und Mitarbeitenden aus der römisch-katholischen Kirche in Deutschland, die sich gegen die Diskriminierung von LGBTIQ+ Personen in der Kirche einsetzt. Die Bewegung hat durch ein mediales Coming-Out von 100 queeren Menschen unter katholischen Gläubigen viel Aufsehen erregt. Für weitere

Theo Schenkel: Einerseits hat #OutInChurch vor allem in der katholischen Kirche das Bewusstsein sehr stark in den Vordergrund gerückt, weil wir jetzt Gesichter haben. Zwar wussten alle schon, dass queere Menschen in der katholischen Kirche diskriminiert werden und dass das Arbeitsrecht nicht inklusiv ist. Aber das war immer hinter geschlossener Tür. Und andererseits hat es uns intern miteinander vernetzt.

Schrupp: Zumindest bei der medialen Berichterstattung über #OutInChurch hatte ich den Eindruck, dass das Thema Homosexualität relativ weit im Vordergrund steht und das Thema Trans* nicht. Liegt das daran, dass es Transgeschlechtlichkeit in der katholischen Kirche offiziell gar nicht gibt?

Schenkel: Zum einen sind trans* Personen in der queeren Community nur ein kleinerer Teil. [...] Zum anderen ist für die katholische Kirche Trans* auf jeden Fall ein sehr neues Thema. Dass ich trans* bin, konnte die Kirche ignorieren. Problematisch wurde es, als ich meine Partnerin heiraten wollte. Wobei ich als trans* Person in der katholischen Kirche einfach gar nicht heiraten darf, egal wen. Durch diese Heirat würde ich das Ganze offiziell machen. Und immer, wenn es offiziell wird, wird es für die katholische Kirche schwieriger.

Schrupp: Frau Ganserer, können Sie uns sagen, was der Kern dieses Selbstbestimmungsgesetzes ist, das die Bundesregierung jetzt plant?

Tessa Ganserer: Nach dem sogenannten Transsexuellen-Gesetz – für die damalige Zeit sicherlich ein Fortschritt – war bis zum Jahr 2011 eine komplette körperliche Angleichung und der Nachweis, unfruchtbar zu sein, Voraussetzung für eine Änderung des Geschlechts-Eintrags. In der Zwischenzeit hat der Europarat die Mitgliedsstaaten aufgefordert, zur Wahrung der Grund- und Menschenrechte von trans*-geschlechtlichen Menschen, einfache, schnelle Verfahren zur amtlichen Personenstandsänderung einzuführen, die ohne diese psychopathologisierenden Zwangsbegutachtungen auskommen. Zahlreiche europäische Länder haben das bereits umgesetzt und wir als Ampelkoalition holen jetzt diesen längst überfälligen Schritt für Deutschland endlich nach, damit trans*-geschlechtliche Menschen nicht weiterhin ihre Rechte vor Gericht einklagen müssen, wie es in der Vergangenheit leider viel zu oft der Fall war.

Informationen siehe: <https://www.outinchurch.de/manifest/> [zuletzt gesehen am 14. 11. 2023].

Schrupp: Was haben Sie für Reaktionen bisher aus der Zivilgesellschaft bekommen für dieses Gesetzesvorhaben? In den Medien hat man den Eindruck, dass alle nur dagegen sind. Aber die Wirklichkeit sieht gar nicht so aus, oder?

Ganserer: Ja, weil Medien – und soziale Medien noch viel mehr – die Wirklichkeit oft extrem stark verzerren, meistens durch Einzelpersonen, die ganz laut und schrill dieses Grundrecht auf Selbstbestimmung ablehnen und gegen das Selbstbestimmungsgesetz agieren. Ruhe und Bereitschaft, die jeweilige andere Position anzuhören und gemeinsam tragfähige Kompromisse zu machen, würde ich mir für den gesamten gesellschaftlichen Diskurs wünschen. Aber genau diese differenzierten Stimmen finden in den klassischen Medien so gut wie überhaupt kein Gehör. Dabei hat sich die Bundesfrauenhaus-Koordination, der Bundesfrauenrat und sogar das Zentralkomitee der Katholiken eindeutig für das Selbstbestimmungsgesetz ausgesprochen. Auch der Deutsche Gewerkschaftsbund hat sich klar positioniert und zahlreiche Großkonzerne stehen dahinter. Also sind es nicht nur Selbsthilfeorganisationen, sondern wirklich eine breite gesellschaftliche Mehrheit, die eigentlich einen sehr ausgeglichenen Diskurs führen.

Rebecca Spittler (Anwältin des Publikums): Was sagen Sie zu dem häufig geäußerten Vorwurf, dass junge Menschen, die Betroffene von sexualisierter Gewalt geworden sind, nur deswegen transitionieren wollen?

Tobias Müller: Ja, es gibt diese Situation. Aber in aller Regel hat die Identifikation mit dem Gegengeschlecht schon vorher stattgefunden. Das Vorurteil, dass nur traumatisierte Frauen schnell ins andere Geschlecht wechseln wollen, kann ich nicht bestätigen.

Ruth Heß (Anwältin des Publikums): Wie alt muss jemand mindestens sein, um gesichert für sich beurteilen zu können, transgeschlechtlich zu sein?

Müller: Relevant wird es erst, wenn es darum geht, Hormone zu nehmen, die den Körper verändern, also ab der Pubertät. Ab 18 Jahren ist es klar, da ist man volljährig und kann selbst entscheiden. Davor haben alle Beteiligten etwas Bauchweh, eine 100-prozentige Sicherheit gibt es nicht. Daher gibt es viele Kriterien: beide Eltern müssen zustimmen, der Psychotherapeut, der Psychiater müssen eingebunden sein, der Jugendliche muss überzeugt und komplett geoutet sein und in der anderen Rolle leben soweit es geht – aber es bleibt immer ein Risiko. Auf der anderen Seite sind es häufig junge Menschen, die sich mit dem Thema sehr inten-

sv auseinandergesetzt haben. Aber die Transition wegen des bestehenden Risikos, dass es verkehrt sein könnte, zu verbieten, finde ich nicht gerechtfertigt. Denn die Menschen haben sich das nicht ausgesucht.

Heß (Anwältin des Publikums): Wie groß schätzen Sie das Phänomen gerade bei jungen Menschen ein, die sich als trans* identifizierten, dass sie nach kurzer Zeit entscheiden, dass die Richtung falsch war?

Mahr: Das De-Trans gehört mit zum trans*-Sein, es ist Teil der *trans*-experience*.⁴ Aber es ist nur eine verschwindend kleine Minderheit bei einer ca. 98-prozentigen Transitionszufriedenheit. [...]

Schrupp: Aufgrund der medialen Darstellungen dieser Entscheidungen kann es zu Angriffen und Übergriffen kommen. Was können wir als Gesellschaft machen, um dagegen zu steuern?

Schenkel: Wichtig ist, den Status quo zu hinterfragen. Die meisten gehen beim Kennenlernen einer neuen Person davon aus, dass diese Person cis ist. Es geht darum, diesen Automatismus zu ändern und im Alltag die eigene Haltung zu verändern. Oder auch in der Schule zu überlegen, wie wir über Geschlecht reden, welche Vorbilder wir vermitteln, Stereotypen wir weitergeben... – in Schulbüchern z. B. hält sich Geschlechtervielfalt immer noch sehr in Grenzen.

Heß (Anwältin des Publikums): Wie gehen Sie mit den Anfeindungen und öffentlichen Diskriminierungen um? Was können Kirche und Gesellschaft tun, um Sie dabei zu unterstützen?

Ganserer: Es geht hier nicht um mich. Es geht um ein gesellschaftliches Problem, wie wir als Menschen anständig miteinander umgehen – dafür muss ich noch nicht mal gläubiger Christ sein. Es ist vielmehr die Grundvoraussetzung für gutes gesellschaftliches Miteinander, alle Menschen zu respektieren. Es gibt eine Form der gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit, die dazu führt, dass bestimmten Gruppen automatisch weniger Wert beigemessen und damit das Recht abgeleitet wird, diese zu benachteiligen, zu diskriminieren oder sogar gegenüber diesen Gewalt auszuüben. Das beißt sich mit christlichen Werten und unser freiheitlich

⁴ Eine Person, die ihre Transition wieder rückgängig macht, detransitioniert und kann sich als detrans (sprich: »ditrans«) bezeichnen. Eine Detransition kann sich, ebenso wie eine Transition, sowohl auf medizinische als auch auf juristische und soziale Änderungen beziehen. Quelle: <https://queer-lexikon.net/2023/04/06/detransition/> [zuletzt gesehen am 14.11.2023].

demokratischen Grundordnung. Deswegen wird alles, was bei mir reinkommt und strafrechtlich relevant ist, zur Anzeige gebracht. Ich weiß, dass ich Ressourcen habe, die andere nicht haben und dass manche auch emotional nicht in der Lage sind, sich zu wehren. Bis zu 90 Prozent der Straftaten werden gar nicht zur Anzeige gebracht. Hier ist der Rechtsstaat gefordert, sich schützend an die Seite der Betroffenen zu stellen und die Straftäter zur Rechenschaft zu ziehen.

Heß (Anwältin des Publikums): Welche Gründe hat Transphobie?

Müller: In den 70er Jahren wurde festgestellt, dass die Identifizierung mit der Geschlechtsrolle eine der stabilsten Identifikationen ist, die der Mensch hat. Diese Stabilität wird durch diese Trans*-Diskussionen durcheinander gebracht. Wenn das Weltbild so in Frage gestellt wird, dann führt das zu typischen Abwehrreaktionen. Man muss bedenken, dass es für die Betroffenen auch eine irritierende Erfahrung ist; sie haben immer das Gefühl, irgendwas stimmt nicht. Aber sie haben ein Leben lang Zeit gehabt, sich damit auseinander zu setzen. Die anderen erleben erstmals diese große Verunsicherung.

Schrupp: Gibt es die Chance, dass junge Leute heutzutage anders mit diesem Thema aufwachsen?

Schenkel: Ich glaube, dass Kinder und Jugendliche oft viel weniger Schwierigkeiten mit dem Thema haben, als wir es ihnen zugestehen. Wir unterschätzen sie in ihrer Kreativität und ihrem Vorstellungsvermögen – sicher auch als Schutzmechanismus.

Gespräch mit Christian Stäblein

Schrupp: Warum tut sich das Christentum so schwer mit einer freien Vorstellung von Geschlechteridentitäten?

Stäblein: Zur Geschichte des Christentums gehört die Vorstellung dazu, dass sich aus den biblischen Texten bestimmte Schöpfungsordnungen ergeben. Und die Tradition, dass wir sagen, es geht nicht als erstes um die Schöpfungsordnung, sondern um die Befreiungsgeschichten, die darin erzählt werden, die muss zumindest in der Geschichte des Christentums immer neu gewonnen werden. Nicht die Frage der Ordnung ist das, was Sünde ausmacht, sondern all das, was einen falschen, einen unterdrückenden, einen diskriminierenden Umgang damit bedeutet. Darin liegt die Verfehlung dessen, was Gott will. Und immer da wo wir von Befrei-

ung, geschlechtlicher Befreiung, Geschlechteridentitäten reden, da sind wir ganz nah bei dem, was die Bibel sagt.

Schrupp: Die Kirchenleitung Ihrer Landeskirche⁵ hat vor zwei Jahren ein offenes Schuldbekenntnis mit der Bitte um Vergebung für das zugefügte Leid gegenüber queeren Menschen ausgesprochen. Die Synode der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) hat im vergangenen April etwas ähnliches verabschiedet. Wie ist es zu diesen Initiativen gekommen?

Stäblein: Wir haben das nicht nur nicht richtig wahrgenommen, sondern wir sind ein Teil des repressiven Systems gewesen. Kirche hat bestimmte Bilder miteingetragen. Unsere besondere Aufgabe heute würde ich darin sehen, dass wir aus bestimmten Bildern herauskommen und Raum für die Zwischenräume und Befreiungsgeschichten schaffen. Jedes Jahr sind natürlich auch die Stimmen deutlicher und lauter geworden, die gesagt haben, dann müsst ihr euch jetzt auch für das entschuldigen oder ein Schuldbekenntnis dafür formulieren, was zu eurer Geschichte dazugehört hat. Ich finde das genau richtig. Wir haben das in der EKBO gemeinsam mit den Betroffenen formuliert. Wir haben eine Anlaufstelle geschaffen, um die Geschichten der Unterdrückung loswerden und ins Gespräch bringen zu können. Denn das erste ist, diese ganz verschiedenen Geschichten auszusprechen.

Schrupp: Welche Reaktionen haben Sie bekommen auf das Schuldbekenntnis?

Stäblein: Wir haben auf das Schuldbekenntnis, das wir als Landeskirche ausgesprochen haben, keine negativen Reaktionen bekommen. Im Gegenteil: Andere Landeskirchen folgen. Das ist ein längerer Prozess, den wir in den Kirchen und Gemeinden vor uns haben. Aber ich bin guter Dinge, dass das Kirchentagsmotto an dieser Stelle gilt: Jetzt ist die Zeit. Wann, wenn nicht jetzt!

Spittler (Anwältin des Publikums): Welche konkreten Schritte für ein neues Normal mit allen Geschlechtern und Orientierungen werden in der Leitung der evangelischen Kirche bis zum nächsten Kirchentag 2025 passieren?

⁵ Anm. der Red.: Gemeint ist die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz (EKBO).

Stäblein: Es kann nie um die Installation einer neuen Norm gehen. Dann haben wir nur die Herausforderung neuer Befreiungsgeschichten an dieser Stelle. Als nächstes ist die Verbreitung der Schuldbekennnisse dran im Gleichklang mit dem Reden über Vielfalt. Ich bin guter Dinge, dass die evangelische Kirche an dieser Stelle auf dem richtigen Weg ist. Und konkret: mehr von diesen Veranstaltungen!

Zentrum Inklusion

Da ist dein Platz

Menschenbilder in unserer Gesellschaft

Gespräch am Freitag, 9. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 5

Dr. Jakob Hein, Kinder- und Jugendpsychiater, Autor, Berlin
Julia Fischer, Vorstand Liga der politischen Interessen- und Selbstvertretung von Menschen mit Behinderung in Thüringen, Arnstadt
Constantin Grosch, Inklusionsaktivist und Abgeordneter des niedersächsischen Landtags, Hameln
Svenja Krüger, Studentin Soziale Arbeit, Herne

Moderation:

Marion Förster, Unternehmenskommunikation Ev. Stiftung Alsterdorf, Hamburg

Auszug aus dem Gespräch¹

Marion Förster: Welche Zuschreibungen erleben Sie in Ihrem Alltag? Also welche Platzzuweisungen, bei denen Sie sagen: Nein, das bin ich gar nicht.

Constantin Grosch: Ich glaube, Menschen mit Behinderung erleben in ihrem Alltag immer wieder viele Situationen, in denen ihnen ein Platz zugewiesen wird. Und meine Erfahrung ist vor allen Dingen, dass man sich selbst dagegen wehren muss, davon abzustumpfen. Weil es eine Situation ist, in der man, umso länger man das selbst erlebt, irgendwann nicht mehr die Resilienz aufbringen kann, den Mut, die Kraft aufbringen kann, dagegen gegebenenfalls vorzugehen oder es überhaupt selbst zu erkennen. [...]

Ich möchte eine Anekdote von mir selbst erzählen: Ich habe mein Studium abgebrochen. Und einer der Hauptgründe dafür war, dass der Zugang zur Mitstudierendenschaft ein unglaublich schwieriger für Menschen mit Behinderung ist. Das fängt damit an, dass zumindest an

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

meiner Universität, der Uni Bielefeld, die Rollstuhlplätze in den Vorlesungssälen in der ersten Reihe waren. Also die coolen Leute sitzen nicht in der ersten Reihe. Und eine Vorlesung, die morgens um zehn anfängt – da sind ein paar Reihen frei, bis dann die nächsten Kommilitonen sitzen. Das erleichtert das nicht. Und das hat einen signifikanten Einfluss auf Menschen in so einer Gemeinschaft. [...]

Förster: Herr Hein, wie erleben Sie als Kinder- und Jugendpsychiater diese Platzzuweisung, auch mit Ihren Patientinnen und Patienten?

Jakob Hein: Ich finde einfach ärgerlich, wenn ich höre, dass im Studium Soziale Arbeit die Kommiliton:innen so inkompetent sind, Sie da vorne sitzen zu lassen. Da sagt man, Leute, setzt euch doch mal da vorne hin. Bestimmt würdet ihr auch nicht gerne alleine in der ersten Reihe sitzen. Das sind so Dinge, wo man so denkt: Was ist da eigentlich los?

Ich denke immer, Menschen mit Beeinträchtigungen sind im Grunde genommen nur die Indikatoren, die markieren, dass das System nicht gut genug konstruiert ist.

Wenn man Grundschulklassen hat, zum Beispiel in Berlin, mit 26 Schüler:innen, dann ist das zu groß. Wenn ein Mensch mit einer Besonderheit da hinkommt, dann ist das sofort offensichtlich. Vorher kompensieren das vielleicht die anderen Schüler:innen so, dass dieser Konstruktionsfehler nicht ganz so offensichtlich ist. Das ist aber trotzdem so schon kein faires System für diese 26 Personen. Und es ist ein unfassbar wichtiger Teil meiner Arbeit, dass es uns gelingt, einander auf Augenhöhe zu begegnen und Sensibilität für die Unzulänglichkeiten im System zu schaffen. Und meine Erfahrung ist auch, dass es allen Mitarbeitenden besser geht, wenn man probiert, diese Konstruktionsfehler zu beheben. [...]

Grosch: Sie haben das gerade angesprochen, dass die Kommilitonen sich dazu setzen können. Ich finde, wir müssen mal vorsichtig damit sein. Und zwar aus zweierlei Gründen. Einerseits weiß ich ja gar nicht, ob ich immer möchte, dass sich plötzlich Leute irgendwo dazusetzen, weil sie meinen, da ist jemand, der gerade allein gelassen ist oder ähnliches. Wir erleben das in unserem Alltag auch sehr häufig, dass es Übergriffigkeit gibt, die nett gemeint ist. Die Intention, dort etwas Gutes zu tun, ist nicht immer richtig. Und es gibt genauso auch das Verhalten, dass man gerade keine Hilfe braucht oder dort allein sein will.

Es geht mir viel mehr darum, dass wir nicht die Verantwortung für ein gescheitertes System auf, zum Beispiel, die Mitkommilitonen schieben oder die Mitschüler oder die anderen Konzertbesucher oder wen auch immer, sondern dass wir uns selbstverständlich gesellschaftlich

die Strukturen anschauen, und darum, dass ich als Mensch mit Behinderung zum Beispiel die gleichen Wahlmöglichkeiten habe wie alle anderen auch. Es kann ja ehrlicherweise nicht so kompliziert sein in einem Hörsaal, der über zwei Etagen geht, sowohl oben als auch unten Plätze herzurichten für, in dem Fall, Rollstuhlfahrerinnen und -fahrer.

Als Mensch mit Behinderung wird uns immer wieder aufgezeigt, dass andere Menschen zusätzliche Aufgaben, zusätzliche Belastung haben wegen einem selber. Das erleben wir jeden Tag und selbst dann, wenn es gar nicht gewollt ist. Selbstverständlich wissen wir, dass zum Beispiel Angehörige oder andere zusätzliche Belastung haben. Deswegen entwickeln ganz viele Menschen mit Behinderung eine automatische Antipathie dagegen. Wenn sie merken, dass dort ein zusätzlicher Aufwand für mich entsteht, wollen sie das gar nicht, weil sie Angst haben, sie verlieren damit weiteren Anschluss. [...]

Was ich damit sagen will, ist: Auf der einen Seite müssen wir Systeme schaffen, die unabhängig von der individuellen Situation so geschaffen sind, dass alle daran teilnehmen können. Das ist aber ein soziales und gesamtgesellschaftliches Problem und nicht das einer spezifischen Gruppe, die sich in einer spezifischen Situation damit auseinandersetzt, wie wir die bewältigen. In dem Moment, in dem wir uns fragen, wie bewältige ich jetzt die Situation, hat vorher jemand etwas falsch gemacht. Und das kam in Ihrem Impuls so schon rüber, dass sie gesagt haben, ein Architekt würde ja nie ein Haus ohne Tür bauen.² Das ist aber die Frage, ob überhaupt irgendein Architekt irgendwann mal in seinem Studium gelernt hat, einen barrierefreien Bahnhof zu bauen. Und nein, das lernen die heute immer noch nicht. Und das ist die Grundproblematik und nicht, dass dann irgendein einzelner Architekt mal was versaubeutelt hat.

Hein: Ich bin Ihnen sehr dankbar für den Widerspruch und ich bin absolut dafür, Systeme zu ändern. Das ist vielleicht der Unterschied zwischen unseren Aufgaben, also die politische Arbeit und die individualtherapeutische Arbeit. Ich sage immer zu den Eltern oder zu den älteren Kindern, natürlich müssen wir das System ändern, aber die Menschen, um die es geht oder die Menschen, denen ich zu helfen versuche, die müssen auch das kommende Jahr überstehen. [...]

² In seinem Impulsvortrag zu Beginn der Diskussion führte Jakob Hein das Bild eines Hauses an, bei dem die Architekt:innen keine Tür eingeplant hatten, mit der Begründung, man käme ja auch durch die Fenster ins Haus. Als Beispiel für ein nicht-inklusives System soll es die Irrationalität dieser Systeme veranschaulichen.

Julia Fischer: Ich lehre oft im Sinne des universellen Designs und des Disability Mainstreaming, also von Anfang an inklusive Prozesse zu denken und das gesamtgesellschaftlich zu betrachten. Das heißt – bei mir ist es vor allen Dingen im Bereich Sozialraumorientierung, der ja sehr unterschiedlich, vielfältig, regional anders sein kann – auch immer die betreffenden Akteure und Akteurinnen mit einzubinden und deren Bedarfe abzufragen. Genauso wie hier in dem Beispiel mit der Universität.

Ich erinnere mich an eine Geschichte mit Katrin Fickert. Ich war mit ihr zusammen im Kino und da ist genau das passiert. Die barrierefreien, rollstuhlgerechten Plätze waren ganz am Rand, in der Mitte mit einer Eisenstange. Ich habe mich auf die Eisenstange gesetzt, weil ich keine andere Möglichkeit hatte, diesen Film mit ihr zusammen zu schauen. Insofern, wo wir bei Verantwortlichkeiten und Systemen sind, ist es schon immer eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, das gemeinsam mitmenschlich anzugehen.

Ich denke allerdings, und das sehe ich in der politischen Vertretung, dass vor allem der Druck von innen heraus größer werden muss. Wir müssen lauter werden, wir müssen unsere Bedarfe anzeigen. Wir dürfen uns nicht verstecken und Angst haben, Bedarfe anzuzeigen. Wir müssen jetzt gemeinsam überlegen: Was sind konstruktive Lösungsvorschläge?

Wir haben das Problem, wir sind zwar Teil von Teilhabe-Kommission und der Umsetzung von Maßnahmenplänen. Aber wir haben kein Stimmrecht. Das heißt, wir sitzen mit Kostenträgern und Leistungserbringern zusammen, dürfen unseren Senf dazugeben. Das kann gehört werden, vielleicht auch nicht. Aber wir dürfen kein Veto einlegen für unsere Bedarfe. Da muss es, glaube ich, noch viel mehr die Möglichkeit geben, zu partizipieren als betroffene Person, um Teil von Politik, Teil vom System zu sein. Und erst wenn ich das bin, dann kann ich auch was mit bewirken. Vorher geht es nicht. [...]

Förster: Herr Grosch, Sie haben eben das Stichwort genannt, dass Sie sich wünschen würden, dass der Blick der Gesellschaft von einem medizinischen Modell von Behinderungen sich verändert, hin zu einem sozialen Modell von Behinderungen. Was meinen Sie genau damit?

Grosch: Damit ist gemeint, dass wir in Deutschland immer noch sehr darauf fixiert sind, dass wir Behinderung heilen, reparieren, mit Hilfsmitteln unkenntlich machen, unsichtbar machen, wie auch immer. Das soziale Modell von Behinderung sagt erst mal aus, dass Behinderung immer vorkommt in der Gesellschaft, aber dass die Verantwortung dafür nicht bei dem Individuum liegt, sondern dass das eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe ist, mit der wir uns auseinandersetzen müssen.

Und wir müssen das auch bei uns kritisch reflektieren, sowohl in der Politik als auch bei allen unseren Einrichtungen, ob wir wirklich den Menschen als Individuum anschauen und sagen, das ist unsere Verantwortung als Gesellschaft mit dem Phänomen der Behinderung umzugehen, oder ob wir sagen, da ist ein Mensch und wir doktern jetzt so lange an dem herum, bis er das Maximum an »Normalheit« erreicht. Und das lehne ich strikt ab. Es geht hier wirklich um das Anerkennen von Menschen, so wie sie sind. Und es ist auch völlig in Ordnung, wenn Menschen mit Behinderung mit ihrer Behinderung selbst, überraschenderweise, völlig zufrieden sind.

Hein: Sie wissen ja, wir tun nur so, als ob wir Diskrepanzen haben. Die Grenze ist natürlich, dass manche Menschen Hilfe brauchen und auch einen Anspruch auf Hilfe haben. Also die Schulen zum Beispiel schicken uns diese Kinder, damit wir die reparieren, so wie eine Autowerkstatt. Und wir sehen unsere Arbeit darin, dass wir probieren, den Schulen, also den ganzen Menschen, die da so rumlaufen, beizubringen, dass sie probieren müssen, diese Kinder zu akzeptieren und so dort abzuholen, wo sie sind – dieser berühmte Satz, den ich nicht mehr hören kann, weil er so oft in aller Verlogenheit geäußert wird – aber das ist eigentlich die Aufgabe. Dann sagen die oft, wenn ich dann nach einem halben Jahr immer noch keine Medikamente gegeben habe: Vielleicht suchen sie sich einen anderen Psychiater, wo es mal abgeht – wo ich mir denke, ne, das ist hier nicht meine Aufgabe, sondern dieses Kind reagiert schon ziemlich normal, um ein hässliches Wort zu sagen, in einem System, was nicht gut ist. Hier muss sich auch das System Mühe geben. Und das ist meine Aufgabe, diesen Prozess zu vermitteln und nicht, sage ich mal, ein Auto zu reparieren.

Und das ist schon immer beides, dass man einerseits ein Anrecht auf mehr Hilfe hat, manchmal ganz primitiv, ein Anrecht auf mehr Zeit, beim Bringen von einer schriftlichen Leistung oder auch einfach, dass man einen Computer am Arbeitsplatz haben darf, damit man eine Leistung erbringen kann, wo jetzt vielleicht die Klassenkamerad:innen sagen: Warum darf die Person einen Computer haben? Hätte ich auch gerne. Aber im Kern muss es darum gehen zu sagen: So, das ist unsere Gesellschaft. Unsere Gesellschaft ist nicht einheitsnormiert. [...]

Förster: Was mir immer wieder auffällt, ist das Wording. Also welche Sprache nutze ich denn? Ich habe jetzt oft ›Hilfe‹ gehört. Das macht ja was. In meiner Lehre achte ich sehr darauf, sprachsensibel zu sein. Es gibt meiner Meinung nach keine Hilfe, sondern eher Assistenz oder Unterstützung, da bei den Studierenden der Heilpädagogik, also die Fachkräfte, die später in diesem Feld ganz konkret tätig sein werden...

Grosch: *Heilpädagogik*.

Fischer: Genau. Aber Heil kommt von dem Wort ganzheitlich. Das darf man nicht verwechseln. Es geht hier nicht um das Heilen, sondern das Vorwort Heil heißt ganzheitliche Pädagogik. Das bedeutet, dass wir uns vor allem den Sozialraum, das soziale Umfeld, die Lebensbereiche eines Individuums anschauen, um Kontexte herzustellen. Das macht die Heilpädagogik aus.

Ich finde es schwierig, das so plakativ darzustellen, dass es ums Heilen ginge. Ich lehre berufliche Identität und das gehört definitiv nicht dazu, dass wir jemanden heilen oder reparieren wollen – im Gegenteil. Deswegen bin ich so gerne Heilpädagogin. Ich habe verschiedene Perspektiven: die Heilpädagogik als Fachkraft, ich bin politisch unterwegs in der Selbstvertretung, ich bin selbst betroffen und ich bin Wissenschaftlerin. Ich versuche das Ganze grundsätzlich mehrdimensional zu betrachten. [...]

Svenja Krüger: Ich wollte nochmal darauf eingehen, wie wir generell über Beeinträchtigungen sprechen – oder Behinderungen. Behinderung höre ich als Wort ziemlich oft. Es ist auch anerkannt und ich als Mensch fühle mich da nicht benachteiligt. Ich sensibilisiere nur sehr dafür: Wenn ich mich in Kontexten vorstelle, dann sage ich immer, ich habe eine körperliche Beeinträchtigung, weil Behinderung aus historischen Kontexten auch sehr negativ konnotiert ist und weil man seinem Gegenüber dann schon mal eine offeneren Haltung mitgeben kann. Wenn ich sage, ich habe eine Beeinträchtigung, dann kann mich mein Gegenüber ja fragen, welcher Natur die ist. Damit bin ich eigentlich immer ganz gut gefahren. [...]

Hein: Ich denke, es gibt Menschen mit Beeinträchtigungen, und die Behinderung ist das, was die Gesellschaft, was das System macht. Und das heißt, immer dann, wenn das Wort kommt, müsste es eigentlich immer ein Alarmzeichen sein: Wir als Gesellschaft haben hier eine Behinderung hingesetzt, die muss ganz schnell weg, weil das ist ein Fehler, den wir gemacht haben.

Förster: Die Sprache ist tatsächlich sehr wichtig. Raúl Krauthausen³ spricht selbst von behinderten Menschen, was dafür spricht, von außen behindert zu werden. Er benutzt das Wort Behinderung häufig ganz bewusst, setzt es ein, um deutlich zu machen, da ist etwas, was jetzt nicht

³ Raúl Krauthausen ist Aktivist für Inklusion und Barrierefreiheit mit mehreren eigenen Medienformaten, darunter der Interview-Podcast *Im Aufzug*.

beschönigt werden muss. Wie geht es Ihnen? Was würden Sie bevorzugen oder wie sprechen Sie in der Selbstvertretung davon?

Fischer: Was ich persönlich auch als Wissenschaftlerin mache, ist, alles zu benutzen. Ich habe mich zum Beispiel in der Doktorarbeit – man muss sich ja immer für eine Art, das zu bezeichnen, entscheiden und das auch noch mal klarmachen, warum – ganz bewusst dagegen entschieden und nutze alles, weil sich jeder selbst anders bezeichnet. Jeder bevorzugt für sich eine andere Bezeichnung oder vielleicht auch gar keine. Ich selbst bezeichne mich als Autistin. Das ist ein Charakteristikum, das ist vielleicht eine Persönlichkeitsbeschreibung. Aber ansonsten bin ich einfach Julia. Ich bin einfach dieser Mensch.

Ich finde, Medien haben so viel Macht, wenn dann diese Bauchbinden kommen, wenn jemand vorgestellt wird. Im Normalfall steht da: Julia, 31, ist Doktorandin in Marburg. Wenn Menschen mit Beeinträchtigungen, Menschen mit Behinderung, wie auch immer, vorgestellt werden, kriegen sie eine Bauchbinde, die zu ihrer Behinderung passt, statt zu einem Persönlichkeitsmerkmal, zu einem Interessensmerkmal. Wir müssen da hinkommen, Personen zu sehen, Menschen zu sehen und nicht das offenkundige, nämlich eine Behinderung, eine Beeinträchtigung, welcher Form auch immer. Das ist meine Überzeugung. [...]

Grosch: Ich finde die Debatte und die Frage, wie man Menschen mit Behinderung genau bezeichnet, ehrlicherweise mittlerweile ziemlich ermüdend. Und zwar nicht, weil ich das anders sehe als Sie, sondern weil ich mir denke, das bringt uns auch nicht so richtig weiter, sondern es ist eigentlich eine Debatte von Menschen, die nicht behindert sind, die mit ihren eigenen Unsicherheiten irgendwie fertig werden wollen und dann, zum Glück, mal Menschen mit Behinderung fragen. Aber deswegen komme ich auch in keine Kneipe mehr rein oder raus.

Einen Satz wollte ich dazu noch sagen, weil mich das immer nervt: Ich kann keine Inklusionsdisco mehr hören. Ich kann kein Inklusionscafé mehr sehen, kein Inklusionshotel, kein nix. Entweder es ist ein Hotel, das inklusiv ist, oder es ist es nicht. Aber es gibt nicht das Inklusionshotel. Wenn da der Name draufsteht, wenn irgendwo steht, es ist eine Inklusionsdisco, weiß ich vorher, es ist garantiert alles, aber nicht inklusiv. Weil die einzigen, die da hingehen, sind eben Menschen mit Behinderung, weil alle anderen wissen durch den Begriff: Achtung – mit Behinderung ist zu rechnen. Deswegen müssen wir da tatsächlich sprachlich sensibel sein. Etwas kann inklusiv sein, aber es gibt nicht die Inklusion. Fertig mit dem Sprachlichen.

Förster: Ah ne, da grätsche ich einmal rein und zwar ganz persönlich: Ich mache Unternehmenskommunikation für die Evangelische Stiftung Alsterdorf, die in vielen Bereichen unterwegs ist, mit Angeboten für Menschen mit Behinderung in Arbeit, Medizin und so weiter, und habe mich auch in dem Feld Medizin mit der Kommunikation beschäftigt. Um im politischen System oder im Gesundheitssystem etwas zu verändern, wird dann zum Beispiel gefragt, wie viele Menschen mit Behinderung kommen denn in ihr Krankenhaus? Da haben wir gesagt: Ja, das ist nichts, was man angeben muss, wenn man zur Tür reinkommt.

Außerdem, so Dinge wie der Schwerbehindertenausweis oder so, das sagt ja noch nicht viel aus. Meine Mutter, die mit 80 selbstständig lebt, hat nach einer Krebserkrankung auch einen Schwerbehindertenausweis. Das umfasst damit noch nicht die Gruppe, die zum Beispiel im Krankenhaus Unterstützung in der Kommunikation braucht oder so. Das heißt, wenn wir im System oder politisch was ändern wollen, muss man an der einen oder anderen Stelle eine Gruppe definieren, um deren Rechte durchsetzen zu können.

Grosch: Selbstverständlich brauchen wir in der Kommunikation miteinander die Reduktion von Komplexität. Dazu braucht es auch manchmal die Bezeichnung und Zusammenfassung von Menschengruppen. Das ist so. Meinetwegen ist es auch überhaupt gar kein Problem, wenn in Studien von Inklusion die Rede ist.

Ich glaube nur im Alltag, gerade da, wo es um die Frage geht, wie mache ich etwas attraktiv dafür, dass verschiedenste Menschen aufeinander zugehen, ist es hilfreich, wenn ich eben nicht vorne schon plakativ dran packe, mit welchen Gruppen ich dort zu rechnen habe, sondern es muss offen für alle gestaltet sein. Inklusion ist einfach nur die Notwendigkeit, dass die Gesellschaft sich anpassen muss und nicht der einzelne Mensch. Und wenn ich mir jetzt überlege, ich will inklusiv sein als Gastronom, dann muss ich etwas strukturell an mir verändern und gucken, dass ich Leute reinkriege, die divers sind. Das mache ich nicht, indem ich vorne dran schreibe: Ich bin jetzt Inklusion. Das ist eine Etikettiererei, die hilft uns nicht weiter. [...]

Fischer: Interessanterweise führe ich diese Diskussion oft und hatte neulich erst zu einer Fachtagung meines Berufsverbandes am Wochenende die Diskussion dazu, die dann häufig kommt von Arbeitgebenden: Aber bei uns bewirbt sich doch keiner mit einer Behinderung. Und dann frage ich immer: Ja, haben denn Menschen mit Beeinträchtigungen überhaupt das Gefühl, sie dürften das? Sie könnten das? Wie präsentieren sie sich nach außen? Habe ich das Gefühl, wenn ich mich da bewerbe, dann bin

ich gleichberechtigt anerkannt? Oder, und diese Frage muss ich mir immer wieder stellen, bin ich die Quotenfrau mit der Quotenbehinderung?

Da muss ich doch überlegen, wie präsentiere ich mich als Firma, als Gastronom, und gebe ich wirklich das Gefühl: Ja, bei mir gibt es Strukturen, die universell sind. Ist ein Design für alle, die im Disability Mainstreaming gedacht sind, hier gegeben oder schreibe ich nur ganz klein in meiner Ausschreibung unten drunter: Mit Schwerbehinderung bei gleicher Qualifikation bevorzugt eingestellt? Da kriege ich kein gutes Gefühl dabei, dann denke ich mir: Ja danke, ich habe vielleicht die Qualifikation, aber pass ich da rein? Passe ich in das Team? Passe ich an die Arbeitsstelle? Passe ich in das Restaurant als Mitarbeitende oder eben nicht? Das weiß ich nicht.

Zentrum Juden und Christen

Antisemitismus: Geht mich das was an?

Erkundungen in vermintem Gelände

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, Meistersingerhalle, Großer Saal

Dr. Josef Schuster, Präsident Zentralrat der Juden, Berlin

Marina Chernivsky, Geschäftsführerin Kompetenzzentrum Prävention und Empowerment, Berlin

Juna Grossmann, Autorin, Berlin

Dr. Felix Klein, Beauftragter der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, Berlin

Dr. Christian Staffa, Beauftragter gegen Antisemitismus bei der Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Berlin

Moderation:

Hannah Dannel, Referentin für Kultur und Kommunikation Zentralrat der Juden in Deutschland, Berlin

Impuls von Josef Schuster

Es ist einfach, gerade hier in Nürnberg, der Stadt der Reichsparteitage, aber auch der Nürnberger Prozesse, Antisemitismus als Teil einer in Deutschland längst vergangenen und überholten Geschichte zu sehen. Aber leider müssen wir konstatieren, dass Antisemitismus in den verschiedensten Ausprägungen in unserer Gesellschaft so offen wie schon lange nicht mehr grassiert. Diesem gilt es Einhalt zu gebieten und gerade hier sage ich: Jetzt ist die Zeit. Ich darf ergänzen: Jetzt ist es höchste Zeit. Erlauben Sie mir, dass ich mit zwei Klarstellungen beginne.

Erstens braucht Antisemitismus keine Juden. Er entwickelt sich ohne in der Realität verankerte Motive. Das Phänomen des Judenhasses hat nichts mit realen Jüdinnen und Juden zu tun. Er entsteht unabhängig von ihnen, so zum Beispiel auch in Ländern, in denen es gar keine Juden gibt. Antisemitismus muss demnach als grundsätzliches Problem jener

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Gesellschaften gesehen werden, in denen er entsteht, und nicht als Problem für Juden allein.

Zweitens ist Antisemitismus, wie eingangs erwähnt, keine Erscheinung der Neuzeit. Er reicht bis weit in die Antike zurück. Hier muss ich im Rahmen des Kirchentags auch den christlichen Antijudaismus erwähnen. Leider ist die Kirchengeschichte seit ihren Anfängen von diesem Phänomen mitgeprägt. Auch hier lernen wir etwas über den Antisemitismus: Er passt sich in seinem Ausdruck dem jeweiligen Zeitgeist an, und erscheint unter den verschiedensten Deckmäntelchen immer wieder neu.

Dieser Hass ist gerade deshalb so wandlungsfähig, weil er jeder konkreten oder vermeintlichen Grundlage entbehrt. Antisemitismus entsteht aus der in einer Gesellschaft bereits immanenten, aber diffusen Unzufriedenheit. Er kanalisiert diese und gibt Menschen eine Projektionsfläche für all ihre Frustration. Er ist ein süßes Gift, welches die Mehrheit von jeder Verantwortung freispricht, solange anderen alle Schuld aufgeladen werden kann. Dass dieses Abwälzen aller Verantwortung auf Juden auch Konsequenzen für alle Nichtjuden haben kann, wurde wohl selten so präzise auf den Punkt gebracht wie durch den deutschen evangelischen Theologen und Pfarrer Martin Niemöller, der im Jahr 1946 schrieb:

»Als die Nazis die Kommunisten holten,
habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Kommunist.

Als sie die Gewerkschaftler holten,
habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Gewerkschaftler.

Als sie die Juden holten,
habe ich geschwiegen,
ich war ja kein Jude.

Als sie mich holten,
gab es keinen mehr,
der protestieren konnte.«

Warum geht Antisemitismus also jeden von uns etwas an? Weil antisemitische Ressentiments das gesamte soziale Gefüge beeinflussen. Sie schüren Unzufriedenheit, Neid und Feindseligkeit. Ich kann mir keinen glücklichen, geschweige denn ethischen, Menschen vorstellen, der sich in einer Gemeinschaft wohlfühlt, deren Zugehörigkeit und Identität darauf aufbaut, andere zu entmenschlichen und zu hassen. Es sollte jedem einzelnen zuwider sein.

Der Kampf gegen eine nur auf Menschenfeindlichkeit basierende Ideologie ist für mich ein zutiefst menschliches, aber auch ein zutiefst jüdisches und, ich glaube, auch christliches Bestreben. Ich möchte ihnen die Prävalenz dieses Phänomens anhand zweier Beispiele illustrieren. Zum einen der historische Antijudaismus in der Kirchengeschichte, dessen Konsequenzen bis heute zu spüren sind. Zum anderen die sehr moderne Bestrebung durch die so genannte BDS-Bewegung,² Jüdinnen und Juden durch einen vermeintlichen Boykott Israels aus Kultur und Gesellschaft auszuschließen. Der Antijudaismus ist ein Vorläufer späterer Formen des Antisemitismus. Jüdische Ritualpraxis wurde lange als Negativbeispiel vermittelt, von der sich christliches Selbstverständnis leuchtend abhebe – theologisch überlegen und mit einer Frömmigkeit, die derartiger Bräuche nicht bedarf. Diese Negativzeichnungen entfalten ihre Wirkung bis heute, trotz fortschreitender Kirchenferne der Bevölkerung in Deutschland.

Ich erinnere an die »Judenschriften« Martin Luthers oder an steinerne Abbilder: In zahlreichen Kathedralen findet sich die Statue »Ecclesia«, die die siegreiche christliche Kirche darstellt, sowie die Figur der »Synagoga«, die auf abfällige Weise das Judentum symbolisiert. Noch abstoßender sind die sogenannten »Judensauen« in vielen alten Kirchen. Hier wurden Juden auf übelste Weise verhöhnt. Vor genau einem Jahr hat der Bundesgerichtshof in seinem Urteil zur Wittenberger »Judensau« dem Entfernen des Objektes widersprochen, weil es an einer »gegenwärtigen Rechtsverletzung« fehle. Sicherlich kann antijudaistische Geschichte der Kirche nicht ungeschehen gemacht werden, doch sehe ich Antijudaismus wie in diesen Fällen, wenn er gut sichtbar und sehr präsent in unserem Stadtbild erscheint, als höchst problematisch. Er verletzt jüdische Gefühle auch heute noch. Außerdem sind die Schmähbilder an Kirchen aus meiner Sicht mit dem Wesen des Christentums und dem Sinn und Zweck einer Kirche unvereinbar. In diesem Zusammenhang möchte ich positiv hervorheben, dass sehr viele Christinnen und Christen hierzulande meine Einschätzung teilen und lautstark protestieren. Ich bin grundsätzlich der Meinung, dass dort, wo die Plastiken nicht entfernt werden, eine angemessene und eindeutige Form der Kontextualisierung stattfinden muss. Der Grund warum ich dies als einen zentralen Punkt sehe, ist auch, weil auf dem Nährboden des so in Stein repräsentierten religiösen Antijudaismus im 19. Jahrhundert der rassistische Antisemitismus entstand.

² BDS steht für Boycott, Divestment and Sanctions und bezeichnet eine Kampagne eines losen Zusammenschlusses von Akteuren und Organisationen mit verschiedenen politischen Zielsetzungen, die als Kritik an Israels Politik gegenüber dem palästinensischen Volk in unterschiedlichem Ausmaße Waren, Kultur, Wissenschaft etc. aus Israel boykottieren.

Und beides, Antijudaismus und Antisemitismus, wurden, wenn ich es mal zynisch ausdrücken darf, von den Nationalsozialisten perfektioniert. Die Bewegung der »Deutschen Christen« und Institutionen wie das sogenannte »Entjudungsinstitut«³ zeigen deutlich, wie die Nazis mit ihrer Rassenkunde auch bei Christen Anklang fanden.

Es ist mir wichtig zu betonen: Beide Kirchen haben den Kampf gegen ihre dunkle Vergangenheit in ihrem heutigen Handeln verinnerlicht. Die selbstkritische Auseinandersetzung mit der eigenen Rolle im Nationalsozialismus begann bereits nach dem Krieg. Stichwortartig sei hier das Stuttgarter Schuldbekennnis⁴ genannt. Die EKD bewies, ein verlässlicher Partner im Erhalt der Religionsfreiheit zu sein. So stand sie 2012 bei der Beschneidungsdebatte fest an der Seite der jüdischen Gemeinschaft. Ebenso hat sich die EKD anlässlich des Reformationsjubiläums 2017 intensiv und noch einmal neu mit dem Antijudaismus Luthers beschäftigt. Es ist auch diese Haltung der Kirche, die dazu beiträgt, dass heute das christlich-jüdische Verhältnis so gut ist wie es wohl noch nie in der Geschichte war. Das verdanken wir mutigen Frauen und Männern, die sich über den tiefsten menschlichen Abgrund hinweg die Hände gereicht haben. Ein jeder von Ihnen hier kann in der Zukunft den gleichen Mut beweisen.

Allerdings finden wir Antisemitismus nicht nur in Kulturobjekten vergangener Generationen. Jüdische Kulturschaffende bemerken zunehmende Ausgrenzung im Kulturbetrieb. Einem Kulturbetrieb, der sich doch eigentlich in den letzten Jahren Diversität und Repräsentation von Minderheiten auf die Fahne geschrieben hat – leider oft auf dem Rücken von Jüdinnen und Juden. Außerdem werden auch durch den Einfluss der BDS-Bewegung immer mehr Künstler, die sich nicht eindeutig und öffentlich gegen Israel positionieren, von Teilen des deutschen Kulturbetriebes ausgeschlossen. Die Vielfalt und Komplexität jüdischer Stimmen droht verloren zu gehen, wenn Künstler, die sich zu Israel bekennen, aus der deutschen medialen Öffentlichkeit abgedrängt werden. In Deutschland – gerade hier in Nürnberg – sollte ein Boykottaufruf, der sich faktisch und praktisch nur gegen Juden richtet, von keinem von uns jemals toleriert werden. Kritik an der israelischen Regierungspolitik

³ Das »Institut zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben« wurde 1939 von elf evangelischen Landeskirchen in Eisenach gegründet, mit dem Ziel, die Bibel, den Katechismus, das Gesangsbuch etc. zu »entjüden«. Quelle: <https://www.deutschlandfunk.de/eisenach-das-un-ruehmliche-kapitel-des-sogenannten-100.html> [zuletzt gesehen am 30. 11. 2023].

⁴ Mit dem Stuttgarter Schuldbekennnis bekannte die neu gegründete EKD am 19. Oktober 1945 die Mitschuld der evangelischen Kirche an den Verbrechen des Nationalsozialismus. Quelle: https://de.wikipedia.org/wiki/Stuttgarter_Schuldbekennnis [zuletzt gesehen am 30. 11. 2023].

ist absolut legitim. Die schärfsten Kritiker finden Sie vermutlich in Israel selbst. Doch die BDS-Bewegung vermittelt die Botschaft, dass nur durch die Zerstörung des jüdischen Staates alle Probleme der jüngsten Geschichte, vom Kolonialismus bis hin zum Antisemitismus selbst, gelöst werden könnten. Allerdings ist die Zerstörung Israels keine Diskussionsgrundlage. Hier hört jede Form von Diskussion auf.

Im Kampf gegen diese geschichtsvergessene Ideologie sehe ich eine große Chance. Die Antisemitismusprävention und Bekämpfung kann eine enorme emanzipatorische Kraft für die gesamte Gesellschaft entwickeln und ich weiß, dass die Evangelische Kirche zu diesem Thema unser Partner ist. Mit der öffentlichen Stellungnahme vom 9. März 2020 des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland angesichts der Debatte um die BDS-Bewegung wurde das unter Beweis gestellt. Ich zitiere: »Die EKD sieht mit Sorge, dass sowohl im Gründungsaufwurf als auch in der Bewegung selbst eine klare Abgrenzung gegenüber einer einseitigen Kritik fehlt, die auf eine Delegitimation des Staates Israel und seine Dämonisierung als jüdischem Staat hinausläuft und damit von einer antisemitischen Haltung nicht mehr unterscheidbar ist (...).«⁵ In Zeiten regressiver, antisemitischer Tendenzen in Teilen des Kulturbetriebes, ist so eine Stellungnahme von unschätzbarem Wert. Hier wird deutlich, dass der interreligiöse Dialog von existentieller Bedeutung ist, gerade in Krisenzeiten. Und eine Vorbildfunktion erfüllen kann.

Ich habe Ihnen zu Beginn meiner Rede einen Teil des Kampagnenmotivs des Kirchentages unterschlagen, denn neben der Losung stehen noch die Worte: »Hoffen. Machen«. Lassen Sie mich deshalb zum Ende meiner Rede Ihnen zurufen, dass ich hoffe, dass Sie etwas machen. Wenn Sie Antisemitismus bemerken, können Sie sich an den Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus e.V., kurz RIAS, wenden. Hier können Sie auch online auf report-antisemitism.de Vorfälle melden, ohne gleich zur Polizei gehen zu müssen. Wenn in Ihrem Umfeld jemand eine antisemitische Bemerkung macht, sagen Sie etwas! Auch wenn es unangenehm ist und Sie damit beruflich oder privat möglicherweise etwas riskieren. Zivilcourage und echte Solidarität birgt Risiko und Risiko lässt sich gerne verträsten – aber jetzt ist die Zeit!

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Juna Grossmann: Wir sind im Moment 94.000 jüdische Gemeindemitglieder in Deutschland unter 84 Millionen Menschen in Deutschland. Ich

⁵ Den vollständigen Text der Stellungnahme lesen Sie hier: <https://www.ekd.de/stellungnahme-rat-der-ekd-debatte-bds-bewegung-53837.htm> [zuletzt gesehen am 30.11.2023].

höre immer wieder: Ja, dann müsst ihr mal... Und ich frage mich, was sollen wir denn noch alles alleine machen? Wir haben auch noch ein Leben. Wir sind nicht immer professionell gegen Antisemitismus unterwegs.

Die Frage ist ja, in welcher Gesellschaft wollen wir leben? Wollen wir in einer Gesellschaft leben, in der die Menschen, wie vorhin auch zitiert wurde, immer wieder weggucken? Das ist meine Erfahrung: Was mich nicht betrifft, das geht mich nichts an. Oder: Ich habe es noch nicht erlebt, deshalb gibt es das nicht. Und das habe ich auch immer wieder auf Veranstaltungen gehört: Wir haben das Problem hier bei uns in der Gemeinde nicht, weil ich es noch nicht erlebt habe. Stellen Sie sich vor: Nur weil man die Dinge nicht selbst erlebt, sind sie trotzdem da.

Hannah Dannel: Ich mache weiter mit dir, Marina. Du hast ja den Finger am Puls der jüdischen Community durch deine Arbeit. Ist Junas Einschätzung stellvertretend für andere? Sie beschreibt, wie Antisemitismus von nicht-jüdischer Seite wahrgenommen wird. Kannst du beides einordnen?

Marina Chernivsky: Juna, du hattest gesagt, dass manche Menschen denken: Das gibt es nicht. Das ist einer der häufigsten Sätze, den wir in unserer Forschung hören.

Was ist auf diesem Wege der Sozialisierung und des Aufwachsens passiert? In menschlichen Beziehungen geht es oft darum, zu versuchen zu verstehen; hinzuschauen, zuzuhören und sich dabei zu reflektieren. Es gibt Strukturen, die dazu beitragen, dass wir bestimmte Dinge sehen oder nicht sehen. Erlebt eine Schülerin, die antisemitischen Äußerungen seit mehreren Monaten ausgesetzt ist, ein mitfühlendes Umfeld, eine kompetente, handlungsfähige Leitung, Verantwortliche, die ihr ihre Erfahrung nicht absprechen und kontextualisieren können, weil es auch sozialpolitisch geschieht, nicht nur mit dieser Schülerin in dieser Schule? Oder erlebt diese Schülerin ein stilles, schweigendes, passives Umfeld, eine passive Schulleitung, die darüber hinaus alles unternimmt, das Schreckenswort »Antisemitismus« zu verbannen?

Ja, es gibt Antisemitismus in dieser Gesellschaft. Nicht nur in einer brachialen Form, nicht nur in Halle, nicht nur im rechtsextremen Spektrum, nicht nur am radikalen Rand, sondern im Alltag.

Jüdische Schüler:innen berichten in unserer Forschung von akuten Erfahrungen, eine Schülerin sagt: »Ich bin wie ein Ausstellungsstück durch die Schule gelaufen. Meine ganze Schulzeit war davon geprägt, dass die Lehrerinnen gesagt haben, na, erzähl mal. Also niemand hat sich für mich als Person interessiert, sondern ich musste eine Rolle spielen.« Eine andere Schülerin berichtet davon, dass sie immer »rumgereicht«

wurde, von Hand zu Hand, um eine Rolle einzunehmen, genau da, wo es für viele Lehrkräfte »vermint« erscheint. Dieser Begriff »vermint«, »Minenfeld«, wiederholt sich in unseren Studien permanent. Und dann sage ich, wenn es ein Minenfeld ist, dann müssen wir genau hinschauen, warum? Und für wen ist dieses Feld wirklich vermint?

Wir haben die Statistiken. Wir sehen den Anstieg. Es gibt Angriffe auf Menschen, auf offener Straße. Wir können auf die Berichte der Betroffenen schauen, von Jüdinnen und Juden, die permanent sprechen. Wir müssen nur zuhören. Wenn wir diese Puzzlestücke zusammendenken, haben wir ein Bild.

Dannel: Ich denke an die Situation in Frankreich, wo es schon sehr brutale Übergriffe gegeben hat. Ilan Halimi war ein 24 Jahre alter junger Mann: Man dachte, in der Nachbarschaft wäre Geld zu holen, und hat ihn über zwei Wochen zu Tode gefoltert. Das ist ein Schock, der der jüdischen Gemeinschaft hier im Hinterkopf ist.

Wir hatten im vergangenen Jahr mit der documenta noch mal eine sehr klare Diagnose, dass es Antisemitismus zumindest in Teilen auch im Kunst- und Kulturbetrieb gibt. Herr Dr. Schuster sagt, die haben sich doch die Diversität auf die Fahnen geschrieben. Wieso hört das bei Juden auf?

Chernivsky: Dass wir hierzulande über Antisemitismus debattieren und hier ein Podium haben, hat mit dem zu tun, was in Frankreich passiert ist. Die Debatte hat begonnen mit vielen tödlichen Anschlägen und Morden, die sich im kollektiven Bewusstsein zunächst nicht niedergelassen haben, die wenigsten wissen davon. In Deutschland gab es 2000/2001, Mitte der zweiten Intifada, heftige Boykottbewegungen, es gab Aushänge »boykottiert jüdische Organisationen« und so weiter. Das haben wir vergessen. Dann der 11. September, die heftigsten Verschwörungsmymen kursierten. Wir haben hier eine bestimmte Geschichte der Dethe-matisierung.

Warum ich das sage? Weil wir uns jetzt darüber wundern, dass es Antisemitismus in Kunst und Kultur geben kann. Wo sonst? Antisemitismus ereignet sich nicht nur auf offener Straße oder im Wohnzimmer, sondern antisemitisches Wissen, sogenanntes »Antisemitic Knowledge«, nimmt Einfluss auf Haltung und Handlung von Menschen. Wir meinen, das könnten wir durch »richtiges Wissen« ausbalancieren oder beseitigen. Das funktioniert nicht, weil das tradierte Denkmuster sind, die in Institutionen in Form von Praktiken präsent sind. Eine Praxis ist: Die Verpflichtung, Diversität zu leben und zu achten, muss sich nicht zwangsläufig auf Antisemitismus beziehen. Kultureinrichtungen und viele andere Einrichtungen sagen uns bei Schulungen oder Fachgesprächen:

»Oh, stimmt, das haben wir aber noch nie thematisiert.« Und ich frage mich, wie das sein kann in einer Gesellschaft mit dieser Geschichte, dass dieses Thema jahrzehntlang keinen Eingang gefunden hat?

Dannel: Institutionell hat sich ja doch etwas getan. Es gibt einen Beauftragten für jüdisches Leben, immer wird verkürzt vom »Antisemitismusbeauftragten« gesprochen: Felix Klein. Damals hat man diskutiert, ist diese Position überhaupt nötig? Man hat gemerkt: Ja, man braucht das. Im vergangenen Jahr hat RIAS, die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus, den Antisemitismusbericht für 2021 mit 2773 Vorfällen veröffentlicht.⁶ Das ist ein Anstieg von 1.000 zum Vorjahr, die Pandemie spielte eine Rolle. Welche Antisemitismen werden da erfasst? Es wird oft gesagt, dass es bei der Erfassung Probleme gibt, dass man immer noch in rechts und links unterteilt, was aber gar nicht mehr unbedingt ausreicht.

Felix Klein: Mir ist vor allem wichtig, dass wir jede Form von Antisemitismus bekämpfen, egal woher sie kommt. Den Betroffenen ist es ja auch egal, ob das ein Islamist ist oder ein Rechtsextremist oder ein Linker, der etwas sagt – oder schlimmer, vielleicht gewalttätig wird. Allerdings sind bei der polizeilichen Kriminalstatistik etwa 90 Prozent der antisemitischen Straftaten dem rechtsextremen Umfeld zuzuweisen. Seit Beginn meiner Amtszeit ist mir wichtig, dass wir als Gesellschaft systemisch auf Antisemitismus reagieren müssen, dass Strukturen geschaffen werden wie etwa mein Amt, aber auch der Bundesverband RIAS, um überhaupt klarzumachen: Wie äußert sich Antisemitismus im Alltag, auch unterhalb der Strafbarkeitsgrenze?

Die Betroffenenperspektive muss einbezogen werden, aber nicht auf die jüdische Gemeinschaft abgeladen werden. Der Kampf gegen Antisemitismus ist keine jüdische Aufgabe. Ich möchte ein Beispiel herausgreifen, warum das so wichtig ist: die Wittenberger Judensau. Es ist unglaublich, dass so eine unselige Tradition in der Kirche weiter fortwirkt und die Perspektive der Betroffenen im Umgang der evangelischen Kirche in Wittenberg mit diesem schändlichen Kunstwerk viel zu wenig einbezogen wird. Die Stadtkirchengemeinde in Wittenberg behandelt diese Judensau-Darstellung als lokale Wittenberger Angelegenheit. Man hatte zwar eine Kommission eingerichtet, in der auch ein jüdischer Vertreter war, Professor Nachama, der Vorsitzende der Allgemeinen Rabbinerkonferenz. Die Kommission hat eine Empfehlung ausgesprochen, nämlich

⁶ Bundesverband der Recherche- und Informationsstellen Antisemitismus e.V. (Hrsg.): Jahresbericht. Antisemitische Vorfälle in Deutschland 2021, Berlin 2021, S. 27; https://report-antisemitism.de/documents/Antisemitische_Vorfaelle_in_Deutschland_Jahresbericht_RIAS_Bund_2021.pdf [zuletzt gesehen am 30. 11. 2023].

das Schmäherelief abzuhängen, in unmittelbarer Umgebung aufzustellen, zu kontextualisieren, um so die Distanzierung vorzunehmen. Die Stadtkirchengemeinde Wittenberg hat sich dagegen entschieden, hat gesagt, wir lassen das Ding hängen, verbessern vielleicht den Text etwas, der davor ist, das reicht. So wird überhaupt nicht Rücksicht genommen: Wie fühlt es sich denn für Jüdinnen und Juden an, die in Wittenberg, im öffentlichen Raum, eine Schmäherplastik sehen, wo ganz klar zum Ausdruck kommt, »Juden sind hier unerwünscht«? Diese völlige Empathielosigkeit wird aufrechterhalten. Das hat mich so erbost, dass ich zum Ausdruck gebracht habe: Es ist keine interne Wittenberger Angelegenheit. So eine Schmäherung anderer Religionen widerspricht den Grundprinzipien der UNO und der UNESCO. Wittenberg ist Weltkulturerbe der UNESCO und ich habe mich jetzt dafür ausgesprochen, dass der Weltkulturerbe-Status aberkannt wird, solange eine kirchliche Organisation mit dieser antijudaistischen Tradition so unzureichend umgeht.

Dannel: Das war ein super Übergang zu Christian Staffa: Welche Rolle spielt der christliche Antijudaismus oder Antisemitismus heute noch?

Christian Staffa: Ich bin mit Herrn Klein an einer Stelle nicht einverstanden, nämlich: Es gibt unterschiedliche Betroffene. Die eine jüdische Stimme in dieser Frage gibt es nicht. Als ich meinem Kollegen Doron Kiesel erzählt habe, dass wir als Expertinnen gesagt haben, wir nehmen das Ding runter, hat er gesagt: »Wir sind der Meinung, dass diese Negativstereotypisierung Teil eurer Geschichte ist und ihr sie nicht verstecken dürft«. Es gibt also nicht die eine jüdische Stimme zu dieser Sau.

Zur Rolle des Antijudaismus in Kirchen heute: Wir müssen als Christinnen und Christen sehr viel stärker schauen, was unsere Rolle im säkularisierten Antisemitismus ist, wie christliche Typologien darin auftauchen. Denken wir an die Coronapandemie: Die Verschwörungsfrage ist in unserer Tradition ganz eng mit Judas und der Rezeption des Todesurteils für Jesus verknüpft. Sie finden in Schulbüchern von 2014 eine Aufgabe an Schüler:innen: »Schreib bitte das Geheimprotokoll der hohen Priester, wie sie beschließen, Jesus umzubringen.« Es gab Interventionen, das Buch wird nicht mehr produziert. Aber: 2014! Wir reden nicht vom 19. Jahrhundert.

Es ist bei Kirchen einiges besser geworden, wenn man das mit vor 100 Jahren vergleicht, und trotzdem bleiben Probleme. Wir sind mit der narzisstischen Kränkung noch nicht fertig. Deswegen gibt es immer wieder diese Negativstereotypisierung des Anderen. Das finden Sie in allen Kontexten, wo ich versuche, mich zu beschreiben als Christ:in: Dann geht es um den Entstehungskontext und die Frage, wo ist das Negative, wovon hebe ich mich ab? Sogleich ist es naheliegend, das Judentum als eine

Negativfolie zu beschreiben. Das ist eine christliche Deformation. Wenn der Glaube darauf angewiesen ist, ein Negativ-Gegenüber zu konstruieren, dann ist es kein Glaube. Das ist der Sinn hinter dem Satz von Heinrich Bedford-Strohm: »Antisemitismus ist Sünde«. ⁷ Wir müssen daran arbeiten: Was ist daran Sünde? Was ist das Problem?

Die Gesetzesfeindschaft des Protestantismus ist ein Unding, das dann leider zur »Moral« verkommen ist – auch nicht viel schöner als die Negativstereotypisierung des Gesetzes. Wir müssen die Mechanismen verstehen, die Christ*innen in diese Negativstereotypisierung des Jüdischen treiben. Da reicht der Satz »Antisemitismus ist Sünde«, nicht, sondern wir müssen gucken, was passiert bei Corona-Verschwörungserzählungen? Wie können wir eine andere Geschichte zu der bisherigen Rezeption der Judas-Geschichte und der Hohepriesterr erzählen? Wir müssen andere Geschichten erzählen. Das ist etwas, wo wir wirklich Drive entwickeln können, denn wir sind auch nicht so wenige Christenmenschen. Wir haben etwas in dieser Gesellschaft beizutragen, genau mit diesen anderen Geschichten.

Herr Schuster, ich bin sehr froh, dass Sie die BDS-Erklärung der EKD so positiv finden. Ich hatte daran eine Kritik, die ich bei diesen Erklärungen unserer Kirchen immer habe, dass sie nämlich sagen: Wir »als Deutsche« haben da besonders Verantwortung. Wenn wir über Christinnen und Christen reden, dann reden wir über ein weltweites Thema, über weltweite antijüdische Traditionen. Die Betonung der NS-Vergangenheit ist ein Ausweichen gegenüber der Ökumene. Weil die Ökumene sagt: »Deutsche, ihr habt da ein Problem, das verstehen wir ein bisschen, aber ihr müsst es auch nicht so hoch hängen«. Stattdessen wäre zu sagen: »Okay, wir haben in der Befreiungstheologie, wir haben in verschiedenen ökumenischen Kontexten besonders in Sachen Nahostkonflikte Antijudaismus- und Antisemitismus-Themen. Das müssen wir gemeinsam bekämpfen.« Da ist der Verweis auf das spezifisch und damit isoliert Deutsche kontraproduktiv.

Wir haben ein Verständnisproblem beim Antisemitismus, nämlich dass er fundamental in die gesamte Weltzivilisation eingeschrieben ist. Wir können, um nur Westliches zu nennen, Kant, wir können Voltaire, wir können auch unsere aufklärerischen Philosophien nicht sehen, ohne

⁷ Heinrich Bedford-Strohm hat diesen Satz mehrfach gesagt, unter anderem im Kontext des Erinnerns an die Reichspogromnacht am 9. November 1938, s. <https://www.ekmd.de/aktuell/nachrichten/erinnerung-an-die-schande-des-9-november-1938-ekd-ratsvorsitzender-bedford-strohm-antisemitismus-ist-suende.html> [zuletzt gesehen am 21.12.2023] oder aus Anlass des Jahrestages des antisemitischen Anschlags in Halle, s. <https://www.ekd.de/antisemitismus-ist-eine-suende-wider-gott-59495.htm> [zuletzt gesehen am 21.12.2023].

dass wir deren antijüdische und antisemitischen Anteile sehen. Das ist keine Verharmlosung von Luthers Antisemitismus, aber ich will das sagen, weil es eine Tendenz gibt, das Thema auf Einzelfiguren zu fokussieren.

Zentrum Jugend

Mitmischen (un)möglich

Wie radikal darf Partizipation junger Menschen sein?

Gespräch¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 6

Aimée van Baalen, Klimaaktivistin, Dresden
Lilly Blaudszun, politische Influencerin, Frankfurt/Oder
Kilian Deyerl, Jugendsynodaler, Ev.-Luth. Kirche in Bayern, Nürnberg
Dr. Björn Milbradt, Deutsches Jugendinstitut, Halle/Saale
Erdal Tekin, junger Sozialunternehmer, Nürnberg

Moderation:

Ilona Schuhmacher, Vizepräsidentin Bayerischer Jugendring, München

Auszug aus dem Gespräch

Ilona Schuhmacher: Aimée, du bist Klimaaktivistin und eines der Gesichter der Letzten Generation. Wir wollen heute nicht in erster Linie über den Klimaschutz sprechen, und trotzdem hast du sofort für das Podium zugesagt. Warum?

Aimée van Baalen: Weil ich überzeugt bin, dass junge Menschen politisch etwas zu sagen haben, dass sie eine Meinung haben und dass sie ernst genommen werden müssen. Und das spielt natürlich auch bei der Klimakrise eine essenzielle Rolle. Denn die Menschen, die jetzt jung sind, müssen logischerweise sehr viel länger mit den sich verändernden Lebensumständen klarkommen. Und sie sind die, die im Zweifelsfall dann eben am stärksten darunter leiden werden, wenn die Krise nicht gelöst wird.

Schuhmacher: Du giltst in deinem Engagement für viele als – in Anführungszeichen – radikal. Wie stehst du zu der Einordnung?

van Baalen: Ich glaube, dass nichts Radikales daran ist, sich dafür einzusetzen, dass die Grundrechte und die Verfassung eingehalten werden

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

und dass wir später noch genügend Lebensmittel, Wasser und Lebensraum haben. Und natürlich ist es immer eine Abwägung, wie man sich dafür einsetzt. Aber ich glaube, wenn wir sehen, dass die Fridays for Future-Proteste zwar viel Bewusstsein geschaffen haben, aber nicht dazu geführt haben, dass die Politik tatsächlich unser Leben schützt, dann ist es wichtig, dass wir noch lautstärker und entschlossener auftreten, aber natürlich auch friedlich.

Schuhmacher: Erdal, du bist Gründer vom Förderwerk e. V. aus Nürnberg. Das Förderwerk e. V. ist eine gemeinnützige Initiative zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus sozioökonomisch benachteiligten Haushalten auf ihrem Bildungsweg. Erdal, warum bist du heute hier?

Erdal Tekin: Ich bin heute hier, um einen Teil der Nürnberger Stadtgesellschaft und der Zivilgesellschaft darzustellen. Nürnberg ist sehr divers. Die Hälfte der Bevölkerung identifiziert sich nicht als christlich. Es gibt viele Menschen mit Migrationsgeschichte. Und um diese zu repräsentieren, habe ich das Angebot heute angenommen.

Schuhmacher: Haben alle Menschen die gleichen Chancen, sich zu beteiligen? Und wenn nein, was sind aus deiner Sicht die größten Hürden?

Tekin: Wenn die Frage schon so gestellt wird, kann ich sie sehr leicht verneinen. Nein, leider haben nicht alle Menschen hier in diesem Land die gleichen Partizipationsmöglichkeiten. Beispielsweise können zehn Millionen Menschen in diesem Land nicht wählen oder nicht gewählt werden, weil ihnen auch auf Kommunalebene nicht das Recht eingeräumt wird – anders als in anderen europäischen Ländern. Und abseits dessen beginnt Partizipation damit, Menschen die Möglichkeit zu geben, informiert zu werden. Wenn wir uns beispielsweise in Nürnberg umschauen, hat wahrscheinlich die Hälfte der Stadt, obwohl der Kirchentag sehr präsent ist, noch gar nichts von der Veranstaltung als solche mitbekommen oder kann sie einordnen. Auf der anderen Seite haben Leute, wenn sie hohe Partizipationsstufen erreichen, sich selbst organisieren und sich selbst beteiligen möchten, auch da Hindernisse. Und deshalb muss man immer sagen: Wer Partizipation nennt, muss auch Privilegien mitdenken.

Schuhmacher: Kilian, du bist Jugendsynodaler und damit Mitglied in der Landessynode, dem Kirchenparlament der Bayerischen Landeskirche. Und du bist seit vielen Jahren innerhalb und außerhalb der Evangelischen Jugend in Bayern rund um die Themen Beteiligung, Digitalisierung und Kommunikation aktiv. Warum bist du heute hier?

Kilian Deyerl: Ich finde das Podium super spannend und auch die vielen Perspektiven, die hier mit auf dem Podium sitzen. Und ich bin überzeugt, dass das Thema Beteiligung und allgemein Demokratie etwas ist, wo wir uns immer wieder fragen müssen: Was ist das eigentlich und was verstehen die Menschen, die daran beteiligt sind, darunter? Und was ist die Ausgestaltung, die wir uns wünschen? Ich denke, das können wir heute hier gut tun.

Schuhmacher: Du hast ja als Jugendsynodaler erst seit etwas kürzerer Zeit ordentliches Stimmrecht in der Landessynode. Ein Meilenstein der Beteiligung?

Deyerl: Definitiv ein Meilenstein der Beteiligung. Davor gab es Jugenddelegierte, die nur Rederecht hatten, aber nicht mitwählen oder abstimmen durften. Es ist jetzt schon eine formale Änderung, dass man mitwählen darf. Wir haben im März einen neuen Landesbischof hier in Bayern gewählt, wo wir auch als junge Menschen mitwählen durften. Und wir nutzen unsere Rechte durchaus häufig: Wir bringen Anträge ein, beteiligen uns an den Debatten. Das heißt natürlich nicht, dass wir immer die Mehrheit hinter uns haben, aber zumindest, dass wir dafür werben können und am Ende bei der Abstimmung auch die Hand heben dürfen.

Schuhmacher: Jetzt ist das Publikum gefragt. Narrenfreiheit der Jugend: Vielleicht habt Ihr den Ausdruck schon mal gehört. Wir stellen uns die Frage: Gibt es die wirklich? Und wenn ja, was bedeutet das, wenn wir von Narrenfreiheit der Jugend sprechen? Die Frage geht jetzt gleich an euch, ihr dürft über die digitale Publikumsbeteiligung abstimmen, ob es die Narrenfreiheit der Jugend gibt. *[Es findet eine Abstimmung über das Beteiligungs-Tool in der Kirchentags-App statt, Anm. d. Red.]*

Das ist ein super spannendes Ergebnis. 17 Prozent sagen: Nein, nie. 8,1 Prozent sagen: ja, immer. Und fast $\frac{3}{4}$ von euch sagen: manchmal. Ich finde eure Antwort großartig. Ich bin mir nicht ganz sicher, ob das Geschmacke in dieser Ausdrucksweise – es würde das Ergebnis erklären – vielleicht doch ein bisschen darauf hinführt, dass es wieder das, was junge Menschen zu sagen haben, ein bisschen in ein anderes Licht rückt. Wie siehst du das, Lilly? Gibt es die Narrenfreiheit der Jugend? Ja, Nein, vielleicht?

Lilly Blaudszun: Ich würde zunächst erstmal den Begriff infrage stellen. Ich finde nicht, dass Narrenfreiheit das richtige Wort ist. Weil es impliziert, dass die Meinung von jungen Menschen oder auch besondere Be-

trachtungsweisen von jungen Menschen auf etablierte Fragestellungen irgendwie närrisch wären. Und selbst wenn ich nicht aus Bayern oder Franken komme, es ist keine gute Bezeichnung. Schon die Fragestellung finde ich schwierig, weil junge Menschen total wichtige Betrachtungsweisen einbringen. Und das hat nichts mit Narrenfreiheit oder sonst etwas zu tun, sondern einfach mit Meinung.

Schuhmacher: Erdal, wie siehst du das?

Tekin: Ich kann mich im Großen und Ganzen Lilly anschließen. Narrenfreiheit finde ich einen komischen Begriff in dem Kontext, auch vor dem Hintergrund, dass wir uns alle in einer freiheitlichen demokratischen Grundordnung bewegen. Da sollten wir dankbar sein, dass junge Menschen für ihre Interessen eintreten, ihre Stimme erheben und damit auch Veränderung vorantreiben. Denn wer denkt, dass Veränderung ohne Widerstand auskommt, der betreibt keine Veränderung.

Schuhmacher: Björn, mich würde interessieren, was aus deiner Sicht die Gesellschaft dazu beiträgt, dass die Protestformen junger Menschen gefühlt immer radikaler werden. Liegt es vielleicht daran, dass junge Menschen sich nicht ausreichend gehört fühlen? Hast du den Eindruck, dass vielleicht die Vorkommnisse im Rahmen der Pandemie das Ganze noch etwas unterstützt und befeuert haben? Und dann natürlich die alles entscheidende Frage: Ist es denn wirklich so, dass sich Protestformen radikalisiert haben?

Dr. Björn Milbradt: Ich würde mal auf den letzten Punkt als erstes eingehen, weil ich glaube, gerade wenn man mal in der Geschichte ein bisschen zurückschaut, dann wird man relativ schnell sehen, dass wir nicht unbedingt in der Phase sind, in der Protest übermäßig oder historisch ganz neu oder einzigartig radikal wäre. Da kann man in die 70er Jahre gehen, Richtung Studentenbewegung. Da kann man in die Anti-AKW-Bewegung gehen, die Bewegung gegen den NATO-Doppelbeschluss, Irakkrieg oder die globalisierungskritische Bewegung Anfang der 2000er. Und insofern glaube ich, ist es vielleicht auch angesagt, ein bisschen die Emotionen runterzukochen und einfach erst mal wahrzunehmen. Demokratische, moderne Gesellschaften sind Gesellschaften mit unterschiedlichen Interessen und sie sind Gesellschaften mit Konflikten. Und sie haben die Notwendigkeit, solche Konflikte irgendwie in eine Verlaufsform zu bringen, wo diese Vielfalt von Interessen schlicht und einfach auch erst mal miteinander ins Gespräch kommen kann. Das kann manchmal auch konflikthafter werden.

Auch noch mal ein Blick zurück: Radikale Positionen haben immer dafür gesorgt, dass Gesellschaften sich erneuern. Dass ganz basale Sachen, die wir heute als völlig selbstverständlich erleben, wie das Frauenwahlrecht oder die Sozialgesetzgebung, überhaupt in unseren demokratischen Institutionen existieren. Das war mal keine Selbstverständlichkeit, sondern das waren radikale Positionen. Und insofern reicht es nicht zu sagen, etwas ist radikal und deshalb ist es schlecht. Sondern Radikalisierung ist ein Motor von Demokratie. Man muss natürlich immer genau schauen, wann sie selbst wiederum Demokratie angreift und dann wiederum zum Gegenstand von Prävention, von demokratischer Gegenwehr werden muss. Aber erst mal sind radikale Positionen eine Selbstverständlichkeit.

Schuhmacher: Aimée, in einem Zeitungsartikel wurdest du in der Headline mit dem Titel »Die Ungehorsame« geschmückt. Wie findest du das?

van Baalen: Ich weiß nicht, ob ich mich selbst so nennen würde. Ich glaube, prinzipiell ist es gut, ungehorsam zu sein, wenn wir merken, dass die Bundesregierung sich gerade nicht für unsere Rechte einsetzt und nicht dafür einsetzt, dass meine Familie und generell die Weltbevölkerung später sicher leben können. Und sich dagegen aufzulehnen und zu sagen, da gehe ich nicht mit und da will ich kein Teil von sein, das finde ich total gerechtfertigt.

Schuhmacher: Ich habe mir die Mühe gemacht, den Artikel durchzulesen, weil es natürlich eine schöne Vorbereitung war, dich zumindest vermeintlich ein bisschen kennenzulernen. Und weiter unten heißt es: Aimée van Baalen provoziert allein schon mit ihrem Namen und ihrem unverschämten Selbstbewusstsein. Wie geht es dir, wenn du so was liest, musst du da lachen oder ärgerst du dich?

van Baalen: Es war ein bisschen was von beidem. Ich glaube, über den ersten Part musste ich lachen, weil ich mich gefragt habe, wie man mit einem Namen provozieren kann. Und über den zweiten habe ich mich ein bisschen geärgert, weil ich es gut finde, wenn die Jugend selbstbewusst ist und sich selbstbewusst vertreten kann und da rausgeht und mutig ist und ihre Meinung kundtut und auch andere davon überzeugt.

Schuhmacher: Lilly, wie viel Partizipation lässt denn Gesellschaft zu? Du hast vorhin erzählt, was du tust als politische Influencerin. Wo erlebst du Grenzen? Hast du das Gefühl, dass sich Grenzverschiebungen in den letzten Jahren eingestellt haben, was die Radikalität und die Art der Protestformen betrifft?

Blaudszun: Erst mal zur Partizipation generell. Ich habe schon das Gefühl, dass es besser wird, dass mehr junge Menschen beteiligt werden oder selbst ihre Stimme erheben und sich beteiligen. Ich glaube schon, dass es Grenzverschiebungen gibt, die aber auch nachvollziehbar sind. Die kommen nicht von irgendwoher. Man macht Protest und radikalen Protest nicht einfach, weil einem langweilig ist, sondern weil es Gründe dafür gibt. Und deshalb erlebe ich schon, z.B. auch beim Kirchentag, einen Wechsel an Generationen oder eine bessere Zusammenarbeit. Ich bin jetzt seit zwei Jahren im Präsidium, ich wurde da mit 20 rein gewählt. Es ist nicht selbstverständlich, dass – in Führungszeichen – so junge Menschen hier das alles mitgestalten dürfen. Und deshalb erlebe ich schon, dass es eine Verschiebung dahin gibt, dass immer mehr junge Menschen beteiligt werden. Aber es sind auf jeden Fall noch nicht genug. Gerade bei Gremien kommt es auch noch auf das Wohlwollen von älteren Menschen an, dass es eine bestimmte Art von jungen Menschen sein muss, dass sie sich bestimmt ausdrücken müssen, auftreten müssen, damit sie Teil des Gremiums sein dürfen oder auch angehört werden. Das finde ich ein bisschen schwierig.

Schuhmacher: Wir haben vorhin schon über die Grenzen von Beteiligung gesprochen. Erdal, wie schaffen wir es, Beteiligung so zu gestalten, dass sie für alle offen ist? Es geht bei der Frage nach Beteiligung und Partizipation, wenn man ehrlich ist, immer um die Frage: Wer beteiligt denn hier eigentlich wen? Das heißt, wir haben eigentlich immer die Frage der Hierarchie und kriegen wir eine hierarchiefreie Beteiligung hin und wenn ja, wie kann das funktionieren? Geht das überhaupt?

Tekin: Hierarchie ist erstmal ein Ordnungsprinzip und hat ja ihre Funktion. Und heutzutage sind junge Menschen eher so engagiert, dass sie sich horizontal engagieren möchten. Das bedeutet Führung anders leben und definieren und sich auch anders engagieren – eher projektbasiert und nicht als langfristiges Engagement. Und vor dem Hintergrund muss man sagen: Partizipation muss man sich auch leisten können. Denn dazu bedarf es Zeit, Ressourcen und auch Zugang zu öffentlichem Raum, der bei weitem nicht gleichberechtigt ist. Denn der Alltag von vielen jungen Menschen schaut anders aus. Man möchte eine Ausbildung machen oder studieren und muss seine Miete bezahlen, schauen, wie man über die Runden kommt und dann noch Zeit haben, sich politisch oder anderweitig zivilgesellschaftlich zu engagieren. Das ist schon eine Herausforderung. Und vor dem Hintergrund, wenn wir solche Strukturen auflösen möchten, dann bedarf es einerseits Repräsentation. Und zwar auf allen Ebenen, nicht nur auf der Seite der Zielgruppe, sondern auch auf Seiten der Gremien, Verantwortungsträger:innen und Positionen braucht es

Leute, die alle gesellschaftlichen Schichten vertreten und entscheiden können, eine Mit-Stimme und Mit-Berechtigung haben. Aber darüber hinaus können auch die Leute und Organisationen, die bereits etabliert sind, als soziale Pat:innen fungieren. Das heißt, sie können Raum schaffen und als Multiplikator:innen dienen, damit mehr Leute an diesem Tisch teilhaben und mitreden können.

Schuhmacher: Wir reden hier immer alle so selbstverständlich von Beteiligung und Erdal hat mir praktisch schon meine nächste Frage in den Mund gelegt. Wir brauchen für Beteiligung Ressourcen, seien das finanzielle Ressourcen, personelle Ressourcen, aber vor allem auch zeitliche Ressourcen. Und jetzt würde mich interessieren, wie erlebst du, Kilian, das in deinem kirchlichen Kontext, aus dem du kommst? Sind da die Ressourcen ausreichend?

Deyerl: Ich würde gerne erst noch mal das, was Erdal und Lilly gesagt haben, unterstreichen. Ich glaube, die individuellen Ressourcen sind wichtig. Einkommen und Bildung bestimmen auch im kirchlichen Kontext noch zu sehr das Engagement bzw. das Ehrenamt. Auch kulturelle Voraussetzungen sind wichtig. Also wie verhalte ich mich als junger Mensch, um in einem Gremium angenommen zu werden? Diese Frage kenne ich aus meiner Landessynode auch gut. Und dann natürlich die Ressourcen. Es braucht, damit junge Menschen sich selbst organisieren können, und das tun wir in der evangelischen Jugendarbeit, natürlich auch Ressourcen. Und es braucht manchmal auch neben dem Ehrenamt noch Menschen, die einen im eigenen Engagement unterstützen. Hauptberufliche, die eine Kultur der Partizipation, der Beteiligung, leben. Denen es wichtig ist, junge Menschen zu ermächtigen. Man kann Dinge ja auch lernen, eine ganz wichtige Sache. Und weil du jetzt auch das Strukturelle und Finanzielle angesprochen hast, das ist natürlich auch wichtig. Beteiligung kostet Zeit und kostet Geld – und beides muss es irgendwo her geben. Und als Organisation Kirche haben wir den Auftrag, wenn wir junge Menschen beteiligen wollen, diese Ressourcen auch zu vergeben. Und das gilt für die Ortsgemeinde vor Ort, beispielsweise in einem Jugendkeller oder in einem Jugendausschuss. Aber genauso auch für den Jugendverband, der sich dann auch in Politik und Gesellschaft einbringt. Und in Kirche braucht es natürlich auch entsprechendes Personal und die Kapazität, beispielsweise eine Geschäftsstelle eines Jugendverbandes zu betreiben.

Zentrum **Kinder und Familie**

Zeit für Care in Familien – wer soll das noch wuppen?

Was Familien jetzt von Politik, Kirche und Gesellschaft brauchen

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 5

Jonas Kozi, Erzieher, Vater und Influencer

Svenja Kraus, Bundesgeschäftsführerin Ev. Arbeitsgemeinschaft Familie,
Berlin

Lisa Paus MdB, Bundesfamilienministerin, Berlin

Prof. Dr. Barbara Thiessen, Erziehungswissenschaftlerin, Bielefeld

Kristina Weber, Journalistin und Podcasthost »Eltern ohne Filter«,
München

Moderation:

Jutta Prediger, Journalistin, München

Jutta Prediger: Frau Thiessen, Zeit für sich selber – ist das etwas, was Menschen heutzutage mehr fehlt, weil sie sich dessen bewusst geworden sind im Vergleich zu vor ein paar Jahrzehnten, oder ist die Zeit tatsächlich auch in Zahlen weniger geworden aus wissenschaftlicher Sicht?

Barbara Thiessen: Also erst mal möchte ich sagen, dass ich das großartig finde, dass das Thema Care jetzt hier benannt wird. Care ist ja die Frage nach Betreuung, Erziehung, Pflege, Versorgung. Und zwar nicht nur: Wer macht das? Wer kriegt es besser hin? Sondern wirklich die Frage: In welchen Geschlechterverhältnissen, in welchen Gesellschaftsverhältnissen tun wir das? Und da merken wir tatsächlich, dass mehr Mütter erwerbstätig sind, dass Menschen länger leben, dann aber auch pflegebedürftig werden. Und so ist sozusagen Care auch intensiver geworden. Zugleich ist Erwerbsarbeit intensiver geworden. Und dann fehlt die Zeit.

Prediger: Die Carearbeit von Frauen im Haushalt ist mindestens eineinhalb Mal so viel ist wie die der Männer. Wenn zwei Kinder im Haushalt

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

leben, sind es 83 Prozent mehr als die der Männer. Wenn Frauen aber einen Vollzeitjob haben, dann machen sie immer noch wesentlich mehr im Haushalt. Wie kann man sich das denn erklären?

Thiessen: Wir sehen in den Zeitbudget-Studien, dass die Haushaltsarbeit ein bisschen zurückgegangen ist bei den Frauen. Da wird weniger gemacht, zum Beispiel wird nicht mehr Marmelade selbst gekocht oder Unterwäsche gebügelt. Bei Reinigungsutensilien steht nicht mehr auf den Packungen: »Für das tägliche Staubwischen.« Also da ist ein bisschen was abgeschmolzen. Dafür ist Zeit mit den Kindern angewachsen. Und: Wir haben nach wie vor noch ein Riesenproblem im Geschlechterverhältnis. Wir sehen seit den 1980er Jahren, dass sich bei den Männern ein Einstellungswandel vollzogen hat, dass sie mehr Zeit mit Kindern haben wollen, dass sie familienaktiv sein wollen. Das ist sehr deutlich. Aber die Realität ist: Sie leben eigentlich wie ihre Väter und Vorväter und überlassen das Gros der Kinderarbeit – nicht am Wochenende, aber im Alltag – und das Gros der Hausarbeit – auch am Wochenende – den Frauen. Und das ist ein Riesenproblem, Das schafft Partnerschaftskonflikte. Das liegt aber auch daran, dass die Strukturen so sind, wie sie sind. Solange wir das Ehegattensplitting haben, wird sich nichts ändern, weil das auch finanziell plausibel ist. Solange wir einen *Gender Pay Gap* haben und wir in den wunderbaren Care-Berufen schlechter verdienen als in den technischen Berufen bei gleicher Ausbildungslänge, dann wird sich daran nichts ändern. Also ich möchte hier kein Männerbashing machen, aber wir haben hier ein Geschlechterproblem, das eben auch strukturell bedingt ist.

Prediger: Frau Paus, jetzt sind Sie als Bundesministerin direkt angesprochen: Ehegattensplitting. Es ist in vielen Familien gar nicht möglich, dass der Mann im Job aussetzt, weil dann auch das Elterngeld zu wenig wäre. Zum Beispiel, weil er der Familienernährer ist. Das ist ein Modell, was ja auf dem Gehaltszettel ganz wichtig ist, auf dem Kontoauszug, aber auch in den Köpfen fest verankert ist. Selbst wenn manche Paare meinen, sie leben eigentlich gleichberechtigt. Was würden sie dagegen setzen als politische Maßnahme?

Lisa Paus: Ich bin, seitdem ich denken kann, dafür, dass das Ehegattensplitting abgeschafft wird. Das symbolisiert eben ganz viel, was da strukturell falsch läuft. Und deswegen ist es so wichtig – materiell, aber auch vom Symbol her – dass wir das tatsächlich endlich überwinden.

Prediger: Frau Paus, würden Sie einmal erklären, weil vielleicht nicht alle so ganz genau wissen, was sich dahinter verbirgt: Was würde das ändern, wenn es eine Individualbesteuerung für beide Elternteile gäbe?

Paus: Also im Moment ist es so, dass Menschen, die verheiratet sind, sich gemeinsam steuerlich veranlagen lassen können. Die geben dann eine gemeinsame Einkommenssteuererklärung ab. Und Menschen, die nicht verheiratet sind, die werden getrennt, also jede Person für sich individuell veranlagt. Und wenn man verheiratet ist und sich gemeinsam veranlagt, dann ist es möglich, durch das Ehegattensplitting, dass es zusätzlich einen Steuervorteil hat, wenn der Unterschied zwischen beiden Einkommen groß ist. Also wenn tatsächlich einer viel verdient und eine gar nicht, dann ist der Steuervorteil des Ehegattensplitting am höchsten. Im Vergleich zu einer Individualbesteuerung kostet das Splitting jedes Jahr über 20 Milliarden Euro.

Und das konkrete Herunterbrechen des Ehegattensplittings ist das Thema Lohnsteuerklassen. Für abhängig Beschäftigte, das kennen sie alle, ist es eben so: Die Person, die mehr verdient, hat häufig die Steuerklasse drei gewählt. Und die Person, die wenig verdient, die Steuerklasse fünf. Und dann ist es eben so, dass die Person, die in der Steuerklasse drei ist, auf ihren Gehaltszettel guckt und feststellt: Oh, das sieht gar nicht so schlecht aus. Ich habe ziemlich viel Netto von meinem Brutto. Und die Person, die ohnehin schon viel weniger verdient und in der Steuerklasse fünf ist, die guckt auf ihren Gehaltszettel und sagt: Jetzt arbeite ich so viel, ich verdiene praktisch nichts. Also ich habe schon brutto sehr wenig und dann wird mir auch noch so viel abgezogen und dann habe ich netto praktisch nichts. Der Steuervorteil geht vollständig zugunsten desjenigen mit der Lohnsteuerklasse drei und das, was ein bisschen korrigiert wird, geht vollständig zulasten der Lohnsteuerklasse fünf.

Und das ist psychologisch ein Riesenproblem, weil alle gucken dann auf die Zettel und wollen sich jetzt auch nicht genau einarbeiten, wie das mit Netto und Brutto funktioniert. Und dann stellen sie eben einfach fest: Es lohnt sich nicht so! Und deswegen ist es nach wie vor so, dass zwar insgesamt die Erwerbstätigkeit von Frauen in Deutschland gestiegen ist, aber es de facto ganz, ganz viele in der Teilzeit hält. Man spricht auch schon von der Teilzeitfalle. Das zentrale Hemmnis beim Thema Gleichberechtigung ist tatsächlich das Thema der Steuer, ist das Thema Ehegattensplitting, und deswegen gehört es abgeschafft. In diesem Koalitionsvertrag konnten wir Grünen uns noch nicht vollständig damit durchsetzen. Man muss auch was für die nächsten Legislaturperioden haben. Aber was wir machen und woran derzeit auch das Finanzministerium arbeitet, ist tatsächlich, die Lohnsteuerklassen drei und fünf ab-

zuschaffen. Der Steuervorteil am Ende des Jahres mit der Einkommenssteuererklärung bleibt noch weiter bestehen, aber zumindest fallen diese ungleichen Anreize mit drei und fünf weg. Und das ist, glaube ich, ein richtig großer Schritt. Wenn auf dem Lohnzettel was anderes steht, dann verhandelt man auch noch mal ganz anders zu Hause.

Prediger: Frau Thiessen, dieses Ehegattensplitting ist für Sie ein richtiges Reizthema.

Thiessen: Ja, seit so vielen Jahren, aber offensichtlich für andere auch. Ich finde es noch mal wichtig, dass klar ist: Ehegattensplitting ist eine Eheförderung, keine Familienförderung. Und davon haben Arbeiterfamilien, wo beide gleich wenig verdienen, gar nichts. Das subventioniert hochverdienende Einzelpersonen mit gering oder gar nicht verdienenden Partnerinnen und Partnern. Und wir hätten so viel Geld, wenn wir das sparen könnten. Und deshalb ein Satz noch mal: Wenn wir über Familie sprechen, müssen wir immer sagen: Über welche Familien sprechen wir? Über Mittelschichtsfamilien oder über verdienende, alleinerziehende Familien? Über wen sprechen wir? [...]

Prediger: Das Thema: Wir hätten gerne ein Dorf für unsere Kinder – das ist in der Umfrage bei »Eltern ohne Filter« immer wieder zu lesen gewesen. Kristina, magst du was erzählen dazu?

Kristina Weber: Es ist total wichtig, dass wir darüber reden, über welche Familien wir reden. Auch in der Eltern-ohne-Filter-Community haben wir natürlich viele, viele Leute, die Mittelstand oder gehobener Mittelstand sind. Auch in unserer Community ist es so, dass die oft nicht da wohnen, wo ihre Eltern wohnen, dass sie keine Unterstützung außerhalb der Kernfamilie haben, dass sie lange Pendelwege haben, dass sie lange Arbeitszeiten haben, auch die Frauen, weil es anders nicht reicht.

Viele haben noch Eltern, die sie pflegen, oder sie sind pflegende Eltern. Im Zentrum steht schon dieser Wunsch nach der Unterstützung außerhalb der Kernfamilie, und ein großes, großes Thema ist, dass Betreuung im Moment nicht stabil und verlässlich ist. Wir sehen das in verschiedenen Umfragen, nicht nur dieses Mal, sondern wir haben auch schon berichtet darüber und auch dazu wahnsinnig viele Nachrichten aus ganz Deutschland bekommen. Viele, viele Kitas und Horte schließen im Moment immer wieder unvorhergesehen. Betreuungszeiten werden verkürzt, Gruppen werden geschlossen, und die Eltern haben eigentlich keine Handhabe, wie sie in dem Moment reagieren können. [...]

Svenja Kraus: Zusätzlich zu dem allem, was Sie gerade beschreiben und was ich unterschreibe, kommt auch noch der Anspruch, den Eltern durch die Gesellschaft oder sich selber verspüren. Also als Mutter – sehen Sie es mir nach, dass ich nicht von den Vätern spreche – aber als Mutter habe ich den Anspruch – oder wird der Anspruch an mich formuliert? – »du musst nicht nur arbeiten, sondern eigentlich auch Vollzeit arbeiten, weil du ja auch gut ausgebildet worden bist.« Selbst für die, die nicht gut – teuer – ausgebildet wurden, gilt: du solltest deinen eigenen Lebensunterhalt bestreiten können. Außerdem will ich das ja vielleicht auch, ob es jetzt Selbstverwirklichung ist oder Notwendigkeit. Wenn mein Kind Dinge von mir fordert, dann ist es sein gutes Recht. Und als Mutter bin ich dann immer in dem Zwiespalt: Will ich das liefern? Kann ich das liefern? Muss ich das liefern? Das ist diese Intensivierung von Elternschaft, von der man immer wieder spricht, also was man dann noch leisten muss zusätzlich zu dem Alltag, den man als Familie schon kaum gewuppt kriegt. Ich muss dann auch davon erzählen können, dass mein Kind noch Fußball spielt, wo er selbstverständlich am Wochenende zu irgendeinem Turnier gefahren werden muss. Oder ich muss auch noch die Musikschule irgendwie hinkriegen. Ich glaube, jede von uns denkt für sich: »Ich kriege es halt nicht hin.« Aber nein, ich glaube, wir müssen da hinkommen zu sagen: Nicht ich kriege es nicht hin, sondern wir müssen als Gesellschaft, als Politik, als Verbände dafür sorgen, dass genau da immer der Finger in die Wunde gelegt wird und gesagt wird: Nicht du bist das Problem, sondern wir alle gemeinsam haben einen Anspruch an Eltern oder an Familie. Und wenn uns Familie so wichtig ist, was tun wir denn dann dafür, dass nicht jede von uns abends ins Kissen weint, weil sie für irgendetwas nicht genug Zeit hatte? Was tun wir als Gesellschaft und als Politik dafür, dass es anders wird?

Paus: Ich finde ja, das einzige, was individuell klar sein sollte, ist: Jeder hat das Recht, sich jeden Morgen im Spiegel zu sagen: Ich bin unzulänglich und das ist auch okay so, weil definitiv überfordern wir uns alle permanent. Anders kann man mit der Aufgabe auch gar nicht umgehen. Das ist einfach so, niemand ist perfekt. [...]

Thiessen: Ich finde, in der Corona Pandemie ist uns klar geworden, dass wir aufeinander angewiesen sind. Und das sollte so ein Momentum sein, wo wir einen Spurwechsel machen, wo wir sagen, Care ist der Normalfall im Leben und nicht das, was wir wegorganisieren müssen und wegvereinbaren müssen. Und ich plädiere dafür, dass wir sagen, das ist der Normalfall für alle, die sich – wie auch immer – einbringen können. Wir brauchen *atmende Lebensläufe*. Wir werden sowieso alle bis 70 erwerbstätig sein müssen. Aber sieben Jahre davon wären anders: Nutzen wir

vier Jahre für Care-Arbeit, zwei Jahre für Weiterbildung, ein Jahr für Selbstsorge. Und das können wir im Lebenslauf unterschiedlich aufteilen. Die vier Jahre werden staatlich unterstützt. Zwei Jahre werden von den Unternehmen und den Einrichtungen unterstützt für Weiterbildung und ein Jahr können wir dann noch selber finanzieren.

Wenn wir Selbstsorge machen wollen, dann haben wir Zeit, die allen zur Verfügung steht. Und wer die vier Jahre Care-Arbeit nicht machen möchte, etwa für Kindern, Pflegebedürftige oder ehrenamtlich in der Kirchengemeinde, wo auch immer sie sich care-mäßig engagieren wollen, vielleicht auch bei der Feuerwehr, was auch immer – wenn sie das nicht tun, haben sie nachher Einbußen in der Rente. Das wäre, glaube ich, einfach ein Umsteuern hin zu atmenden Lebensläufen. Ich möchte, dass wir nicht nur »Börse vor acht« haben, sondern ich möchte auch »Care vor acht«. Ich möchte genauso viele Talkrunden zum Thema Familien-Care-Versorgung haben, wie wir das zum Thema Heizung haben. Damit das klar ist, dass das an die Grundfesten unseres Lebens geht, und da müssen wir einfach unbequemer und lauter werden. Wissenschaft, Politik, Praxis.

Kraus: Ich finde, ein ganz, ganz wichtiger Aspekt dabei ist auch: Es endet die Diskriminierung von Eltern auf dem Arbeitsmarkt, also die Tatsache, dass immer nur Mütter für ein Jahr rausgehen und deswegen potenziell die schlechteren Arbeitnehmerinnen sind. Das würde einfach den gesamten Spurwechsel bedeuten. Der Blick auf Arbeitskräfte im Allgemeinen. Wenn damit zu rechnen ist, dass jeder und jede regelmäßig rausgeht, bedeutet das nicht: Ich bin eine potenzielle Gefahr für den Betriebsablauf, weil ich als Frau im gebärfähigen Alter ja vielleicht wegfallen könnte, sondern es bedeutet auch Väter, potenzielle Väter fallen aus. Und auch Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, freiwillig oder unfreiwillig keine Kinder haben. Alle haben ein Interesse oder verspüren einen gewissen Druck, sich zu verändern in diesen atmenden Lebensläufen. Gleichermaßen alles, was Teilzeit angeht. Wir haben letztes Jahr ein Konzept entwickelt zur dynamischen Familienarbeitszeit, die genau das aufnimmt, wenn Eltern sich verändern wollen und beide Arbeitszeit reduzieren wollen und das staatlich subventioniert wird.

Weber: Diese atmenden Lebensläufe finde ich eine super Idee, Aber ganz ehrlich glaube ich nicht, dass es gehen wird, ohne dass wir Erwachsene die Arbeitszeit insgesamt reduzieren. Und zwar immer, also nicht nur in einzelnen Jahren. Vier Prozent der Paare leben das Modell, dass beide Teilzeit arbeiten, also wirklich verschwindend wenige. Und es ist natürlich eine anekdotische Evidenz, wenn ich jetzt sage, dass in unserem Podcast die Familien, die das zumindest mal eine Zeit lang ausprobiert ha-

ben, eine wahnsinnige Entlastung gespürt haben. Also genau dieses Modell, beide 30 Stunden zum Beispiel, kann einfach ein bisschen Raum schaffen im Familienalltag. Und das bräuchten wir so dringend, denn wir reden jetzt hier ständig über Zeit für Familie und Zeit für uns selbst und Zeit für Partnerschaft. Aber es gibt ja auch zum Beispiel noch Freunde oder Engagement in der Gesellschaft, oder? Und all diese Dinge rationalisieren Eltern im Moment aus ihrem Leben raus und fehlen deswegen doch auch sehr stark als gesellschaftliche Kraft, die sich engagieren kann in dieser Familienphase. Das fände ich so wichtig.

Paus: Es wäre eine wahnsinnige Entlastung für die Familien der entsprechenden Phase. Aber ich möchte trotzdem auch den Arbeitgeberinnen und Arbeitgebern sagen: Es wäre, wenn wir das richtig gut machen würden, ja trotzdem so, dass auch dem Arbeitsmarkt mehr Stunden zur Verfügung stehen würden. Wir hatten jetzt ja die ganze Debatte, dass die Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände plötzlich gesagt hat beim Thema Fachkräftemangel, wir müssen jetzt die 38-Stunden-Woche aufheben, wir müssen mal wieder hoch auf 45. Und da hab ich gesagt: Was ist das denn für ein Irrsinn? Wir brauchen das Gegenteil. Es ist aber trotzdem so, dass auch im Zusammenhang mit der Familienstartzeit das Thema jetzt nicht die Bezahlung ist, sondern: Dann sind ja tatsächlich Väter zusätzlich 14 Tage nicht da. Und das geht doch nicht. Dann habe ich gesagt: Aber wenn Väter mehr Familienarbeit übernehmen, das zeigen Studien, dann ist die Wahrscheinlichkeit auch höher, dass Mütter früher und mit einer höheren Stundenzahl in die Erwerbstätigkeit zurückkommen. Das Potenzial ist zudem noch größer, wenn Müttern eine bessere und partnerschaftliche Vereinbarkeit gelingt, wenn die sicheren Betreuungsstrukturen funktionieren. Und das muss dann auch nicht 40 Stunden sein. Aber es müssen eben nicht zehn Stunden sein.

Es ist trotzdem noch so, dass das für die öffentliche Debatte um Arbeitskräfte nicht so zentral ist. Stärker wird das Potential an Arbeitskräften in der Zuwanderung gesehen. Wir brauchen auch Zuwanderung, definitiv. Zusätzlich aber brauchen wir weibliche Fachkräfte, und dafür müssen wir eben auch die Rahmenbedingungen schaffen, indem wir eine partnerschaftliche Vereinbarkeit für Mütter und Väter ermöglichen.

Künstler:innenhonorare: Reicht der Gotteslohn?

Überleben trotz Kunst

Gespräch¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Saal Sidney

Wolfgang Böhm, Kirchenrat, Referent für Gottesdienst und Kirchenmusik,
München

Lena Krause, Präsidiumsmitglied Deutscher Musikrat, Wolfenbüttel
Prof. Dr. Julia Lehner, Bürgermeisterin im Geschäftsbereich Kultur,
Nürnberg

Kord Michaelis, Landeskirchenmusikdirektor, Pforzheim

Moderation:

Olaf Zimmermann, Geschäftsführer Deutscher Kulturrat, Berlin

Auszug aus dem Gespräch

Olaf Zimmermann: Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich begrüße Sie herzlich hier zu unserem Gespräch »Künstler:innenhonorare: Reicht der Gotteslohn?« Es geht heute, anders als bei vielen anderen Veranstaltungen, die wir hier in den letzten Tagen auf dem Kirchentag gehabt haben, um etwas ganz Schnödes: Es geht um Geld. Die Frage, ob freiberufliche Künstlerinnen und Künstler angemessen honoriert werden, und zwar sowohl auf der kommunalen Ebene als auch auf der kirchlichen Ebene. Uns war es als Projektgruppe Kultur für diesen Kirchentag wichtig, dass wir diese Veranstaltung machen, weil auch der Kirchentag keine Mindesthonorierungen für Künstlerinnen und Künstler kennt. Oftmals erbringen Künstlerinnen und Künstler auch auf diesem Kirchentag letztendlich ihre Leistungen für Gotteslohn. Deswegen, denke ich, ist es wichtig, dass wir über diese Frage gemeinsam diskutieren und dass wir überlegen, wie wir die Situation ändern können.

Corona war für alle ein unglaublicher Einschnitt. Gerade wir im Kulturbereich hätten uns nicht in unseren kühnsten Alpträumen vorstellen

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

können, was Corona bedeutet hat, nämlich die Schließung von so vielen Kulturinstitutionen über so lange Zeit. Es sind viele öffentliche Mittel zur Unterstützung des Kulturbereichs geflossen, so dass die Kulturakteure die Pandemie – wenngleich mit deutlichen Blessuren – überlebt haben. Aber die Wirkung von Corona auf die verschiedenen Kulturbereiche war sehr unterschiedlich. Die Bereiche mit sozialversicherungspflichtig Beschäftigten, also z.B. die Theater, Orchester und vergleichbare Einrichtungen, sind am besten durch diese Krise gekommen, da Kurzarbeitergeld in Anspruch genommen werden konnte. Das gab es systemimmanent für die freiberuflichen Künstlerinnen und Künstler nicht. Und wir mussten erleben, dass viele freiberufliche Künstlerinnen und Künstler in der Corona-Zeit innerhalb von Monaten in Armut gefallen sind – bei manchen haben auch Tage gereicht. Ein Engagement, ein Auftritt, eine Lesung ist weggefallen und das konnte schon dazu führen, dass Geld zum täglichen Leben nicht mehr vorhanden war.

Deswegen geht es heute auch darum, was wir eigentlich aus Corona lernen können. Und ich freue mich darüber, dass die Politik sich darüber schon Gedanken macht, ob die soziale und wirtschaftliche Lage der Künstlerinnen und Künstler so bleiben kann oder ob es nicht eine fundamentale Veränderung geben muss. Darüber und über die verschiedenen geplanten Maßnahmen werden wir gleich sprechen und dabei auch abklopfen: Was ist kommunal möglich? Was ist kirchlich möglich? Was wollen wir gerne erreichen und wo sieht es so aus, dass man es auch erreichen kann?

Frau Krause, ich würde ganz gerne mit Ihnen beginnen. Welche Bedeutung haben eigentlich Kirchen und Kommunen als Auftraggeber für freiberufliche Künstlerinnen und Künstler?

Lena Krause: Kommunen als stärkster und größter Kulturfinanzier in der Kulturlandschaft sind natürlich ein sehr, sehr wichtiger Auftraggeber für Musiker:innen und eine freie Szene, weil Kommunen verschiedene Förderprogramme aufsetzen, wo man sich auf Projektförderung und Ähnliches bewerben kann. Kommunen haben aber selbst wahrscheinlich auch Einrichtungen, wo kommunale Gelder drinstecken. Also gibt es da verschiedene Anknüpfungspunkte, wo immer wieder freie Musiker:innen und andere freie Künstler:innen beauftragt werden oder selbst Veranstaltungen organisieren. Und das sieht bei den Kirchen ähnlich aus, aus Sicht meines eigenen Verbandes der Freien Ensembles und Orchester. Dort sind auch Ensembles organisiert, die zum Beispiel einen Schwerpunkt in der Alten Musik haben. Und gerade für unsere Ensembles aus der Alten Musik sind Kirchen sehr wichtige Auftraggeber und Auftraggeberinnen.

Um noch mal auf den ersten Punkt zurückzukommen: Kulturfinanzierung und Kulturförderung übernehmen in Deutschland einen sehr, sehr wichtigen Part in unserem kompletten Kulturleben. Und gerade für eine freie Musikszene, wo es keine Angestelltenverhältnisse gibt, wo es keine institutionellen oder kaum institutionelle Förderungen gibt, organisieren sich diese Musikerinnen und Gruppen sehr stark selbst, entwickeln eigene Projekte, wo dann eben dieser wichtige Partner Kulturförderung, sei es von der Kommune, sei es vom Land, sei es vom Bund oder eben auch durch einen Auftrag von der Kirche, eine Rolle spielt. [...]

Zimmermann: Herr Böhm, wenn Sie aus ihren Erfahrungen auf den Bereich schauen – Künstlerinnen, Künstler kommen und sprechen mit Ihnen – wie stelle ich mir das Verhältnis vor, das Sie untereinander haben? Sie brauchen die Künstlerinnen und Künstler, um einen Gottesdienst gestalten zu können, gleichzeitig wollen die Künstlerinnen und Künstler auch ihr Können präsentieren. Wie sehr ist das auf Augenhöhe, was da miteinander diskutiert wird?

Wolfgang Böhm: Also so wie ich das bisher in meinem Berufsleben erlebt habe, ist es auf Augenhöhe. Absolut. Man muss sehen, in der Kirche haben wir ein sehr weites Spektrum. Wir bewegen uns vom Ehrenamt übers Nebenamt ins Hauptamt. Dazu kommt das ganze Thema Honorarkräfte. Und das Ganze verschwimmt und hat unterschiedliche Facetten. Das kann ich jetzt nicht auf einmal alles über einen Kamm scheren. Wir haben beispielsweise auch den Profikünstler in der Gemeinde, der aus sozialem Engagement heraus sagt: »Ich spiele bei euch die Geige im Weihnachtsgottesdienst und ihr gebt mir ein kleines Taschengeld.« Und wir haben aber auf der anderen Seite die Sängerin, die davon lebt und für die es einfach wichtig ist, ordnungsgemäß und fair bezahlt zu werden. Aber so wie ich auch meine Kolleginnen und Kollegen erlebe, sind das ganz normale Verhandlungen und Gespräche auf Augenhöhe.

Kord Michaelis: Wenn es Ihnen recht ist, will ich mal die kirchliche Finanzlandschaft ein bisschen darstellen. Ich glaube, das ist wichtig, dass man sich das klarmacht, wenn man darüber redet. Ich fange mal ganz global an; das sind nur ungefähre Summen: Die Evangelische Kirche in Deutschland hat Einnahmen im Umfang von ungefähr zwölf Milliarden Euro – Kirchensteuer, Fördermittel, Zuschüsse, das ist auf der Website der EKD nachzulesen² – und von diesen Einnahmen fließen in alles, was mit Kirchenmusik zusammenhängt, die Gehälter von A-, B-, C-, D-Musi-

² S. zum Beispiel hier: <https://www.ekd.de/projektion2060-kirche-und-geld-45538.htm> [zuletzt gesehen am 20.02.2024].

ker:innen, die Orgeln, die Hochschulen für Kirchenmusik, aber eben auch solche Honorare, die man fürs Weihnachtsoratorium braucht, ungefähr 400 bis 500 Millionen Euro, also zwischen drei und vier Prozent. Diese Quote ist aus meiner Sicht, aber da spreche ich jetzt natürlich pro domo, viel zu niedrig. Ich glaube, dass die Kirchenmusik viel mehr Bedeutung in der Wahrnehmung von Kirche hat, als sich darin ausdrückt. Aber wie dem auch sei, es ist natürlich in einer Zeit, wo die Kirche sich verkleinert, wo alle Haushaltsteile unter Druck kommen, eine festgelegte Größe. Das müssen wir uns klar machen. Für meine Landeskirche, die Evangelische Landeskirche in Baden, habe ich das mal relativ genau erhoben. Wir wissen, dass wir einen ähnlichen Prozentsatz für Musik ausgeben. Das sind bei uns in Baden ungefähr zwölf Millionen Euro im Jahr. Davon brauchen wir sechs Millionen für die Gehälter unserer hauptberuflichen Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker der A- und B-Stellen. Wir brauchen ungefähr drei bis vier Millionen Euro für die nicht wenigen, die bei uns nebenberufliche Verträge haben, als Chorleiterinnen und Chorleiter, Stimmbildner, zum Teil Organistinnen und Organisten, und in so ganz groben Zügen eine Million Euro für Investitionsgüter und eine Million für Honorare. Und von dieser einen Million reden wir. Diese eine Million, die badische Kirchenmusikerinnen und Kirchenmusiker an Honoraren bezahlen im Jahr, stammen bei uns in der Landeskirche zu ungefähr 17 Prozent aus Kirchensteuermitteln. Die restliche Summe sind beantragte Zuschüsse oder Eintrittsgelder – und eine Honorarerhöhung würde sich daher ganz direkt und fast nur auf die Eintrittsgelder auswirken.

Weil Sie auch nach der Rolle gefragt hatten: Die Rolle, die die Kirchenmusik hat, ist viel stärker, als man gemeinhin wahrnimmt, nicht die Spitzenkünstler, die Spitzenensembles zu engagieren, sondern das Musiker-Mittelfeld in der Provinz auch auf die Konzertbühne zu bringen. Und das sind häufig nicht unbedingt Freiberufler, sondern Menschen, die einen kleinen Vertrag an der Musikschule haben – diese typischen Musikerexistenzen, die sich zusammensetzen aus einem Teil Freiberuflichkeit, einem Teil Festanstellung, so dass die Krankenversicherung geregelt ist, und einem Teil »Mucken«³.

Mein Eindruck ist, wir könnten deutlich besser zahlen, wenn die Kirchenfinanzen anders verteilt wären. Ich würde das gerne. Aber immerhin glaube ich, dass wir eine Menge Engagements bewegen im Jahr.

³ »Mucken« oder »Muggen« ist ein Jargonwort für musikalische Gelegenheitsgeschäfte, also unter anderem der Auftritt von Musikern auf Feierlichkeiten oder mit Ensembles, zu denen kein längeres Verpflichtungsverhältnis besteht, meist vergütet durch eine finanzielle Gegenleistung.

Julia Lehner: Die Kultur in Nürnberg ist mit drei bis vier Prozent, ähnlich wie bei Ihnen, am Gesamthaushalt beteiligt. Aber diese drei bis vier Prozent sind eine sogenannte freiwillige Leistung der Stadt Nürnberg. Man kann bei Einsparungen ganz schwer an die Sozialleistungen gehen. Das ist gesetzlich vorgegeben. Aber es geht ganz leicht von der Hand, dann zu sagen: Ja, Moment mal, das steht ja nirgendwo geschrieben, dass ihr in der Kultur dieses oder jenes aufrechterhalten müsst. Und Entschuldigung, ich nutze die Zeit einmal grundlegend – darum fand ich den Titel dieser Veranstaltung so toll: Für Gottes Lohn – um zu sagen: In unserer Gesellschaft herrscht eine Haltung vor, dass der Künstler sich tatsächlich freiwillig für diesen brotlosen Weg entschieden hat und dass er eigentlich keine echte Verantwortung erwarten muss von der Politik, dass man für ihn Sorge trägt. Und das ist etwas, was die Wut in mir aufsteigen lässt. Ständig. Es ist tatsächlich so, dass eine Vorstellung vorhanden ist: Der Künstler, sagen wir der Komponist, wacht morgens auf, hat eine göttliche Eingebung, setzt sich hin, schreibt es aufs Notenblatt und die Sache hat sich. Das hinter jeder anspruchsvollen Kunst, dass hinter jedem kreativen Weg Fleiß, Disziplin, ein Wissen steckt, das wird einfach nicht wahrgenommen.

Zimmermann: Corona hat so viel verändert und auch in der Politik das Bewusstsein befördert, dass Künstlerinnen und Künstler nicht weiterhin so schlecht honoriert werden dürfen. Und die Länder haben eine Initiative gestartet, um zu sagen, wir brauchen so etwas wie eine angemessene Mindesthonorierung für solo-selbstständige Künstlerinnen und Künstler. Und ich freue mich sehr, dass das erste Bundesland, nämlich Nordrhein-Westfalen, im Herbst/Winter dieses Jahres damit starten wird. Das heißt, NRW wird für die Landeskulturförderung Mindesthonorare festlegen.

Und ich hoffe, dass durch diese ersten positiven Vorlagen auch die anderen Länder folgen werden. Und wenn die Länder folgen, dann habe ich die Hoffnung, dass die Kommunen folgen. Und wenn die Kommunen folgen, habe ich die Hoffnung, dass auch die Kirchen folgen werden. Aber alles hängt natürlich damit zusammen, ob es denn überhaupt Rahmen dafür gibt, was eine angemessene Mindesthonorierung für eine bestimmte künstlerische Tätigkeit ist? Und da spreche ich Sie, Frau Krause, als Leiterin einer entsprechenden Arbeitsgruppe im Deutschen Musikrat an: Wie weit sind Sie? Wer soll in der Zukunft was verdienen?

Krause: Wie viel Zeit haben wir heute? [lacht] Bevor ich darauf antworte, möchte ich kurz ein paar Sätze zu dem Hintergrund und der sehr spezifischen Situation im Bereich Musik sagen. Als die von Ihnen beschriebene Initiative der Kultusministerkonferenz startete, auf allen Landes-

ebenen im Bereich öffentlicher Förderung Mindesthonorierungen zu verankern, hatten wir im Bereich der Musik die Schwierigkeit, dass es sehr viele verschiedene Empfehlungen gibt. Denn im Vergleich zur darstellenden Kunst, wo man sehr vereinfacht sagen kann »du Schauspieler, du Tänzerin, du Regisseur«, haben wir den Musikbereich der Jazzmusiker, den Musikbereich mit den Spezialisten der Alten Musik und wir haben die Spezialist:innen der zeitgenössischen Musik. Wir haben eine Unterspaltung in verschiedenen Genres, die sich auch in unserer Verbandslandschaft niederschlägt. Wir haben die Deutsche Jazzunion, die die Jazzmusiker:innen vertritt, die Vereinigung Alte Musik, die die Alte Musik vertritt. Wir haben die Deutsche Orchestervereinigung, die die festangestellten Musiker:innen vertritt und selbstständige Musiker:innen, den Deutschen Tonkünstlerverband. Und ich könnte jetzt hier noch eine Stunde weiter erzählen, weil wir sehr, sehr viele Verbände im Bereich Musik haben. In den politischen Gesprächen und Entwicklungen haben wir natürlich auch aus der Politik die Rückmeldung bekommen: Wenn ihr euch noch nicht mal untereinander einigen könnt, wie sollen wir denn dann wissen, was wir verankern sollen in unseren Förderrichtlinien? Und es zeigt sich in Bremen zum Beispiel daran, dass es schon Richtlinien, Empfehlungen bei den öffentlichen Förderungen, bei den Projektförderung für alle Sparten gibt, nur nicht für die Musik. Weil man sich nicht einigen konnte. Und deshalb haben wir uns im Musikrat gesagt: Wir versuchen über eine Arbeitsgruppe im Deutschen Musikrat die Sparten, die Verbände alle an einen Tisch zu holen und gemeinsam zu überlegen, was könnte eine Zahl für den Bereich Musik sein?

Und dann, um zurückzukommen auf die Matrix, wie könnte so etwas aussehen? Wir haben jetzt eine Zahl errechnet, einen Tagessatz. Und wir haben auch ganz bewusst gesagt, wir errechnen einen Tagessatz, der soll für den Jazzmusiker gelten, genauso wie für die Musikerin in der Alten Musik. Denn unterm Strich sind diese Musiker:innen alle selbstständig tätig. Eine Orchesterprobe von drei Stunden oder eine Bandprobe von drei Stunden im Jazzbereich sind drei Stunden Arbeitszeit. Es ist am Ende völlig egal, ob da Mozart gespielt wird oder ob sich die Jazzcombo trifft und ihr Konzert vorbereitet. Und das Nächste, was wir gesagt haben, ist: Der Tagessatz muss die Spezifika selbstständiger Arbeit abbilden. Und das bedeutet: Ganz viel Arbeit findet nicht sichtbar und bezahlt auf einer Bühne statt. Bezahlt werden Konzerte und Proben. Das ist sichtbar. Ganz, ganz viel Arbeit findet dahinter statt: Bürokratie, vorbereiten, üben, die Stücke erarbeiten, Akquise, Öffentlichkeitsarbeit, dann auch noch Investitionen, Instrumente, also wirklich unternehmerische Tätigkeit. Und das muss ein Honorar, das man für ein Konzert oder für Proben verhandelt, abbilden. Wir haben lange gerechnet und Faktoren festgelegt. Wir haben gesagt, 60 Prozent der Arbeitszeit sind in der Regel

sichtbar auf der Bühne, 40 Prozent sind unsichtbar. Wir haben gesagt, wir müssen ungefähr 40 Prozent Betriebskosten einkalkulieren. Wir müssen einkalkulieren, dass Rücklagen gebildet werden können für Krisenfälle, für Altersvorsorge und dergleichen. Wir haben außerdem einkalkuliert, dass wir mit einem Tagessatz auch endlich der Ausbeutung, der Überarbeitung und dem Sich-zu-Tode-schaffen entgegenwirken wollen. Das heißt, wir schauen uns an, wie viel arbeitet ein Festangestellter? Also ziehen wir Urlaubstage und Feiertage ab und kommen dann auf einen Satz von Tagen, an denen eigentlich nur gearbeitet wird. Das haben wir alles gerechnet und kommen auf einen Tagessatz von 675 €.

Und jetzt ist aber die große Frage: Wie kommen wir dahin, gerade im Bereich der öffentlichen Förderung, wenn wir nicht die komplette Szene zerstören wollen? Weil, wenn wir jetzt auf einen Schlag 675 € einführen, brechen zu viele Projekte weg, und damit zerstören wir den Markt. Das ist die sehr, sehr große Herausforderung: Wie kommen wir zu den 675 €?

Lehner: Also das würde bei uns ein Beben in der Kulturlandschaft geben, weil eine Stadt wie unsere sich das nicht leisten kann. Wir haben es zuletzt geschafft, in mehreren Haushaltsberatungen immer die freie Szene zu schonen. Wir müssen aber in den nächsten zehn Jahren circa zehn Prozent an Personalbestand in der Kulturverwaltung einsparen. Das heißt, wir werden über Schließungen reden müssen, etwa auch im soziokulturellen Bereich. Sogenannte Kulturläden, das sind Stadtteilzentren, die teilweise mit vier bis fünf Personen besetzt sind und dies grundiert auf zweieinhalb Personalstellen. Das heißt, als Kommune stehen wir wirklich am Rand. Ich meine, angesichts der Zahlen, die uns eingangs vorgelegt wurden, da sprechen wir eigentlich von Armut, da sprechen wir von Prekariat.⁴ Man fragt sich, wie Menschen überleben können in diesen Berufen und in diesen Sparten. Und so schön, so gerecht und so sinnvoll das wäre, solche Honorarvorstellungen umzusetzen, die grundiert richtig sind – ich weiß leider nicht, wie das zu leisten ist.

Michaelis: Ich bin natürlich nicht mehr schockiert, weil ich das ja schon gelesen habe mit den Mindesthonorierungen. Sie müssen mir glauben, dass da wirklich zwei Herzen in meiner Brust schlagen, weil ich als Mitglied der Arbeitsgruppe wahrscheinlich genau Ihre Argumente nachvollzogen hätte, wenn ich es gewesen wäre. Ich muss Ihnen aber sagen, auch in der Kirche führt das im Ergebnis zu ganz fürchterlichen Kon-

⁴ Gemeint sind die zu Beginn der Veranstaltung vorgestellten Zahlen zum jährlichen Durchschnittseinkommen freischaffender Künstler:innen im Tätigkeitsbereich Musik. Dieses betrug nach Daten der Künstlersozialkasse für das Jahr 2023 für Männer 17.265 Euro und für Frauen 13.419 Euro.

sequenzen. Und der einzige Ausweg ist, dass Sie mit Ihrer politischen Durchschlagskraft uns noch 50 Millionen Förderung vom Bund für die Musik in den Kirchen organisieren. Wenn wir die kriegen, dann machen wir das.

Böhm: Insgesamt stehen wir kommunal und kirchlich doch an der gleichen Stelle. Wir sehen eine gute Initiative, die wir auch unterstützen wollen. Gleichzeitig wird das Thema Geld schwieriger. Wir müssen als Gesellschaft grundsätzlich überlegen: Was ist uns Kultur überhaupt wert?

Wie können wir verständlich machen, dass es Geld kostet, wenn wir Kultur wollen, wenn hier oben auf der Bühne musiziert werden soll? Und dass Menschen davon leben müssen, egal ob sie in der Kirche oder im Theater musizieren.

Zum einen sehe ich, dass das Budget für Kultur aufgestockt werden muss, gleichzeitig bin ich sehr skeptisch, denn die kirchenpolitische Lage zeigt sich derzeit anders. Da sind Etatsteigerungen in der Kirchenmusik aktuell kaum vorstellbar. Und zum anderen muss man auch klar machen, wenn es um Theater oder um Musikveranstaltungen geht, dann muss ich als Besucher auch bereit sein, entsprechend selbst Geld in die Hand zu nehmen und fürs Ticket zu bezahlen. Bei Großevents, wenn Robbie Williams kommt, zahle ich selbstverständlich 100, 120, 150 Euro. Warum ist es ein Problem, wenn ein Orchester mit 40 Musikerinnen auftritt, wenn ein Chor und Solisten da sind? Warum will ich das für 25 Euro haben? Ich glaube, an dieser Stelle muss auch ein gesellschaftliches Umdenken her. Dann hätten wir viel mehr Rückenwind und könnten das viel besser umsetzen.

Zimmermann: Vielen Dank. Sie sehen, es geht hier wirklich um entscheidende zukünftige politische Weichenstellungen, weil natürlich die Frage ist: Was fordere ich? Mit was gehe ich in die Forderungen hinein? Wenn ich mit zu geringen Beträgen hineingehe, werde ich vielleicht nie wieder höhere Beträge fordern können. Muss ich nicht mit höheren Beträgen reingehen und vielleicht auch durch das Tal der Tränen schreiten, dass verschiedene Sachen wegfallen werden, weil ich dann aber zumindest eine vernünftige Höhe erreicht habe, die ich dann auch später durch eine höhere Etatsteigerung wieder mit vielen Veranstaltungen kompensieren kann? Das wird, glaube ich, eine der ganz wichtigen kulturpolitischen Debatten sein. Ich sage nur: Wenn es jetzt nicht zu einer klaren Regelung kommt, wird die Politik in zwei, drei Jahren nicht mehr bereit sein, diese Regelungen zu treffen, weil dann Corona zu weit weg ist.

Liturgischer Abend **Humor**

Ganz bei Trost

Festlich-lustig-frech-fröhlich-leicht-sinnig

Liturgischer Abend Humor am Donnerstag, 8. Juni 2023, Stadthalle
Fürth

Impulse

Dr. Susanne B. Wolf, Theologin und Clownin, Wuppertal

Poetry und Pantomime

Peter Aurin, Mimeclown und Regisseur, Budenheim

Layla Mousa, Poetry-Slammerin, Witzenhausen

Musik zum Mitsingen

Bärbel Fünfsinn, Hamburg

Running Gag

Lisa und Santtu Weniger, Clown-Duo, Reichenschwand

Moderation:

Dr. Stephan Goldschmidt, Pastor, Hannover

Dr. Gisela Matthiae, Theologin und Clownin (Adele Seibold), Gelnhausen

Rückblick von Gisela Matthiae, Mitglied der Projektleitung »Digitale Kirche und Gottesdienst«, bis Oktober 2022 Mitglied im »Ständigen Ausschuss für Gottesdienst, Abendmahl, Fest und Feier«

Humor – Das Thema

Humor ist gefragt, nicht nur in jeder (digitalen) Kontaktanzeige. Humor ist unverzichtbar als (Selbst-)Relativierung und als Haltung gegen die vielen -ismen. Denn nicht der Ernst ist das Gegenteil von Humor, sondern der Über-Ernst, erfahrbar als Dogmatismus, Fundamentalismus, im schlimmsten Fall als Totalitarismus. Religionen brauchen Humor als Korrektiv gegenüber ihren eigenen Wahrheiten, der Glaube braucht Humor, um nicht fanatisch zu werden.

Allerdings wird Humor auch eingesetzt, um von strukturellen Problemen abzulenken. Dann soll man die Dinge eben mit Humor nehmen. Notstände sollen dann von Einzelnen mit Heiterkeit und positivem Denken bewältigt werden. Auch das ist ein Trend, dem an diesem Abend nicht moralisierend und ohne Vorträge, sondern mit humorvollen Impulsen und im Kontakt mit den Mitfeiernden widersprochen wurde. Humor kann so auch die andere Seite einer Glaubenshaltung sein: Unerschrocken mit Krisen umgehen, hoffnungsvoll bleiben anstatt zynisch zu werden, trotzig und tröstlich zugleich, eine innere Freiheit wahren, das Leichte im Schweren heben und vor allem ein fröhliches Christentum leben.

Liturgischer Abend – das Format

Ein Liturgischer Abend lässt einen spirituell-künstlerisch-kreativen Zugang zu einem Thema, einer Persönlichkeit oder einen besonderen Ort erwarten. »Liturgische Tage beleuchten ein Thema nicht nur diskursiv, sondern sie gestalten es und machen es erfahrbar«, so die Skizze des Ausschusses für Gottesdienst, Fest und Feier (AGoFF) vom 24. Mai 2022, von der damaligen Vorsitzenden Dr. Ulrike Suhr dem Präsidium des Kirchentags vorgestellt. Die Kernelemente des Formats sind:

- Partizipation
- Rituelles
- Verbindung von Inhalt und Performance
- Biblische Bezüge

Die Grundstruktur orientiert sich in aller Freiheit an einem evangelischen Gottesdienst und wird je nach Dauer an den Ablauf eines Kirchentag-Tages angepasst. In unserem Fall handelte es sich um eine kurze Form, die dennoch dieser Gliederung entsprach:

- Ankommen (Eröffnung und Anrufung)
- Zuhören und Weiterdenken (Verkündigung und Bekenntnis)
- Gemeinschaft erleben (Abendmahl bzw. Kommunikation)
- Weitergehen (Sendung und Segen)

In diesem Sinn kann es als *cross-over*-Format verstanden werden, das miteinander verbindet, was bei Kirchentagen gesucht wird: Spirituelles/Rituelles mit Spielcharakter, dramaturgische Elemente, inhaltliche Auseinandersetzung mit einer Thematik unter größtmöglicher Beteiligung. Ein seit 1991 über viele Kirchentage bewährtes Format traf auf einen Trend, der zwar viel Spaß und Leichtigkeit verspricht, aber selten in seiner theologischen und gesellschaftspolitischen Dimension wahrgenommen wird.

»Ganz bei Trost« – festlich-lustig-frech-fröhlich-leicht-sinnig

Bei unserer Abendveranstaltung von 19.00 bis 21.30 Uhr – über 1.500 Menschen waren gekommen – verbanden sich diese Elemente innerhalb der liturgischen Schritte, wobei alle Beteiligten immer wieder auf andere Weise miteinander interagierten.

Zuständig für Musik und Lieder war die Musikerin und Religionspädagogin Bärbel Fünfsinn. Sie brachte am Piano und a cappella die Menschen im Saal mühelos und heiter zum Mitsummen, -singen und in Bewegung. »Wo kämen wir hin, wenn alle sagten, wo kämen wir hin. Und niemand ginge, um einmal zu schauen, wohin wir kämen, wenn wir gingen« – das war eines der Lieder, die wir außerhalb des Kirchentagsliederheftes sangen, und zwar gleich auswendig und im Stehen. Der Text von Kurt Marti, in seiner sprachlichen Gestalt schon humorvoll, drückt auch inhaltlich die Zutaten zu einer Haltung des Humors aus: Den Trotz und die Lust, um die Ecke zu linsen, die Offenheit für weitere Perspektiven und Bereitschaft, unbekanntes Terrain zu begehen.

»Mit Bildern im Sinn und sehnsuchtsvollem Herzen« überschrieben war die Ausarbeitung zu Psalm 31,15–25 von Dr. Susanne Wolf, Leiterin des Gemeinsamen Pastoralkollegs in Villigst. Was braucht es, um schwierigen Situationen, großen Nöten und Angst zu begegnen, so wie es hier im Psalm benannt wird? Susanne Wolf ging noch ein Schrittchen hinter das, was Humor erst möglich macht, nämlich eine geschützte Situation, aus der heraus agiert werden kann.

»Was waren deine schönsten Plätze, als du ein Kind warst, weißt du noch? War es eine Höhle aus Woldecken zwischen Stühlen? Eine Kammer? Die Schaukel im Garten über dem duftenden Gras oder das Baumhaus gar? War es die eine Pippi Langstrumpf-Geschichte in der du wohnen konntest; Worte wie Räume? Andere Menschen als Ankerorte, an denen du festmachen konntest? Wo warst du sicher? Ging der Atem ruhig? Oder konntest weinen, bis er ruhte? Wo war es licht um dich, in dir? Und heute?«

Sie nennt diese Situationen, in denen man sich geschützt und geborgen fühlt, »Ankerorte«: weil man dort wieder atmen kann, vielleicht auch weinen, bestimmt ruhen. Aus einer solchen Geborgenheit kommt man auch wieder heraus und ins Tun:

»In deiner Hand, die Zeiten zum Umdenken, Umhandeln, Umglauben. Du, Gott, verortest mich zum Aufbruch. Damit ich mein Leben entwicke-

le. Deine Hand, mehr als handbreit: Geborgenheit und Weite. So hältst Du mich und entlässt mich in den freien Raum. In meine Freiheit. In das Staunen über Möglichkeiten, ins Probieren.«.

Staunen und innere wie äußere Freiheit sind ebenfalls Merkmale einer humorvollen Haltung. Ebenso wie am Ende und in einem Atemzug die Aufforderung zu Trotz und Trost steht: »Geht weiter durch eure Zeiten mit Trotz und ganz bei Trost. Geht weiter durch eure Zeiten, die bei Gott in guten Händen sind.«

Passend zum Gedanken, dass Humor immer auch eine Unterbrechung des üblichen Gedankenflusses bedeutet und die Fähigkeit hat, aus einengenden Deutungs- und Handlungsmustern zu führen, traten Yolanda und Pit in Szene. Ihre roten Nasen verrieten ihr Genre, doch waren sie weit mehr als Pausencloowns. Yolanda will proben für ihren großen Auftritt, den sie demnächst in der Stadthalle haben wird. Pit, ihr Begleiter und Assistent, merkt gleich, dass die Halle nicht jetzt für sie zur Verfügung steht, und hat alle Mühe, sie von der Bühne fernzuhalten. Mit viel clownesker Komik werden die Ungleichzeitigkeit, die Bemühungen und schließlich das Scheitern am ganzen Vorhaben vorgeführt, sehr zum Vergnügen des Publikums, das sich sicher an vielen Stellen wiedererkennen konnte. Am Ende forderte es unter großem Applaus, dass sie endlich singen solle. Am Ende singen beide und mit ihnen alle das Lied, das Bärbel Fünfsinn mitgebracht und eingeblendet hatte: »Ich liebe das Leben, das Leben liebt mich. Der Rest liegt daneben oder auch nicht.«

Hier wird Humor auf lustige und berührende Weise zum Ausdruck gebracht. Humor braucht man dann, wenn es nichts zu lachen gibt. Wenn etwas schief läuft, wenn es peinlich wird, wenn Fehler passieren. Doch man lacht nicht einfach so darüber hinweg oder vordergründig trotzdem. Man hat etwas zu lachen, weil man sich der Misere stellt und in ihr Komik entdeckt und neue Möglichkeiten, wieder ins Handeln zu kommen. In der Clownerie werden ständig kreative, witzige und überraschende Lösungen erspielt.

Ihr Text sei eigentlich gar nicht humorvoll, und dann lachte das Publikum doch immer wieder kräftig beim Hören dieses gebundenen Textes der jungen Poetry Slammerin Layla Mousa, die gerade mitten im Abitur steckte. Bei einem Kirchentag sei sie außerdem noch nie gewesen und außerdem nicht christlich, sondern muslimisch. Sie erzählt von Begegnungen auf einer Parkbank in einer Stadt, bei denen sich plötzlich die Perspektiven verschieben.

»Auf der Bank an der nächsten Kreuzung blickt mir ein Buddha aus Stein mit gekreuzten Beinen entgegen. Daneben sitzt ein Mann mit einer Kippa auf dem Kopf. Ich setze mich ihm gegenüber auf die Bank, er schaut kurz auf, nickt mir zu und widmet sich wieder seinem Laptop, ich widme mich wiederum meinem Kaffee und der Musik, die durch meine Ohren dröhnt. Bald darauf gesellt sich eine dritte in die Runde, fast gleichzeitig greifen sie und ich in unsere Taschen und holen einen Rosenkranz heraus. Unsere Blicke treffen sich, und auch wenn der Buddha nur aus Stein ist, kann er bestimmt unsere Gedanken lesen, denn sie stehen klar und deutlich in der Luft, wie eine Sommergewitterwolke.

Die Frau mustert die Hand, in der ich die Kette mit Holzperlen halte, die sich lediglich durch das fehlende Holzkreuz von ihrer unterscheidet. Wir hinterfragen kurz unsere Vorurteile.

»Ist das junge Mädchen mit Kaffee und Kopfhörern doch Christin, passt gar nicht so zu ihrem Aussehen ... Naja, 2023.«

»Ist die Frau gegenüber von mir etwa Muslima? Wirkt jetzt nicht so arabisch, ach naja, man kann ja auch konvertieren.«

Die Gedanken übereinander werden zu einem Gespräch miteinander, bei dem Vorurteile und Sichtweisen gespiegelt und witzig gebrochen werden. Alle mischen sich ein, wollen mitreden in religiösen Dingen, andere beurteilen, Religionen als »falsch« entlarven.

»Wenn sich mal alle so in mein Beziehungsleben einmischen würden, wie in meine Beziehung zu Gott, hätte ich mir wahrscheinlich ein paar unangenehme Dates sparen können. Ich fühle mich trotz alledem frei, wie ich so durch die Straße laufe. Plötzlich sehe ich in der Stadt überall verschiedene Religionen miteinander verschmelzen, was mir zuvor nie auffiel.«

Und sie stellt sich einen interreligiösen Austausch vor, bei dem es Unterschiede gibt, aber nicht sich gegenseitig ausschließende. Irgendwann war durch die Kopfhörermusik hindurch sogar Gott aufgetaucht, der sich als Bauarbeiter, ein »circa 50-jähriger Mann in Arbeitsklamotten und Kippe im Mundwinkel« entpuppt und alle auf eine andere Bank verscheucht.

Ganz und gar ohne Worte kam der Pantomime Peter Aurin aus, der in Wiesbaden pädagogisch-künstlerischer Leiter von arco e. V. ist, einem Veranstalter für theater-, erlebnis- und spielpädagogische Fortbildungen. Humorvoll sei auch seine Performance nicht geworden, zu stark würden ihn die Konflikte und Schwierigkeiten der freien Theaterarbeit derzeit

belasten. So spielte er eindrucklich, wenn auch nicht immer klar verständlich, einen getriebenen Menschen, der unterwegs ist und nie ankommt. Immer wieder wischte er über ein riesiges Tablet auf der Suche nach Orientierung, die es nicht gibt. Ein großer Stock wurde zum Hindernis, zur offenen Tür, zur Aussichtsplattform, zum Gitterstab, zum Versteck. Das war eindrucksvoll und auf seine Art humorvoll. Geht es doch auch beim Humor immer um Verwandlung.

In den anschließenden Interviews mit Layla Mousa und Peter Aurin wurde deutlich, wie auch sie sich künstlerisches Arbeiten ohne Humor gar nicht vorstellen können. Hier tauchten wieder Begriffe wie Freiheit, auch von Angst, und Kritikfähigkeit sich selbst gegenüber auf. Man nimmt sich mit Humor schon ernst, aber man soll es nicht übertreiben, sonst bleibt man nicht offen für Neues oder Anderes und Andere.

Durch den Abend führte ich in meiner komischen Figur der Adele Seibold gemeinsam mit Stephan Goldschmidt, und wir beide ergänzten uns ausgezeichnet. Eine eher aufgekratzte Schwäbin und ein eher trockener Hannoveraner, das ist schon ein Traumpaar für einen Abend, an dem das Publikum im besten Sinne unterhalten werden will. Adele immer ein bisschen näher dran an den Menschen, Stephan immer den Überblick bewahrend und mit kritischen Rückfragen.

Frau Seibold war unterwegs im Gespräch mit den Leuten, im Wechsel die Beteiligten ansagen und befragen, den Gong zur Unterbrechung schlagend, überhaupt immer schlagfertig und immer ein Geschichtchen parat, um auf das Feine, das Herzliche und Liebevollende und auch das Verblüffende des Humors hinzuweisen. Ein besonders dichter Moment war wohl, als sie gemeinsam mit dem Publikum darüber nachdachte, dass sich Menschen in manchen Gesellschaften oder Systemen Humor überhaupt nicht leisten können. Weil es viel zu gefährlich wäre. Weil Humor immer auch subversiv ist und an Ordnungen und Regeln kratzt. Humor ist nicht harmlos. Wir leben in einem Land, in dem nicht nur Humor, sondern auch Spott und Satire möglich sind. Da drängte sich doch die Frage auf, warum wir nicht mehr Gebrauch davon machen. Sind wir denn als Deutsche und Evangelische wirklich so humorlos? Heftiges Gelächter, intensive Beteiligung bei kleinen Gesprächsrunden untereinander oder auch über eine Abstimmung, bei der man ein bis zehn Finger öffnen konnte, je nach Selbsteinschätzung, belegen, dass zumindest diese Anwesenden gerne lachen, auch über sich selbst. Einig war man sich darin, dass Witze von Mehrheiten über Minderheiten oder gar ausgegrenzte Menschen nicht lustig sind. Lachen selbst ist ein Politikum, weil es deutlich macht, ob übereinander oder miteinander gelacht wird.

Auch diese ernsten Debatten verliefen kurzweilig, im Wechsel mit Liedern und liturgischen Worten. Das Kyrie und das Gloria verwandelte Adele Seibold in ein biblisches Gymnastikprogramm mit tiefem Seufzen und weiten Dehnübungen voller Sehnsucht, ganz nach dem Motto: »Wir strecken uns nach dir«. Dass auf große Anspannung Entspannung folgen kann, lässt sich auch muskulär erleben, mit der protestantischen Muskelentspannung nach Paulussohn. Sie wirkte prompt, so dass am Ende sogar die Flügel beide ausgebreitet wurden und der Gang übers Wasser ausprobiert wurde.

Gerne hätten wir das Miteinander mehr zelebriert, mit gemeinsamem Essen und Trinken und Erzählungen in kleinen Runden. Das scheiterte an den Finanzen und wir hätten eh viel zu wenig gehabt, denn man prognostizierte uns circa 600 Personen, gekommen waren ja weit mehr als doppelt so viele. So reichten dann auch nicht die selbst organisierten sauren Ringe, die direkt in Fürth hergestellt worden und im Nu verteilt waren. Sauer soll ja auch lustig machen. Das Bühnenbild zeigte übergroß den Titel der Veranstaltung, die Schrift in bunten Farben, der Hintergrund im aktuellen Kirchentagstürkis. Bunte Tücher lagen auf einem Tisch mit einer Kerze, die aus Brandschutzgründen nicht angezündet werden durfte. Ein riesiger Blumenstrauß in einer grünen Gießkanne schmückte den Platz vor dem Piano. Die Blumen waren aus Plastik und hatten sich schon bei einem Liturgischen Tag in Dortmund bewährt. Passend zum Thema gaben sich am Ende alle gegenseitig ein humorvolles Segenswort mit auf den Weg. »Möge es genau so sein. Amen«, schloss Susanne Wolf und alle besangen noch einmal ihre Liebe zum Leben.

Charles Dickens soll mal gesagt haben: »Gibt es schließlich eine bessere Form, mit dem Leben fertig zu werden, als mit Liebe und Humor?« Sicher nicht, sagen wir nach diesem Abend.

Thementag **Macht – Missbrauch – Verantwortung**

Missbrauch beim Namen nennen

Woher kommt Mut zum Wandel?

Podium am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 5¹

Christina von Golitschek, Schauspielerin, Gerbrunn

Kai C. Moritz, Schauspieler, Würzburg

Prof. Dr. Lars Castellucci MdB, kirchenpolitischer Sprecher SPD-Fraktion, Berlin

Prof. Dr. Martin Wazlawik, ForuM – Forschungsverbund Forum zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen, Hannover

Nancy Janz, Betroffenenvertretung im Beteiligungsforum der Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Bremen

Dr. Barbara Pühl, Kirchenrätin, München

Dorothee Wüst, Sprecherin der Beauftragten im Beteiligungsforum, Speyer

Moderation:

Christiane Kolb, Autorin und Sexualwissenschaftlerin, Hamburg

Impuls von Lars Castellucci

Macht – Missbrauch – Verantwortung, so heißt der Thementag. Politiker haben Verantwortung wahrzunehmen – und eigentlich weniger über sie zu sprechen. Trotzdem möchte ich gerne etwas über Verantwortung sagen, so wie ich das vor acht Jahren im Deutschen Bundestag getan habe – in einer Woche, nachdem vor Lampedusa eines dieser Boote gekentert ist

¹ Zum Thementag »Macht. Missbrauch. Verantwortung« gehörte am Vormittag der Gottesdienst »Trotz allem«. Über diesen Gottesdienst berichtete Barbara Pühl auf dem Podium.

Zu dessen Beginn trugen die Schauspielerin Christiane von Golitschek und der Schauspieler Kai C. Moritz eine Collage aus Texten von Menschen vor, die von sexualisierter Gewalt und geistlichem Missbrauch betroffen sind.

Das Podium wird hier in Auszügen wiedergegeben, beruhend auf einer bearbeiteten Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

und in einer einzigen Nacht mehrere 100 Menschen den Tod gefunden haben. Damals gab es einen Aufschrei, Empörung, dass wir das nicht so lassen können, dass wir Verantwortung haben. Ich habe damals gesagt, die Toten im Mittelmeer, das sind auch meine Toten. Ich fühle mich mitverantwortlich. Denn Verantwortung heißt, wie Lassalle sagte, dass man tut, was man kann.

Wenn wir heute auf unser Thema schauen, ist die Frage: Haben wir getan, was wir konnten? Und die Antwort ist offensichtlich: Das haben wir nicht getan. Obwohl sehr viele Menschen sehr viel getan haben. In den Institutionen, ehrenamtlich, als Betroffene – oft gegen sehr großen Widerstand. Auch wir als Politik haben sehr viel getan. Nach 2010, als der Skandal über das Canisius-Kolleg in Berlin richtig öffentlich wurde, haben wir zunächst einen Runden Tisch etabliert, dann daraus Institutionen geschaffen, immer wieder Gesetze verschärft. Jetzt in diesem Jahr erwarten wir, dass endlich die Konzeption einer Dunkelfeldstudie vorgelegt wird, die uns dann einen Überblick über die Zahlen gibt und hoffentlich kontinuierlich fortgeschrieben wird. Ja, wir haben viel getan, aber noch mal die Frage: Reicht das? Und da muss ich doch sagen – politisch – meistens reicht es nicht. Und das heißt, wir sind weiter in der Verantwortung.

Missbrauch beim Namen nennen. Aussprechen, was ist. Ich will jetzt etwas aussprechen auf diesem Kirchentag. Denn es geht nicht nur um die Kirchen alleine. Natürlich ist im Rahmen der Kirchen Schreckliches passiert und die Kirchen sind moralische Instanzen im Land, die wir dringend brauchen. Und deswegen trifft sie das ins Mark, wenn wir nun immer mehr erfahren, was in ihrem Kontext stattgefunden hat. Aber aussprechen was ist, bedeutet, dass wir klar hinsehen und sagen müssen: Die meisten Taten finden im privaten familiären Umfeld statt. Es gibt den Sport, es gibt die Bildungseinrichtungen, es gibt das weitere Ehrenamt. Und jeder, der sich an einer Kultur des Hindeutens auf eine spezielle Gruppe beteiligt, die vermeintlich zuständig und verantwortlich ist für etwas Böses, riskiert weitere Taten in allen anderen Feldern. Wir brauchen eine Kultur des Hinsehens. Und wir brauchen überall Kompetenz im Umgang mit Hinweisen, damit Taten frühzeitig erkannt und vermieden werden können. Es darf uns nicht kalt lassen, wenn da draußen alles zusammengerrührt wird, die häufig verquere Sexualmoral, der Missbrauch, die Staatsleistungen, die Kirchensteuern, die Gleichstellung: Alles ist eine Soße. Und am Ende erodiert eine gesellschaftliche Großinstitution in diesem Land, und damit erodiert auch der gesellschaftliche Zusammenhalt. Egal wie man zur Kirche steht, das darf uns nicht unberührt lassen. Wir müssen die Kirchen schützen vor einem solchen Generalangriff. Aber das heißt natürlich auch: Klar aussprechen, was

passiert ist und nicht nachlassen darin, diese Taten aufzuklären und zukünftige zu vermeiden.

Wie schaffen wir den Mut zum Wandel? Nicht wenn man mit sich selbst zu kämpfen hat. Nicht alleine. Aber eben auch nicht, wenn wir uns versammeln und nur feststellen, wie schlecht alles ist und dann wieder auseinandergehen. Das stärkt uns nicht, das lähmt uns. Nein, wir müssen die Menschen stärken, ihnen Hilfe und Beratung geben, da wo sie Schlimmes erfahren haben. Wir müssen die Betroffenen in ihrer Selbstorganisation unterstützen, damit sie selbst einen sicheren Stand erreichen, auch in der Auseinandersetzung mit Institutionen, in denen die Taten stattgefunden haben. Aber vor allem müssen wir unsere Fantasie, unsere Vorstellungskraft wieder darauf richten, dass wir ein Miteinander, ein Land, eine Welt schaffen können, die besser ist als das, was wir heute vorfinden. Und dass wir es schaffen können, das Leid, das entstanden ist, anzuerkennen, aber auch alles dafür tun, dass zukünftiges Leid vermieden wird. Und deswegen schlage ich vor, eine Stiftung für die Opfer sexualisierter Gewalt zu schaffen, eine Stiftung, die so mit Mitteln ausgestattet ist, dass Menschen über sie Hilfe und Beratung bekommen können, so wie sie es benötigen. Eine Stiftung, in der die Qualität von Prävention sichergestellt werden kann und evaluiert wird, was in Institutionen an Präventionsarbeit geleistet wird. Eine Stiftung, die angemessene Entschädigungsleistungen zahlt für diejenigen, die nicht die Kraft haben, diese vor Gericht durchzukämpfen, oder die nicht wieder zu der Organisation gehen wollen, in deren Rahmen die Taten stattgefunden haben. Helfen Sie mit, dass so eine Stiftung Wirklichkeit werden kann. Und meine Wunschvorstellung ist, dass wir sie verkünden im Deutschen Bundestag an einem Tag, an dem wir zu einer Gedenkveranstaltung einladen, in der Betroffene zu Wort kommen und in der wir miteinander ein Zeichen der Anerkennung setzen dafür, was an Leid in diesem Land entstanden ist. Aber auch, in der wir die Kraft finden, den Blick nach vorne zu richten auf ein Land, das seine Kinder und Jugendlichen besser schützt als das in der Vergangenheit gelungen ist. Sexualisierte Gewalt gehört zum Schlimmsten, was Menschen erfahren können. Wir müssen alles daran setzen, das Leid, das erlitten wurde, anzuerkennen und für die Zukunft die Kraft finden, es bestmöglich zu verhindern. Gemeinsam können wir das erreichen.

Impuls von Martin Wazlawik

Um meinen Vorredner aufzunehmen: Sagen, was ist, ist durchaus ja auch etwas im wissenschaftlichen Kontext. Darum geht es, und ich würde das gerne in vier Punkten versuchen.

Der Auftrag war, etwas zum Wandel zu sagen. Wandel ist tatsächlich erst mal etwas, was an ganz vielen Stellen passiv klingt. Und wenn wir in die Wissenschaft auf Wandel gucken, dann haben wir an vielen Stellen eher den Begriff Change, oder Changemanagement oder so etwas wie Organisationsentwicklung. Alle diese Begriffe machen deutlich, dass es, wenn es um Wandel gehen soll, immer auch um Formen von Arbeit geht. Also Wandel geschieht nicht einfach so, sondern er ist etwas, das mit Arbeit zu tun hat. Und wir brauchen in der Regel eine ausreichende Anzahl an Menschen, die sich einem Thema verschreiben und mit für Wandel sorgen. Und deswegen ist es gut, dass Sie hier sind. Und es ist noch besser, wenn noch mehr kommen und noch mehr diese Frage an anderen Stellen immer wieder diskutieren.

Ein weiterer Punkt: Der Kirchentagspräsident Thomas de Maizière hat der *Zeit* ein großes Interview gegeben, in der er auch über Fragen von sexualisierter Gewalt gesprochen hat.² Und er hat dies mit Blick auf den Kölner Kardinal Woelki und seine Aufarbeitungsbemühungen getan. Damit verbunden hat er den Ausspruch getätigt, dass es vermutlich geringere Zahlen sind oder ein geringeres Ausmaß. Aber: Das wissen wir schlicht nicht! Wir können es auch mit unserer Studie nicht wissen, sondern wir brauchen eine Dunkelfeldstudie. Und so lange ist diese Frage, wo es mehr, wo es weniger Missbrauch gibt, eine zynische Frage. Weil hinter den Zahlen verbergen sich Biografien, Menschen! Thomas de Maizière hat gesagt, in unserer Aufarbeitung sind zum Glück Institutionen und Personen nicht so unerträglich vermischt. Und wir haben zum Glück nicht die Machtballung beim Bischof, der Chef über alles ist, gleichzeitig Judikative und Beschwerdeinstanz. Das mag sachlich richtig sein. Und gleichzeitig hat es mehrere problematische Ebenen. Das eine ist nämlich, es ist ein »Strohmann-Argument«. Wissenschaftlich kenne ich keine Quelle, die behauptet hat, dass dies in der evangelischen Kirche die Problemstellung ist. Und es ist eine Form der Abgrenzung. Im Subtext heißt das: Weil es bei uns nicht so ist wie bei anderen, bei denen wir die Problemstellung kennen, haben wir kein Problem. Nun heißt das nicht, dass es nicht eine andere Problemstellung gibt, die wir gar nicht kennen. Und deswegen ist mir das noch mal wichtig, hier zu schauen, was die institutionellen Risikofaktoren der evangelischen Kirche sind. Die können ganz andere sein als die der katholischen Kirche. Wir wissen z.B., dass ein Risikofaktor besonders starke, elitäre, männerdominierte, hierarchieorientierte und hierarchiefixierte Institutionen sind. Wir wissen aber auch,

² Georg Löwisch: »Work-Life-Balance? Abstrus!« Interview mit Thomas de Maizière (*Zeit Online*, 6.6.2023); <https://www.zeit.de/2023/25/thomas-de-maiziere-work-life-balance-generation-z> [zuletzt gesehen am 22.11.2023].

das Laissez-faire-Organisationen, unstrukturierte, diffuse Verantwortungsorganisation einen Risikofaktor darstellen.

Außerdem ist es eine formalistische Argumentation. Weick und Sutcliffe, die häufig für achtsame Organisationen als theoretisches Konstrukt genutzt werden, sagen: Achtsame Organisationen orientieren sich an der Wirklichkeit vor Ort und nicht an der formalistischen Fragestellung.³ Und das ist einer der zentralen Punkte, die wir in der Auseinandersetzung mit institutionellen Faktoren immer haben, dass die Frage von konzeptioneller und empirischer Sachlage manchmal auseinandergeht.

Ein dritter Punkt: die Frage des Wandels. Und ich habe sie überschrieben mit der Frage: Wohin denn? Diese Frage des Wandels ist eine wichtige, und gleichzeitig ist es wichtig, die Frage zu stellen.

Wohin denn? Was ist denn unsere Idee, wohin wir uns wandeln? Tatsächlich den Weg und das Ziel in den Blick zu nehmen, halte ich für eine der wichtigsten Voraussetzungen, bevor ich über die Frage nachdenke, wie ich denn Veränderung, Wandel, Change, Organisationsentwicklung eigentlich organisiere. Und häufig sind Institutionen relativ schnell in der Frage von Prävention, in Begriffen wie Kulturwandel. Und auf dem Weg dahin, und das wissen wir aus der Forschung relativ gut, gibt es diverse Hürden. Und eine Hürde ist, dass viele Menschen, die von dem Wandel in gewisser Weise betroffen sind, auch ein Stück des Wandlungsprozesses zu ihrer eigenen Sozialisationserfahrung machen müssen. Also anerkennen, dass es auch in der evangelischen Kirche unter Umständen ein Teil der Geschichte ist, dass es sexualisierte Gewalt gab. Das macht etwas mit der eigenen Biografie. Gerade, wenn ich mich einer Institution sehr verschrieben habe, weil ich beruflich dort arbeite, weil ich mich sehr engagiere und so weiter und so fort.

Und ein letzter Punkt: Wie funktioniert denn Wandel? Wandel funktioniert über andere Kanäle als nur über eine wissenschaftliche Betrachtung, sondern über die Berichte, über das Hören, eigentlich über Biografien und biografische Erzählungen von Betroffenen.

Analytisch würden wir jetzt fragen: Wie hören denn eigentlich Organisationen auf das, was Betroffene ihnen erzählen? Oder wie responsiv sind sie denn eigentlich? Und wenn wir Wandel organisieren, dann brauchen wir mehr als Aktionismus. Wir brauchen Hören, wir brauchen Wissen,

³ Karl E. Weick und Kathleen M. Sutcliffe: Wie Unternehmen aus Extremsituationen lernen, Stuttgart 2003.

wir brauchen Anerkennung, wir brauchen Beteiligung und wir brauchen Tat. Aber in dieser Reihenfolge.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Dorothee Wüst: Wir haben ja gerade schon gehört vom krachenden Scheitern der ehemaligen Betroffenenpartizipation, die auch daran gescheitert ist, dass die Rollen nicht klar waren. Und in der Form, die wir jetzt gefunden haben, ist es meine Aufgabe und die der anderen Beauftragten, gemeinsam mit den Betroffenenvertreter:innen im Beteiligungsforum die Fragen anzugehen, die im Raum stehen und konstruktiv, kritisch gemeinsam zu Lösungen zu kommen. Und vielleicht ist das auch erwähnenswert: mit einer doppelten Mehrheit. Wir beschließen im Beteiligungsforum nichts über die Köpfe hinweg, sondern es muss sowohl bei den Betroffenenvertreter:innen wie bei den Beauftragten eine Mehrheit sein, damit ein Beschluss dann auch gilt.

Und wir haben auch innerhalb der EKD, also sowohl in der Kirchenkonferenz und im Rat der EKD als auch in der Synode das Commitment, dass nichts, was im Bereich der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Diakonie zum Thema sexualisierte Gewalt auf die Tagesordnung kommt, am Beteiligungsforum vorbeigeht. Das heißt, es können eigentlich woanders keine Beschlüsse gefasst werden, die betroffene Menschen betreffen und die am Beteiligungsforum vorüber lanciert würden. Das versuchen wir jetzt in dieser neuen Form seit einem knappen Jahr. Und ich finde, es geht relativ gut.

Christiane Kolb: In der Diskussion heißt es immer wieder, Kirche macht zu wenig. Jetzt hören wir vom Beteiligungsforum. Ich glaube nicht, dass überall ankommt, was alles gemacht wird. Wie schauen Sie jetzt auf den Stand der Diskussion aus Ihrer Ebene in der kirchlichen Leitung?

Wüst: Also ich glaube, unser Umgang als Kirche mit diesem Thema ist so was wie die aktuelle Gretchenfrage. Wir werden in der Öffentlichkeit gemessen daran, wie wir als Kirche mit dem Thema sexualisierte Gewalt umgehen. Und unsere Glaubwürdigkeit steht da wirklich ganz massiv auf dem Spiel. Das finde ich auch völlig angemessen, denn als Kirche wollen wir Schutzraum sein. Und wenn für Menschen dieser Schutzraum so eklatant verletzt worden ist, dann steht tatsächlich der Kern, das Innerste auf dem Spiel. Und das ist, glaube ich, mit der Grund, warum ich sagen würde: Also das ist kein Thema, das in die Nische gehört, sondern es gehört wirklich für uns oben auf die Agenda. Und ich habe das Gefühl, das ist auch bei den meisten jetzt angekommen. Das ist *das* Thema, was wirklich im Moment alle auf Leitungsebene und auch in die

Fläche hinein sehr beschäftigt. Ich füge hinzu: Es ist trotzdem noch viel zu tun!

Kolb: Schutzkonzepte ist für alle, die in dem Feld arbeiten, ein vertrautes Thema. Herr Wazlawik, können Sie kurz erklären, was ein Schutzkonzept ist?

Wazlawik: Wie gestalten wir denn eigentlich Gemeinde und Gemeinschaft zusammen? In dieser Frage sind Schutzkonzepte ein Vehikel, damit Einrichtungen und Institutionen, und das gilt für jede Kita, jede Form der Jugendarbeit, jede Gemeinde, jede Heimeinrichtung, tatsächlich ein Konzept haben, wie sie diese Frage thematisieren, welche Strukturen sie schaffen, um möglichst präventiv zu wirken und wie es ihnen gelingt, auch qualifiziert zu helfen, denn das ist noch mal ein zweiter Punkt: In den kirchlichen Angeboten werden nicht nur Menschen sein, die in Kirche sexualisierte Gewalt erlebt haben, sondern die auch in anderen Kontexten dort sind und auch dort Hilfe und Unterstützung erwarten. Also die Frage: Wie gelingt eigentlich Qualifizierung?

Kolb: Herr Castellucci, Aufarbeitung wird staatlich gefordert. Wie soll sie organisiert werden? Sie haben eine gezielte Meinung dazu, wie das passieren soll.

Castellucci: Ja, das passt auch zu der anderen Frage, wo ich die Herausforderungen sehe für die Kirchen. Die Kirchen stehen ja unter Anklage. Dann sollen sie die Aufarbeitung organisieren, die Aufklärung, das heißt, sie sind selber die Staatsanwälte. Und am Ende sind sie auch Richter in eigener Sache. Das kann ja nicht funktionieren. Und deswegen braucht es von außen Unterstützung.

2010 ist dieser Skandal gewesen, Canisius-Kolleg. Und im Jahr 2023 ist meine wunderbare evangelische Kirche gerade mal dabei, eine Studie in Auftrag zu geben. Entschuldigung, das ist alles viel zu langsam. Oder ich habe den einen Bischof, der sagt: Hier, alle Akten wandern mal an die Universität in der Nachbarstadt. Könnt ihr mal alles durchgucken, was ihr da findet. Der nächste Bischof sagt: Moment, Datenschutz, ich gebe überhaupt gar keine Akten irgendwohin. Das können wir doch politisch nicht so lassen, dass das mal so und mal so entschieden wird. Dazu braucht es Vorgaben. Und deswegen möchte ich einen verbindlichen Rahmen, und den muss gesellschaftlich stellvertretend immer die Politik setzen.

Wüst: Sie haben natürlich vollkommen recht. Es hat vieles lange gedauert. Manches hat vielleicht auch zu lange gedauert. Und ich bin ziemlich

nah bei Ihnen, wenn ich sage, ich glaube, uns als Kirche ist auf jeden Fall gedient, wenn es klare Rahmenbedingungen gibt. Also da rennen sie bei uns zum Teil schon auch offene Türen ein. Je präziser das gesetzt ist, desto einfacher ist es ja auch für uns.

Ich erlebe jetzt aber auch in den Diskussionen, dass das immer ein ziemlich prägnantes, vorherrschendes Thema ist, es hat alles viel zu lange gedauert. Ich mag jetzt aber meine Energie ehrlich gesagt auf den Mut zum Wandel fokussieren. Ich will nicht verschweigen, dass es zu lange gedauert hat. Es hat jeder meinen Respekt, der gerade als betroffene Mensch das alles über die Jahre ausgehalten hat. Aber wir werden es nur besser auch für betroffene Menschen machen, wenn wir jetzt den Mut zum Wandel haben. Jetzt den Rest der Zeit sich damit zu beschäftigen, warum das alles so lange gedauert hat, führt uns nicht weiter, wenn wir zu guten Weichenstellungen kommen wollen für diejenigen, die tatsächlich brauchen, dass wir uns ändern.

Kolb: Frau Janz, was brauchen Betroffene von Kirche, vom Staat?

Nancy Janz: Na ja, es wäre jetzt zu platt zu sagen, wir wollen endlich gehört oder gesehen werden. Runtergebrochen ist es aber an vielen Stellen immer noch so: viele Betroffene, die sich sehr stark selber einbringen müssen, engagieren müssen, nachhaken müssen. Das kann nicht sein. Also Kirche muss auf Betroffene zugehen.

Wir brauchen einfach ganz klar Strukturen, die für Betroffene da sind, wo Betroffene nicht immer hinterherlaufen müssen und sich immer als Bittsteller hinstellen. Das ist etwas, was ich als Betroffenenvertretung sehr oft höre: Wir sind hier als Bittsteller. Wir müssen immer wieder an die Türen klopfen. Warum tut ihr eigentlich nichts?

Neben dem, dass ich betroffen bin, engagiere ich mich in der Organisation, die oft in Betroffenenkreisen als Täterorganisationen benannt wird. Und ich mache das, damit es für Betroffene klare, transparente Strukturen gibt, damit sich wirklich spürbar und deutlich was für Betroffene verändert. Um ganz praktische Dinge zu nennen, neben dem, dass Wandel immer Arbeit ist, kann ich sagen: Seitdem es das Beteiligungsforum gibt, gibt es eine Arbeitsgemeinschaft, die sich nur aus Betroffenenvertretern zusammengesetzt hat, für eine Vernetzungsplattform von Betroffenen für Betroffene. Darauf sollen eben genau all die Menschen, die vielleicht in ihren Gemeinden keine Ansprechpersonen haben, sich untereinander vernetzen können. Das ist ein kleiner Schritt von ganz, ganz vielen Schritten, aber wo es sichtbar, ganz klar und sehr deutlich spürbar was für Betroffene geben wird.

Kolb: Ich habe eine Schlussfrage vorbereitet. Woher kommt bei Ihnen der Mut zum Wandel?

Castellucci: Mir gibt der Glaube Mut zum Wandel. Ich glaube, wenn man eine gerechte Sache hat, dass man dann Chancen hat, wenn man darum bittet, dass das auch erhört wird. Und wenn dann viele mitmachen, kann es auch gelingen.

Wüst: Mir macht unglaublich Mut, wenn ich erlebe, dass ich nicht alleine was verändern will, sondern dass andere auch was verändern wollen. Also zu erleben, dass Menschen sich gemeinsam begeistern können und auch wirklich sagen wollen, das soll anders werden, und wir kriegen das gemeinsam hin.

Janz: Für mich ist es, wirksam zu sein. Also raus aus der Ohnmacht, das was viele Betroffene erleben, was ich selbst erlebt habe, und dadurch wirksam zu sein und hier für eine große Gruppe sprechen zu dürfen. Das macht mir Mut zum Wandel.

Wazlawik: Ich kann die Frage nur schwer beantworten, weil ich weder in dieser Kirche arbeite noch Mitglied dieser Kirche bin. Für mich ist eher ein Blick darauf, dass Wandel möglich sein könnte, wenn es uns gelingt, die Dimension, die sexualisierte Gewalt in Institutionen hat, in ihrer Gänze zu erfassen. Und in ihrer Gänze zu erfassen meint tatsächlich auch die Ermöglichungsbedingungen von Gewalt, die unter Umständen an den Kern meiner Praxis, meiner Glaubenspraxis, unserer Kultur in der jeweiligen Institution gehen, diese auch benennen zu können und darüber und auch über Wandel dieser Praxen ins Gespräch zu kommen.

Zentrum **Menschenrechte**

Massenphänomen Flucht

Wie stehen Kirche und Gesellschaft in der Verantwortung?

Impuls und Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 4A

Tareq Alaows, Flüchtlingspolitischer Sprecher ProAsyl, Berlin
Prof. Dr. Heinrich Bedford-Strohm, Landesbischof, Vorsitzender Zentralausschuss Ökum. Rat der Kirchen (ÖRK), München
Dr. Parnian Parvanta, stellv. Vorstandsvorsitzende deutsche Sektion Ärzte ohne Grenzen, Berlin
Dr. Tamara Zieschang, Innenministerin Sachsen-Anhalt, Magdeburg

Moderation:

Sarah Frühauf, Politikwissenschaftlerin und Journalistin, ARD-Hauptstadtstudio, Berlin

Auszug aus dem Podiumsgespräch

Sarah Frühauf: Frau Dr. Parvanta, was erleben Sie derzeit auf den Flüchtlingsrouten, und wie geht es den Menschen in den Flüchtlingscamps?

Parnian Parvanta: Ärzte ohne Grenzen ist eine internationale humanitäre Nothilfeorganisation, die einschreitet, wenn Gesundheitssysteme zusammenbrechen und Staaten Menschen nicht mehr versorgen können. Weltweit sind 100 Millionen Menschen auf der Flucht, die meisten von ihnen in den Ländern, aus denen sie stammen, oder in den Nachbarländern. Wir sehen diese Menschen aktuell in den Nachbarländern des Sudans, wir sehen sie in Dadaab an der Grenze von Kenia und Somalia, und wir sehen sie in Cox's Bazar in Bangladesch. Das heißt, die größten Flüchtlingsströme und die größten Flüchtlingsorgen tragen die ärmeren Länder der Welt.

Es ist ein Armutszeugnis, dass wir uns gezwungen sehen, auf einem der reichsten Kontinente der Welt aktiv zu werden, um an den Außen-

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

grenzen der Europäischen Union Menschen medizinisch und psychologisch zu Hilfe zu kommen und sie auf dem Mittelmeer zu unterstützen, damit sie nicht ertrinken. [...] Wir sehen, dass Menschen an den europäischen Außengrenzen erfrieren. Wir sehen, dass Menschen unwürdig behandelt werden, ihnen ihr Hab und Gut weggenommen wird, dass ihnen Gewalt angetan wird und dass sie Pushbacks erleiden, dass sie auf Gummibooten im Mittelmeer in die Türkei zurückgeschickt werden. Und wir sehen, dass sich die Europäische Union heute ihrer Verantwortung entzieht. Wir sehen, dass sie in Griechenland im Grunde haftähnliche Camps einrichtet, wo Menschen Bewegungsfreiheit genommen wird und sie keine medizinische, psychologische und eine schlechte rechtliche Unterstützung erhalten. Wir befürchten, dass die Europäische Union das auch gern an den anderen Außengrenzen sehen möchte.

Frühauf: Herr Alaows, Sie sind selbst geflohen und erleben in Ihrer Arbeit zahlreiche Fluchtgeschichten. Natürlich sind die Gründe oft individuell, aber vielleicht können Sie versuchen, zu umreißen: Was ist der häufigste Grund, der Menschen dazu treibt, zu fliehen und ihre Heimat zu verlassen?

Tareq Alaows: Ich glaube, um über Fluchtursachen sprechen zu können, würde ich auf den Moment, in dem eine Person die Entscheidung trifft, ihr Land zu verlassen, eingehen wollen. Ich erinnere mich genau an diesen Moment. Das ist keine leichte Entscheidung, die man an einem ruhigen Abend bei einem Glas Wein treffen kann, wie es sich leider viele politische Seiten in diesem Land vorstellen. Das ist eine Entscheidung, die für Personen sehr schmerzhaft ist. Das ist die Entscheidung, ob man sich von der Familie trennt, alles zurücklässt, alles, was man aufgebaut hat. Menschen, die fliehen, fliehen vor Kriegen, Naturkatastrophen. Das sind Menschen, die bei der Entscheidung an einem Strand stehen und sich fragen: Kann ich das Meer vor mir überqueren? Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich lebend an der anderen Seite ankomme? Die Entscheidung, das Meer zu überqueren, trifft niemand, der noch dort leben kann, wo er herkommt. Fluchtgründe, Fluchtursachen gibt es viele. Ich könnte sie jetzt stundenlang aufzählen, aber anhand dieses Bildes können wir verstehen, wie groß die Entscheidung, ihr Land zu verlassen, für diese Menschen ist. [...]

Frühauf: Frau Zieschang. Es heißt immer wieder, auch aus der CDU, dass man versuchen müsse, Fluchtursachen zu bekämpfen. Nur: Wie genau soll das funktionieren?

Tamara Zieschang: Es gibt unterschiedliche Fluchtursachen. Es gibt Menschen, die vor Krieg fliehen. Das haben wir erschreckenderweise seit dem 24. Februar des letzten Jahres mit dem völkerrechtswidrigen russischen Angriffskrieg auf die Ukraine erlebt. Ich bin dankbar, dass sehr schnell in Europa, aber auch in Deutschland ein großes Verständnis dafür da war, dass die ukrainischen Kriegsflüchtlinge kein Asylverfahren durchlaufen müssen, sondern einen besonderen Status erhalten, der ihnen die sofortige Einreise ermöglicht, auch die Möglichkeit der Arbeitsaufnahme. Ich bin den zivilgesellschaftlichen Gruppen dankbar, ich bin den Kommunen dankbar, die es geschafft haben, innerhalb von wenigen Monaten – fast Wochen – einer Million Kriegsflüchtlinge ein Dach über dem Kopf zu bieten, aber auch Schulplätze und Kitaplätze. Dass wir bei all diesem Leid sehr schnell helfen konnten, war eine Leistung, wofür wir in Deutschland stolz sein können.

Dann gibt es die individuelle Verfolgung, also jemand muss aufgrund seiner politischen Überzeugung, aufgrund seiner Religion, aufgrund seiner sexuellen Orientierung vor Verfolgung in seinem Land geschützt werden. Es ist Teil unserer deutschen Geschichte, dass auch Menschen aus Deutschland vor der NS-Diktatur fliehen wollten und andere Staaten ihnen teilweise Asyl verwehrt haben. Deswegen haben wir als Deutsche eine besondere Verantwortung für das Asylrecht.

Aber wir sehen auch, dass Menschen zu uns kommen, die sich hier aus wirtschaftlichen Gründen ein besseres Leben vorstellen. Das ist individuell absolut nachvollziehbar. Jeder will für sich ein gutes wirtschaftliches Auskommen. Aber damit kommen wir zum entscheidenden Unterschied: Was ist reguläre Migration, was ist irreguläre Migration? Unser Asylrecht sieht nicht vor, dass jemand geschützt wird, weil er hier ein wirtschaftlich besseres Leben führen will. Wenn wir uns die reine Asylstatistik für das letzte Jahr angucken, dann ist es so, dass 22 Prozent der zu uns Gekommenen keinen Schutzgrund hatten, weil sie sogenannte »Wirtschaftsflüchtlinge« sind, sprich: aus wirtschaftlichen Gründen nach Deutschland kommen wollten. Weitere 22 Prozent hatten ebenfalls keinen Schutzgrund, weil sie über andere Länder nach Deutschland gekommen sind, in denen sie schon Schutz hätten erhalten können.

Das löst am Ende die Debatte aus. Staatlichkeit schließt ein, sein Staatsgebiet zu schützen. Das gilt auch für die EU-Außengrenzen. Die wirtschaftlichen Folgen der Klimakrise, Dürrekatastrophen, Armut, die es natürlich in Afrika gibt, können nicht dadurch beantwortet werden, dass wir sagen: Alle sollen nach Europa kommen. Insoweit gilt es, Armut vor Ort mit Entwicklungshilfe und mit Entwicklungszusammenarbeit zu begegnen und damit Fluchtursachen zu bekämpfen.

Frühauf: Herr Bedford-Strohm, Sie haben angedeutet, dass Sie nicht ganz zufrieden sind mit den Plänen, die gerade auf EU-Ebene besprochen werden, und dass Sie sich eine andere Einigung vorstellen. Was denn genau?

Heinrich Bedford-Strohm: Zunächst einmal ist es richtig, dass man auf der europäischen Ebene wirklich *pusht*. Das ist auch unsere Aufgabe als Kirche. [...] Aber es gibt nicht wenige Länder, die an dieser Stelle völlig taub gegenüber den Grundorientierungen des christlichen Glaubens sind, der immer im Munde geführt wird, mit dem man zum Teil sogar Grenzen verteidigen möchte. Völlig absurd, dass man unter Berufung auf denjenigen, der gesagt hat: »Ich bin ein Fremder, und ihr habt mich aufgenommen«, unter dem Stichwort »Christliches Abendland« versucht, die Menschen rauszuwerfen oder aus dem Gesichtsfeld wegzubekommen.

Es ist vorgesehen, dass man an den Außengrenzen Europas Lager einrichtet und sich das Thema aus dem sinnlichen Gesichtsfeld weghält, indem man die Leute dort festhält. Wir haben es ja erlebt. Wir haben die Bilder in Moria nicht mehr ausgehalten. Es ist dann auch gehandelt worden. Man hat die Lager verbessert. Wenn man die neuen Vorschläge aber umsetzt, heißt das: Da kommen Menschen mit all den Erfahrungen im Rücken in Europa an, wo sie gehört haben: Da ist Menschenwürde, da ist Freiheit. Und dann erfahren sie, dass sie in einem Lager festgehalten werden. Weil man Angst hat, dass sie sich, wenn sie da rauskönnen, selbstständig auf den Weg machen und dass das Problem dann wieder nicht gelöst ist. [...]

Man spricht von schnellen Asylverfahren. Das finde ich auch richtig. Aber faktisch ist es doch dann so, dass zum Beispiel viele von denen von ihren Ländern gar nicht zurückgenommen werden. Mir ist im Moment schleierhaft, wie man dieses Problem, das wir aus dem deutschen Asylverfahren kennen, an den Außengrenzen lösen will. Es wird so sein, dass die Menschen dort weiterhin dieses Leid erfahren und die Asylverfahren nicht in vier Wochen erledigt werden, sondern dass sie dort in diesen gefängnisähnlichen Einrichtungen sitzen und nicht zurück können und nicht wissen, wohin. Faktisch halten wir uns einfach nur das Leid vom Leibe, und das dürfen wir nicht. [...]

Alaows: Sie haben recht, Herr Bedford-Strohm. Die Menschen denken: Wir kommen nach Europa, weil dort Menschenrechte herrschen. Aber dann stoßen sie auf die Realität, dass an den Grenzen Europas Grenzenrechte und nicht Menschenrechte herrschen, dass wir hier leider die allgemeine Erklärung der Grenzenrechte und nicht der Menschenrechte haben.

Es geht an den Außengrenzen von Europa nicht um die Herkunftsstaaten. Eine Person, die aus Afghanistan oder aus Syrien kommt, wird nicht gefragt: Was waren Ihre Fluchtgründe? Vielmehr wird sie gefragt: Warum sind Sie nicht in der Türkei geblieben? Dann werden sie dort schnell abgelehnt, weil es eine sogenannte Zulässigkeitsprüfung geben wird. Das können die Außengrenzstaaten für alle Menschen umsetzen. Das wird sehr gefährlich, weil das faktisch die Genfer Flüchtlingskonvention komplett aushebeln wird. [...]

Zieschang: Das Asylverfahren an den EU-Außengrenzen, das im Augenblick in Brüssel beraten wird, ist eines, dass wir seit Jahrzehnten an deutschen Flughäfen praktizieren. Noch nie ist dort der Vorwurf erhoben worden, dass das deutsche Asylrecht damit ausgehebelt wird.

Es geht darum, stärker zu differenzieren, um das wichtige Recht auf Asyl auch dauerhaft garantieren zu können. Wir dürfen es nicht aushöhlen lassen durch Menschen, die es missbrauchen. Missbraucht wird es von Schleusern, missbraucht wird es von Belarus oder auch von Russland, wenn sie versuchen, Migrationsströme ganz bewusst nach Europa zu lenken. Die EU-Außengrenzen davor zu schützen, ist ein wesentliches Anliegen.

Mit Asylverfahren an den EU-Außengrenzen geht eine stärkere Differenzierung einher. Diejenigen, die hohe Schutzquoten haben, können ihr Asylverfahren auch weiterhin in der EU durchlaufen. Aber bei denjenigen, bei denen es aufgrund der niedrigen Schutzquote die Vermutung gibt, dass sie aus wirtschaftlichen Gründen nach Europa kommen, wird die Prüfung an den Außengrenzen stattfinden. Es gibt Staaten, bei denen die Schutzquoten unter 1 Prozent liegen. Hier dürfen wir auch gar nicht erst die falschen Anreize setzen, die sich Schlepper und Schleuser zu Nutze machen. Das Geschäft der Schlepper ist für mich die wahre Menschenrechtsverletzung.

Ich habe auf die Zahlen verwiesen, darauf, dass am Ende über 44 Prozent derer, die letztes Jahr nach Deutschland kamen, aus unterschiedlichen Gründen keinen Schutzgrund hatten. Das müssen wir klar benennen. Denn nur so halten wir auch die Akzeptanz in den Kommunen aufrecht. Ich kenne keinen Landrat, ich kenne keinen Oberbürgermeister, der das Recht auf Asyl infrage stellt. Aber um diejenigen, die einen echten Schutzgrund haben, nicht nur schützen zu können, sondern um ihren Kindern einen Kitaplatz zu geben, um sie einzuschulen, um Integrationskurse anbieten zu können, um diejenigen, die das in jeder Hinsicht verdient haben, zu schützen, um dieses Recht zu schützen, müssen wir es vor Aushöhlung und Missbrauch durch andere schützen.

Frühauf: Herr Bedford-Strohm, hat Frau Zieschang recht? Bedeutet verantwortliches Handeln nicht auch, den Tatsachen ins Auge zu schauen und sich einzugestehen, dass die europäische Asylpolitik ein Umdenken braucht?

Bedford-Strohm: Es ist gut, dass Sie das Wort »Verantwortung« hier mal erwähnen. Es werden immer Gesinnungsethik und Verantwortungsethik gegenübergestellt. Gesinnungsethik machen dann die, die hier sitzen, die sich für Flüchtlinge engagieren und die die Realitäten nicht anerkennen wollen. Verantwortungsethik machen die Leute, die harte Entscheidungen treffen müssen und diese Härte auch mit dem Stichwort Verantwortung begründen können. Die Unterscheidung von Gesinnungsethik und Verantwortungsethik ist durchaus sinnvoll. Aber die Entgegensetzung beider ist falsch.

Denn man kann Verantwortungsethik oder das Wort »Verantwortung« nicht auf den Horizont unseres Landes hier beschränken. Wenn wir im christlichen Sinne von Verantwortung sprechen, dann sitzt die ganze Welt am Tisch. Dann ist es gerade verantwortungslos, wenn wir versuchen, Menschen, die schreckliches Leid erleben, aus unserem Gesichtskreis wegzubekommen. Wenn wir die Zahlen anschauen, wie vergleichsweise wenige Flüchtlinge von diesen 100 Millionen dieser Kontinent Europa mit 500 Millionen Menschen und einem ungeheuren Wohlstand aufnimmt, dann kann man sich eigentlich nur schämen, dass Europa seine Hauptenergie darin setzt, sich abzuschotten.

Verantwortung bleibt ein Wort, das für uns Christinnen und Christen im universalen Horizont gesehen werden muss. Deswegen bin ich da so unerbittlich mit der Nachfrage: Was passiert da eigentlich an den Außengrenzen, wenn das umgesetzt wird?

Zieschang: Sie haben jetzt aus der christlichen Verantwortung gesprochen. Ich als evangelischer Christ habe auch die Verantwortung, dass ich nicht Menschen auf eine beschwerliche, lebensgefährliche Reise schicke, obwohl ich weiß, dass sie hier am Ende keinen Schutzgrund haben. Denn damit setze ich sie ja auch einem sehr gefährvollen Weg aus. Insofern ist es die Verantwortung, vor Ort Fluchtursachen zu bekämpfen, was die Kirche auch tut, damit sich Menschen gar nicht erst auf die Reise machen.

Frühauf: Wir haben viel über Verantwortung gegenüber Geflüchteten, die in Not sind, gesprochen. Frau Zieschang, Sie als Innenministerin von Sachsen-Anhalt fühlen sich natürlich auch für die Kommunen in Ihrem Bundesland verantwortlich, und diese sprechen vielerorts von Überforderung. Hat Hilfsbereitschaft Grenzen?

Zieschang: Hilfsbereitschaft vielleicht nicht, aber Ressourcen. Wir merken das bei uns im Land stellvertretend für viele andere Bundesländer. Ich hatte am Anfang gesagt, dass gerade im letzten Jahr in sehr kurzer Zeit sehr, sehr viele Menschen aus der Ukraine gekommen sind. Um sie schnell in den Alltag integrieren zu können, haben wir sie dezentral untergebracht. Wir hatten zwischenzeitlich Engpässe, gar nicht mal bei Wohnungen, sondern bei bezugsfertigen Wohnungen. Wir hatten plötzlich Engpässe bei Betten, bei Küchen. Es gab großartige Initiativen. Studenten haben Patenschaften für Wohnungen übernommen, die sie dann gestrichen und hergerichtet haben.

Was ich aber bei den Kommunen merke, ist die Sorge, dass es einfach immer so weitergeht, dass jedes Jahr so viele Menschen kommen, und dazu sagen sie: Dann sind unsere Ressourcen irgendwann erschöpft. Bei uns gibt es viele kleine Gemeinden, auch die Landkreise haben nicht so große Apparate wie Bundesministerien oder auch Landesministerien. Da gehen viele Mitarbeiter mittlerweile auf dem Zahnfleisch.

Ich bin froh, dass wir bei uns im Land das ganz klare gemeinsame Verständnis haben: Es ist unsere gesetzliche Pflicht, die Menschen, die da sind, ordnungsgemäß unterzubringen, und dieser Aufgabe kommen wir nach. Aber es wird eben auch gesagt: Wenn das jetzt jedes Jahr so weitergeht, wissen wir irgendwann nicht mehr, wie das noch gehen soll.

Frühauf: Frau Parvanta, wenn Sie das so hören – überforderte Kommunen –, können Sie das verstehen, oder halten Sie das für »Wohlstandsprobleme«?

Parvanta: Ich glaube, es ist wichtig, Kompromisse zu finden. Ich glaube nicht, dass es den einfachen Weg gibt. Nichtsdestotrotz glaube ich, dass wir bei den Kompromissen darauf achten müssen, dass sie menschenrechtskonform sind, dass wir bei den Kompromissen darauf achten müssen, dass wir eine faire Asylpolitik haben, dass wir die Schutzsuchenden ins Zentrum unseres Handelns setzen, dass wir ihnen von einer medizinischen Organisation ausgehend den medizinischen und den psychologischen Schutz, den sie brauchen, auch bieten und nicht Menschen, die Traumaerfahrungen gemacht haben, dann wie Schwerverbrecher in haftähnlichen Camps unterkommen. Das ist eine Retraumatisierung von Menschen. Ja, wir haben Verantwortung, aber wir haben auch Verantwortung gegenüber Schutzsuchenden und diese müssen wir wahrnehmen.

Frühauf: Herr Bedford-Strohm, es gibt auch in weiten Teilen der Bevölkerung mittlerweile eine Skepsis gegenüber Zuwanderung. Es gibt da viele Ängste. Hat die evangelische Kirche nicht auch eine Vermittlerrolle

inne, und kann sie die ausüben, wenn sie in der Migrationspolitik – Beispiel: bei der Seenotrettung – so klar Position bezieht?

Bedford-Strohm: Es hängt absolut von uns ab, wie viel Hilfsbereitschaft mobilisierbar ist und welche Einstellungen wir als Teil unseres Lebens verinnerlichen, was unsere Seele sagt zu den Bildern, die wir da sehen. Die eine Möglichkeit ist, zu sagen: Halt mir das vom Leibe. Die ganz andere Möglichkeit wäre, zu sagen: Ich muss mich für jeden einzelnen Menschen einsetzen und kann nicht mehr schlafen, bis ich jedem geholfen habe. Beides ist falsch. Der Glaube öffnet die Tür für eine dritte Möglichkeit, die viel besser ist: nämlich aus innerer Freiheit zu handeln. Martin Luther hat das einmal in wunderbare Worte gefasst: »Sieh, so fließt aus dem Glauben die Liebe und die Lust zu Gott und aus der Liebe ein freies, williges, fröhliches Leben, dem Nächsten umsonst zu dienen.«²

Aus dieser Haltung heraus sage ich dann: Wir, die evangelische Kirche, haben die Pflicht und auch die Aufgabe und die Rolle in der Gesellschaft, dass wir aus der Liebe heraus handeln und sagen: »Was ihr dem geringsten meiner Brüder und Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan.«³ Das ist nicht von mir. Das ist von Jesus. Das kann ich nicht einfach zur Seite legen. Es führt hin auf etwas, das die meisten als Reim-sprichwort kennen: Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem anderen zu. Die Originalform ist von Jesus und bekannt unter dem Stichwort »Goldene Regel«: »Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten.«⁴ Das ist unsere Aufgabe als Christinnen und Christen. Deswegen ist es nicht ein Sich-selbst-Aufopfern oder so etwas. Es ist schlicht und einfach, dass ich mir klarmache – die Menschen, über die wir reden, sitzen jetzt da; sie haben erzählt, wie sie ihre Flucht erlebt haben, aber wir wissen es alle: Wir könnten in der gleichen Situation sein.

Die Ethik im Alten Testament und im Neuen Testament wird so begründet: Du weißt doch, wie es ist, einer der Schwachen zu sein, unterdrückt zu sein, verletzlich zu sein. Du weißt doch, wie es ist. Also handle anderen gegenüber genauso. [...]

Frühau: Frau Zieschang, welche Rolle kann oder sollte Ihrer Meinung nach beim Thema Hilfsbereitschaft innerhalb der Gesellschaft die Kirche spielen?

² Martin Luther: Von der Freiheit eines Christenmenschen, Nürnberg 1520.

³ Mt 25,40

⁴ Mt 7,12

Zieschang: Die Kirche hat die Aufgabe, die Bevölkerung insgesamt zu sehen. Sie muss aufpassen, dass sie sich manchmal nicht zu sehr nur zum Sprachrohr der Schutzsuchenden macht, die natürlich dann, wenn sie schutzbedürftig sind, unterstützt werden müssen. Ich bin da gerade für das zivilgesellschaftliche Engagement dankbar. Das ist unverzichtbar. Aber Kirche muss auch sehen: Es gibt auch Menschen, die Ängste haben, die angesichts der Migration nach Deutschland Sorgen haben und die sich auch eine stärkere Differenzierung in der Debatte wünschen.

Thementag **Mensch – Staat – Wirtschaft**

Teures Leben, leere Kassen

Wie kann ein gutes Leben in Zukunft gesichert werden?

Podium¹ am Samstag, 10. Juni 2023, Meistersingerhalle

Hubert Aiwanger, stellv. Ministerpräsident, Staatsminister für Wirtschaft, Landesentwicklung und Energie, München

Rebecca Freitag, Beraterin für nachhaltige Lebensstile und Geschäftsmodelle, Berlin

Ulrich Lilie, Präsident Diakonie Deutschland, Berlin

Kerstin Maria Rippel, Hauptgeschäftsführerin Wirtschaftsvereinigung Stahl, Berlin

Dr. Stefan Ruppert, Vorstandsmitglied B. Braun SE, Oberursel

Moderation:

Christine Bergmann, Bayerischer Rundfunk, München

Auszug aus dem Gespräch

Christine Bergmann: Wie können wir ein gutes Leben auch für die Zukunft sichern? Das ist unser Thema heute Nachmittag. Und das alles vor dem Hintergrund, dass das gute Leben auch finanziert werden muss. Wir leben ja in herausfordernden Zeiten. Wir hatten die Pandemie, wir hatten den russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine, die damit verbundene Energiekrise, die Inflation. Der Staat hat viel Geld in die Hand genommen, um die Bürgerinnen und Bürger, aber auch die Unternehmen zu unterstützen. Es stehen aber auch noch weitere Herausforderungen an: Die Klimakrise natürlich, ein demografisches Problem haben wir auch noch. Soll und kann der Staat das immer alles abfedern, oder müssen wir nicht auch wieder auf eigene Beine kommen? Müssen wir uns vielleicht von unserer heutigen Vorstellung eines guten Lebens verabschieden?

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Ulrich Lillie: Ich komme viel in diesem Land rum und ich sehe, wie ungleich die Lebensverhältnisse sind. Das kann man wahrscheinlich auch nur zu einem Teil orchestrieren, aber das ist nicht umsonst auch ein Verfassungsziel. Und das ist nicht nur eine individuelle Frage, sondern es ist auch eine regionale Frage. Ich komme aus Düsseldorf, eine schöne reiche Stadt. Aber wenn man von dort aus nach Gelsenkirchen oder nach Wuppertal oder nach Duisburg fährt, dann denkt man, man ist in einem anderen Land.

Wie sorgen wir dafür, dass das Versprechen von Ludwig Erhard in Zukunft unter diesen völlig veränderten Bedingungen weitergeht? Wie schaffen wir es, etwas zu unternehmen und erfolgreich zu sein und gleichzeitig dafür zu sorgen, dass das alte Versprechen »Gemeinwohlorientierung« wirklich eingelöst wird? Da hat, glaube ich, die Industrie einen Beitrag zu leisten. Und wie wir das zusammen organisieren – Politik, Wissenschaft, Zivilgesellschaft und natürlich auch die Industrie –, das ist die Frage. Da brauchen wir schon eine neue Erzählung. [...]

Bergmann: Herr Ruppert, Sie kommen aus der Medizintechnik und der Pharmaindustrie. Was tun Sie denn als Unternehmen selbst, um die Transformation zu meistern? Und inwieweit ist das eigentlich die Verantwortung des Unternehmens oder die des Staates?

Stefan Ruppert: Auch ein Unternehmen hat eine hohe Verantwortung bei diesen Fragen. Zu der Frage, wie wir gut leben sollen, würde ich erst mal sagen: Wir leben gut. Mir fehlt in diesen aufgeregten Debatten manchmal ein Stück Dankbarkeit. Ich lebe in einer Demokratie mit einer guten Gesundheitsversorgung, ich darf meine Meinung sagen, ich darf meine unternehmerischen Ideen umsetzen, ich darf mein Leben in die Hand nehmen. Ich verstehe, dass sich das Leben in den letzten Jahren stark nach Krise angefühlt hat. Trotzdem empfehle ich uns, vielleicht mal diese Krisenperspektive ein bisschen hinter uns zu lassen. Nicht weil die Probleme nicht groß sind, sondern weil wir so ein bisschen erstarren wie das Kaninchen vor der Schlange, wenn wir die Bedrohung sehen. Und einen zweiten Wohlstand möchte ich noch mitgeben: Gehört zu einem guten Leben Wohlstand dazu? Dem würde ich vollkommen zustimmen. Natürlich bedarf es einer Grundwohlstandsabsicherung. Und offen gesagt, ich würde mir auch manchmal wünschen, dass es ohne Wachstum auskommt. Wenn wir allerdings sehen, was passiert, wenn wir in Besitzstände eingreifen, wie aufgeregte Diskussionen dann sofort werden, und zwar nicht in einer kleinen privilegierten, sondern in einer Mehrheitsgesellschaft, dann müssen wir uns zumindest fragen: Wie wollen wir das genau organisieren? Ein Unternehmen ist darauf angewiesen zu wachsen. Und wenn wir sagen, wir wollen das aber nicht mehr auf Kosten der

Ressourcen tun, dann müssen wir uns überlegen: Wie können wir Wachstum und Ressourcenverbrauch entkoppeln? Wenn wir es auf Kosten des Wohlstands machen wollen, des individuellen Wohlstands, sehe ich den sozialen Frieden in Teilen gefährdet.

Hubert Aiwanger: Ich gebe meinem Vorredner recht, dass wir die Dinge nicht zu pessimistisch sehen sollen. Denn wenn man immer nur den Weltuntergang sieht und das Negative sieht, dann geht auf diesem Weg niemand mehr mit. Also der ewige Mahner, der sagt, du wirst schon sehen, was noch auf uns zukommt, der verliert irgendwann auch die Akzeptanz der Menschen. Wir haben momentan einen Wohlstandsgipfel erreicht und wir werden zu kämpfen haben, diesen Wohlstand in der Zukunft abzusichern. Es gibt eine gewisse Zukunftsskepsis. Ich glaube trotzdem, dass wir mit Optimismus in die Zukunft schauen müssen, aber die Herausforderungen gezielt analysieren müssen, um dann auch Lösungen zu finden.

Es wäre grandios falsch zu sagen: Okay, ein Drittel des CO₂-Ausstoßes in der Industrie ist der Stahlindustrie zuzuordnen – die streichen wir weg. Sollen die Amerikaner oder die Chinesen das machen. Nein, der richtige Weg ist, zu dekarbonisieren, grünen Wasserstoff zu organisieren, teilweise in Deutschland, teilweise international und eben die Erzeugung von Stahl künftig nicht mehr mit Kohle, mit Gas und so weiter, sondern mit grünem erneuerbarem Wasserstoff zu machen. Die Autos: künftig eben nicht darauf zu verzichten, aber auch nicht so weiterzumachen wie bisher, sondern eben entweder mit Batterie oder mit grünem Wasserstoff zu betreiben. Dann haben wir ja schon einen Mindestnenner gefunden und können damit die Menschen mitnehmen. Nicht Wohlstandsverzicht predigen zu müssen, sondern die Dinge, die uns gefährden, zu minimieren, zu ersetzen durch andere Produkte, um dorthin zu kommen.

Und natürlich müssen wir immer wieder diskutieren und definieren: Was ist denn Wohlstand? Was ist wirklich wichtig für ein erfülltes Leben? Da gehört nicht unbedingt blinder Materialismus dazu. Da gehören nicht unbedingt die neuesten Urlaubsprospekte aus der Karibik dazu, sondern eben gutes, gesundes Essen. Jeder will einen Kühlschrank, jeder will informiert sein, jeder will ein Fernsehgerät, jeder will eine warme Wohnung haben. Aber mittlerweile werden ja solche Dinge wie warme Wohnungen schon in Frage gestellt. Im letzten Herbst war ja die Debatte: Können wir uns eine warme Wohnung noch leisten, oder ist das schon anstößig? Sollen wir uns mit Waschlappen waschen? Sollen wir kalt duschen? Können wir das noch verantworten? Ich sage dazu ja, denn sonst gehen die Menschen den Weg nicht mehr mit. Und ich warne uns als Gesellschaft davor, dass wir den Bogen ideologisch überspannen. Denn die Bevölkerung geht bei Verzicht nur dann mit, wenn sie überzeugt ist, dass es relativ

alternativlos ist. In der Nachkriegszeit war die Not groß, da war es nicht möglich zu konsumieren. Aber wenn wir heute in Deutschland einseitig unseren jungen Leuten Verzicht predigen, während gleichzeitig die Chinesen konsumieren und vom Lastenfahrrad zum Auto kommen, während wir vom Auto aufs Lastenfahrrad umsteigen sollen, dann gehen die Bürger nicht mehr mit. Also: mit Vernunft nachhaltig wirtschaften, mit erneuerbaren Energien die Energiefrage lösen. [...]

Rebecca Freitag: Ich glaube, es wurde gerade ganz gut dargelegt, dass wir unsere Industrie für unsere Transformation brauchen. Stahl für neue Energieträger, Stahl für Bahnschienen und so weiter. Die Frage ist halt nur: Wie schnell finden wir die innovative Technologie, die diese Energie in Massen produzieren und speichern kann? Da gibt es jetzt schon Möglichkeiten. Und da würde ich gerne mal den Blick auf neue, frische Unternehmen, auf Startups, lenken. Ein Drittel aller Startup-Gründungen, sind nachhaltige Startups, die in irgendeiner Art und Weise die Transformation unterstützen, zum Beispiel die Kreislaufwirtschaft, weil sie dafür sorgen, dass wir Dinge gebraucht schneller kaufen können, weil sie dafür sorgen, dass wir die neueste Elektronik nicht immer neu kaufen müssen, sondern erst mal nur ausleihen können, weil sie dafür sorgen, dass wir zum Beispiel – kennt bestimmt jeder mittlerweile – den Mehrwegbecher beim Kaffee und keinen Wegwerfbecher bekommen. Also da stecken auch unheimlich viele neue Geschäftschancen drin, die auch schon genutzt werden und deswegen macht es wirtschaftlich nachhaltig Sinn, sich auf eine Kreislaufwirtschaft auszurichten.

Kerstin Maria Rippel: Wir müssen da auch systemisch ran. Wir haben eine Menge Stahlunternehmen in Deutschland, bei denen jetzt schon Stahl recycelt wird. Und was brauchen die, um dazu 100 Prozent klimaneutral zu werden? Erneuerbare Energien – da sind wir wieder beim Kreislauf, der noch etwas größer als Recycling ist. Wir müssen jetzt Wege finden, von dieser linearen Wirtschafts Idee, die am Ende immer nur Abfall produziert, in die zirkuläre Betrachtung zu kommen.

Die großen Hütten, die brauchen natürlich für die Reduktionsziele von CO₂ bis 2030 Unterstützung. Die sind innovativ, die kennen die Technik, mit der sie das machen wollen, aber sie schaffen es nicht von alleine. Die müssen ja erst mal grünen Wasserstoff bekommen. Aber woher kommt er denn? Wir haben ja nicht mal erneuerbaren Strom in ausreichendem Ausmaß. Und wenn wir in Deutschland erneuerbaren Strom in Wasserstoff umwandeln wollen, dann haben wir einen Wirkungsgradverlust von 40 Prozent². Also das ist ein Ding, wo wir noch richtig ran-

² Andere Studien gehen von etwa 25 bis 30 Prozent Wirkungsgradverlust aus, so

müssen als Gesellschaft, als Politik und eigentlich auch weltweit. Sprich: Für die Brücke, und das ist mein Punkt, brauchen wir Unterstützung. Und ja, diese Unterstützung ist auch monetär. Das ist dieser viel diskutierte Brücken-Strompreis, der ist für diese Unternehmen enorm wichtig, damit sie das packen.

Bergmann: Sie brauchen also eine Subvention, eine Hilfe der Gesellschaft, um dorthin zu kommen, wo wir sie eigentlich haben wollen. Herr Aiwanger, ist in so einem Zusammenhang Subvention in Ordnung? Notwendig?

Aiwanger: Ja, es ist notwendig. Da müssen wir uns als Gesellschaft festlegen und sagen: Jawohl, bevor die Unternehmen nach Amerika gehen, nach China gehen, wollen wir die bei uns halten. Die bekommen von uns Geld, damit sie in den nächsten fünf bis zehn Jahren eben diesen Schritt zur Wasserstoffwirtschaft gehen, obwohl der heute teurer ist, als mit fossilen Energien weiterzumachen. Und dann müssen wir eben Partner finden – von Norwegen bis Nordafrika, von Holland bis Australien –, die uns grünen Wasserstoff anbieten. Etwa in Form von grünem Ammoniak, den sie per Tankschiff von Australien holen, oder über die heutigen bestehenden Erdgas-Pipelines aus Nordafrika. Wir werden selbst nicht so viel erzeugen können, wie wir aus diesen Ländern brauchen. Sollte das fossile Zeitalter zu Ende gehen, darfst du nicht in Armut versinken und wieder Revolutionen haben. Wir brauchen als Gesellschaft dann Unterstützung für diese Industriezweige, damit wir in zehn Jahren eine saubere grüne Stahlwirtschaft in Deutschland haben.

Lilie: Aber wir brauchen auch Regulative. Wenn wir jetzt nur darauf setzen, dass wir sagen, die Unternehmen sind alle ganz famos, dann kommen wir nicht weiter. Da gibt es bestimmt tolle Stahlunternehmen. Aber ich weiß auch, dass die deutsche Automobilindustrie bis vor kurzem die größten Dreckschleudern nach China verkauft hat und die sich überhaupt nicht bemüht haben, innovativ zu sein. Wir hatten den Dieselskandal in Deutschland – da war nicht viel Innovation in der deutschen Automobilindustrie. Da müssen wir auch mal diskutieren: Gehört es zu den Freiheitsrechten, dass man jetzt mit dem Elektroauto 230 km/h auf einer deutschen Autobahn fahren kann? Oder ist das eigentlich absurd angesichts der Probleme, die wir haben? Das heißt, wir müssen auch eine

zum Beispiel das Umweltbundesamt. (Vgl. Umweltbundesamt (2023): <https://www.umweltbundesamt.de/themen/klima-energie/klimaschutz-energiepolitik-in-deutschland/wasserstoff-schlüssel-im-kuenftigen-energiesystem#herstellung> [zuletzt gesehen am 10. 11. 2023]).

gesellschaftliche Debatte darüber führen, was denn eigentlich ein gutes Leben ist. Denn zur Wahrheit gehört nun auch, dass wir in einer Gesellschaft leben, in der wenige Prozent der Bevölkerung fast die Hälfte des CO₂-Ausstoßes emittieren. Wie wir damit umgehen, sollten wir bitte nicht nur der freien Marktwirtschaft überlassen, sondern sollten wir in einer Zivilgesellschaft miteinander gut besprechen und nicht alles sofort als Verbotspolitik labeln.

Bergmann: Ja, die Debatte müssen wir führen. Doch wenn ich mit Unternehmen spreche, heißt es oftmals: Keine Beschränkungen, keine Regulierung, dann kann ich mich am besten entfalten und innovativ sein. Welche Regeln brauchen Unternehmen vielleicht doch? Brauchen sie sie, um auch etwas angestoßen zu werden?

Ruppert: Ein demokratischer Rechtsstaat braucht klare Regeln. Wir sind kein libertäres Land, in dem sozusagen jeder machen kann, was er will. Die Freiheit des einen endet da, wo sie die Freiheit des anderen tangiert. Als Unternehmen sehen wir halt nur, dass sich die Regeln sehr häufig ändern, dass sie sehr kleinteilig werden, dass sie einen guten Anspruch erheben, aber in der Regel den Missbrauchsfall zum allgemeinen Fall machen. Und da fangen dann die Probleme an. Aber das ist auf keinen Fall ein Plädoyer, auf Regeln zu verzichten und zu glauben, dass ein Unternehmen von sich alleine darauf kommt, es schon richtig zu machen. Diese Naivität teile ich als Vertreter eines Unternehmens nicht.

Ich finde, die größte Bedrohung unserer Tage, neben dem Klimathema, ist die Inflation. Weil sie die Ärmeren besonders hart trifft, weil die Belange des Alltags teurer werden. Wer sehr viel Geld verdient, den betrifft das nicht im gleichem Maße. Die Inflation frisst Sparguthaben auf und gefährdet langfristig den sozialen Frieden. Das ist schleichend, aber es ist Teil der Verunsicherung der Gesellschaft im Moment, dass die Leute merken, da kommt ein Wohlstandsverlust auf sie zu und schon Erarbeitetes zerrinnt ihnen. Ist das eine Gefahr für die Demokratie? Ich glaube schon – wenn ich sehe, wie sich teilweise Menschen von Demokratie abwenden. Die Vorstellung, jeder macht sein Eigenes, die können wir uns nicht mehr leisten. Diese Idee, wir als Wirtschaft oder die Wissenschaft oder ein anderes gesellschaftliches Teilsystem, komme ohne das andere aus, teilweise mit Verachtung gegenüber der Politik, gefährdet die Basis demokratischer Prozesse, weil Aushandlungsprozesse nur in der eigenen Blase stattfinden.

Lilie: Ich würde das sehr gerne unterstützen, was Herr Dr. Ruppert gerade gesagt hat. Ich glaube, wir brauchen bei dieser Suche nach Lösungen wirklich breite Diskussionen, die erst mal die unterschiedlichen

Potenziale der Zivilgesellschaft, der Menschen in sehr unterschiedlichen Räumen wirklich einbeziehen und dann daraus politische Vorschläge entwickeln. Da erlebe ich im Moment sehr viel Burgen-Mentalität in Ministerien. Jeder überlegt sich da für sich mit seinen Referentinnen und Referenten, was für alle gut sein soll. Und ich bin sehr skeptisch, ob wir damit diese Riesenherausforderung organisieren. [...]

Freitag: Ich glaube, dass unsere Systeme unter anderem auch sehr stark belastet sind, weil wir einfach ganz viele gerade auffangen, die nicht mitkommen oder die krank sind wegen unserem krassen Wachstums- und Konsumdruck. Und wie können wir das lösen? Wie können wir auch die Gesundheitssysteme entlasten? Es gibt bereits Lösungen, die ausprobiert werden: zum Beispiel eine Vier-Tage-Woche. Ein anderes Beispiel ist das bedingungslose Grundeinkommen. Es gibt dafür verschiedene Finanzierungskonzepte und bei einem Experiment wurde herausgefunden, dass die Zahl der »Days of Employment«, also die Anzahl der Arbeitstage bei den Menschen, die ein bedingungsloses Grundeinkommen hatten, höher war als bei den anderen, weil man einfach wieder mal mehr durchatmen kann und sich dem widmen kann, wofür man wirklich brennt. Und ich glaube, das ist etwas, was unsere Gesellschaft total braucht: wieder dieses Wohlergehen in den Mittelpunkt zu stellen. Und da sind wir wieder beim Thema Gutes Leben.

Ruppert: Als ein Unternehmen, das in Deutschland produziert und bei denen in vier Tagen die Maschinen nicht schneller laufen, stellt sich schon die Frage: Wie sollen wir eine Vier-Tage-Woche finanzieren? Auf der einen Seite organisieren wir schon jetzt Schichtarbeit um, auf der anderen Seite wollen wir gepflegt werden, den Nahverkehr nutzen, wir wollen zu vielen Zeiten einkaufen – ich sehe uns pauschal nicht dazu in der Lage, auf die Vier-Tage-Woche umzusteigen. Aber wir müssen, glaube ich, darüber diskutieren: Wie wollen wir in der Zeit arbeiten und welche Arbeit ist gute Arbeit? Und noch eine zweite Anmerkung: Wir haben Rekordsteuereinnahmen. Man muss mal sehen, wie man mit den Ressourcen, die man hat, damit meine ich auch steuerliche Ressourcen, auskommt.

Aiwanger: Ich glaube, dass wir einfach zur Kenntnis nehmen müssen, dass Deutschland nicht eine Insel der Glückseligkeit ist und dass die Konkurrenz nicht schläft. Also wir müssen schon schauen, dass wir die Dinge auch immer wirtschaftlich hinterlegt haben, die wir uns wünschen. Und da ist eben teilweise eine Illusion im Gange. Ja, wir haben auf Kosten der Substanz gelebt und gearbeitet in den letzten 40 Jahren. Wir haben zu wenig Kinder zur Welt gebracht. Wir haben uns zu wenig

um die eigenen Eltern gekümmert, vielleicht auch zu wenig in die Bildung und in die Gesundheit des Einzelnen investiert, sondern haben produziert, produziert, Bruttosozialprodukt erwirtschaftet. Das ist einfach jetzt der Wettlauf. Wir müssen schon aufpassen, dass wir uns nicht eine schöne Welt zurechträumen mit immer weniger Arbeit. Und dann sind wir plötzlich nicht mehr Wirtschaftsland Nummer eins, zwei oder drei, sondern unter ferner liefen.

Rippel: Man muss sich nur klarmachen, dass unser System in Europa nicht das allein selig Machende ist, nachdem sich die Welt richtet. Eine Frage ist auch: Ist die schwarze Null eigentlich das, was wir erreichen müssen? Die schwarze Null ist ja nur ein Überbegriff für die Schuldenbremse. Die schwarze Null ist etwas sehr Spezifisches, und meint, dass man in einem Haushaltsjahr punktgenau keine Schulden aufnimmt. Kann es darauf ankommen in Zeiten einer Mega-Transformation zur Klimaneutralität? Und eines dürfen wir ja nicht vergessen: Die Schuldenbremse, die 2009 eingerichtet worden ist und Verfassungsrang bekam, die war schon damals bei sehr vielen Ökonominnen und Ökonomen total umstritten.

Lilie: Also, ich will zwei Dinge sagen. Das eine ist, wir sollten jetzt nicht so tun, als wenn in Deutschland das Wirtschaften bestraft würde. Wir haben in der Coronazeit einen Staat erlebt, der hunderte von Milliarden in die Subvention der deutschen Wirtschaft gesteckt hat. Ich habe mich da nie drüber beschwert, fand ich immer richtig. Bei manchen dieser Subventionen kann man noch mal überlegen, was man da hat überleben lassen und was da alles gepampert worden ist. Nur damit wir hier nicht über falsche Dinge reden. Da sind hunderte von Milliarden bezahlt worden. Ein Freund von mir, ein sehr erfolgreicher Gastronom, der hat über zwei Jahre 80 Prozent seiner Umsatzerlöse erstattet bekommen. Also, das ist jetzt hier nicht ein Land, in dem es die Wirtschaft wirklich wahnsinnig schwierig hat.

Das andere ist, dass wir darüber nachdenken müssen: Was ist zukünftig noch bezahlbar? Wir haben eine wirklich schwierige Situation, vor allen Dingen auch in den Haushalten der Kommunen. Können wir das, was wir bisher so als normal, als Versorgungsstaat erlebt haben, in die Zukunft linear so weiter rechnen? Da müssen wir auch drüber diskutieren. Ich sage immer, wir müssen über einen neuen Gesellschaftsvertrag reden.

Zentrum **Muslime und Christen**

Deutsch-muslimische Normalität – ein Zukunftstraum

Was hält uns davon ab?

Gespräch¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, NCC Ost,
Saal Tokyo

Prof. Dr. Aladin El-Mafaalani, Migrationsforscher, Osnabrück
Dr. Benjamin Idriz, Islamische Gemeinde Penzberg
Prof. Dr. Dr. h. c. Mathias Rohe, Jurist, Erlangen
Bellal Samadi, Netzwerk der Jungen Islam Konferenz, Bad Homburg/
Höhe
Juliane Seifert, Staatssekretärin Bundesinnenministerium, Berlin

Moderation:

Dunja Ramadan, Redakteurin Politik, Süddeutsche Zeitung, München

Poetischer Impuls von Maryam Kamil Abulsalam²

Unsichtbar

Manchmal bin ich traurig.

Ich bin traurig,
wenn in deutschen Städten Häuser und Moscheen brennen,
wenn Parteien mit dem Slogan »Islamfreie Schulen« auf Stimmenfang
gehen
und wenn Bürgermeisterkandidaten nach den Vornamen deutscher
Straftäter fragen, in der Hoffnung, sie lauten Abdelkarim, Suheib und
Tariq.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

² Maryam Kamil Abulsalam ist Doktorandin an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bonn und Mitglied der Projektleitung »Muslime und Christen«, die diese und andere Veranstaltungen auf dem Kirchentag in Nürnberg vorbereitet hat.

Ich bin traurig,
wenn meine Schwestern länger darüber nachdenken, ob sie ihre Bewerbung mit oder ohne Foto versenden sollen, als sie Zeit darauf verwenden, ihre Bewerbung selbst zu schreiben,
und wenn sie eingeladen werden, erklären müssen, dass ihre Kleidung keine Unterdrückung ist, sondern freie Wahl – und ein bisschen Mode.

Ich bin traurig,
wenn in der Schule über den 11. September, Afghanistan und den Iran gesprochen wird, und meine Brüder erklären sollen, warum ihre Religion intolerant und gewalttätig ist.

Ich bin traurig, wenn es wieder irgendwo heißt, dieser Islamist hätte früher erkannt werden müssen, denn »er ging regelmäßig in die Moschee und spendete«.

Ich bin auch traurig,
wenn auf der Deutschen Islamkonferenz Blutwurst serviert wird.

Und manchmal habe ich Hoffnung.

Ich habe Hoffnung,
wenn meine Schwestern für ihre Rechte in der eigenen Gemeinde, im Gericht und im Boxing kämpfen – und gewinnen.

Ich habe Hoffnung,
wenn eine Freundin mir etwas zum Opferfest schenkt und ich ihr zu Weihnachten.

Ich habe Hoffnung,
wenn an Lebensmitteln neben dem kleinen V für Vegan ein kleines H für Halal ausgeschildert ist.

Ich habe Hoffnung,
wenn ich meinen Chef um Befreiung für unsere muslimischen Mitarbeiter:innen zum Fest des Fastenbrechens bitte und er dem ganzen Team freigibt. Weil es doch ein Anlass zur Freude für uns alle sein kann.

Ich habe Hoffnung,
wenn meine Geschwister aufhören können, über Frauenrechte und Gewalt im Islam zu sprechen, sondern anfangen, Ruhe und Inspiration in ihrer Religion zu finden.

Und manchmal, wenn ich Hoffnung habe,
dann bin ich mutig.

Und wenn ich mutig bin,
dann träume ich von einer neuen Normalität.

Dann habe ich einen Traum,
Keinen Traum in Schwarz-Weiß,
sondern Live und in Farbe.

Dann habe ich einen Traum,
davon, dass niemand mehr fragt, ob der Islam zu Deutschland gehört,
dass am Ortseingangsschild die Uhrzeiten der Gottesdienste für Jumu-
ah,³ Schabbat und Sonntag stehen,
dass irgendwann deine Tochter nach Hause kommt und von ihrer Ma-
thelehrerin erzählt und vor lauter Begeisterung vergisst zu erwähnen,
dass sie ein Kopftuch trägt.
Ich habe einen Traum,
dass ich darüber nachdenken kann, mir in Brandenburg ein Haus zu
kaufen, weil die Natur dort schön ist,
davon, dass mein kleiner Neffe Polizist werden will, weil er Freund und
Helfer für alle sein möchte.

Ich habe einen Traum,
unsichtbar zu sein,
während ich sichtbar bin.
Ich habe einen Traum,
dass du nicht mein Tuch, sondern mein Gesicht siehst,
mein Wort hörst,
meine Talente erkennst,
meine Taten bemerkst,
meinen Schmerz und meine Freude fühlst.

Wenn ich mutig bin,
dann habe ich einen Traum,
dass wenn ich Brüder und Schwestern sage,
wir alle gemeint sind,
Menschen, wie Du und Ich.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Aladin El-Mafaalani: Als die Frage entstand, gehört der Islam zu Deutsch-
land, gab es nicht die höchste Anzahl an Muslimen in Deutschland. Der
Anlass war also kein quantitatives Phänomen, sondern: Auf einmal saßen
relativ viele Muslime am Tisch und haben sich eingemischt. Eine gute Sa-
che. Teilhabe, Partizipation, Integration, nennen Sie es, wie Sie es wollen,

³ Jumuah bedeutet Freitag auf Arabisch und wird außerdem zur Bezeichnung des
Freitagsgebetes am Freitagnachmittag verwendet.

aber eine gute Sache. Diese gute Sache hat bewirkt, dass wir die Frage stellen: Gehört der Islam jetzt zu Deutschland? Ja oder nein?

Diejenigen, die sagen, der Islam gehört nicht zu Deutschland, haben das früher einfach so gesagt. Mittlerweile hatte selbst Horst Seehofer 2018 gesagt: »Der Islam gehört nicht zu Deutschland. Aber selbstverständlich gehören die hier lebenden Muslime zu Deutschland.« Als ich in den 1990er Jahren Teenie war, hätte ich gesagt, dass ich das von einem CSU-Politiker niemals hören werde. Ich habe den Satz von ihm gehört und dachte: Fortschritt! Jetzt sagt das die AfD und die anderen Parteien sind noch einen Schritt weiter. So funktioniert das halt. Man muss sich daran gewöhnen. Wenn ich vor Muslimen sprechen würde, würde ich sagen: Was erwartet ihr denn, wenn Leute an den Tisch kommen, die anders sind? Früher, am Anfang, waren es Frauen, die neu an den Tisch gekommen sind. Das ist nicht gemütlich, für niemanden. Das bedeutet Veränderung.

Ein letzter Aspekt noch, warum ich das immer so humorvoll sage: Weil das nichts Tragisches ist. Das ist erwartbar. Meine ganze Disziplin, die Soziologie, dürfte es nicht geben, wenn alles harmonisch über die Runden gehen würde. Der Entstehungsmythos dieser Disziplin ist, dass Fortschritt zu Konflikten führt und Konflikte zu Fortschritt führen können. Dass wir zum Beispiel jetzt heute Ostdeutsche viel lauter hören als früher, ist nicht, weil Ostdeutschland und Westdeutschland sich auseinandergelebt haben, sondern weil jetzt mehr Ostdeutsche am Tisch sitzen. Wir hören jetzt, was die bereits seit den 90er Jahren gefühlt und empfunden haben. Ich würde sogar sagen, die Integration der Menschen aus Ostdeutschland ist besser als vor 20 Jahren. Deshalb hören wir sie, deshalb haben wir den Streit und die Konflikte. Diesen Perspektivwechsel braucht man erst mal.

Dunja Ramadan: Das heißt, es geht auch um Geld und Macht. Herr Idriz, mich würde es jetzt interessieren, was brauchen denn Muslime? Muslimische Verbände, muslimische Moschee-Gemeinden, aber vielleicht auch muslimische Wohlfahrtsverbände, um mehr Normalität zu schaffen? Scheitert es auch am Geld?

Benjamin Idriz: Ja, auf jeden Fall. Das ist wirklich ein riesiges Problem, dass die Vereine, Verbände, Dachverbände in Deutschland auf Spenden angewiesen sind, dass wir unabhängig von staatlichen Ressourcen existieren und die muslimischen Gemeinden in Deutschland so organisiert sind, dass wir keine finanziellen Zuschüsse bekommen. Und das ist natürlich eine Herausforderung: So etwas wie einen Kirchentag zu organisieren, quasi einen »Moscheentag«, das wäre unmöglich für uns. Das ist natürlich eine Frage des Geldes, eine Frage der Infrastruktur. Es muss

von der Mehrheitsgesellschaft anerkannt werden, dass die muslimischen Gemeinden durch ihre Spenden existieren und dass sie es tatsächlich geschafft haben, so viele hervorragende Initiativen und Einrichtungen zu gründen. Viele muslimische Akteure im Bereich der Umwelt, im Bereich des sozialen Lebens, im Bereich der Wohltätigkeit sind jetzt in Deutschland unabhängig von Moscheegemeinden organisiert. All das funktioniert dank ehrenamtlichen Engagements. Ob der Islam staatlich anerkannt wird oder nicht, das ist ein juristisches Problem. Was ich als Imam positiv sehe: Dass wir in Deutschland zumindest nicht mehr die Frage stellen, wie der Herr El-Mafaalani gesagt hat, ob der Islam zu Deutschland gehört oder nicht. Jetzt haben wir die Deutsche Islamkonferenz, die meiner Meinung nach der erste Schritt in die richtige Richtung ist. Aber der zweite Schritt, was wir in Zukunft brauchen, sind theologische Einrichtungen, Theologen, Professoren. Dass wir jetzt eine theologische Debatte in Europa haben, dass wir mittlerweile in Deutschland und in Europa sozialisierte Imame haben, die in den Moscheegemeinden tätig sind, ist ein großer Schritt in die richtige Richtung. Was wir zudem in der Zukunft brauchen, ist eine theologische Auseinandersetzung mit dem Islamverständnis in Deutschland. Der Islam ist wie das Christentum und das Judentum sehr vielfältig, keine Monoreligion, sondern er kennt unterschiedliche Interpretationen, unterschiedliche Strömungen. Welches Verständnis des Islams kann in Deutschland tatsächlich ankommen? Ein Islam, welcher die Gewalt ablehnt. Ein Islam, welcher die Gleichberechtigung der Geschlechter ganz klar und deutlich nicht nur bejaht, sondern auch in Moscheegemeinden umsetzt, welcher die Demokratie und Rechtsstaatlichkeit anerkennt. Dieses Islamverständnis brauchen wir nicht nur an theologischen Einrichtungen, sondern an der Basis. Dafür brauchen wir Imame, Theologen, Förderung vom Staat.

Ramadan: Herr Rohe, was können denn Muslime selbst tun, um mehr Normalität zu schaffen?

Mathias Rohe: Sie tun ja eine ganze Menge, aber gerade so ein Kirchentagsetting, wo doch sehr viele kirchliche Hauptamtliche vieles koordinieren können, fehlt weitestgehend in der muslimischen Szene. Es ist tatsächlich wichtig, dass solche zarten Pflänzchen wie das Islamkolleg verstetigt werden. Muslime, Musliminnen können sich professionalisieren. Wie kann man seine Interessen in einer sehr komplexen Zivilgesellschaft voranbringen? Wo finde ich Verbündete? Ich glaube, in so einem Setting wie dem Kirchentag findet man eine Menge gutwilliger Leute, mit denen man kooperieren kann, vor allem auf der lokalen, auf der kommunalen Ebene. Wir leben immer noch in einer 1.0-Welt, die Vertrauen und gegenseitiges Kennenlernen braucht. Dabei haben wir allerdings

Disparitäten, denn Leute wie Benjamin Idriz arbeiten sich ohnehin schon ab, müssen Urlaub nehmen, um bei einer Sitzung wie diesem Podium teilnehmen zu können, während die Hauptamtlichen das als Dienstreise abrechnen. Die Zivilgesellschaft und die Politik müssten auf allen Ebenen noch deutlich mehr Türen öffnen, sich diesen Verteilungskämpfen stellen. Was vielleicht für Musliminnen und Muslime noch möglich ist: Sich mehr zu positionieren in unterschiedlichen zivilgesellschaftlichen Organisationen, Gewerkschaften, freiwillige Feuerwehr und dergleichen. Das kommt nicht nur gut an, sondern man lernt sich da kennen.

El-Mafaalani: Das Professionalisierungsniveau und der Organisationsgrad variieren sehr stark in den muslimischen Communities. Eine Schwierigkeit dabei: Ja, es gibt sehr viele Strömungen, womit Du theologische und religionspraktische Fragen meinst. Aber es ist noch komplexer: Ich kooperiere mit einem Gymnasium, wo 80 Prozent der Schülerinnen und Schüler Muslime sind, allerdings kommen sie aus 20 Ländern. Und das sind dann nicht 20, sondern 28 ethnische Gruppen. Sie haben mindestens drei Konfessionen. Und wenn man genauer schaut, kann man noch stärker differenzieren. Sie sprechen über ein Dutzend Sprachen, Deutsch ist eine davon. Manche von diesen Muslimen können aber nur Deutsch sprechen und andere sprechen zwei Sprachen und haben Deutsch als dritte Sprache gerade erst angefangen zu lernen. Wir sprechen von »80 Prozent Muslime« in dieser Schule und man glaubt, das sei eine homogene Masse. Und dann stellt man fest, Muslime sind so divers wie keine andere Religionsgruppe, auch wenn sie eine der kleineren Religionsgemeinschaften in Deutschland sind. Als Soziologe finde ich faszinierend, was wir alles erheben können, wenn wir Muslime untersuchen. Sie können Menschen begegnen, die sind zugewandert. Sie können Menschen begegnen, die sind konvertiert, haben urdeutsche Wurzeln, jahrtausendlang. Aber sie können auch Menschen begegnen, die sind migrantisch, zweite Generation, dritte Generation, vierte Generation, vielleicht sogar fünfte Generation (gerade in Kita und Grundschule). Das alles nennen wir einfach »Muslime«! Und selbst die Art der Religiosität, »muslimisch zu sein«, kann ja alles Mögliche bedeuten. Und die sollen sich jetzt professionalisieren ohne Connections, ohne eine enge Verknüpfung unter sich. Das funktioniert so einfach nicht.

Ramadan: Aber wir haben doch eine deutsche muslimische Identität, oder?

El-Mafaalani: Nein, auf gar keinen Fall. Wir haben nicht einmal *eine* muslimische Identität und schon gar nicht *eine deutsche* muslimische Identität. Wenn Sie das wollen, wäre das eine Zukunftsvision. Die Stärke vom

Protestantismus heute ist, dass der Protestantismus alles noch mitnehmen konnte, was für Staat und Gesellschaft relevant ist: Unsere Verfassung, die Demokratie, hat sich parallel mit dem Protestantismus entwickelt beides ist ineinander verwurzelt. Das ist historisch gewachsen und verwachsen. Es ist schwer, so eine superdiverse Gruppe wie die Muslime in Deutschland zu zwingen, heute solche Organisationsstrukturen zu erzeugen, wie sie die christlichen Kirchen haben. [...] Wenn eine deutsch-muslimische Normalität als eine deutsch-islamische Identität die Vision sein soll, dann dauert das schon noch Jahrzehnte. Das werden die meisten hier im Raum nicht erleben, dem Augenschein nach. [...]

Juliane Seifert: Herr Rohe hat zu Recht hingewiesen auf den Umgang mit den Gastarbeiterinnen und Gastarbeitern in den 60er Jahren, die für die Arbeit hierhergekommen sind, aber wo es von politischer Seite keine Bemühungen gab, sie wirklich in die Gesellschaft zu integrieren, ihnen Angebote zu machen, um Deutsch zu lernen, ihnen über die Zivilgesellschaft Angebote zu machen, wirklich Teil der Gesellschaft zu werden und vieles mehr. Und dass es deswegen auch falsch ist, auf sie zu zeigen, nach dem Motto: Ihr habt ja selber nicht dafür gesorgt, dass ihr integriert seid. Es geht immer darum, dass zwei sich gegenseitig die Hände reichen. An der Stelle hat der Staat einfach viel zu wenig die Hand gereicht. Wir haben daraus gelernt. Im Innenministerium haben wir beispielsweise die Integrationskurse, wir bieten so viele an wie noch nie. Man sieht auch, dass wir gelernt haben aus 2015/16. Wir haben tausende mehr Deutschlehrerinnen und Deutschlehrer. Auch wenn noch nicht alles perfekt ist, sieht man, dass der Staat hier gelernt hat. Es gilt, wirklich vom ersten Tag an zu fördern, und da betrachten wir auch das Thema der Imaminnen und Imame. Wir sehen es kritisch, wenn wir Imame in Deutschland haben, die nicht von hier kommen, die hier nicht groß geworden sind, die hierhin entsandt werden: Wir möchten das anders befördern, etwa mit dem Islamkolleg, um dafür zu sorgen, dass es mehr Imaminnen und Imame gibt, die in Deutschland großgeworden sind.

El-Mafaalani: Man muss zwei Sachen unterscheiden. Einerseits: Sind das Imame, die hier aufgewachsen und hier ausgebildet sind oder im Ausland aufgewachsen oder ausgebildet? Andererseits müssen wir das unterscheiden von politischer Einflussnahme.

Es ist gut, dass wir jetzt das ausschließlich staatlich finanzierte Islamkolleg haben. Aber auch alle anderen islamischen Verbände haben jetzt

hier Akademien, was auch ein bisschen gewünscht ist. DTB⁴ bildet jetzt in Deutschland die in Deutschland geborenen jungen Leute zu Imamen aus. Über DTB hat die Türkei natürlich Einfluss. Das war schon immer so, da hat Erdogan gar nichts verändert, sondern die jetzige türkische Regierung gefällt uns lediglich nicht mehr so gut wie die türkische Regierung vor 20 oder 30 Jahren.

Der Einfluss der Türkei ist nicht in theologischer Hinsicht problematischer geworden als früher, sondern in politischer Hinsicht. Tatsächlich ist das Ziel, dass die türkischen Menschen, die in DTB-Moscheen gehen, eine türkische Identität bewahren, gebunden werden an die Türkei, ein Zugehörigkeitsgefühl weiter beibehalten. Aber keine Sorge, wir untersuchen das ja auch: Die jungen Leute gehen dahin, die beten da auch, die kennen da alle und so weiter, aber ziemlich viele Leute sind kritisch gegenüber diesem Nationalismus, der da stattfindet. Wir haben eine Studie an der Uni Duisburg-Essen, die beste Studie in ganz Europa zu Türkeistämmigen, die »Mehrthemenbefragung des Zentrums für Türkeistudien«.⁵ Seit den 1990er Jahren gucken die sich an, wie ist die Haltung, die Einstellung, das Empfinden von Türkeistämmigen in NRW und in Deutschland – eine Langzeitstudie. Und da stellt man fest, in den 90er Jahren war Solingen. Danach wächst langsam Tendenz, dass sich Türkeistämmige in Deutschland verwurzelt und beheimatet fühlen. Durch die 90er, die Nuller-Jahre bis 2010 steigt dieser Wert. Die Befragung wird alle zwei Jahre gemacht. 2010: ein extrem guter Wert. Und 2012 sind die Werte tief gefallen.

Seifert: Wegen Sarrazin⁶?

⁴ »DTB (Diyanet sleri Türk-slam Birliği = Türkisch-Islamische Union der Anstalt für Religion e. V.)

Dieser Verband mit derzeit 780 Moscheegemeinden vertritt den regierungsamtlichen Islam der Türkei. DITIB hat seit 1982/84 das Ziel, möglichst umfassend die türkische Bevölkerung zu erreichen und sie zugleich in ihrem Nationalbewusstsein als Bürgerinnen und Bürger des türkischen Staates zu bestärken. DITIB stellt – finanziert vom Amt für religiöse Angelegenheiten der Türkei – den meisten der angeschlossenen Moscheevereine für jeweils vier Jahre Religionsbeauftragte, die den Dienst in den örtlichen Moscheen versehen. Diese Imame unterstehen den Religionsattachés der türkischen Botschaft bzw. der Konsulate.« Quelle: <https://www.ekd.de/I-Teil-Entwicklung-des-Islam-in-Deutschland-633.htm> [zuletzt gesehen am 12.12.2023].

⁵ S. Martina Sauer: 20 Jahre Mehrthemenbefragung. Integration und Partizipation türkeistämmiger Zugewanderter in Nordrhein-Westfalen 1999 bis 2019, Essen 2020, S. 36–44.

⁶ Anspielung auf das Buch »Deutschland schafft sich ab« von Thilo Sarrazin (München 2010).

El-Mafaalani: Zwischen 2010 und 2012 waren zwei Sachen, die einschneidend waren. Das Sarrazin-Buch kam raus und, noch schlimmer, 2011 kam heraus, dass nach Solingen der NSU eigentlich nahtlos weitergemacht hat. Junge Leute haben unter sich gesagt: Na ja, Sarrazin ist ein Spinner, von mir aus, aber beim NSU hat der Staat seine Finger mit im Spiel. Dann war die Verbundenheit komplett weg. Seitdem wächst sie langsam wieder und wir sind jetzt schon wieder in die Richtung des Niveaus, was wir 2010 hatten. Im gleichen Zeitraum ist das Bildungsniveau und die Arbeitsmarkteteiligung permanent hochgegangen. Aber wie fühlen sich Türkeistämmige in Deutschland? Da gab es einen riesigen Einsturz und der hatte auch was mit dem öffentlichen Diskurs zu tun.

Am stärksten eingestürzt ist es bei der zweiten und dritten Generation. Je besser sie gebildet sind und je besser sie Deutsch sprechen, desto stärker war der Einbruch. Bei der ersten Generation sind die Werte kaum runtergegangen. Die besser Integrierten haben sich von Deutschland am stärksten abgewendet. Das sind so komplizierte Effekte, die man sich klarmachen muss.

Ramadan: Ich hätte noch eine allerletzte Frage und ich bitte alle, in zwei bis drei Sätzen zu antworten. Wann, ganz konkret, wäre der Islam normal in Deutschland? Wenn es vielleicht Politiker gibt, die nicht nur fremdländisch klingende Namen haben, sondern auch offen mit ihrer Religiosität umgehen? Wenn es bei Karstadt Burkinis zu kaufen gibt neben Bikinis?

Bellal Samadi: Wenn Muslime geschafft haben, sich untereinander zu einigen, damit man eine gemeinsame Instanz hat, damit man auch ein Zusammengehörigkeitsgefühl hat, damit man sich nicht untereinander streitet. Wenn aber andererseits auch die Leute davon abkommen, zu scheu gegenüber fremden Kulturen zu sein. Es braucht halt einfach Zeit. Es braucht Mut. Es braucht aber vor allem auch den Willen, sich anzupassen, finde ich. Und es gibt Beispiele, da sieht man, das läuft gut. Aber ich gebe auch den Eltern eine große Mitschuld daran, wenn Integration nicht gelingt. Und ich hoffe, dass diejenigen, die hier in Deutschland geboren worden sind, die hier aufgewachsen sind, es einfach besser machen.

Idriz: Wenn die Muslime über den Islam so kontrovers diskutieren wie die Mehrheitsgesellschaft. Das Thema Islam ist innerhalb der Muslime noch nicht angekommen. Zumindest ist eine Realität, dass wir als Imame nicht zusammenkommen, als diejenigen, die Moscheegemeinden führen. Wir begegnen uns sehr, sehr selten. Wir bleiben unter uns, unter bestimmten Dachverbänden. Aber dass wir so eine Konferenz haben, dass wir so eine Tagung haben, wo wir dann zusammenkommen, über Tabu-

themen sprechen, über Probleme sprechen, sei es jetzt LGBT, sei es auch Antisemitismus, sei es das Thema Frauenfeindlichkeit, wie auch immer. Wir haben sehr viele Themen in Bezug auf Islam und Muslime, über die wir als Muslime selbst in einen Kulturstreit kommen müssen, wo wir dann unter uns offen und tabufrei reden.

Rohe: Wir haben Normalität, wenn eine weibliche muslimische Person of Color zur bayerischen Ministerpräsidentin gewählt wird.

Seifert: Wir haben Normalität, wenn es in den Personalräten, bei den Gewerkschaften normal ist, auch Muslim zu sein, wenn es die evangelische Kita gibt mit evangelischem Träger, aber genauso eine Kita mit dem muslimischen Träger, wenn in den Chefredaktionen von den großen Zeitungen, wenn unter den Bürgermeisterinnen und Bürgermeistern, unter den Ministerpräsidentinnen und Ministerpräsidenten vielleicht gar nicht gefragt wird, ob er oder sie Muslimin oder Muslim ist, sondern er oder sie da einfach dabei ist, weil er oder sie sich engagieren will, weil er oder sie gut darin ist, sich für die Sache einbringt, und da auch gar nicht mehr so viel drüber nachgedacht wird, wenn es einfach selbstverständlich ist.

Zentrum Ökumene

»Suche Frieden und jage ihm nach!« (Psalm 34,15)

Gegenwärtige Herausforderungen der Friedenstheologie

Podiumsdiskussion¹ am Samstag, 10. Juni 2023, St. Jakob, Nürnberg

Prof. Dr. Fernando Enns, Theologe, mennonitisch, Hamburg
Prof. Dr. Heinz-Gerhard Justenhoven, Direktor Institut für Theologie und Frieden, röm.-kath., Hamburg
Friedrich Kramer, Landesbischof, Friedensbeauftragter Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Magdeburg
Dr. Andrea Zemskov-Züge, Historikerin, Mobile Akademie für Geschlechterdemokratie und Friedensförderung, Berlin

Moderation:

Dr. Astrid von Schlachta, Historikerin, mennonitisch, Hamburg

Betrachtung Ps 34,15 von Fernando Enns

Liebe Kirchentagsfreunde und -freundinnen, jetzt ist die Zeit für Frieden. Jetzt. »Pazifist zu sein nur in Friedenszeiten, ist so, wie wenn man nur zwischen den Mahlzeiten Vegetarier ist.« Dieses Zitat ist mir in den vergangenen Monaten erregter Diskussionen ziemlich oft begegnet. Ein Angriffskrieg der russischen Regierung gegen die Menschen, gegen die Natur, die Infrastruktur, das Militär in der Ukraine. Das ist schrecklich. Das ist böse. Das ist ethisch nicht legitimierbar. Und das ist auch völkerrechtswidrig. All das können wir als breiten Konsens auch hier im Raum voraussetzen. Allerdings sage ich das auch ausdrücklich in klarer Abgrenzung zu jenen politischen Kräften, die ungerechte, weil ausgrenzende und diffamierende politische Ideologien verbreiten. Widerstand ist ange-sagt. Solidarität mit den Opfern ist gefragt.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt. Weggelassen wurde aus redaktionellen Gründen der friedenspraktische Teil der Diskussion, Informationen zur friedenspraktischen Initiative, die die Referentin Dr. Andrea Zemskov-Züge vorstellte, finden Sie unter <https://www.owen-berlin.de/ueber-uns/>.

Schutz für die Verwundbarsten. Ebenfalls Konsens. Aber damit sind eben nicht alle Fragen beantwortet, sondern jene nach den ethisch legitimeren Mitteln sind gestellt. Und spätestens jetzt gilt: Wer sich diese Frage wirklich stellt, muss zwangsläufig den Denkhorizont weiten. Andernfalls würden wir diese ernste Frage nach Rettung aus Not und Befreiung von Gewalt auf die Diskussion über gerade noch zulässige Waffengattungen reduzieren. Wer das tut, kann die Bibel dann auch getrost zur Seite legen. Es sei denn, er oder sie glaubt tatsächlich noch an so etwas wie einen gerechten Krieg. Aber dafür braucht man eigentlich keine Friedenstheologie. Friedenstheologie weitet den Denkhorizont. Sie will nicht zuerst die Regierenden über klügere politische oder gar militärische Strategien beraten. Sie soll auch nicht versuchen, den Mainstream oder die Mitte der Gesellschaft abzubilden. Damit hätte sie bereits ihre prophetische Kraft verspielt, bevor sie überhaupt beginnt, theologisch zu werden. Und sie wäre der Kirche wohl kaum eine Hilfe darin, das gerade in Kriegszeiten so wichtige kritische Wächteramt zu übernehmen, zu dem sie doch nach evangelischem Verständnis berufen ist. Nein, christliche Friedenstheologie setzt neu an bei dem weiten Denkhorizont, der in Christus, dem Gekreuzigten, dem Auferstandenen gegeben ist.

Das ist der hermeneutische Schlüssel. Wir wollen von Christus her verstehen, auch jetzt, wenn wir unsere Nasen in die Bibeln stecken. Denn davon gehen wir ja aus, auch im Konsens, dass, wo immer Menschen – egal welcher Nation – durch Gewalt zu Schaden kommen, wir Christus selbst leiden sehen.

Aber wir wollen zum Psalm 34,15 kommen. Ich stelle mir vor, wie Margarita, meine ökumenische Schwester aus Russland, ebenfalls jetzt den Psalm 34 aus ihrer Perspektive liest; wie sie die rechtfertigenden Stimmen auch aus den Kirchen in Deutschland hört, dass Waffenlieferungen wohl unumgänglich seien. Schließlich gehe es ja um die Selbstverteidigung der Ukrainer. Selbstverteidigung. Wer ist eigentlich dieses Selbst, wenn damit Gewaltanwendung legitimiert werden soll? Das fragt die Philosophin Judith Butler in ihrem jüngsten Buch »Die Macht der Gewaltlosigkeit«. ² Wer definiert dieses Selbst? Wer gehört dazu und wer gehört nicht dazu? Gehört meine ökumenische Schwester Margarita in Russland dazu? Sie will ja diesen Krieg auch überhaupt nicht.

Ich lese den Psalm 34 aus der Bibel in gerechter Sprache: »Weiche dem Bösen aus und handle gut, suche Frieden und gehe ihm nach.«

Das erinnert auch an Paulus: »Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.« ³ Das öffnet einen Denkhorizont: Nicht das Böse leugnen. Es ist ja da. Es wird ja Krieg geführt mit

² Judith Butler: Die Macht der Gewaltlosigkeit, Berlin 2020.

³ Röm 12,21

allem, was dieses Böse mit sich bringt: Verstümmelungen, Vergewaltigungen, Vertreibungen, Traumatisierungen »bis ins dritte und vierte Glied«, Entmenschlichungen auf allen Seiten. Jetzt ist die Zeit, dieses Böse in all seiner Brutalität wahrzunehmen. Aber »ausweichen« sollen wir dem Bösen, steht da. Ablassen vom Bösen, übersetzt Luther, und stattdessen dem Frieden nachgehen. Klingt irgendwie bescheidener als das »Selig sind, die Frieden machen«⁴ der Bergpredigt. Klingt eher nach: Folgt doch der Spur des Friedens, anstatt euch auf die Bekämpfung des Bösen zu beschränken, damit ihr nicht selbst in dieses Böse verstrickt werdet, am Ende gefesselt an die Logik der Gewalt, anstatt die Spur der Gewaltüberwindung tatsächlich zu suchen.

Nehmen wir noch den direkten Kontext hinzu, die beiden Verse, die dieses Wort von der Friedensspurensuche einrahmen. »Bewahre deine Zunge vor Bösem, deine Lippen vor falschen Worten.« Das heißt: Bewahre auch deine Sprache vor dem Bösen. Dass Krieg auch unsere Sprache verändert, das ist erwiesen. Aber gilt nicht auch das Umgekehrte? Durch Sprache schaffen wir auch Realitäten, die wir dann irgendwann für wahr halten. Ist das die Weisheit dieses Psalms? Das erste Opfer im Krieg ist die Wahrheit, heißt es. Ich meine, die Wahrheit wird bereits vor jedem Krieg getötet, verdreht, gefälscht. Sonst kriegt man die Menschen einfach nicht dazu, sich gegenseitig umzubringen. Die systematische Konstruktion und Stigmatisierung der anderen als böse muss zunächst einmal gelingen, damit eine breite Öffentlichkeit sich auch bereit erklärt, die Verwandten – und das ist im Fall Ukraine/Russland oft der Fall – auf der anderen Seite tatsächlich umzubringen. Narrative müssen geschmiedet werden, möglichst noch mit dem Segen des Allerhöchsten garniert. So hat es immer funktioniert, der Gleichschritt von ökonomischen Interessen, militärischer Durchsetzung und missionarischem Eifer. – Nun könnten wir uns wieder leicht im Bösen selbst verheddern, das merken Sie, und all diese Phänomene nur bei den von uns als Andere konstruierten finden, bei den Bösen, den Feinden. Der Psalm rät: »Bewahre deine Zunge vor dem Bösen.« Haben auch wir bereits Wahrheit getötet, Wahrheit geopfert, Wahrheit konstruiert?

Und auch der folgende Vers kommt zu unserer Friedensspurensuche dazu: »Die Augen der Ewigen ruhen auf den Gerechten, ihre Ohren hören auf ihren Hilfschrei.« Hier wird die Perspektive Gottes eindeutig. Gott ist nicht neutral, niemals indifferent gegenüber Unrecht und Gewalt. Sonst wäre er nicht der Schöpfer, der Erlöser, der Befreier und Tröster, den wir als drei in eins bekennen. Gott sieht und Gott hört die Gerechten zuerst. Der gesamte Psalm spricht von diesen als den Gebeugten: Die Gebeugten rufen und Gott hört, Vers 7. Gott befreit, Gott rettet, Vers 18. Gott bewahrt

⁴ Mt 5,9

alle ihre Knochen, keiner von ihnen wird zerbrochen werden, Vers 21. Gott setzt ihre Lebenskraft frei, Vers 23. Die gebeugt sind, werden sich freuen, Vers 3. Sind wir diese Gerechten? Sind wir diese Gebeugten? Oder sind es die Menschen in der Ukraine? Oder auch in Russland? Der Psalmist kannte ja keine Unterscheidung zwischen Russen und Ukrainern, aber sehr wohl den tiefen Graben zwischen Gebeugten und denen, die Böses tun. So schlicht. Nicht die werden von Gott erhört, befreit und gerettet, die Böses tun, die selbst zum Bösesten greifen, sondern die Geschändeten, die Gebeugten, alle Vergewaltigten, sagt Psalm 34.

Wie sollen wir jetzt die Gebeugten in der Ukraine schützen, ohne uns selbst im Bösen zu verheddern? Wenn wir die Frage nach dem möglichen Schutz der Gebeugten in Russland nicht mit gleicher Vehemenz stellen, dann sehe ich nicht, wie ich auf diese Frage als Friedenstheologe gewissenhaft antworten soll. Wenn wir aber die Gebeugten inklusive der gebeugten Natur in Russland wie in der Ukraine gleichermaßen in den Blick nehmen, dann werden wir, womöglich mit ihnen zusammen, befreit von dem starren Blick auf die Regierenden, auf die Militärs, auf die politischen Machtspiele. Dann nehmen wir fliehende Menschen auf, dann gewähren wir allen Kriegsdienstverweigerern Asyl, dann schicken wir Hilfslieferungen, ja vielleicht auch Friedensdelegationen zu unseren ökumenischen Geschwistern auf beiden Seiten und eben nicht nur zu den Patriarchen. Ich bin gewiss, dass wir so auf jene Spur des Friedens kommen, die Christus selbst in seinem Leben, Sterben und Auferstehen gezogen hat. Weil es dann keine Option mehr ist, das böse Spiel mitzumachen. »War is not an option«, das sagte uns Azza Karam während der ÖRK-Vollversammlung in Karlsruhe letztes Jahr. Hat diese muslimische Generalsekretärin von *Religions for Peace* die Kernbotschaft unseres christlichen Glaubens vielleicht klarer verstanden als all diese abwägenden und ausgeklügelten Argumentationen vieler meinungsmachenden Stimmen aus unseren eigenen Kirchen? Über diese Frage würde ich gern weiter nachdenken.

Anzug aus dem anschließenden Gespräch

Wilhelm Unger (Anwalt des Publikums): Ich habe Fragen gesammelt, die in Richtung Pazifismus gehen: Warum ist der prophetische Appell »Schwerter zu Pflugscharen« für uns Christen so schwer zu befolgen? Denken Sie, Jesus hätte Waffen in die Ukraine geliefert? Wie erklären Sie sich, dass Menschen so schnell ihre Überzeugungen von Wehrdienstverweigerung in eine Zustimmung für Waffenlieferung vertauscht haben? Gibt es überhaupt Aktionen zivilen Ungehorsams in der Ukraine? Wo kann man eigentlich erfolgreichen zivilen gewaltfreien Widerstand kennenlernen und studieren?

Friedrich Kramer: Zur Frage danach, ob es zivilen Widerstand in der Ukraine gibt – ja, es gibt sehr viel zivilen Widerstand. In einer Umfrage vor dem Krieg haben drei Mal mehr Ukrainer für die zivile Verteidigung gestimmt als für die militärische.⁵ Das hat sich im Krieg dann verändert. Und ich glaube, dass wir das gleiche Phänomen bei uns sehen, weil Sie gefragt haben, wieso Menschen so schnell ihre Meinung ändern. Die Situation in der Ukraine ist ein absoluter Ausnahmefall in den Kriegen, die wir auf der Welt haben. Der Krieg ist so plausibel in der militärischen Situation, dass man sagen muss: Natürlich dürfen die sich jetzt verteidigen, das müssen wir unterstützen. Und gleichzeitig gibt es diese Zerrissenheit, die ja auch gerade beschrieben wurde.

Jesus hätte dezidiert keine Waffen in die Ukraine geliefert. Das war nicht sein Projekt, sondern er hat in einer Situation des Widerstandes gegen die römische Besatzung – das ist ja relativ vergleichbar: ein großer Besatzer hatte Judäa besetzt – Menschen in den Weg des zivilen Widerstandes gerufen. Jesus holt verschiedene Leute zusammen: Leute, die vorher Römer umgebracht haben, und Leute, die für die Römer am Zoll gesessen haben. Das ist auch als Kirche genau unsere Aufgabe. Und gleichzeitig scheitert sein Projekt vollkommen. Er stirbt. Es kommt zum jüdischen Krieg. Aber Gott lässt ihn wieder aufstehen und der Friedensweg geht weiter. Dass wir in der Friedensbewegung teilweise gedacht haben, wir könnten Frieden schaffen, wenn wir uns noch ein bisschen anstrengen, ist eben ein großer Irrtum. Gott schenkt Frieden. Sich dem zu öffnen und nicht in Feindschaften unterzugehen, das ist, glaube ich, die Aufgabe.

Heinz-Gerhard Justenhoven: Ich würde gern zwei Punkte versuchen aufzugreifen. Zum zivilen Widerstand in der Ukraine: In der Tat, den hat es nicht nur gegeben, sondern das ist auch ein Stück weit evaluiert. Es gibt diese Studie von Felip Daza Sierra, einem Katalanen, der sich genau angeschaut und dokumentiert hat, wo es zivilen Widerstand gegeben hat.⁶

⁵ Vgl. die repräsentative landesweite Umfrage des Kiewer Internationalen Instituts für Soziologie (KIIS) aus dem Jahr 2015. Ihre Ergebnisse wurden erstmals veröffentlicht in: Maciej Bartkowski und Alina Polyakova: To Kill or Not to Kill: Ukrainians Opt for Nonviolent Civil Resistance«. In: Political Violence at a Glance, 12. 10. 2015, vgl. <https://politicalviolenceataglace.org/2015/10/12/to-kill-or-not-to-kill-ukrainians-opt-for-nonviolent-civil-resistance/> [zuletzt gesehen am 08. 12. 2023]. Eine deutschsprachige Zusammenfassung bietet die AG Zivile Krisenintervention. Initiative Sicherheit Neu Denken in: »Für eine entschlossene und besonnene Reaktion auf Putins Krieg«, 24. f., 19. 03. 2022, vgl. <https://www.sicherheitneudenken.de/media/download/variant/273132/snd-impulse-fuer-eine-entschlossene-und-besonnene-reaktion-auf-putins-krieg-19.03.2022.pdf> [zuletzt gesehen am 08. 12. 2023].

Wir alle kennen diese ikonischen Bilder, wo eine Dorfbevölkerung sich gegen den Panzer stellt, einen russischen Panzer. Aber das bedeutet eben auch ein moralisches Bewusstsein auf Seiten der Panzerfahrer, dass sie nämlich den Panzer gestoppt haben und nicht, wie auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking, einfach weitergefahren sind. Das Tragische am zivilen Widerstand in der Ukraine beispielsweise im Oblast Cherson ist, dass die russischen Besatzungsgruppen die Akteure des zivilen Widerstands einzeln verhaftet haben. Damit haben sie am Ende dafür gesorgt, dass der zivile Widerstand erstickt ist, in gleicher Weise wie ja Opposition in Russland auch erstickt worden ist. Das heißt, ziviler Widerstand funktioniert dort, wo das Gegenüber, die Machthaber, ihn letztlich respektieren und nicht mit Gewalt niederschlagen. Das sind die Grenzen des zivilen Widerstands. Das muss man deutlich sehen. [...]

Die EU hat den Friedensnobelpreis bekommen, weil sie es geschafft hat, im Verhältnis untereinander die Anarchie der Staaten, die uns über Jahrhunderte geprägt hat, durch die Herrschaft des Rechts zu überwinden. Heute ist Krieg unter den Mitgliedern der EU schlicht unmöglich, weil wir unsere Konflikte, die immer bestehen werden, auf der Basis des Rechts lösen. Wie schwierig das ist, können wir jeden Tag im Fernsehen angucken. Da braucht man sich nur den Streit mit der PiS⁷ in Polen oder mit Viktor Orbán anzuschauen. Aber niemand käme im Traum auf die Idee, diese Konflikte mit Gewalt zu lösen. Und insofern: Was können wir für mehr Frieden und Gerechtigkeit tun? Genau diesen Weg des Rechtes gehen. Und wenn du mich fragst, Fernando, was die Rolle von Kirchen auf den Marktplätzen ist, ich würde sagen: zum Beispiel genau dafür zu streiten: Dass wir ohne Rücksicht auf politische Interessen oder auf Verbindungen oder ähnliche Bündnisverpflichtungen unsere Stimme erheben und sagen, dass beispielsweise so etwas wie der Internationale Strafgerichtshof wichtig ist. Wir müssen für die Durchsetzung des Rechts streiten. Und dann hat das Projekt Frieden schaffen ohne Waffen eine Chance.

Enns: Zum gewaltfreien Widerstand: Es gibt überhaupt keine Garantien, dass das funktioniert. Gar nicht. Die Chancen sind mindestens genauso schlecht oder genauso gut wie bei militärischen Einsätzen. Der Vorteil am gewaltfreien Widerstand ist, dass die Leute, die das machen, den aufrechten Gang lernen und beibehalten. Wo können wir das lernen? Schauen

⁶ Felip Daza Sierra: Ukrainian nonviolent civil resistance in the face of war. Analysis of trends, impacts and challenges of nonviolent action in Ukraine between February and June 2022 (Barcelona 2022); https://www.icip.cat/wp-content/uploads/2022/10/ENG_VF.pdf [zuletzt gesehen am 22. 11. 2023].

⁷ Prawo i Sprawiedliwość, Regierungspartei in Polen 2015–2023.

Sie zum Beispiel in Ihrer eigenen Gemeinde, in den Konfirmandenunterricht: Lernen die Konfirmand:innen das? Oder in der Jugendarbeit? Oder vielleicht schon in der Sonntagsschule? Müsste es nicht auch im normalen Curriculum jeder Schule vorkommen, gewaltfreien Widerstand zu leisten?

Unger: Wir haben auch noch eine Reihe von Fragen, die in die andere Richtung gehen: Haben Christen nicht doch auch etwas zu sagen zur Art der Kriegsführung? Den beschriebenen radikalen Pazifismus als Christusstrategie zu propagieren, scheint mir zu engstirnig. Glauben Sie, dass man damals mit Hitler einen Frieden hätte aushandeln können? Herr Enns, würden Sie den 40 Millionen Ukrainer:innen eine Flucht in den Westen empfehlen, um dem Bösen auszuweichen?

Enns: Erstens: Ich rate den Ukrainern und Ukrainerinnen überhaupt nichts, weil ich nicht in der Situation bin. Ich mache mir Gedanken darüber, welche Rolle ich als Christenmensch hierbei habe. Ich versuche zu hören, was die Ukrainerinnen und Ukrainer mir selbst sagen. Ja, wenn jemand zum Kriegsdienst gezwungen wird, auch in der Ukraine, und das Menschenrecht auf Kriegsdienstverweigerung ausgesetzt ist – verweigern darf man in der Ukraine zurzeit nicht – dann rate ich ihm zu fliehen. Natürlich. Was soll ich ihm denn sonst raten, wenn er überhaupt meinen Rat nötig hat? Meine Aufgabe – das ist ein gutes Beispiel – ist dann eher dafür zu sorgen, dass so jemand hier Asyl bekommt.

Zweitens: Diese Vergleiche mit Hitler funktionieren nicht. Aber wenn man schon aus der Geschichte lernen will: Wir sehen in der Ukraine und auch in Russland im Moment die Verstärkung von nationalistischen Tendenzen. Menschen, mit denen man vor wenigen Jahren noch sehr rational politische Analysen betreiben konnte, sind auf einmal Nationalisten geworden. Das macht Krieg mit Menschen, und zwar auf allen Seiten. So muss man sich fragen, was Hitler denn hätte aufhalten können. Nicht zuerst danach schauen, wer von außen mit Waffen kommen soll, um diesen Hitler aufzuhalten, sondern die Frage richtet sich ja an uns, an die Deutschen: Verdammt noch mal, wo seid ihr denn so in die Irre gegangen, dass ihr so etwas zugelassen habt? Und das heißt, gerade nicht auf Amerika zu schauen und zu sagen: Gott sei Dank gab es dann einen gerechten Krieg. Dann müsste man ja auch sagen: Gott sei Dank wurde dann Dresden zerbombt und Gott sei Dank gab es eine Atomwaffe auf Hiroshima. Wollt ihr das alles sagen? Das kann nicht euer Ernst sein. Wenn man Vergleiche macht, dann endet man bei solchen Ergebnissen.

Justenhoven: Ja, Fernando, jetzt sind wir an dem Punkt, an dem wir sehr unterschiedliche Positionen beziehen. Ich glaube in der Tat, dass wir als

Ethiker uns auch mit der Frage nach der Begrenzung von Gewalt befassen müssen. Wir haben ja eben ganz kurz über das Recht gesprochen. Wir haben seit 1945 mit der UNO-Charta ein Gewaltverbot. Das heißt, es gibt keinen Grund, militärische Gewalt anzuwenden oder, noch spitzer gesagt, politische Interessen mit militärischer Gewalt durchzusetzen. Wo immer das geschieht, ist es nicht nur ein Völkerrechtsbruch, sondern ein Rückschritt in dem Maß an Zivilisation, das wir eigentlich glauben erreicht zu haben. Jede Form der Abwehr einer solchen Aggression muss sich strikt daran orientieren, dass der Zustand der Aggression möglichst schnell beendet wird. Die Idee der UNO-Charta ist, dass die Staatengemeinschaft als Ganze sich gegen eine Aggression wehrt und mit diesem politischen Signal eigentlich überhaupt keine Aggression stattfindet. Wenn nämlich klar ist, dass von 198 Staaten 197 sich dagegenstellen würden, so die Grundidee, wird es keiner wagen, auch eine Supermacht nicht, auch mit Atomwaffen nicht. Die Tragik, die wir im Moment haben, ist, dass wir keine unabhängige Institution haben, die das gewährleisten kann. Wir haben einen Sicherheitsrat, der aus den Siegermächten des Zweiten Weltkriegs besteht, die ein Vetorecht haben. Und wenn sie ein Vetorecht einlegen, kann der Sicherheitsrat nicht mehr agieren. Das heißt, wir haben im Prinzip eine Ordnung, aber de facto ist sie blockiert. Und dann greift Artikel 51, der sagt: Das Einzige, das dem Staat jetzt noch bleibt, ist, sich selbst zu verteidigen. Aber auch dieses Recht der Selbstverteidigung der Ukrainer ist konditioniert, nämlich strikt daran, nur so viel Gewalt anzuwenden, dass die Aggression gestoppt wird. Und in gleicher Weise gilt das natürlich für die russischen Truppen. Hier gilt im Grunde das Gewaltverbot in gleicher Weise. Das heißt, der Krieg ist sofort zu stoppen. Das sind, wenn man so will, die ethischen Kriterien.

Ökumenischer Gottesdienst

Rede zur Zeit oder zur Unzeit

Dialogpredigt¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, St. Lorenz

Dr. Jürgen Körnlein, ev. Stadtdekan, Nürnberg
Andreas Lurz, röm.-kath. Stadtdekan, Nürnberg

Jürgen Körnlein: Bridge Over Troubled Water² – Was für ein gewaltiges Lied. Mit Begeisterung habe ich es als Jugendlicher auf der Gitarre gespielt. Okay, das ist 45 Jahre her und klang nicht annähernd so schön, wie durch unseren Chor hier. Begriffen habe ich damals noch nicht, was für eine wunderschöne und fast übermenschliche Zusage darinnen steckt: Wenn es bei dir drunter und drüber geht, ich will für dich die Brücke sein – über das ganze Chaos, über alles, was dich aufregt, runterzieht, durcheinanderbringt. Selbst wenn du deine Freunde verloren hast und am Ende bist, ich werde für dich wie eine Brücke sein, die dich über all diesen Mist hinüberträgt. Was für eine Liebeserklärung. Liebe Christine, – so heißt meine Frau und sie ist hier – ich glaube, ich habe nicht auch nur annähernd so etwas Großes zu dir gesagt.

Andreas Lurz: Vielleicht sagst du solche Worte aus gutem Grund nicht. Weil sie für ein Versprechen zwischen Menschen einfach ein paar Nummern zu groß sind? Wunderschön, keine Frage. Aber wer kann das schon halten? Ja, wir versuchen es. Aber dann merken wir auch, dass die Brücken, die wir bauen, doch ziemlich wacklig sind. Manchmal schaffen wir es auch nicht, Brücken zu schlagen. Dennoch: In unserem Leben geht es immer wieder um das Brückenbauen – zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Gott.

Körnlein: Brückenbauer over troubled waters: Jesus überbrückte den Gap zwischen Himmel und Erde. Ich sage nur: Bethlehem, Heilige Nacht. Später baute er Brücken zwischen den Angesehenen und denen, die keiner sehen wollte – wie die Zöllner. Er baute Brücken zwischen denen, die ihm Nägel ins Fleisch trieben und seinem Vater im Himmel: »Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.«³ Brückenbauer

¹ Für den Abdruck bearbeitetes Manuskript der Veranstaltung. Der Text wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Vortragenden bearbeitet und gekürzt.

² Paul Simon, Bridge Over Troubled Water, © Sony/atv Songs Llc.

³ Lk 23,24

»over troubled waters, like a bridge, I will lay me down,« das war gewissermaßen Jesu Lebensmotto.

Lurz: Ohne diesen Geist wären wir jetzt nicht hier! Das ist der Geist, der uns als Kirche und Kirchen inspiriert und inspirieren muss – zumindest, wenn wir Kirche Jesu Christi sein wollen. Jesus war ein Brückenbauer! Und wenn man so will: Es ist auch sein Auftrag an uns: Ich beschwöre euch: Seid Brückenbauer!

Körnlein: Διαμαρτύρομαι⁴: Ich rufe Gott und Menschen zu Zeugen an. Ich beschwöre dich.⁵ So beginnt der Abschnitt in der Bibel, den der Kirchentag für uns herausgesucht hat. Ich beschwöre dich! Hier geht es um alles – oder soll ich sagen: Hier geht es um die kleinen und um die ganz großen Brücken zwischen Himmel und Erde. Die englische Bibel macht die gewaltige Dimension dieses Auftrags vielleicht noch deutlicher als die deutsche Fassung: »In the presence of God and Jesus Christ.«⁶ Das ist ganz großer Horizont für unseren Auftrag, Brücken zu bauen: Ob ich diesen Auftrag annehme oder nicht, ob ich Brücken baue oder nicht, macht etwas mit der Geschichte Gottes mit dieser Welt.

Die göttliche Geschichte braucht es, dass du den Geist Jesu verkörperst und bezeugst:

Es kommt auf deine Rede an!

Das Reich Gottes lebt davon, dass du das, was es von Jesus Christus zu sagen und zu bezeugen gibt, verkörperst!

Das Miteinander zwischen Katholiken und Evangelischen und überhaupt das Miteinander der Religionen, das Füreinander von Nord und Süd, das gemeinsame Leben zwischen Ost und West braucht es, dass du Brücken baust und zur Brücke wirst wie Jesus Christus.

How dare you not to proclaim this spirit!

Etwas Besseres ist mir nicht eingefallen, um diese Dimension und das »Ich beschwöre dich angesichts von Gottes Königreich« auf den Punkt zu bringen.

Lurz: Ist schon gut, zum Glück muss dich gerade ja niemand mehr beschwören, Gottes Geist zu bezeugen.

Körnlein: Mir ist einfach dieser Auftrag und der Hintergrund dazu ganz wichtig. Kein: Ich »beschwere« dich! Nein, keine Last, die uns beschwert,

⁴ Altgriechisch (διαμαρτύρομαι) – Gott und Menschen zu Zeugen anrufen, versichern oder beschwören, dringend bitten

⁵ 2 Tim 4,1

⁶ 2 Tim 4,1 New International Version

sondern der Auftrag schlechthin – und ein bisschen Flair von James Bond: Im Auftrag unserer Majestät – seines Königreichs. Aber vielleicht müssen wir jetzt etwas konkreter werden, was das heißt im Auftrag unserer Majestät und in seinem Geist Brückenbauer zu sein.

Da steht in unserem Bibelwort eine enorme To-do-Liste:

- Verkündige das Wort,
- tritt dafür ein,
- widerlege,
- tadle

So zumindest nach der Züricher Bibelübersetzung.

Lurz: Und wenn wir die anderen Übersetzungen noch dazu nehmen, wird die To-do-Liste noch länger:

- weise zurecht,
- drohe,
- ermahne,
- überführe,
- ermutige,
- sprich Verfehlungen an,
- tadle,
- ermahne in beharrlicher Belehrung,
- beurteile kritisch,
- prüfe genau.
- Sei streng. Sei ehrlich. Mache den Menschen Mut.

Wie soll ich denn mit diesem Staccato zum Brückenbauer werden? Das ist eine einzige Ansammlung von Befehlen. Zudem kein angenehmer Job. Ich habe da auch dieses unangenehme Bild des erhobenen Zeigefingers im Sinn. Solche Menschen, die zu allem ihren Senf geben müssen, die allen anderen erzählen müssen, was richtig und was falsch ist. Die die Weisheit mit dem Löffel gefressen haben und sich deshalb, auch ohne mit der Wimper zu zucken, ganz schnell auf das Podest des moralisch Lauteren (oder: Besserwissers) stellen. Denn: Wir wissen ja, wie es geht und was richtig und was falsch ist. Soll ein erhobener Zeigefinger Inbegriff unseres Christseins sein? Nein, danke. Erhobene Zeigefinger haben noch selten Segen gesendet.

Körnlein: Ich könnte doch ein viel besserer Brückenbauer werden, wenn ich den Menschen Lust darauf mache, also »die Ohren kitzle«, wie es in der Lesung heißt. Wir haben so eine wunderbare Botschaft von Jesus, dem Brückenbauer, und wie er auf jeden Menschen als Gottes Ebenbild zugegangen ist.

Lurz: Genau das ist der Knackpunkt. Jesus hat den Menschen nicht nur vom Brückenbauen erzählt. Er hat sie selber gebaut. Er hat den Worten Taten folgen lassen. Auch wenn es erst mal widersinnig klingt: Gerade deshalb konnte er neue Brücken für Menschen bauen, weil es eben nicht immer allen in den Ohren gekitzelt hat, was er gesagt hat. Es war ihm auch vollkommen egal, ob es den Wichtigen oder Mächtigen oder dem Mainstream gepasst hat. Jesus ist dazwischengegangen, wenn Menschen hintangestellt wurden: Bei den Kindern, die man nicht nach vorne lassen wollte – oder bei dem Zöllner, der auf einen Baum klettern muss, um ihn zu sehen, – oder am Teich Bethesda bei dem, der immer zu spät kam, wenn die Heilquelle gerade mal wieder aktiv war. Oder wenn die andere Religion verteufelt wurde, wie beim Barmherzigen Samariter, dessen Religion ja als eine gefährliche Entstellung des wahren Glaubens an Gott galt.

Körnlein: Die Ohren kitzeln – das ist nicht unser Auftrag. Den Menschen das erzählen, was sie hören wollen, mag im harmlosesten Fall einfach nur bequem sein. Im schlimmsten Fall aber kommt das heraus, was wir Fake News nennen. Eine ganze Industrie hat sich darauf spezialisiert. Ich erzähle bewusst ein altes Beispiel: Da wurde 2003 nach einem Kriegsgrund gegen Saddam Hussein gesucht – und dann hat man das, was alle hören wollten, angeblich gefunden: Saddam Hussein steht kurz davor, Giftgas einzusetzen. Die Fake News wurden propagiert und die westliche Welt hat den Krieg gutgeheißen.⁷ Nicht anders agiert Putin mit seinen Medien. Wo andere die Brücken zwischen Menschen und zwischen Völkern zerstören, da braucht es die, die gegen alle Widerstände dazwischen gehen, aufklären, wie die russische Journalistin Marina Owsjannikowa. Die Journalistin hat am 14. März 2022 ein Schild in der russischen Fernseh-Nachrichtensendung hineingehalten, dass alles Lüge sei, was Putin über den Krieg behauptete. Sie bezeugt den Geist der Wahrheit und des Friedens. Das ist Jesu Geist, ob sie an Jesus glaubt oder nicht.

Lurz: Sie wusste, was die Menschen *jetzt* hören müssen. Das war genau das Gegenteil von Ohrenkitzeln.

Körnlein: Jetzt!

⁷ Der Krieg wurde von einer »Koalition der Willigen« unter Führung der USA und Großbritanniens geführt, allerdings ohne UN-Mandat. Frankreich und Deutschland lehnten einen Krieg im UN-Sicherheitsrat ab.

Lurz: Ja, Jetzt.

Du hast dazu ja ein Bild gemalt. Wir haben es ausgelegt. Ich sehe: Auf dem Zifferblatt steht statt der Zahlen: JETZT. Und durch dieses Zifferblatt hindurch blickt man auf unser Leben, unsere Welt.

Körnlein: Die Zeiger sind golden, auch im Zifferblatt taucht immer wieder das Gold als Farbe für Gottes Gegenwart auf. So möchte ich die Zeit lesen. Nie Unzeit; immer Zeit von Gottes Gold durchwirkt. So möchte ich das Leben anschauen – durch Gottes Jetzt hindurch – auch die Zeiten, die wir für Unzeiten halten. »Jetzt ist die Zeit für das Brückenbauen im Geiste Jesu«; um 8 Minuten vor 4 – oder eben jetzt um 11.35 Uhr.

Lurz: Keine Angst. Deinem Bild passiert nichts. Aber anders gesagt: Wenn wir jetzt da aus dem Zifferblatt Tortenstücke herausschneiden würden und dann das Bild hochheben – und durchschauen. Dann haben wir doch genau die Schablone, die uns unsere Bibelstelle mitgibt: Schau *jetzt* auf deine Welt. Nicht irgendwo, nicht theoretisch. Da, wo du stehst. Und mache und sage das, was *jetzt* nötig ist.

Körnlein: Was würde das bei dir verändern? Was würde bei dir am Montag nach dem Kirchentag dadurch anders laufen?

Lurz: Es könnte doch sein, dass ich am Montag mit genau dieser Schablone auf die Menschen schaue, die ich sonst nur im Augenwinkel wahrnehme, wenn überhaupt. Vielleicht die Frau, die den Straßenkreuzer verkauft, vielleicht die Bettler in der Bahnofsunterführung. Und es könnte doch sein, dass mir genau diese Schablone klar macht: Beim Einsatz für die gesunde Lehre kommt es nicht auf theologische Spitzfindigkeiten und Grabenkämpfe an. Die gesunde Lehre fängt erst einmal da an, wo ich dem Menschen, dem ich begegne, dazu ver helfe, dass er die Würde bekommt, die ihm zusteht, weil er, wie ich, ein Kind Gottes ist.

Körnlein: Ich möchte durch dieses Jetzt Gottes meine Bürotür anschauen: Alles, was da läuft – an Besprechungen, an Planungen, steht unter diesem goldenen Jetzt. Wenn ich nach Hause komme, auch das möchte ich durch dieses Jetzt ansehen, jede Begegnung, auch die Erholung und das Feiern. Und wenn ich zum Tanztraining gehe, genauso. Dort ist das Jetzt Gottes. Freilich liegen dort die Gräben und Brüche oft nicht obenauf; Menschen geben ja vieles auch nicht preis. Aber wenn sich Gräben und Brüche zeigen, will ich mich fragen: Wie würde Jesus hier Brücken bauen? Welche Brücken würde er bauen zwischen Mensch und Mensch, auch zwischen Gott und Mensch?

Eine leichte Aufgabe ist das nicht. Manche Brücken erreichen nicht

die andere Seite. Manche Menschen stören auch bewusst das Brückenbauen. Aber unsere Welt lebt davon, dass Menschen Brücken bauen, auch gegen Widerstände – like a bridge over trouble water, I will lay me down – und werde Pontifex Minimus.

Lurz: Pontifex⁸ Minimus – das gefällt mir. Wir nehmen genauso wie der Papst den Titel eines Pontifex für uns in Anspruch. Aber minimus?

Körnlein: Naja, ob mein Beitrag große oder kleine Wirkung haben wird, weiß ich doch nicht, aber Brückenbauen will ich.

Körnlein und Lurz: Wir beschwören Euch vor Gott und Jesus Christus und diesen Menschen: Baut Brücken! Werdet Pontifex Minimus!

Körnlein: Danke, Andreas, lieber Pontifex!

Lurz: Selber Pontifex!

Körnlein: Alle Pontifex, basta!

Lurz: Amen.

⁸ Aus dem Lateinischen, wörtlich »kleinster Brückenbauer«, pons – lat. »Brücke«, facere – lat. »machen«, minimus – lat. »der Kleinste«. Der Papst wird auch als pontifex maximus bezeichnet, was sich als »oberster Brückenbauer« übersetzen lässt.

Zentrum **Schöpfungsverantwortung**

Wer hat's verbockt? Und was machen wir jetzt?

Verantwortung und Schuld in der Klimakrise

Podium¹ am Freitag, 9. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 4A

Dr. Christiane Averbeck, Geschäftsführende Vorständin Klima-Allianz
Deutschland, Berlin

Prof. Dr. Anita Engels, Soziologin, Hamburg

Dr. Robert Habeck MdB, Vizekanzler und Bundesminister für Wirtschaft
und Klimaschutz, Berlin

Carla Hinrichs, Klimaaktivistin, Augsburg

Joe Kaeser, Aufsichtsratsvorsitzender Siemens Energy und Daimler Truck,
München

Mona Neubaur MdL, Wirtschaftsministerin, Düsseldorf

Moderation:

Franziska Holzschuh, Journalistin, Nürnberg

Impuls von Carla Hinrichs

Carla Hinrichs: Ehrlich gesagt, habe ich mir die Frage, wer es denn verbockt hat, am Anfang nicht so oft gestellt. Als ich aufgewachsen bin, als ich ein Bewusstsein für diese Krise erlangte, da war eins immer klar: Es wurde halt verbockt vorher. Das Wissen um die Klimakrise, das gab es schon 20 Jahre vor meiner Geburt. Und die Gewissheit, dass es für uns junge Menschen nur immer besser, immer sicherer, immer friedlicher wird in der Zukunft, die gibt es heute nicht mehr. Also hat sich mir die Frage, wer das jetzt verbockt hat, nicht gestellt, weil die viel drängendere Frage sich immer in den Vordergrund schob: Was um alles in der Welt machen wir jetzt? Und trotzdem bin ich mit einem Vertrauen in die Politik aufgewachsen. Mir waren meine Privilegien in Deutschland bewusst: Demokratie, Rechtsstaat, ein funktionierendes Parlament, Wahlen, freie Medien, die berichten können, Grundrechte. Aber was macht es denn mit jungen Menschen, die zusehen müssen, wie ihre Lebensgrundlagen zer-

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Die Impulse und das anschließende Gespräch wurden aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

stört werden? Wenn man die Augen aufmacht, dann kann man das vor unserer Haustür sehen. Dann müssen wir uns nur das Bild vor Augen führen, wie 2023 die deutsche Polizei das Schaufelrad eines Kohlebagger schützt, der auf das Dorf Lützerath zubaggert. Dann blicken wir in den globalen Süden und sehen, wie Todeszonen um den Äquator entstehen. Dann blicken wir auf Pazifikinseln, die nur knapp über dem Meeresspiegel sind. Dann sehen wir, wie unsere Gesellschaft, auch hier in Deutschland, auseinanderdriftet, weil es Einzelne sind, die diese Krise massiv befeuern. Und es sind alle anderen, die darunter leiden werden müssen. Aber es sind Ölkonzerne, die in der Energiekrise Milliarden-Gewinne einstreichen. Das sind Privatjetflüge, die auf ein Rekordhoch steigen. Wenn ein Handwerker sein Betriebsfahrzeug betankt, dann zahlt er eine CO₂-Steuer. Wenn ein Reicher seine Yacht betankt, dann ist er davon befreit. Ich frage mich, wie das erlaubt sein kann.

Wie fühlt sich das als junger Mensch an, wenn man das vor Augen hat und sieht, wie ein »höher, schneller, weiter« immer weiter vorangetrieben wird? Dann ist man hilflos, dann hat man Angst. Und insbesondere ist man verdammt enttäuscht. Denn wer übernimmt Verantwortung, wenn alles auf dem Spiel steht?

Ich sehe, dass die Bedingungen dieser Regierung nicht einfach sind. Ich sehe, dass manche echt am Kämpfen sind, dass sie versuchen, über den Regierungsalltag hinauszuwachsen, die Gesellschaft mit einzubeziehen, zu erklären. Ich sehe auch, Herr Habeck, dass manche in der Politik verstanden haben, dass die Notlage echt groß ist, und dass sie versuchen zu vermitteln. Und was mir trotzdem fehlt, ist die große Ehrlichkeit, das ehrliche Eingeständnis, dass diese Krise so verdammt dramatisch ist, wie die Wissenschaft uns sagt, und dass wir da nicht einfach rauskommen ohne einen grundlegenden Wandel, bei dem alle mitmachen müssen. Und insbesondere, dass es halt bis hierhin verbockt wurde. Denn was ist die Konsequenz, wenn der eigene Expert:innenrat seiner Regierung vorwirft, dass man bei aktuellem Kurs die selbst gesteckten Ziele, nein die tödlichen Grenzen, deutlich verfehlen wird? Dann braucht es doch einen Plan, oder? Einen kohärenten Plan, wo wir als junge Menschen, wo wir als Gesellschaft auch sehen können, der führt zu dem, was man sich vorgenommen hat. Wir sprechen von Grenzen, die sind völkerrechtlich festgelegt. Wir sprechen von Grenzen, die sind im Klimaschutzgesetz in Deutschland festgeschrieben. Wir sprechen von Grenzen, die das verfassungsgemäße Ziel, die Lebensgrundlagen zu schützen, konkretisieren. Und das bedeutet, wenn diese Grenzen nicht eingehalten werden, dann bricht diese Regierung nicht nur ihre eigenen Gesetze, dann bricht sie sogar ihre Verfassung.

Also wenn wir uns die Frage stellen, wer das hier verbockt hat, dann lautet die Antwort ja: die Regierungen der letzten 40 Jahre, die Regierungen, die nämlich in der Verantwortung gewesen wären, für uns junge Menschen eine sichere Zukunft zu schaffen. Und ich, ich kann mir das nicht mehr leisten, darauf zu vertrauen, dass die derzeitige Regierung im gleichen System jetzt plötzlich magisch alles anders macht. Und ich sehe auch, dass uns die Zeit davonrennt, ohne dass etwas Grundlegendes passiert, ohne dass ich einen Plan erkennen könnte. Und dann muss doch jetzt diese Demokratie über sich hinauswachsen. Mit einem Gesellschaftsrat zum Beispiel, der uns zusammenbringen könnte und die Möglichkeit hat, aus der Gesellschaft heraus einen Plan zu schaffen. Denn wir müssen da gemeinsam ran: Gesellschaft und Politik zusammen. Und die Ambivalenz, mit der uns jungen Menschen, die friedlich für ihr Leben demonstrieren, gerade begegnet wird, die ist gewaltig und die macht mir richtig Angst. Aber so viel mehr Angst bekomme ich, wenn ich weiter die Ambivalenz in diesem Regierungskurs sehe. Die Ambivalenz zwischen Wissen und Konsequenzen, die daraus gezogen werden. Die Ambivalenz zwischen dem, was notwendig wäre und dem, was passiert, um das Schlimmste noch zu verhindern. Jetzt ist die Zeit, in der wir zusammenkommen. Jetzt ist die Zeit, um diese fatale Diskrepanz zu beenden – für all die jungen Menschen und für uns alle.

Impuls von Robert Habeck

Robert Habeck: Hier zu diskutieren und zu wissen, dass die Klimakrise, also die globale Erderwärmung, das zentrale Thema der Zeit ist, heißt nicht automatisch, dass alle gleich auf das Thema gucken. Ich meine dabei noch nicht die ganz konkreten Inhalte. Also: Wie hoch muss die CO₂-Besteuerung sein? Welches Gesetz brauchen wir als erstes? Muss der Paragraph so oder so verändert werden? Sondern als Allererstes geht es um die Haltung, wie wir das Problem sehen. Die Losung des Kirchentages lautet »Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Machen.« Das Markus-Zitat »Jetzt ist die Zeit« wird in einer abgewandelten Form von vielen Politikerinnen und Politikern in jedem Wahlkampf benutzt und dadurch entwertet. Aber es hat eine besondere Bedeutung in der Kombination mit Hoffen und Machen. Hoffnung ist natürlich hier auf dem Kirchentag auch ein stark religiös konnotiertes Wort. Vielleicht wäre die säkulare Übersetzung Zuversicht. Können wir es schaffen? Es gibt eine Differenz zwischen apokalyptischer Beschreibung der Zukunft und Zuversicht und Hoffnung. Und meine politische Erfahrung sagt mir, dass wir über einen Überbietungswettbewerb der Apokalypse, der Negativnachrichten, der Schreckensszenarien immer im Wettbewerb mit dem nächsten Populismus stehen werden. Und wir werden ihn nicht gewinnen, weil die Überbietung

des Negativen, getriggert durch soziale Medien, durch Likes und Kommentare und Tweets, am Ende nicht dazu führt, dass eine Gesellschaft kontinuierlich an der Verbesserung arbeitet, an der Hoffnung arbeitet, an der Zuversicht arbeitet, sondern sich verliert im Streit und in der Schuldzuweisung.

Und deswegen lassen Sie mich hinzufügen, dass die Frage »Wer hat es verbockt?« irrelevant ist. Sie ist irrelevant, weil sie die Schuldfrage individualisiert und auch den Protest individualisiert und damit übersieht, was notwendig ist, um zu einer größeren Entschlossenheit beim Machen zu kommen. Natürlich kann man sich – und einige Menschen tun das und sie tun es aus tiefster Überzeugung – moralisch außerhalb des Diskurses stellen. Das Recht hat jeder. Politisch, und ich rede hier als Politiker, politisch wird es nicht dazu führen, dass wir besser werden, dass wir schneller werden, dass wir geschlossener werden, dass wir gemeinsamer handeln. Und darum geht es ja in einer Demokratie, eine Gemeinsamkeit, eine Mehrheitsfähigkeit herzustellen. Das heißt also im Klartext: Veränderungen sind Zumutungen. Und sie werden immer im Konkreten gespiegelt werden, in Aushandlungsprozessen, in sozialen Fragen, in Gerechtigkeitsfragen, in Nord-Süd-Fragen, in den Fragen, was man verliert, wenn man auf der anderen Seite etwas gewinnt. Sie wissen genau, wovon ich rede, wenn Sie ein bisschen die Nachrichten verfolgen oder wenn Sie wach durch Ihren Alltag laufen und mit den Menschen reden.

Vielleicht darf ich mir die Freiheit erlauben, direkt zum Kirchentag zu kommen. Dietrich Bonhoeffer als Wegbereiter des Kirchentages hat die Frage von Schuld und Verantwortung intellektuell und religiös aufgelöst. Dass man nämlich nicht schuldfrei sein kann, auch dann nicht, wenn man keine Verantwortung übernimmt. Sondern ganz im Gegenteil, dass man gezwungen ist, in der Gegenwart Verantwortung zu übernehmen, auch wenn man damit moralisch nicht unbefleckt aus der Sache herauskommt. Das hat Bonhoeffer uns beigebracht. Und das bedeutet meiner Ansicht nach, die Verantwortung und den Protest so auszurichten, dass Menschen hoffnungsvoll bzw. zuversichtlich teilhaben wollen an einer Veränderungsbewegung. Ob das immer gelingt, ist eine andere Frage. Aber das sollte die Grundausrichtung sein von politischer Handlung. Das ist der Auftrag, mit dem wir agieren.

Und deswegen lassen Sie mich quasi überleitend zum Podium und zum Abschluss sagen, dass wir ja alle mit einer rhetorischen Figur arbeiten, die nicht richtig ist. Klimaschutz oder Klimakrise. Ja, es wird erschreckend schnell wärmer, und es gibt 40 Grad in Südeuropa im April, nicht im Juli oder im August, und es gibt Dürre und es gibt Überflutung. Aber

es trifft die Menschen. Um es hart zu formulieren: Dem Klima ist es egal, ob es anderthalb oder zwei Grad wärmer wird, das Klima hat gar keine Krise. Wir als Menschen in unserer Zeit und die Generationen, die nach uns kommen, wir drohen in eine schlimme Situation abzugleiten. Worum geht es also beim Klimaschutz? Um Freiheit, Würde, Zugänge zu Lebensgrundlagen, zu Wasser, zu Nahrung. Auch um die Möglichkeit, Wohlstand in veränderter Form zu halten, und zwar nicht nur in der nördlichen Hemisphäre, sondern auch im globalen Süden, um die Verteidigung von Rechten. Und ich glaube, dass dieser Ansatz, hoffnungsvoll zu argumentieren, Geschichten des Erfolges zu erzählen und dazu einzuladen, diese Geschichten mitzuschreiben, darauf zu verweisen, dass wir als Gesellschaft, auch als globale Gesellschaft, davon profitieren können, der richtige Ansatz ist. Ich weiß, es gibt andere Ansätze – und es gibt kaum einen besseren Ort, darüber zu diskutieren. Aber politisch sagt mir meine gesamte Erfahrung und jede Reflexionskraft, die ich aufbringen kann, dass uns nicht das Fingerzeigen, sondern das Handreichen voranbringt, dass die Veränderung eine Gemeinsamkeit braucht, dass wir Mehrheiten für die Veränderung schaffen müssen.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Franziska Holzschuh: Herr Kaeser, Sie sind Jahrgang 1957 und sind Aufsichtsratschef bei Siemens. Das ist ein Konzern, der mit konventionellen Energien oder mit der Energieerzeugung Milliarden erwirtschaftet hat. Haben Sie es verbockt? Sind Sie schuld?

Joe Kaeser: Schuld ist ein großes Wort. Ich muss sagen: Es hat mich sehr beeindruckt, was der Bundeswirtschaftsminister dazu ausgeführt hat. Auch hat mich sehr beeindruckt, dass er den Blick auf die Zukunft gelenkt hat. Er hat gesagt, es ist im Grunde irrelevant, wer es verbockt hat. Wir haben den Schöpfungsauftrag: Macht euch die Erde untertan. Seid fruchtbar und mehret euch. Ich glaube, das hat die Menschheit bekommen. Wir haben acht Milliarden Menschen. Aber macht euch die Erde untertan – ich glaube, das haben wir ganz schön verbockt, und zwar alle zusammen.

Holzschuh: Aber was ist Ihr Anteil?

Kaeser: Sie haben gesagt, dass wir Milliarden erwirtschaften. Natürlich haben wir auch Energie im Portfolio, aber wir haben auch erneuerbare Energien. Wir können so viele Windräder liefern, so viele kann man gar nicht aufbauen. Wir können so viele Solaranlagen liefern, so viele können wir im Augenblick gar nicht bauen, weil die Genehmigungen dazu feh-

len. Im schlimmsten Fall warten wir zehn Jahre darauf. Es ist nicht so, dass wir keine Möglichkeiten haben.

Wir müssen aber fairerweise auch sagen, dass das Thema Klima und die Verantwortung, wie wir in der Zukunft damit umgehen, auch eine globale Verantwortung ist und dass wir die Verantwortung haben – jeder von uns, für sich in seinem oder in ihrem Wirkungskreis –, in der Zukunft Verbesserungen zu erwirtschaften. Wir dürfen nicht vergessen, dass wir alle auf der Welt wahnsinnig davon profitiert haben, was wir gemacht haben. Wir sind ein reiches Land. Wir sind mit das wohlhabendste Land auf der Welt. In China wurden Millionen von Menschen aus der Armut befreit, von Seuchen und all diesen Dingen. Ich möchte sagen: Wir haben viel Wohlstand geschaffen. Wir haben viel Gutes getan. Dabei haben wir die Erde ausgebeutet. Jetzt müssen wir nach vorne hin beschreiben, wie wir mit dieser Verantwortung – nennen Sie es auch Schuld – umgehen. [...]

Ich sage Ihnen: Die Therapie muss auf einer globalen Ebene und aus einem globalen Verständnis stattfinden, damit wir diese Erde wieder dahin bringen, dass sie lebenswert ist für die Generationen, die noch kommen. Das ist ein ganz wichtiges Element. Bei aller Wichtigkeit für den Klimaschutz in Deutschland dürfen wir nicht vergessen: Wir haben 746 Millionen Tonnen CO₂-Ausstoß in Deutschland. Das sind 1,8 Prozent aller Emissionen auf dieser Welt. Das heißt, für das Weltklima ist es völlig irrelevant, ob wir 1,8 oder 1,6 Prozent haben. Wir müssen dafür sorgen, dass wir globale Innovationen haben und dass wir den Ausstoß in Summe halbieren, auch in China mit 31 Prozent des Ausstoßes. Das ist meine Verantwortung, und dafür stehe ich ein.

Hinrichs: Ich glaube, das Schlimmste, was passieren kann, ist, dass alle ständig ihre Verantwortung von sich weisen und dass wir uns an dieser kleinen Zahl aufreiben. Wir haben in Deutschland auch eine historische Verantwortung, denn wir haben in den letzten Jahrzehnten unglaublich viel ausgestoßen. Wenn wir auf die Welt gucken, wenn wir gucken, dass wir eine Industrienation sind, dass wir etwas ändern und jetzt etwas einleiten können, dann muss ich sagen, dass wir auch da Verantwortung haben.

Kaaser: Absolut, da bin ich voll bei Ihnen. Alles, was ich sagen will, ist: Wir müssen hier in unserem Land Lösungen schaffen, die wir in die Welt hinaus exportieren und mit denen wir die restlichen 98 Prozent des CO₂-Ausstoßes beeinflussen können. Darum geht es. [...]

Holzschuh: Ungefähr eine halbe Stunde bevor diese Veranstaltung losging, habe ich eine Polizeialarmierung auf das Handy bekommen, die

hieß: Nürnberg – Klimaaktivisten zwischen Bahnhofsvorplatz und Straßenbahninsel. Mehrere Personen festgeklebt. Das passt zu dieser Veranstaltung. Bringen Sie Menschen durch Ihre Aktionen dazu, sich von den Klimazielen abzuwenden?

Hinrichs: Ich nehme am liebsten einmal das Bild eines Hochhauses zur Hand. Wir stellen uns vor: Die Erde ist ein Hochhaus. Im Keller brennt es. Es brennt sogar ziemlich lichterloh. Das bekommen schon Menschen mit, die beispielsweise im Globalen Süden leben. Dort ist das Feuer schon echt groß. Das bekommen auch Menschen in Kanada mit, wo es jetzt brennt. Manche im Erdgeschoss bekommen es auch schon mit. Da zieht der Rauch nach oben, und es wird langsam unbequem. Manche haben schon verstanden, dass es brennt, zum Beispiel Wissenschaftler:innen. Die rennen herum und sagen allen: Hey, hier brennt etwas. Wir müssen das löschen. – Dann gibt es Menschen wie Politiker:innen, die sagen: Wir holen jetzt mal Wasser. – Leider sind das nicht so viele. Die haben eine Gießkanne und versuchen, das Feuer im Keller zu löschen. Aber eigentlich ist allen klar, dass man jetzt die Feuerwehr braucht. Was wir uns zur Aufgabe gemacht haben, ist, der Feualarm zu sein. Der ist richtig nervig. Der geht jetzt im ganzen Haus los. Der piept. Alle halten sich die Ohren zu, weil das so nervig ist. Aber am Ende würde niemand sagen: Der Feualarm war so nervig. Deswegen bin ich nicht aus dem Haus gegangen. [...]

Ich kann die Sorge verstehen, dass sich die Gesellschaft weiter spaltet. Aber die Gesellschaft spaltet sich ja gerade schon. Wir gehen nämlich auseinander, wenn wir uns angucken, dass Einzelne diese Krise wirklich massiv weiter befeuern und dass alle anderen darunter leiden. Das muss doch mal ausgesprochen werden. Solange das nicht auf dem Tisch liegt, müssen wir das tun.

Kaeser: Ich weiß, das wird nicht gut ankommen. Aber zur Ehrlichkeit gehört auch, dass wir offen diskutieren. Frau Hinrichs, ich würde für Sie auf die Straße gehen, wenn man Ihnen verbieten würde, friedlich zu demonstrieren. Was hingegen die Methode angeht, mit der Sie Ihre Überzeugungen darbringen, habe ich eine andere Meinung.

Wir haben ein multikausales Thema. Wir haben das Thema des Klimas. Wir haben das Thema des Wohlstands. Wir haben das Thema des sozialen Friedens. Wir haben das Thema, dass wir in Deutschland 1,8 Prozent des CO₂-Ausstoßes der Welt haben. Wir haben das Thema zwischen Arm und Reich. Insofern müssen wir alle zusammenhalten und schauen, wenn man ein Thema behandelt: Welche Auswirkungen hat das auf die anderen Aspekte? Das ist eine verdammt schwierige Aufgabe.

Habeck: Erst einmal: Ich halte Protest, auch zivilen Ungehorsam, für wichtig und auch für einen Freiheitsraum der offenen Gesellschaft. Aber das heißt ja nicht, dass jeder Protest gleich erfolgreich und gleich richtig ist. Ihr Protest, Frau Hinrichs, ist unspezifisch. Er trifft nicht irgendeine Gruppe, die man adressieren will, sondern irgendwie alle. Wenn man »irgendwie alle« treffen will, dann trifft man in Wahrheit niemanden. Damit verpufft der Protest und macht Leute nur zornig und verärgert. Politisch teile ich das Argument, die Gesellschaft spalte sich, nicht. Das ist doch falsch, Teil der Spaltung sein zu wollen. Dieser Protest verhindert eine Mehrheit für Klimaschutz. Er treibt die Leute weg. Es ist eben nicht richtig, dass ein friedlicher Protest nichts verändert. 2019, bis zur Coronapandemie, hat Fridays for Future Menschen millionenfach auf die Straße gebracht. Auf einmal war quasi ganz Deutschland auf den Beinen. Das hat die Bundesregierung, damals die Große Koalition, dazu gebracht, die Gesetzgebung zu verschärfen und CO₂-Preise einzuführen. Das war nicht genug, aber der Protest hat etwas verändert. Jetzt ist die Frage objektiv zu beantworten: Was hat denn Ihr Protest bisher politisch verändert, außer dass, ich würde sagen, 90 Prozent der Gesellschaft sagen, dass das nicht richtig ist? Deswegen sage ich: Das ist keine Hilfe beim Klimaschutz.

Christiane Averbeck: Mich ärgert an dieser Diskussion total, dass wir eigentlich schon viel weiter sind und dass der Blick, nur weil das so wahnsinnig öffentlichkeitswirksam ist, total verstellt ist für das, was zivilgesellschaftlich schon alles passiert und was unter anderem wir in der Klima-Allianz Deutschland erleben. Wir erreichen über unsere Mitglieder 25 Millionen Menschen, die sich für das Thema Klimaschutz engagieren. Die haben eigentlich keine Lust darauf, sich in den Medien darüber austauschen, ob das, was die Letzte Generation macht, legitim ist oder nicht. Die arbeiten ganz konstruktiv an unterschiedlichen Stellen mit, nämlich weil sie die Sorgen von Frau Hinrichs bezüglich Lüzerath teilen. Wir als Klima-Allianz sind seit ungefähr zehn Jahren an dem Prozess des Kohleausstiegs mitbeteiligt, als Akteur vor Ort, wo es um den Kohleausstieg geht. Die Zivilgesellschaft fängt doch nicht erst jetzt an, sich in diesem Bereich zu engagieren. Für uns alle ist klar, dass es die richtigen politischen Rahmenbedingungen braucht. Die müssen von der Politik gesetzt werden. Ich bin mit Frau Hinrichs auf einer Linie, dass wir mehr Ambitionen brauchen, dass es auch bei den Parteien ein Gesamtverständnis dafür braucht, dass sich alle für das Thema Klimaschutz engagieren müssen, nicht nur eine Partei. Klimaschutz muss ein Anliegen aller Parteien sein.

Ich denke, wichtig ist einfach: Verlieren Sie nicht den Mut, sich angesichts dieser zugespitzten Diskussionen, die über die Medien im Interes-

se bestimmter Populisten befördert werden, beim Thema Klimaschutz einzubringen. [...]

Holzschuh: Frau Engels, Sie sitzen hier und sehen sich das Ganze an, die Diskussion, die wir gerade führen. Wir sind wieder bei den Punkten, die immer wieder beklagt werden: Wer ist schuld? Wer macht es schlimmer? – Lenkt das von dem Wesentlichen ab?

Anita Engels: Mir ist die Frage gestellt worden: Ist die Gesellschaft fähig, Verantwortung zu übernehmen? Das ist erst mal keine moralische Frage, sondern eine Forschungsfrage, die man ganz nüchtern aus der Distanz betrachtet stellen kann. Etwas umformuliert ist das die Frage: Ist die Gesellschaft fähig, als Ganzes willentlich eine andere Entwicklungsrichtung einzuschlagen, obwohl es ganz viele Kräfte gibt, die dieser Transformation entgegenwirken? In der Forschung kommen wir bei dieser Frage zu einem frustrierenden Gesamtergebnis, weil wir festgestellt haben, dass es im Augenblick nicht realistisch zu erwarten ist, dass wir die Klimaziele einhalten und dass wir diese Transformation bis 2050 schaffen werden. Das ist eine sehr schwierige Ausgangssituation, auch wenn man versucht, das ganz nüchtern zu beforschen, und gar nicht so aktivistisch daherkommen möchte.

Was bedeutet das für Schuld und Verantwortung? Aus soziologischer Sicht sind Schuld und Verantwortung keine absoluten Begriffe, sondern das sind temporäre Zustände, die aus gesellschaftlichen Zuschreibungs- und Aushandlungsprozessen hervorgehen. Das haben wir jetzt hier auch wieder erlebt. Das geht immer hin und her. Sind einige Klimaaktivisten schuld, dass sich angeblich ein Teil der Bevölkerung vom Klimaschutz abwendet, oder ist es die Politik, die einen zerrissenen Eindruck macht? – So wird das hin und her verhandelt zwischen sehr vielen verschiedenen Institutionen und Akteuren. [...] Schuld und Verantwortung werden zugeschrieben und ausgehandelt. Das ist eine permanente Dynamik.

Ich möchte zwei bemerkenswerte Beobachtungen in diesem dynamischen Prozess sagen: Erstens wird die Verantwortung Deutschlands häufig sehr heruntergespielt. Das ist auch in dieser Diskussion schon wieder ein bisschen angeklungen. Das Argument ist: Die Schuld ist klein, weil wir nur einen Anteil von unter zwei Prozent an den globalen Emissionen haben. Aber die Verantwortung Deutschlands könnte auch darin bestehen, zu zeigen, dass eine friedliche, demokratische und vielleicht sogar solidarische Transformation möglich ist, in einem System, das trotz aller Ungleichheit insgesamt ein erhebliches Wohlstandsniveau und im Großen und Ganzen funktionierende Infrastrukturen und soziale Sicherungssysteme hat. Wenn wir das selbst nicht zeigen können, haben wir kein Recht, auf die Verantwortung anderer zu weisen.

Der zweite Punkt, den ich sehr auffällig finde, ist eine Leerstelle in dem Diskurs um Schuld und Verantwortung, wenn man sich das politisch anschaut. Was dabei ausgeklammert wird, ist die politische Auseinandersetzung mit den – ich sage das jetzt etwas verkürzt – Superreichen. Nach unserer Beobachtung gibt es keinerlei ernst gemeinten Versuch, politische oder rechtliche Mittel zu finden, um im obersten Bereich des Einkommens- und Vermögensspektrums auf Mäßigung hinzuzielen. Es gibt zwei Gründe, warum das eine wichtige Frage von Schuld und Verantwortung ist. Es geht erstens um einen substanziellen Beitrag zu den Gesamtemissionen. Man schätzt, dass in Deutschland die einkommensstärksten zehn Prozent etwa so viel wie die unteren 40 Prozent zusammen verbrauchen. Hier gibt es also ein Einsparpotenzial. Aber der zweite Grund ist noch viel wichtiger. Die ostentative Ablehnung von Schuld und Verantwortung dort untergräbt die Motivation und die Bereitschaft bei allen anderen, sich auf Veränderungen einzulassen. Ich erwarte, dass die Diskussion um Klimagerechtigkeit in Zukunft mit größerer Schärfe geführt wird. Zusammenfassend: Bei der Frage nach Schuld und Verantwortung in der Gesellschaft geht es auch um Klimagerechtigkeit. Das Prinzip Verantwortung wird vor allem dann wirksam, wenn es massiven Druck gibt – von der Öffentlichkeit auf die Politik, von der Politik auf die Unternehmen – oder, noch besser, wenn rechtliche Grundlagen dafür geschaffen werden. In diesem Prozess des Verbindlichmachens von Verantwortung sind wir gerade. Wer Klimaschutz will, muss weiter darauf hinarbeiten und den Druck erhöhen. Auch die Kirchen haben hier eine große Verantwortung.

Zentrum Spiel

Alles Zufall oder was?

Spielt Gott mit uns?

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, Wilhelm-Löhe-Schule, Aula

Kira Beer, Influencerin, Studentin kath. Theologie, Tübingen
Dr. Katharina Eberlein-Braun, Theologin, Bamberg
Prof. Dr. Heino Falcke, Radioastronom, Nijmegen/Niederlande
Ulrike Mommendey, Geschichtenerzählerin, Bergheim

Moderation:

Bernhard Löhlein, Theologe, Ingolstadt

Impuls von Ulrike Mommendey

Die Welt entstand aus Klang. Zu Anbeginn aller Zeit spürte der Schöpfer, dass in den Klängen eine große Kraft ist, eine große Harmonie und Vollkommenheit. Ein Einklang. Und so begann er zu singen. Und er schuf zunächst die große Musik der Elemente. Ihr könnt sie heute noch hören, diese große Musik: das Plätschern des Wassers oder auch das Raunen des Windes. Den Pulsschlag der Erde. Und auch den Tanz des Feuers. Doch in diese Harmonien mischten sich andere Klänge. Disharmonien. Die kamen von Asmodi. Asmodi heißt der Gegenspieler des Schöpfers in dieser Geschichte. Und wie Gott selbst hat auch er sehr viele Namen. In dieser Legende ist Asmodi der Verwüster. Und er versuchte all das, was Gott geschaffen hatte, diese große Musik der Elemente, zu verwüsten.

Aber es gelang ihm nicht. Er konnte jedoch die Elemente so verändern, dass sie fortan zerstörerische Kraft hatten. Und darüber wurde der Schöpfer traurig. Und seit diesen Anfangstagen, als die Musik der großen Elemente entstand, ist auch die Traurigkeit Bestandteil dieser Welt. Der Schöpfer schöpfte aus seiner Freude am Schaffen. Und er ließ all die anderen Dinge entstehen: die Gräser, die Blumen, die Sträucher. Die Bäu-

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

me, die Tiere zu Wasser, zu Lande und in der Luft und auch den Menschen.

Asmodi versuchte, dem entgegenzuwirken. Er konnte all die Dinge nicht zerstören, wohl aber verändern. So veränderten sich im Laufe der Zeit all die Dinge – sie wurden vergänglich. Und so ist es geblieben bis heute, seit Anbeginn der Zeit, als der Schöpfer die Welt schuf. Die Kräfte, sie ringen miteinander: das Schöpferische, die Harmonie, aber auch die Disharmonie, das Vergehen. Musik ist Wandel. Wandel ist Bewegung. Bewegung heißt Veränderung. Und die Veränderung ist schließlich Leben.

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Bernhard Löhlein: »Gott hat die Welt aus nichts gemacht«, heißt es in einem Gedicht von Heinz Ehrhardt. Professor Falcke, du erforschst schwarze Löcher. Können die uns denn etwas darüber sagen, wie diese Welt entstanden ist? Sind wir alle aus nichts gemacht?

Heino Falcke: Schwarze Löcher selber sind ja eigentlich das Ende von Raum und Zeit, das Ende von Sternen. Da scheint die Zeit stehen zu bleiben. Im Zentrum ist alles unendlich dicht komprimiert. Also sind sie eigentlich Zeichen für Zerstörung. Und dem gegenüber steht natürlich der Urknall, wo alles quasi aus einem Punkt entstanden ist zu einem bestimmten Moment. Urknall und schwarze Löcher sind Grenzen unseres Wissens. Wie genau der Anfang war und wie genau das Ende sein wird und welche Physik da drinnen stattfindet, ist vor unseren Augen und vor unseren Messmöglichkeiten abgeschlossen. Es ist eigentlich ein Riesenerfolg der Wissenschaft, dass wir mit unseren Teleskopen schwarze Löcher sehen und den Urknall untersuchen können, aber die gleiche Technologie sagt uns auch: bis hierhin und nicht weiter.

Löhlein: Also weiter zurück geht nicht?

Falcke: Bestimmte Dinge sind fundamental unmöglich. Diese fundamentalen Grenzen sind eingebaut in die Physik. Die Lichtgeschwindigkeit z. B. Bestimmte Dinge sind so weit weg, dass ich sie jetzt im Moment nicht messen kann. Was in der Andromedagalaxie passiert, werde ich erst in zweieinhalb Millionen Jahren sehen. Es gibt eine Unschärfe-Theorie, die sagt: Ich kann nicht alles exakt messen. Und das liegt nicht daran, dass wir nicht gut genug messen können, sondern das ist eingebaut in die Physik. Und ohne Unschärfe, ohne fundamentale Grenzen, würde unsere heutige Welt nicht funktionieren.

Löhlein: Kann denn die Wissenschaft Auskunft darüber geben, ob hinter der Entstehung der Welt so etwas wie ein Plan existiert? Oder ist das alles Zufall?

Falcke: Genau das tut sie ja eigentlich. Denn was wir untersuchen wollen, sind ja die Regeln, nach denen das Universum funktioniert. Das sind die Naturgesetze, die wir versuchen zu entdecken. Wir spielen das Spiel. Ich finde das eigentlich eine ganz tolle Analogie, da kann man viel drüber nachdenken – wir spielen das Spiel und versuchen erst im Nachhinein zu verstehen, was die Spielregeln sind. Die entdecken wir mehr und mehr. Bei normalen Spielen lesen wir erst mal genau, wie es zu funktionieren hat. Das Spiel unserer Welt spielen wir aber schon die ganze Zeit und finden jetzt erst raus, was da eigentlich so die Regeln sind. Und für mich, der ich ja auch Christ bin, ist es schon so, dass diese Regeln auch Worte Gottes sind. Dann habe ich noch mal über Genesis nachgedacht – das Erste, was erschaffen wird, ist ja das Licht. Da denke ich automatisch an den Urknall, also den ersten Urblitz. Und da fiel mir auf, dass davor noch was ist: Gott spricht. Du, Ulrike, hast gerade sogar so schön gesagt: Gott singt.

Das finde ich ja noch schöner. Gott singt! Als du das gesagt hast, fiel mir auf: Alles entsteht aus Tönen. Töne sind ja Mathematik. Die Harmonien sind Mathematik. Und die Regeln der Naturwissenschaft sind natürlich auch in der Sprache der Mathematik geschrieben. Zurückkommend auf das, was ich am Anfang gesagt habe: Das bedeutet aber nicht, dass alles festgelegt ist. Es bedeutet nicht, dass, wenn ich jetzt anfangen, ich genau weiß, was in fünf Sekunden passiert, was in fünf Minuten passiert, was in 13 Milliarden Jahren passiert. Es ist nicht so, dass die Welt eine Maschine ist, die einfach deterministisch weitergeht, sondern dass eben diese Grenzen, diese Unsicherheiten eingebaut sind. Das ist wie bei jedem Spiel, das seine Regeln hat und dann gibt es eben noch den Faktor Zufall, der auch eine Rolle spielt. Das Spiel geht jedes Mal anders aus.

Löhlein: Du argumentierst natürlich auch als Christ, der glaubt, dahinter steht ein Plan. Wenn du im Diskurs mit anderen Wissenschaftlern bist, Kollegen an der Uni, die sagen: Nee, Gott existiert nicht. Wie argumentieren die dann, dass überhaupt etwas existieren kann?

Falcke: Also ich glaube, wir sind uns einig, dass es diese Regeln gibt. Wir sind uns einig, dass es einen Anfang gegeben hat, zumindest von diesem Universum. Es gibt Leute, die sagen, es gibt vielleicht mehrere Universen, es entstehen dauernd Universen. Und dann kann man wieder fragen: Wo kommen die denn eigentlich her? Ich habe mal irgendwann ein Buch gelesen von einem bekennenden Atheisten, der dann sagte: Ja, aber

ihr Christen fragt immer, immer weiter und hört nicht auf zu fragen. Und das sag ich: Ja, so ist es halt! Ich bin Wissenschaftler. Ich will wissen, wo kommt das alles her? Wenn du sagst, da gibt es noch ein Universum davor – wunderbar! Schön! Aber wo kommt denn das her, was davor war? Du kommst nie an ein Ende. Ich glaube, da können wir uns finden. Und mein Eindruck ist, dass viele schon begreifen, dass, wie ich auf den Anfang schaue, dass das auch eine Glaubensentscheidung ist. Für mich steht am Anfang ein Schöpfer, und der ist nicht nur irgendetwas, sondern das ist ein Jemand. Und daraus schöpfe ich auch meine Hoffnung für die Zukunft. Aber das ist eine Glaubensaussage; die kann ich naturwissenschaftlich nicht beweisen. Ich kann nur beweisen, dass es einen Anfang gegeben hat.

Löhlein: Eine Frage noch: Du hast gesagt, es ist eine Unschärfe da. Man kann nie so genau das Geheimnis finden. Das gilt für uns Menschen. Glaubst du, dass trotzdem schon alles vorgegeben ist? Dass Gott dieses Geheimnis schon in sich trägt und alles nach seinen Regeln passiert, nur wir kennen sie noch nicht?

Falcke: Es passiert nach seinen Regeln. Und ich denke, Gott hat auch die Unschärfe mit eingebaut. Und die provokante Frage ist: Würfelt Gott? Und meine provokante Antwort ist: Ja. Es ist Teil des Spiels. Und das muss man manchmal aushalten. Ihr kennt alle hier Hiob, jemand, der wirklich alles toll macht und trotzdem vom Schicksal völlig reingeritten wird. Und Gott lässt es geschehen. Damit müssen wir auch lernen, zu leben, dass jeder sein Päckchen und seine Würfelsteine, wie sie gefallen sind, tragen muss. Das ist Teil dieses Lebens. Das heißt aber nicht, dass ich völlig an Gott verzweifle. Weil es sein Spiel ist und ich weiß, am Ende bin ich wieder zu Hause bei ihm. Ich komme von ihm. Der Start- und Zielpunkt dieses Spiels ist er.

Löhlein: Vielen Dank. Wir haben jetzt von der Entstehung der Welt geredet. Katharina, jetzt kommt der Mensch mit ins Spiel. Welchen Regeln folgen wir? Haben wir überhaupt Regeln, denen wir folgen können oder folgen sollen, oder erfinden wir unser eigenes Spiel?

Katharina Eberlein-Braun: Womit ich viel anfangen konnte in der Anfangsgeschichte, ist dieses Bild, dass da was verfälscht wird. Es gibt also eine Disharmonie. Damit kann man ja noch was machen. Man kann aber, denke ich, nicht vollständig aussteigen. Da würde ich gern an Heino anschließen: Es gibt Regeln, die sind einfach so und die sind auch nicht nur naturwissenschaftlich, sondern es gibt auch Regeln guten Lebens im weitesten Sinn. Es gibt Dinge, die tragen und es gibt Dinge, die tragen weni-

ger. Aber man muss damit noch auf irgendeine Art und Weise umgehen. Und da gibt es sicher einen Spielraum und der wird sich auch bewegen, zwischen einem mehr oder weniger gelingenden Umgang.

Löhlein: Und wer sagt mir dann, ob ein Umgang regelkonform ist oder nicht?

Eberlein-Braun: Ich würde sagen, das merkt man. Da wird mir manchmal Optimismus unterstellt, weil ich denke, dass man früher oder später merkt, wenn was falsch gelaufen ist. Das mag vielleicht auch eine religiöse Überzeugung sein. Also irgendwo gibt es ein Gespür für: Das trägt oder es trägt nicht. Das muss nicht gleich sein. Das kann auch zehn Jahre später sein oder an einem Lebensende, dass man merkt: »Oh, das war falsch.« Aber ich tue mich schwer bei dem Gedanken, dass jemand so richtig doll danebenhauen kann und sich dabei total unbefangen richtig lange gut fühlt. Das kann ich mir schwer vorstellen.

Löhlein: Nun ist es ja so, dass viele, die immer mal wieder Schicksalsschläge erlitten haben, sich fragen: Warum ich? Warum lässt Gott das zu? Oder wir schauen nach Indien – drei Züge stoßen zu einem unglücklichen Zeitpunkt zusammen.² Warum? Kann man eine Antwort darauf geben?

Eberlein-Braun: Nein, so einfach nicht. Aber ich habe gerade bei dem, was Heino gesagt hatte, schon überlegt: Man muss das Spiel ja auch spielen wollen oder gerne spielen. Du bist eingestiegen mit der Aussage: »Das schwarze Loch, das steht für Vernichtung«. – Aber es gibt ja auch noch das Licht am Anfang. Das muss man ja auch so sehen wollen. Das ist eine bestimmte Perspektive. Ich könnte mich ja auch hinsetzen und sagen: »Oh, und dann kam dieser Urknall und jetzt sind wir alle zum Leben verdammt und da läuft doch immer alles schief und es ist irgendwie ganz furchtbar.« Und »naturwissenschaftliche Gesetze sind stahlhart und man kann nichts machen« und so. So könnte ich ja auch rangehen. Muss ich aber nicht. Tue ich auch nicht. Und ich glaube, das ist eher der Punkt. Bin ich dazu in der Lage oder habe ich das gelernt? Oder hilft mir jemand dabei, dass ich dieses Spiel auch spielen möchte und dass ich es nach wie vor für ein gutes Spiel halten kann, auch wenn ich vielleicht den Schicksalsschlag hatte?

² Anspielung auf ein Zugunglück, das sich am 3. Juni 2023 im ostindischen Bala-sore ereignete. Drei Züge kollidierten, es gab mehrere hundert Tote und Verletzte. Quelle: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/zugunglueck-indien-tote-1.5898365> [zuletzt gesehen am 7. 12. 2023].

Löhlein: Dann schauen wir mal miteinander ein bisschen in die Zukunft. Im Spielesektor, in der Brettspielwelt, gibt es seit einiger Zeit das sogenannte Legacy³-Prinzip. Das heißt, man spielt ein Spiel und der Spielausgang ist die Basis für die nächste Partie. Das heißt, da hat sich was verändert am Spieltisch. Dann öffne ich vielleicht eine Kiste oder einen Karton und da sind neue Spielelemente drin. Einiges wird wieder vernichtet von der letzten Spielszene. Es werden Regeln geändert, es kommen neue Charaktere dazu. Kira, was müsste in so einer Packung jetzt drin sein, nach diesem Legacy-Prinzip, damit du sagst, so geht es jetzt weiter mit unserem Spiel?

Kira Beer: Das sind große Fragen. Ich glaube, was wir vor allem bräuchten, ist auch aus einer älteren Generation als der unseren viel mehr Ruhe und Verständnis und eine Offenheit für das, was Menschen bewegt und was Menschen vorantreibt. In diesen ganzen klassischen Themen, die wir so haben, beobachte ich auch im Dialog mit meiner Familie, wie festgefahren die Leute sind. Vor allem, was diese typischen Themen wie zum Beispiel Gender angeht. Ich habe in meiner Familie noch nie über Gender diskutiert, weil ich angefangen habe, sondern immer, weil jemand anderes anfängt. Und ich werde dann immer alibimäßig etwas gefragt, weil ich ja die Junge bin. Aber nie ist jemand wirklich an meiner Meinung interessiert, sondern es wird dann immer nur dagegen geschossen. Und das ist etwas, wo ich glaube, solange wir so miteinander sprechen, weiß ich nicht, wie wir weiterkommen sollen. Umgekehrt natürlich genauso. Ich weiß, dass auch wir in unserer Generation vielleicht manchmal zu hauruckartig sind. Natürlich muss auch ich irgendwie Verständnis haben, weil ich nicht weiß, wie es ist, wenn man schon 50, 60 Jahre lebt, wenn jetzt so viele Veränderungen kommen.

Aber mich besorgt am meisten, wie man Dialoge führt, vor allem im Internet. Niemand ist ja mehr bereit, dem anderen wirklich zuzuhören und davon auszugehen, da ist ein Mensch und der hat eine Biografie. Hinter jeder Meinung steht ja das, was jemand erlebt hat, das ist ja nicht gleich einfach nur ein Arschloch, sondern da stecken immer Sachen dahinter. Und ich glaube, das ist die größte Spielkarte, die wir brauchen, dass wir uns wieder viel mehr gegenseitig in den Blick nehmen und versuchen, uns zu verständigen. Das Problem ist, dass das Zeit braucht, und die haben wir nicht in allen Themen. Ich glaube, das ist eine große Herausforderung, vor allem in der Klimakrise.

Löhlein: Ganz lieben Dank. Wir haben jetzt von Spielregeln gehört. Das ist gut, wenn wir die Regeln richtig verwenden. Aber ich habe manchmal

³ Legacy = englisch für Vermächtnis, Erbe

den Eindruck, jeder hat so seine eigenen Hausregeln. Und es ist, wie wenn man am Monopoly-Tisch zusammenkommt und jeder spielt es anders, aber alle müssen gleichzeitig spielen. »Nach meinen Regeln«. Und der andere sagt: »Nee, nach meinen Regeln«. Gibt es eine Möglichkeit, sich da zu verständigen?

Falcke: Ich habe da auch noch mal drüber nachgedacht. Ich finde die Analogie zum Spiel ganz toll, auch das, was du sagtest über diese Legacy-Spiele. Weil jeder in seinem eigenen Leben mit ganz anderen Startbedingungen startet. Im normalen Spiel fängt jeder gleich an, oder nicht? Aber im richtigen Leben hat jeder einen anderen Startpunkt. Ich habe ein sehr viel optimistischeres, hoffnungsvolleres Bild als viele Jugendliche heute (obwohl es euch eigentlich letztlich viel besser geht als uns damals), weil bei euch der Gradient vielleicht nach unten geht. Bei uns ging der Gradient immer nach oben und es war auch viel einfacher bei uns, habe ich das Gefühl. Nicht alles war perfekt natürlich. Es gab den Kalten Krieg und es gab den Club of Rome.⁴ Wir leben eigentlich schon seit den 70er Jahren in dieser modernen Welt mit all ihren Bedrohungen, der Klimakatastrophe und der Verschwendung von Ressourcen. Aber trotzdem habe ich das Gefühl, bin ich anders gestartet als ihr heute startet.

Und zum Thema Regeln: Wir spielen alle nach den gleichen Regeln. Davon bin ich überzeugt. Vielleicht, weil ich Physiker bin. Es gibt nur einen Satz Regeln. Aber es gibt verschiedene Strategien, wie ich mit diesen Regeln umgehe. Und das, was du jetzt Regeln nennst und wie wir Menschen leben, sind für mich nicht unbedingt Regeln, sondern es sind Strategien, es sind Ratschläge, es sind Weisheiten. Für mich ist die Bibel auch so ein Buch voll mit Weisheiten, Lebens..., ja wir sagen Lebensregeln, aber eigentlich Lebensstrategien. Und dann ist eben die eine etwas erfolgreicher als die andere. Und das Blöde ist – welche erfolgreicher ist, das weiß man erst am Ende des Lebens. Am Ende des Spiels. Und deswegen ist es ganz gut, auch mal zurückzuschauen. Zurückschauen auf das, was vorherige Generationen gemacht haben. Was haben die erlebt? Wie sind die mit diesen Krisen umgegangen? Und ja, ich glaube, die Regeln sind dieselben. Die Strategien sind unterschiedlich. [...]

Bei Spielen kann man mal die »Arschkarte« ziehen, figurativ gesprochen. Und das passiert im Leben auch. Wer mich kennt, der weiß: Wenn ich spiele, bin ich manchmal ziemlich schlecht gelaunt. Bei bestimmten

⁴ Der Club of Rome, eine internationale und interdisziplinäre Vereinigung von Wissenschaftler:innen, trat 1972 mit dem Bericht »Die Grenzen des Wachstums« an die Weltöffentlichkeit und setzt sich seither für eine nachhaltige Entwicklung ein.

Spielen, da geht alles kaputt oder man macht mir was kaputt, dann bin ich echt stinkig an dem Abend. Da willst du nicht mit mir reden. Das sind die Emotionen, die einfach in uns drinsitzen, mit denen wir kämpfen müssen. Und die meisten haben einen viel schlechteren Startpunkt als wir. Die große akademische Diskussion über Klima oder Gendern, das geht denen am Hintern vorbei, im wahrsten Sinne des Wortes, weil sie ganz andere Themen und Probleme haben, Verletzungen haben. Und dann gibt es Leute, die betrügen. Wir leben in dieser Gesellschaft zusammen, und es gibt die Leute, die die schlechten Karten haben und es gibt die Leute, die bewusst betrügen.

Dann hast du vielleicht eine große Menge, die gar nicht so aktiv sind, die mittendrin in dem Spiel sind. Und die müssen dafür sorgen, dass das irgendwie noch funktioniert, ohne dass der ganze Abend, der ganze Spieleabend aus dem Ruder läuft. Vielleicht hat der eine oder andere schon mal einen Spieleabend erlebt, wo dann wirklich der eine wütend rausgelaufen ist.

Löhlein: Haben wir alle erlebt.

Falcke: Das haben wir alle schon mal erlebt. Und doch ist das unsere Aufgabe: Irgendwie noch hinzukriegen, miteinander zu reden. In diesem Spiel zu kommunizieren und dann zu einem guten Ende zu kommen. Und das ist einfach schwer.

Höchste Zeit für zivilen Ungehorsam?!

Stimmen aus Gesellschaft und Hochschule

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, House Of Students

P. Dr. Jörg Alt SJ, Nürnberg

Aimée van Baalen, Klimaaktivistin, Dresden

Marcus König, Oberbürgermeister, Nürnberg

Prof. Dr. Wolfgang Lucht, Erdsystemanalyse, Potsdam Institut für Klimafolgenforschung

Dirk Weinspach, Polizeipräsident, Aachen

Moderation:

Dr. Angela Kunze-Beiküfner, Pfarrerin, Halberstadt

Angela Kunze-Beiküfner: Die Letzte Generation hat vor zwei, drei Tagen bekannt gegeben, dass ihr, Frau van Baalen, euch mit euren Aktionen jetzt gegen das reichste ein Prozent der Bevölkerung richtet. Warum ist das jetzt ein grundlegender Strategiewechsel und was habt ihr vor?

Aimée van Baalen: Letztendlich sehen wir, dass die Krise nicht gleichermaßen von allen verursacht wird. Also genauso wie wir als Deutsche die Krise sehr viel mehr verursachen als Afrika, weil wir einfach eine historische Verantwortung tragen und schon sehr viel mehr CO₂ in die Atmosphäre pusten. Genauso kann man eben sagen, dass das obere ein Prozent sehr, sehr viel mehr CO₂ ausstößt als die unteren 50 Prozent. Das sind natürlich erschreckende Zahlen. Ich glaube, wir müssen die Frage auf den Tisch bringen: Ist es noch nötig, mit Privatjets durch die Gegend zu fliegen? Ist es noch nötig, selbst Schiffe und Yachten zu besitzen und damit an einem Tag so viel CO₂ auszustoßen wie manch andere in ihrem ganzen Leben? Das sind einfach solche Unverhältnismäßigkeiten, dass ganz klar ist, dass sich dagegen auch Protest richten muss.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Kunze-Beiküfner: Und das wird auch vielen einleuchten, wenn man sich die Fakten anguckt: Noch nie gab es so viele Privatjetflüge und Kurzstrecken wie jetzt in diesen vergangenen zwölf Monaten. Und die Strecke, die am meisten geflogen wird, auch oft leer, ist zwischen Hamburg und Sylt.

Tabea Baader (Anwältin des Publikums): Ich finde es sehr schön zu sehen, dass nicht alle, die hier sitzen, dem Gesagten nur zustimmen. Vielen Dank auch für kritische Fragen. Ich beginne mit einer Anfrage allgemein, die in Richtung Eigenwirksamkeit und gesellschaftlichen Zusammenhalt geht: Warum die Straßen zukleben, was zum Teil Unschuldige trifft, und sich nicht vor den Bundestag kleben?

van Baalen: Wir kleben auch vor dem Bundestag. So ist es nicht. Wir sehen aber auch, dass es diesen gesamtgesellschaftlichen Diskurs braucht und dass leider auf Fridays for Future nicht entsprechend reagiert wurde. Fridays for Future hat ja letztendlich das, was wir gemacht haben, schon sehr viel früher gemacht in Form von Großdemonstrationen. Und darauf hingewiesen: Hey, ihr habt uns Versprechen gegeben und diese werden jetzt nicht eingehalten. Und genau danach wurde einfach ein Klimapaket verabschiedet, das letztendlich wieder gekippt werden musste, weil es eben absolut nicht dem entspricht, was es jetzt gerade braucht. Ich glaube, das zeigt einfach ganz klar, dass es noch nicht ausgereicht hat, dass es mehr Diskussion braucht und letztendlich auch mehr Druck auf die Regierung. Denn ich frage mich ganz ehrlich: Wenn bisher diese eine Million Menschen, die da auf der Straße waren, sie noch nicht davon überzeugt haben, das Grundgesetz einzuhalten, was braucht es dann? Und ich glaube, dann braucht es einfach Widerstand.

Jörg Alt: Und wenn jetzt Leute sagen, es trifft die Falschen: Ohne diese Protestform würden wir hier heute nicht sitzen. Und dann kann ich nur sagen, in solchen Situationen, sagen Sie uns eine Alternative, die genauso effektiv und noch nicht 30 Jahre vergeblich versucht worden ist. Wenn die Leute, die über unsere Protestform meckern, genauso viel Energie reinstecken würden, Politik weiterzubringen, dann bräuchten wir nicht auf der Straße zu sitzen.

Dirk Weinspach: Ich würde gerne auch etwas dazu sagen. Ich kann den Enthusiasmus verstehen als Reaktion auf das, was meine Vorrednerin und Herr Alt gesagt haben. Trotzdem: Wir sind alle in einer Blase. Wir beklatschen das. Wir finden das toll. Aber in der konkreten Situation, mit der Protestform an der Straße zu kleben, wird das Gegenteil erreicht. Sowohl diejenigen, die damit aufgehalten werden, aber auch die Bilder,

die durch die Medien gehen, verschärfen die Gräben, erreichen das Gegenteil. Diese Protestformen sind nicht geeignet, diesen gesellschaftlichen Konflikt zu befrieden oder den Klimaschutz voranzubringen. Das ist meine feste Überzeugung. Ich wurde gefragt, was ich denn als bessere Idee sehe. Ich habe keine bessere Idee, aber das ist noch lange kein Grund, die falsche weiterzuverfolgen. Und ich glaube, wir haben keine Chance, die Klimakatastrophe zu vermeiden, wenn es uns nicht gelingt, auch die mitzunehmen, die wir derzeit noch nicht erreicht haben. Wir brauchen gesellschaftliche Mehrheiten und die werden durch diese Aktion eher verhindert und erschüttert.

van Baalen: Brauchen wir gesellschaftliche Mehrheiten, um das Grundgesetz und die Verfassung einzuhalten? Hätte es gesellschaftliche Mehrheiten gebraucht, um Frauen das Wahlrecht zu geben? Hätte da erst jeder einzelne Mann sagen müssen: Ja, ich bin dafür, damit etwas passiert? Oder wäre es nicht trotzdem moralisch die richtige Entscheidung, gerade wenn es vorher festgelegt wurde, die Grundrechte umzusetzen? Natürlich dürfen die Menschen nicht auf der Strecke gelassen werden. Aber ich würde mir von der Politik wünschen, dass sie die gesellschaftlichen Mehrheiten schafft, dass Klimaschutz nicht ausschließlich ein Parteithema der Grünen ist.

Marcus König: Aber hier müssen wir mal Halt machen. Ja, die Grünen machen viel, wir haben jetzt den 40. Geburtstag der Grünen gehabt, und es ist eine gute Sache, dass es die Grünen damals gegeben hat und geben wird und dass sie sich zum Bündnis90/Die Grünen zusammengeschlossen haben. Sie sind wichtig. Aber – lieber nehme ich die Fünf-Prozent-Parteien in eine Regierung mit rein, bevor ich eine 18-Prozent-Partei² in die Regierung bringe. Da müssen wir aufpassen, dass wir genau das nicht bekommen, diesen Spalt in unserer Gesellschaft. Mein Job ist es, Brücken zu bauen, und ich will nicht, dass eine Partei, die im Moment laut den Wahlforschern 18 Prozent hat, in irgendeiner Form irgendwann in unserem Land das Sagen hat. Und genau deshalb ist es wichtig, dass wir die Brücken bauen, dass wir Menschen mitnehmen. Zum Thema Klima. Wie können wir was auf die Beine stellen, dass es schneller geht? Und deshalb bin ich bei Ihnen, Herr Weinspach: Wir müssen nicht die Gräben aufreißen, sondern die Brücken bauen, dass die Menschen drüber gehen können, dass wir was für die Klimaresilienz in unseren Städten tun können und nicht dieser 18-Prozent-Partei noch mehr Stimmen und noch mehr Gehör geben.

² Anm. d. Red.: Bei der INSA-Wahlumfrage zur Bundestagswahl am 27. Mai 2023 hatte die AfD mit 18 Prozent einen neuen Höchstwert erreicht.

Wolfgang Lucht: Zuerst würde ich gerne sagen, dass ich es ganz toll finde, dass wir hier zusammensitzen. Weil das Thema wirklich alle angeht und weil die Probleme so kompliziert sind. Aber ich möchte auch sagen: Ich bin keine Blase, ich bin Wissenschaftler.

Zum Beispiel bin ich mandatiert, als einer von sieben Sachverständigen der Bundesregierung für Umweltfragen die Bundesregierung zu beraten. In dieser Funktion haben wir das deutsche CO₂-Budget ausgerechnet, das noch verbleibt. Wir haben das CO₂-Rechtbudget natürlich nicht erfunden, aber aktualisiert und noch mal begründet und erklärt. Wir haben als Klimaphysiker der Gesellschaft eine wichtige Zahl gegeben. Und zwar kann man ein Temperaturziel in eine Menge an Treibhausgasemissionen übersetzen: Wie viele Klimagase darf man maximal noch emittieren, um dieses Temperaturziel einzuhalten? Diese Rechnung haben wir für Deutschland gemacht. Wie hat die Politik darauf reagiert? Die Ministerin sagte: Politik ist keine Mathematik. Dabei hat aber nie jemand bestritten, dass die Rechnung zutreffend ist. Aber politisch funktionierte es nicht, es war einfach kein Einlassen darauf. Man sah, dass die harte Wahrheit ist, dass wir weit zurückhängen beim Klimaschutz. Und dann kam plötzlich das Bundesverfassungsgericht und hat gesagt: Die Rechnung, die wir zum verbleibenden CO₂-Budget für Deutschland gemacht haben, ist in ihren Annahmen gut begründet und insgesamt nachvollziehbar. Damit ist es nun auch bzgl. der Verfassung festgestellt worden, dass die Bundesregierung mehr als nur das Recht hat, Umweltpolitik zu betreiben. Sie ist dazu auch verpflichtet. Und da passt was nicht zusammen, dass einerseits die Zahlen klar sind, andererseits politisch darum herumgearbeitet wird. Das ist meine Erfahrung. Trotz unseres Mandats dringt es nicht wirklich durch.

Baader: Jetzt gehe ich in die konkreten Fragen aus dem Publikum an einzelne von Ihnen auf dem Podium. Als erstes an den Oberbürgermeister, Herrn König, die Frage: Welche Sofortmaßnahmen werden in Nürnberg für die Klimaziele durchgeführt, die schnell die Emissionen senken?

König: Wir haben letztes Jahr einen Aktionsplan auf den Weg gebracht. Wir haben in Deutschland die größte E-Flotte bei dem öffentlichen Nahverkehr. Wir haben jetzt 100 Busse. Fast alle Dieselmotoren haben wir ausgetauscht. Wir haben jetzt ein Entsiegelungsprogramm gestartet, auch in der Stadt, wo wir mehr entsiegeln als versiegeln. Wir haben das Thema Schwammstadt aufgenommen.³ Dafür haben wir einen deutschsprachi-

³ »Schwammstadt« (englisch Sponge City) ist ein Konzept der Stadtplanung, möglichst viel anfallendes Regen- bzw. Oberflächenwasser vor Ort aufzunehmen und zu speichern, anstatt es lediglich zu kanalisieren und abzuleiten. Dadurch sollen

gen Kulturpreis gewonnen für zwei Objekte, wo wir genau das Konzept der Schwammstadt angewandt haben. Und wir haben den Beschluss gefasst, dass alle Neubauten nicht mehr ohne Gründach, nicht mehr ohne Ölfassade, ohne Photovoltaik gehen. Um das alles schnell zu machen, haben wir für die ungefähr tausend Dächer, die die Stadt Nürnberg besitzt, ein Photovoltaikprogramm aufgelegt, und haben schon angefangen zu bauen. Wir haben außerdem die größte Photovoltaikanlage Bayerns auf einem Dach auf der NürnbergMesse. Wir haben zwölf Millionen in die Hand genommen. Unser Problem ist nicht das Geld. Unser Problem sind die Köpfe, die Arbeitskräfte, die fehlen. Wir bekommen nicht mal mehr das Material. Das ist unser Problem. Wir haben ein Radwege-Programm. Geld ist da. Wir bekommen nur keine Firmen mehr, die Radwege bauen. Und wir haben ein Fernwärmenetz, was wir ausbauen mit unserer Energie. Wenn wir irgendwann grüne Fernwärme hinbekommen, und das ist ja das Ziel, dann haben wir auch einen unglaublichen Schub für das Thema Klima getan. Aber wir müssen erst mal die Leute und die Häuser anschließen. Und das sind Programme, die wir jetzt aufgelegt haben, wo jetzt schon umgebaut wird.

Thilo Tschersich (Anwalt des Publikums): Jetzt eine Frage an Aimeé van Baalen. Ein Fragenkomplex, der sich dahin bewegt, wie sich ziviler Ungehorsam rechtfertigen lässt angesichts dessen, dass er auch zur Spaltung beiträgt. Wir kennen die Bilder von Personen, die Kraftfahrer, die gegen die Klimakleber handgreiflich werden wollen. Wie wägen Sie das ab oder wie können Sie es rechtfertigen, dass das auch zur Spaltung beitragen kann?

van Baalen: Also ich glaube, wir müssen uns erst mal die Frage stellen, was ist denn, wenn es diesen Widerstand nicht geben würde. Dann würden irgendwann die Katastrophen kommen oder im besten Fall von sich aus eine bessere Klimapolitik, die tatsächlich mehr fordert, die so oder so trotzdem auch ein Einschnitt in viele unserer Leben wäre, weil wir uns eben die Frage nach dem Wohlstand und auch nach dem Verzicht stellen müssen. Und ich glaube, dass es so oder so, seien es die Katastrophen oder der politisch konsequente Klimaschutz, diese Diskussion ausgelöst hätte. Wir machen es jetzt einfach schon früher sichtbar durch unseren Widerstand. Aber letztendlich glaube ich, dass wir an dieser Konfrontation, die wir jetzt auch wahrnehmen, erst mal so oder so nicht vorbei-

z.B. Überflutungen bei Starkregen-Ereignissen vermieden bzw. verringert, das Stadtklima verbessert und die Gesundheit von Stadtbäumen sowie die Resilienz von gesamten Stadtökosystemen gefördert werden. Quelle: Wikipedia, <https://de.wikipedia.org/wiki/Schwammstadt> [zuletzt gesehen am 14. 11. 2023].

gekommen wären. Und trotzdem muss man natürlich sagen, dass ziviler Ungehorsam erst dann gerechtfertigt ist, wenn man alle legalen Mittel ausgeschöpft hat. Also wenn man versucht hat, Demonstrationen auf legalen Wege zu organisieren, wenn man versucht hat, Petitionen zu unterschreiben, wenn man versucht hat, über den gerichtlichen Weg zu gehen. Und das ist in den letzten 30, 40 Jahren tagtäglich passiert.

König: Ich wollte nur eine kurze Zwischenfrage [Anm. d. Red.: an Aimeé van Baalen, Prof. Dr. Wolfgang Lucht und P. Dr. Jörg Alt SJ] stellen. Welche Form des Rechtsstaates, der Demokratie, stellen Sie drei sich vor, um die Ziele, die Sie jetzt alle formulieren, die ich zum Teil auch für mich teile, noch schneller zu erreichen? Bisher haben wir einen Rechtsstaat und ich merke in unserer Kommune kommen jeden Tag mehr Menschen in unserem Rechtsstaat an, weil sie sich eher bei uns wohlfühlen. Das ist auch eine Herausforderung, ich verstehe das aber. So viele Menschen kommen zu uns, weil sie woanders keinen Rechtsstaat erleben. Und es ist gut so. Aber welche Form der Demokratie wünschen Sie sich, dass wir das, was Sie gerade formuliert haben, noch schneller durchsetzen?

Lucht: Mit dem Sachverständigenrat für Umweltfragen haben wir 2019 auch ein Sondergutachten veröffentlicht, das den Titel trägt: »Demokratisch regieren in ökologischen Grenzen. Zur Legitimation von Umweltpolitik«. Mit mir hat daran ein Ratsmitglied gearbeitet, der Verfassungs- und Umweltjurist ist und unter anderem auch Rechtsberater der EU-Kommission war. Wir haben damals schon vorgeschlagen, einen »Rat für Generationengerechtigkeit« einzurichten, der im Bereich der Nachhaltigkeit ein suspensives Vetorecht bei entsprechenden Vorhaben im Bundestag hat. Das heißt, eine Abstimmung kann verschoben werden, um nochmals Diskussion zu ermöglichen. Das ist natürlich kein Abstimmungsrecht, das ist wichtig. Das braucht aber eine Grundlage und aus meiner Sicht könnte man dafür ein sogenanntes »Maßstäbegesetz Umwelt« entwickeln. Es gab zu Finanzfragen vor über 20 Jahren ein Urteil des Bundesverfassungsgerichts, dass die Aufteilung bestimmter Finanzen zwischen Bund und Ländern nicht einfach der tagespolitischen Machtkonstellation überlassen werden kann, sondern dass es eine längerfristig zuverlässige Grundlage geben muss. Das Parlament wurde deshalb dazu aufgefordert, ein sogenanntes Maßstäbegesetz darüber zu verabschieden, wie der Bundestag aus freien Stücken die entsprechenden allgemeinen Bestimmungen im Grundgesetz verstehen möchte, um damit mehr Verbindlichkeit zu schaffen. Dasselbe gilt für die Klima- und Nachhaltigkeitsfrage. Wenn das Parlament ein Maßstäbegesetz auch für Umweltpolitik beschließen würde, das genauer ausbuchstabiert, was die Verfassung meint mit der Formulierung »Schutz der natürlichen Lebens-

grundlagen«, dann könnte dies als Maßstab dafür dienen, wann Vorhaben dagegen verstoßen und man könnte einen Prozess etablieren, der das auch überprüft, bis hin zu den Gerichten. Das haben wir damals vorgeschlagen.

König: Wem haben Sie das vorgeschlagen?

Lucht: Der Bundesregierung. Das war ein Sondergutachten, diese werden der Bundesregierung übergeben und Drucksachen des Bundestags.

König: Der jetzigen Bundesregierung?

Lucht: Nein, das war 2019. Noch eine weitere, eine persönliche Bemerkung. Mein Gefühl ist, es wird in der politischen Auseinandersetzung, aber auch in der Bevölkerung, zu oft erklärt, was alles beim Klimaschutz nicht geht, statt zu überlegen, was geht. Es heißt zwar »ich bin für Klimaschutz«, aber dann wird erklärt »dies geht nicht, das geht nicht, hier und da und dort geht es nicht«. Und wenn das die Diskussion ist, dann finde ich es in keiner Weise überzeugend, hinterher etwas scheinheilig zu sagen »die Bevölkerung will es eben nicht«. Es gibt noch einen Aspekt: Schon in der Kohlekommission, die ich einmal als geladener Experte einen Tag lang mitverfolgen durfte, gab es mitunter eine Tendenz, dass der Klimawissenschaft und den Umweltverbänden quasi die Schuld am Aufkommen der AfD gegeben wurde. Es wurde impliziert, dass diejenigen, die wissenschaftlich einfach eine sachliche Grundlage für die Notwendigkeit von Klimaschutz liefern, einen Anteil daran haben, dass jetzt Populisten im Aufstieg begriffen sind. Aber nein, es ist doch die Aufgabe der Mehrheitsparteien, der demokratischen Parteien, der regierenden Parteien, für den Klimaschutz zu werben und die Gründe zu vermitteln. Es ist doch so, dass es im westlichen philosophischen System, in der westlichen Aufklärung, nirgends ein Prinzip gibt, das rechtfertigt, auf Kosten anderer sein Glück zu verfolgen. Meiner Ansicht nach geht es bei der ökologischen Herausforderung um eine notwendige Weiterentwicklung des demokratischen Staates und nicht um eine öko-diktatorische Einschränkung. Das wäre meine Antwort.

König: Aber ich habe noch eine Bitte. Sie haben es 2019 der letzten Bundesregierung geschickt, jetzt haben wir eine neue seit drei Jahren. Schicken sie es doch noch mal. Ich würde mich auch für diese 200 Seiten interessieren. Versuchen Sie es. Man muss dicke Bretter bohren.

Thementag **Verschwörung**

Wahrheit. Macht. Politik.

Verschwörung, Fake News, Lobbyismus: Demokratie in Gefahr?

Podium¹ am Samstag, 10. Juni 2023, NürnbergMesse, Frankenhalle

Stefan Niggemeier, Gründer und Herausgeber Übermedien, Berlin
Dr. Melanie Amann, Mitglied Chefredaktion Der Spiegel, Berlin
Uschi Jonas, Recherchezentrum Correctiv-Faktencheck, Berlin
Michael Kretschmer MdL, Ministerpräsident, Dresden
Dr. h. c. Nikolaus Schneider, Präses i. R., ehem. Ratsvorsitzender der
Ev. Kirche in Deutschland (EKD), Essen

Moderation:

Christiane Grefe, Journalistin, Berlin
Martin Schmidt, ARD-Hauptstadtstudio, Berlin

Auszug aus dem Impuls von Stefan Niggemeier

Mir wurde gesagt, so ein Kirchentag ist eine gute Gelegenheit, Thesen zu formulieren, deswegen habe ich das versucht. Ich habe nur fünf – keine Sorge. Meine erste These ist: Fake News ist kein Monopol der anderen. Auch wir haben die Tendenz zu sehen, was wir sehen wollen. Auch wir haben die Tendenz, falsche Tatsachen, die wir verbreitet haben, als lästige Kleinigkeiten abzutun, weil ja die grobe Richtung doch irgendwie stimmt. Vor ein paar Jahren gab es ein eindrucksvolles Beispiel: Da ging bei Twitter die Meldung rum, dass in einer langen Warteschlange bei einer Behörde in Berlin ein Flüchtling ums Leben gekommen sei. Es wurde von sehr vielen – entsprechend aufgebracht – auf Twitter geteilt. Als sich herausstellte, dass es eine Falschmeldung war, haben viele darauf beharrt, dass das aber gar nichts grundsätzlich ändern würde. Der Fall würde trotzdem beweisen, wie unhaltbar die Zustände seien. Denn wenn die nicht so unhaltbar wären, hätten ja nicht so viele Leute die falsche Meldung vom Tod in der Schlange geglaubt. Ich fürchte, so können wir da nicht mit umgehen.

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Daraus folgt die zweite These: Wir dürfen Fake News auch dann nicht hinnehmen oder nutzen, wenn sie uns in den Kram passen. Das gilt für jeden von uns, denn dank Social Media ist ja jeder von uns auch eine Art Publizist. Besonders gilt das für Politiker. Die Versuchung ist groß, eine Lüge zu verbreiten, wenn sie dem politischen Gegner schadet. Und sie ist besonders groß, weil sie mit etwas Glück nicht nur kurzfristig Aufmerksamkeit verspricht, sondern langfristige Wirkung zeigen kann. Da finde ich ein gutes Beispiel den Veggie Day, der die Grünen bis heute verfolgt. Der stammt aus dem Bundestagswahlkampf 2013 und geht auf die Bildzeitung zurück, die getitelt hat: Grüne wollen uns das Fleisch verbieten. Ich glaube, in der Form ist der Veggie Day noch in unser aller Köpfen. In Wahrheit hatten die Grünen damals nur dafür plädiert, vegane und vegetarische Ernährung sowie Veggie Days zu fördern. Im Wahlprogramm hieß das bloß: »Öffentliche Kantinen sollen Vorreiterfunktionen übernehmen«. Das kann man gut finden oder schlecht; klingt nicht so dramatisch. Es war weder von allen Kantinen noch von konkreten Verboten die Rede. Doch bis heute verfolgt die angebliche Forderung vom Fleischverbot die Grünen und kaum ein Gegner der Grünen hatte es sich damals nehmen lassen, auf die Kampagne der Bildzeitung aufzuspringen.

Das bringt mich zur dritten These: Fake News sind kein neues Problem. Vielleicht erinnern Sie sich noch an einen Aufreger vor ein paar Jahren. Da gab es die Meldung, dass *Breitbart*, ein rechtes und damals ziemlich einflussreiches amerikanisches Portal, nach Deutschland kommen soll. Es gab eine furchtbare Aufregung in den deutschen Medien und viele Kommentatoren haben so getan, als ob dann auch das Phänomen der Fake News nach Deutschland kommen würde. Als hätte das nicht längst hier in Deutschland eine publizistische Heimat – eben in der Bildzeitung und ehrlicherweise auch in zahlreichen anderen halb- bis viertelseriösen Medien aus vermeintlich gutem Haus.

Meine vierte These ist: Faktenchecks sind kein Allheilmittel. Seit ein paar Jahren versuchen verschiedene Organisationen gegen Fake News vorzugehen. Entweder als eigenes journalistisches Format – da gibt es zum Beispiel den »faktenfinder« der Tagesschau – oder mehr oder weniger für die Öffentlichkeit verborgen, zum Beispiel im Auftrag von sozialen Medien wie Facebook. Das ist prinzipiell eine gute Idee und es ist auch eine gute Haltung für Journalisten. Ich fürchte nur, die bekommen im Vergleich mit dem ursprünglichen Artikel nur einen Bruchteil der Aufmerksamkeit. Die Faktenchecks leiden auch darunter, dass sie längst selbst unter Verdacht stehen, ideologisch motiviert zu sein. In einer zunehmend polarisierten Medienwelt ist ihre Wirkung dadurch begrenzt. Und ohnehin kommen sie und andere gegen die Menge der gezielt verbreiteten

Unwahrheiten gar nicht an. Der frühere Trump-Berater Steve Bannon hat das bekannte Sprichwort geprägt »flood the zone with shit«², den Diskursraum mit Gülle fluten. Der Kampf gegen immer neue Halbwahrheiten und Fake News ist ein Sisyphos-Kampf.

Meine fünfte These: Nicht alles, was Fake News genannt wird, ist Fake News. Eigentlich war der Begriff von Anfang an nicht brauchbar und spätestens als Donald Trump ihn für sich entdeckt hat, verlor er jede sinnvolle Bedeutung. Leider hat er sich trotzdem durchgesetzt, und sei es nur als Schimpfwort für all das, was die Gegenseite publiziert und was irgendwie angreifbar ist. Ich wünschte mir, wir würden ihn seltener gebrauchen. Und noch wichtiger: Ich wünschte mir, wir würden unterscheiden zwischen einerseits denen, die bewusst kalkuliert mit böser Absicht übertreiben, die lügen, die die Wahrheit eindeutig verbiegen und andererseits denen, die sich Mühe geben, genau zu sein, zu differenzieren, der Wahrheit nahezukommen, aber dabei Fehler machen. Ich bin überzeugt, dass man oft klar unterscheiden kann zwischen ehrlichen und unehrlichen Akteuren. Und bei so einer Auseinandersetzung stehen dann nicht zum Beispiel Linke auf der einen Seite und Konservative auf der anderen, sondern dann sind es diejenigen, die informieren und diskutieren wollen, gegen diejenigen, die desinformieren und spalten wollen. Ich glaube, diese Unterscheidung ist entscheidend in einer Gesellschaft, die sich polarisiert.

Der grüne Politiker Cem Özdemir hat das bei Markus Lanz kürzlich auf die schöne Formel gebracht: Es brauche eine Brandmauer zum Irrsinn.³ Und der Kollege Johannes Schneider hat das in einem guten Essay in der Zeit, in der aktuellen Ausgabe so formuliert: Man muss nicht »beliebig geäußerten Unsinn in den Status einer satisfaktionsfähigen Haltung hochdemokratisieren.«⁴ Es ist in der Medienwelt heute sehr leicht, in seiner eigenen Blase zu leben, in der nicht nur alle dieselben Meinungen haben wie man selbst, sondern auch dieselbe Vorstellung von der Wirklichkeit. Und das kann eine Wirklichkeit sein, die nicht mehr von nachprüfbaren Fakten geprägt ist, sondern von gezielten Verdrehungen, von ideologischen Scheinwelten. Das ist ein Problem für eine demokratische Gesellschaft, wenn größere Teile ihrer Mitglieder keine gemeinsame fak-

² Michael Lewis: *Has Anyone Seen the President?*, New York 2018.

³ In der Sendung Markus Lanz vom 6. Juni 2023 beschrieb Cem Özdemir, wie »die Brandmauer zum Irrsinn« massiv eingerissen werde.

⁴ Johannes Schneider: *Alternative für Deutschland. Die Lüge hat einen langen Atem* (Zeit online, 07.06.2023); <https://www.zeit.de/kultur/2023-06/afd-um-fragehoch-frustration-klimaschutz#comments> [zuletzt gesehen am 10.11.2023].

tische Grundlage, keine ähnliche Vorstellung von der Realität mehr haben. Wenn kein ernsthafter Austausch mehr möglich ist, kein guter Streit über politische Prioritäten oder den Ausgleich von Interessen. Das ist eine Art von Polarisierung, die jedem, dem am gesellschaftlichen Zusammenhalt gelegen ist, ganz besonders große Sorgen machen sollte. Und ich glaube, dass es sich deshalb lohnt, gemeinsam an dieser »Brandmauer zum Irrsinn« zu arbeiten – Politiker und Journalisten ganz besonders. Diejenigen, die an einer ernsthaften Debatte, an einem ehrlichen Streit interessiert sind, müssen sich dann mehr Mühe geben, darin auch erkennbar zu sein. Dadurch, dass sie eigene Positionen hinterfragen, Fehler korrigieren, sich erklären, Dingen auf den Grund gehen, differenzieren statt zu vereinfachen. Und der Versuchung widerstehen, Aufmerksamkeit durch Lautstärke zu erzielen – durch den Lärm des Irrsinns und den irrsinnigen Lärm. Vielen Dank.

Ausschnitt aus dem anschließenden Gespräch

Christiane Grefe: Der Veggie Day ist ein gutes Beispiel. Vielleicht kann man sogar das Beispiel des »Heizungshammers«⁵ benutzen, der in Form einer Schlagzeile zum Heizungsgesetz auch schnell geschwungen wurde, als noch kein Mensch wusste, was tatsächlich in dem Papier des Bundeswirtschaftsministers stand, aber alle Zeitungen waren schon voll davon. Würden Sie sagen, dass solche Schieflagen zugenommen haben? Falls ja, wie erklären Sie das aus Ihrer Erfahrung, aus Ihrem Alltag als politische Journalistin?

Melanie Amann: Mein Eindruck ist nicht, dass diese Situationen zugenommen haben. Was vielleicht zugenommen hat, ist die Härte oder Schärfe der Diskussion insgesamt, die Polarisierung, die sich darin ausdrückt, und die Wut, mit der diese Debatten geführt werden. Aber dass jetzt beispielsweise Regierungspläne oder Pläne von bestimmten Parteien nach deren Wünschen zu früh herauskommen oder auch aus dem Kontext gerissen werden, das ist ein Klassiker der Politikberichterstattung, fürchte ich. Aber das würde ich nicht unbedingt als Fake News bezeichnen. Ich glaube, wir müssen mit der Definition sehr vorsichtig sein. Auch beim »Heizungshammer« handelt es sich nicht um Fake News, wenn man so will, sondern einfach um Framing.

⁵ Einige Medien prägten den Begriff »Heizungshammer« für den Entwurf des Gebäudeenergiegesetzes des Bundeswirtschaftsministeriums, der vorsah, ab 2024 nur noch klimafreundliche Heizungssysteme zuzulassen.

Grefe: Ist das, was man heute Framing nennt und früher als Spin bezeichnet hat, also eine schiefe Darstellung, bei der ganz viel fehlt, schon Fake News? Eine Darstellung, bei der man eigentlich sagen müsste, die Journalisten, die Medien hätten den Job, die eher geradezurücken als sie noch schiefer zu hängen.

Amann: Ist es denn unsere Aufgabe, wenn etwas herauskommt, die Partei oder das Ministerium, die den Entwurf geschrieben haben, vor diesem Framing zu beschützen? Wenn ein Entwurf im Framing direkt in einen verhetzenden Kontext gestellt wird, zum Beispiel dass es ein brutaler Angriff auf jeden einzelnen Häuslebauer in Deutschland ist, dann ist es nicht unsere Aufgabe zu beschützen, sondern zu erklären: Was sagt dieser Entwurf? Aber ich bemerke manchmal auch bei Medien oder bei einzelnen Kolleginnen und Kollegen – da nehme ich den Spiegel gar nicht unbedingt aus – den Wunsch, sich schützend davorzuwerfen und zu sagen: Das ist doch gar nicht so, und dafür müsse man auch Verständnis haben. Es steht aber nun mal auf Papier, es zirkuliert, es wird diskutiert, und dann müsst ihr damit leben, dass es herauskommt; und wenn es unausgegoren ist, dann wird es auch mal so interpretiert, wie es euch nicht passt.

Uschi Jonas: Wir versuchen, den Begriff »Fake News« komplett zu vermeiden, weil er aus unserer Sicht schon genauso emotional aufgeladen ist und populistisch verwendet wird. Wir sprechen immer von Desinformation und von *misinformation*⁶ und unterscheiden: Ist irgendetwas offensichtlich eine Falschbehauptung, die verbreitet wird? Wird versucht, bewusst damit zu manipulieren, es in eine Richtung zu ziehen? Dann ist es aus unserer Sicht Desinformation. Wenn einfach ein Fehler passiert, obwohl man ordentlich arbeiten wollte, und ein Zahlendreher oder so etwas drin ist [...], dann ist es aus unserer Sicht eher *misinformation*, die dann hoffentlich korrigiert wird.

Anknüpfend an Herrn Niggemeier sehen wir es genauso, dass Faktenchecks nicht das Problem komplett lösen. Aus unserer Sicht sind Faktenchecks ein Mittel im Kampf gegen Desinformation, weil sie direkt da ansetzen, wo eine konkrete Falschbehauptung kursiert, die vielleicht Schaden anrichtet, die Menschen verunsichert. Da ist es aus unserer Sicht wichtig, diese zu widerlegen. Auf der anderen Seite setzt das manchmal zu spät an. Wenn man einfach behauptet, Corona-Impfstoffe machen Frauen unfruchtbar, dann ist das schnell gesagt. Aber das zu widerlegen und dazu zu recherchieren braucht Zeit, vor allem, wenn man nicht mit demselben Wording und nicht emotional gehalten will, sondern mit

⁶ englisch für: Fehlinformation

vernünftig recherchierten Fakten. Sprich: Dann kommt der Faktencheck vielleicht erst zwei Wochen nachdem diese Behauptung veröffentlicht wurde und dann ist sie schon sehr weit verbreitet. Trotzdem sind sie dann nicht aus dem Netz, und es ist gut, dass es noch den Faktencheck gibt.

Zum anderen ist aus unserer Sicht noch Medienkompetenz superwichtig und die Menschen dafür zu sensibilisieren, nicht einfach alles weiterzuleiten, was sie irgendwo sehen oder was sie vielleicht emotional sehr aufrührt. Genauso braucht es gesetzliche Regulierung. [...]

Grefe: Herr Schneider, wir haben heute andere Medien – das ist klar. Aber hat sich auch in der Gesellschaft etwas verändert, sodass sich diese Art von Sortierung so verstärkt hat?

Nikolaus Schneider: Das Problem mit der Identifizierung von Wahrheit, mit der Trennung zwischen einem Faktum und einer Meinung zu einem Faktum, diese Probleme hat es schon immer gegeben. Die Frage ist: Wie können wir in einen Diskursraum kommen, in dem wir uns produktiv auseinandersetzen können? Da hat es in der Tat eine Veränderung durch die digitale Entwicklung gegeben. Die verschiedenen Plattformen haben die Eigenart, dass man in seiner Blase bleibt. Das ist auch kein neues Phänomen. Wir hören alle gern das, was uns bestätigt. Nur, die Technik hilft dabei, dass man sich gar nicht mehr mit anderen auseinandersetzen muss.

Eigentlich war das Versprechen der Technik ja: Wir schaffen weltweit Kommunikation in einer Weise, wie das vorher gar nicht möglich war. Im Prinzip stimmt das auch. Aber es gibt eben den Effekt der Segmentierung aufgrund der verschiedenen Plattformen oder der Chatrooms oder was es da alles so gibt.

Niggemeier: Ich würde gern eines ergänzen: Es gibt dieses Phänomen der Blasen. Es gibt aber auch das gegensätzliche Phänomen: dass es viel leichter ist auf die Meinungen von anderen zu stoßen, auf die man im analogen Leben nie stoßen würde. Das Anstrengende an einer Plattform wie Twitter ist nicht, dass alle meiner Meinung sind, sondern dass es sehr viel leichter ist, an Leute zu geraten, die ganz anderer Meinung sind. Das ist eigentlich etwas Positives. Aber dann gibt es den Effekt dieser sozialen Medien, dass in dieser Auseinandersetzung derjenige belohnt wird, der am lautesten ist, der am härtesten draufhaut, der am krassesten das abbügelt, was jemand mit der anderen Meinung gesagt hat. Das gilt für alle politischen Seiten.

Amann: Wenn ich das noch ergänzen darf: Man kann natürlich die Leute mit der anderen Meinung auch ausblenden. Der Algorithmus reagiert

darauf. Als ich noch über die AfD geschrieben habe, bin ich viel mehr Accounts gefolgt, die AfD-Inhalte verbreitet haben. Ich habe den Unterschied gemerkt, als ich denen irgendwann entfolgt bin und dachte, uff, jetzt tritt ein bisschen Ruhe ein. Es war schon auffällig, wie sehr der Algorithmus mich dann auch vor diesen Inhalten verschont hat. Das ist auch nicht unbedingt gut, weil man dann wieder abgekoppelt ist.

Schneider: Das ist genau das Problem: Dass wir auch bei den Algorithmen noch lernen müssen, wie solche Kommunikationsformen geradezu in die Wege geleitet werden, sodass wir uns auseinandersetzen müssen. Denn ohne solche gemeinsame Kommunikation zerbricht Zusammenhalt in der Gesellschaft. Wir brauchen ein Mindestmaß an Austausch. Wenn der nicht mehr gegeben ist, zerbricht dieser Zusammenhalt. So kann ein demokratisches Gemeinschaftswesen nicht funktionieren.

Amann: Aber das Schlimme ist – das hat Herr Kretschmer auch schon öfter erlebt, glaube ich –, dass viele Leute denken, die Mainstream-Medien sind längst gleichgeschaltet, die schreiben doch alle dasselbe, manche Sachen kommen gar nicht vor. Ich bekomme dauernd E-Mails, wo Leute sagen: Über das berichtet ihr überhaupt nicht. Da denke ich dann: Wir waren eigentlich die Ersten, die darüber berichtet hatten. Ohne uns wüsstest du wahrscheinlich gar nicht davon, weil die AfD auf der Basis unserer Berichterstattung gleich eine Pressemitteilung gemacht hat, natürlich ohne uns zu erwähnen. Dann kommen diese Leute und sagen: Das solltet ihr mal machen, schreibt mal über das. – Dann denkst du so: Wie kriegt man jetzt diese Leute, wie kommt man in diese Räume überhaupt rein? Das sind ja keine Spiegel-Leser. Da stehst du hilflos davor.

Martin Schmidt: Herr Kretschmer, wie haben Sie das selbst wahrgenommen, tatsächlich mit einer Position, die dann auch in der Kritik stand, im Zweifel sogar in Ihrer eigenen Partei?

Michael Kretschmer: Zunächst einmal muss man sagen, Journalisten sind Menschen. Von daher gibt es diese hundertprozentige Neutralität nicht, die man sich vielleicht von außen gesehen wünscht. Es gibt Fehler, es gibt Richtungen, aber ich glaube, was wir haben, sei es beim Spiegel, bei der ARD oder hier bei der Nürnberger Zeitung: Alles ist objektiver als irgend so ein soziales Netzwerk oder eine Blase. Deswegen finde ich, das mit den Fakten ist so eine Sisyphosarbeit, aber sie ist total wichtig. Jeder kleine Baustein ist wichtig. An den haken sich dann wieder andere an, und dann korrigiert sich etwas. Deswegen: Wenn immer weniger Menschen Zeitung lesen, wenn immer weniger Menschen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk dabei sind, dann erodiert diese gemeinsame Faktenbasis.

Wir werden lernen müssen, dass in den sozialen Medien nicht die hundertprozentige Wahrheit ist; und wir werden verstehen müssen, dass es auch in den gedruckten Medien und dem öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht diese letztgültige Wahrheit gibt. Wenn wir das verstanden haben, dann gehen wir auch wie erwachsene Menschen damit um, und dann nehmen wir uns den Teil heraus, den wir brauchen. Dadurch, dass die sozialen Netzwerke so neu sind, braucht es noch Übung im Umgang damit. Manchmal habe ich den Eindruck, dass jüngere Leute schon reflektierter mit sozialen Netzwerken umgehen als ältere.

Schneider: Wir müssen den Umgang lernen, sowohl auf der technischen Seite und der Seite der Algorithmen wie auch auf der Seite der Umgangsformen und am Ende auch der Rechtsetzung und der Regulierung. In all diesen Bereichen haben wir eine Riesenaufgabe vor uns, weil wir zu völlig neuen Formen der Kommunikation kommen. Die kulturelle Bedeutung des Ganzen ist vielen noch gar nicht so richtig bewusst.

In diesem Zusammenhang will ich aber auf einen Aspekt aufmerksam machen: die Frage der Wortwahl. Das ist eine Frage an die Journalisten – ihr lebt ja auch von der Zuspitzung –, und das ist auch eine Frage an die Politik – die auch von der Zuspitzung lebt, weil sie binden will. Die Frage der Wortwahl, also der Emotionalisierung, ist wirklich entscheidend dafür, ob ich Probleme noch vernünftig verhandeln kann oder nicht. Allgemein ist für mich da die Grenze, wo ich zu einer Wortwahl komme, die verfeindet und die nicht mehr den Unterschied zwischen Feind und Gegner hinkriegt. Dem Gegner muss ich deutliche Worte sagen können, ich muss ihm sagen können: Hier ist die Grenze! Und ich muss ihm auch einmal sagen können, wo er für meine Begriffe völlig in die Irre läuft. Aber er wird dadurch nicht zum Feind. Ich glaube, auf diesen Unterschied muss man in der öffentlichen Kommunikation sehr sorgsam achten; denn ansonsten wird das zu Brüchen und auch zu Segregationen in unseren Gesellschaften führen, die dann auch gewaltförmige Konsequenzen haben können. [...]

Amann: Woran ich mich klammere, ist: Wenn die Leute schreien, dann ist das schon sehr oft ein Schrei nach Liebe und nach Aufmerksamkeit. Aber wie wehrhaft wir sind, das weiß ich wirklich nicht, wenn man zum Beispiel sieht, dass der Verfassungsschutz die AfD in einem Land wie Thüringen als rechtsextrem einstuft, und es interessiert bei der Anhängerschaft einfach keinen. Da frage ich mich schon: Funktionieren die Institutionen, haben die noch diese Wirkung, die sie haben sollten? Insofern bin ich nicht ganz so optimistisch.

Podienreihe **Welt-UN-Ordnung**

Ökonomische Verflechtungen

Was kostet die Freiheit?

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, NürnbergMesse, Halle 6

Dr. Susanne Dröge, Abteilungsleitung Klimaschutz und Energie Umweltbundesamt, Berlin

Sanya Reid Smith, Rechtsberaterin und Wissenschaftlerin bei Third World Network, Genf/Schweiz

Christian Schubert, Leiter Regierungsbeziehungen BASF SE, Berlin

Linda Teuteberg MdB, FDP-Bundesvorstand, Potsdam

Moderation:

Tobias Herbst, Ökonom, Köln

Stella Martin, Ökonomin, Münster

Impuls von Susanne Dröge

Ich habe die Aufgabe, einige Fakten und Ideen in den Raum zu stellen, ohne sie vielleicht zu sehr zu bewerten. Ich gehe vor allen Dingen auf die Logik der internationalen Arbeitsteilung ein, warum das eine durchaus gute Idee ist und was es für Deutschland bedeutet. Also, was besagt diese Logik? Die Logik sagt, wenn man etwas besonders gut herstellen kann, Fähigkeiten hat oder aber Ressourcen, dann sollte man durchaus mehr davon machen und sich spezialisieren. Denn das bedeutet, dass andere davon profitieren, dass man das kostengünstiger macht und in einen Tausch eintreten kann. Davon profitieren dann beide Seiten. Wir haben davon sehr viel gesehen in den letzten 30 Jahren. Seit dem Ende des Kalten Krieges ist die Globalisierung mit einem Affenzahn vorangeschritten, mit all ihren Vor- und Nachteilen für Deutschland. Die Wertschöpfung, die wir hier in Deutschland erzielen, hängt stark von den Importen ab. Viele der in Deutschland hergestellten Produkte, aber auch was hier konsumiert wird, stammt aus dem Ausland. 35 Prozent unserer Volkswirt-

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

schaft hängen am Import.² Ähnlich sieht es beim Export aus: Auch da ein hoher Wert, nämlich bis zu 51 Prozent unseres Wohlstands sind von Exporten abhängig.³ Nehmen Sie das einfach mal mit und wir diskutieren später darüber.

Woher und wohin kommt das alles? Wenn wir uns in Europa orientieren – und wir sind in Deutschland Mitglied der Europäischen Union – sehen wir: Hier sind die Länder, mit denen wir am meisten Handel betreiben. Als ich studiert habe, waren es schon über 60 Prozent des Außenhandels Deutschlands, der in Europa stattfand. Das ist weiterhin ein hoher Anteil. Aber ganz oben auf der Liste unserer Import- und Exportpartner stehen eben China und dann die USA und dann erst kommen die einzelnen europäischen Nachbarn.⁴ Die Kapitalseite will ich kurz beleuchten. Die Attraktivität eines Landes wird in den sogenannten ausländischen Direktinvestitionen, in den Zuflüssen gemessen. Im Zeitverlauf ist das sehr erratisch und volatil, entlang der europäischen Wirtschaftssituation. Aber in der Krisenzeit jetzt in den jüngsten Jahren ist es nicht so gewesen, dass Deutschland den Einbruch in Europa mitgemacht hat, sondern die Zuströme an ausländischen Direktinvestitionen sind relativ stabil geblieben.

Jetzt ein wichtiger Aspekt der internationalen Arbeitsteilung, der uns viel Kopfschmerzen bereitet und der auch immer Thema beim Kirchentag ist: Wer profitiert und wer verliert? Der Außenhandel ist nur so lange für alle profitabel, wie es Ländern und Regierungen gelingt, die Profite und die Gewinne gut über die Bevölkerungsgruppen hinweg zu verteilen. Das heißt, es braucht auch eine funktionierende Wirtschafts- und Sozialpolitik, die dafür sorgt, dass die Gewinner nicht den Verlierern alles wegnehmen.

Vielleicht noch zum Abschluss die Frage, die uns hier heute beschäftigt wird: Sie hängt zusammen mit den Abhängigkeiten, die wir in den letzten Jahren stark zu spüren bekommen haben, durch eine Pandemie, die uns gezeigt hat, wie stark wir verbunden sind mit der Welt und zuletzt durch den Angriff Russlands auf die Ukraine und damit einhergehend die Energiepreiskrise und die Versorgungskrise. Wir alle haben die

² S. <https://www.bpb.de/kurz-knapp/zahlen-und-fakten/globalisierung/52842/deutschland-entwicklung-des-aussenhandels/> [zuletzt gesehen am 29. 11. 2023].

³ Der Anteil, den Exporte zum deutschen Bruttoinlandsprodukt beitragen, lag 2022 bei 50,9 Prozent. Vgl. [statista.com https://de.statista.com/statistik/daten/studie/7060/umfrage/anteil-der-exporte-von-waren-am-bip-in-den-eu-laendern/](https://de.statista.com/statistik/daten/studie/7060/umfrage/anteil-der-exporte-von-waren-am-bip-in-den-eu-laendern/) [zuletzt gesehen am 21. 01. 2024].

⁴ S. https://www.destatis.de/DE/Presse/Pressemitteilungen/2023/02/PD23_044_51.html [zuletzt gesehen am 29. 11. 2023].

Hamsterkäufe, die Probleme mit der Inflation rund um Lebensmittel und Grundversorgungswaren mitbekommen. Und daraus sind verschiedene Worte in den Medien aufgetaucht und natürlich auch am Stammtisch und in unserem Privatleben angekommen. Sollen wir nur noch mit Freunden Handel betreiben – das sogenannte *Friend-shoring*? Sollen wir Unternehmen zurückholen nach Deutschland und die Wertschöpfungsketten entkoppeln, die Lieferketten abschneiden und Selbstversorgung betreiben – das sogenannte *Onshoring*? Sollen wir Investitionen in riskante Staaten überdenken oder aber auch China verwehren, in Deutschland zu investieren? Das nennt sich *De-Risking*: also das Risiko, das da dranhängt, mindern. Und nicht zuletzt diskutiert die EU schon sehr lange, ob sie sich strategisch autonom aufstellen soll. Das ist eine interessante Frage, denn da hängen andere Fragen mit dran. Ohne China geht's nicht, mit China scheint es auch nicht zu gehen. Wie gehen wir damit um, dass ein Land, das keine Demokratie ist, so einen großen Einfluss auf unsere wirtschaftliche Situation hat?

Auszug aus dem anschließenden Gespräch

Christian Schubert: Wenn wir über die Kosten der Freiheit reden, dann müssen wir bereit sein, die politischen und gesellschaftlichen Kosten für mehr Unabhängigkeit zu zahlen. Um die Thematik Gas aufzugreifen: Wir haben das als BASF ja nun selbst miterlebt. Wir wollten zum Beispiel LNG-Terminals, also Einrichtungen für den Umschlag von Flüssigerdgas bauen, haben aber keine Genehmigung bekommen. Es war gesellschaftlich nicht gewünscht. Wir wollten Fracking⁵ machen. Es wurde auch nicht gewünscht, wir haben auch keine Genehmigung bekommen. Wir wollten selbst mehr Gas und Öl in der Nordsee fördern – wurde auch nicht genehmigt. Und dann hat man mit dem Kernenergieausstieg beschlossen, dass Gas die Brückentechnologie wird. Das heißt, es wurden die Weichen dafür gestellt, dass wir uns auf Gas konzentrieren, aber LNG gab es nicht. So waren wir im Prinzip in der Situation, dass es nur die Pipelines gab. Im Nachhinein wird klar, dass wir als Gesellschaft nicht bereit waren, die gesellschaftlichen Kosten für Fracking, für die Kernenergie, für mehr eigene Förderung und so weiter zu tragen. Das ist die Diskussion, die wir führen müssen, wenn wir über mehr Unabhängigkeit reden.

⁵ Unter Fracking versteht man das hydraulische Aufbrechen von Gestein zum Ziel der Erdgas- oder Erdölgewinnung. S. <https://www.bmu.de/themen/wasser-und-binnengewasser/grundwasser/grundwasserrisiken-hydraulic-fracturing> [zuletzt gesehen am 29. 11. 2023].

Tobias Herbst: Und wer sollte diese Kosten tragen?

Schubert: Natürlich trägt es die Gesellschaft. Wir tragen immer alle die Kosten. Ich finde es manchmal eine ganz absurde Diskussion, denn am Ende zahlen wir alle das entweder durch Steuern oder durch Arbeitsplätze, die verloren gehen, oder durch andere Dinge. Das heißt wir zahlen es durch Wohlstand.

Herbst: Können Sie mal konkret machen, was das heißt? Wie würde die Gesellschaft diese Kosten tragen? Was würde sich in unser aller Leben ändern, wenn wir uns anders aufstellen würden?

Schubert: Ich nehme mal China als Beispiel, denn wir reden ja immer davon, dass wir unabhängiger werden müssen. Es gibt verschiedene Gründe, warum wir mit China weiter Dinge machen wollen. Ein Beispiel, was häufig genannt wird, ist das Thema autonomes Fahren. Da heißt es immer: Na ja, wir müssen das in China machen, weil wir da 1,4 Milliarden Menschen haben, wir haben Daten ohne Ende, da können wir mit künstlicher Intelligenz das autonome Fahren entwickeln. Umgekehrt haben wir aber doch in Europa 500 Millionen Menschen, die auch eine ganze Menge Daten generieren. Aber, und da kommen wir zu den politischen Kosten, wir sind nicht bereit, unsere Datenschutzgesetze so anzupassen, dass wir diese Daten auch tatsächlich nutzen können. Also das ist ein Beispiel für ganz konkrete gesellschaftliche Kosten. Anderes Thema, Rohstoffe: Wir müssen dann auch bereit sein, in Deutschland Dinge zu fördern, die wir bisher noch nicht fördern. Seltene Erden, Lithium...

Stella Martin: Was sind seltene Erden?

Schubert: Seltene Erden sind Metalle, die als Beimischungen in Mineralien vorkommen. Gewonnen werden sie als Nebenprodukt durch chemische Aufbereitung. Seltene Erden gibt es auch in Deutschland. In Schweden, das haben Sie vielleicht gelesen, wurden gerade große Vorkommen entdeckt. Aber das ist auch so ein Beispiel, bei dem wir wissen, dass wir zu 90 Prozent von China abhängig sind. Warum? Weil niemand das hier machen will. Das ist ein sehr schwieriges Minengeschäft. Sie bewegen unglaubliche Massen an Erde, beim Abbau entstehen zum Teil radioaktive Rückstände und die Trennung der Verbindungen ist äußerst aufwändig. Das wollte kein Land machen. Die Chinesen haben es gemacht und haben das strategisch ausgenutzt. Jetzt entdecken wir alle, dass wir die für die Energiewende und für Elektromobilität brauchen. Und jetzt gucken wir natürlich überall auf der Welt, wo das geht. Frau

Brantner, die Staatssekretärin im Wirtschaftsministerium, die für die Rohstoffstrategie zuständig ist, sagt das auch sehr deutlich. Wir müssen dann auch darüber nachdenken, dass wir in Deutschland fördern, um zu zeigen, dass das geht, dass man es mit den richtigen Umwelt-Kriterien machen kann. Und da bin ich wieder bei den Kosten. Das wird deutlich teurer. Das heißt, die Elektromobilität wird teurer, die Energiewende wird teurer, und das sind die Kosten, die wir dann alle gemeinsam tragen müssen. [...]

Martin: Wir würden gerne einmal den Blick ein bisschen weiten. Es ist gerade schon angeklungen: Handel kann Veränderungen auch im Ausland herbeiführen. Frau Smith, inwiefern kann Handel denn ein Regime, eine Diktatur, eine Autokratie zum besseren für ihre Bürgerinnen und Bürger verändern?

Sanya Reid Smith: The EU has some programmes where they remove tariffs or taxes on imports from developing countries if they comply with human rights and labour and environment treaties. And then they can remove that benefit if the developing country does not comply. They did that for Sri Lanka, they did that for Syria. But what I also look at is that developing countries, of course, want to trade in order to grow and reduce poverty. They want to export their agricultural products like coffee and tea or their clothing to the EU with zero tariffs. And that has helped many developing countries to grow. But the question is, what are the trade rules that the European Union insists on for them to be able to export to the EU? And these can come through a free trade agreement or, for example, through the World Trade Organisation, which has 164 economies, including Germany and the EU. Hence what developing countries find when they negotiate these free trade agreements with the EU is that the EU asks them to agree to many things that restrict their freedom and policy space and human rights and ability to do environmental regulations, including for climate change.

And some examples from the EU's proposals to Indonesia, for example, including during the COVID pandemic was that the EU said that Indonesia should have stronger, longer intellectual property protection or monopolies on medicines – including for COVID, including COVID vaccines. So this means, if you remember, for HIV AIDS, when the meds were patented and they had this monopoly for 20 years, the price was \$15,000 per patient per year. When the patents ended and you could have generic companies making the same medicine and competition, the price fell to \$67 per patient per year. So many lives were saved. And we see that for COVID as well, for Paxlovid that you take when you get COVID. The cheapest price that we know of from Pfizer is \$250 per treatment per

person, but the generic could be made for \$15.15, which is much more affordable. But the European Union is asking developing countries like Indonesia to have even longer monopolies, longer than 20 years, even when there is no patent, even during a pandemic. These were the EU proposals. The EU is also saying that Indonesia should not have export taxes on raw materials, whether it's minerals or timber, to the EU. The EU is trying to make it harder to regulate, including in the environmental area, by saying you must do these regulatory impact assessments that can cost you \$2 million per regulation, to make it harder, slower and more expensive to regulate, including for climate change.

And then, the same issue arises when countries are trying to join the World Trade Organisation (WTO). They have to get the permission of the existing countries and organisations like the EU to come in, they have to agree to do more than the developed countries. So the least developed countries like Ethiopia and Somalia are going to be asked to have longer patents on medicines than developed countries have to have. Iran and Iraq will be asked to do more liberalisation and have longer, stronger monopolies on medicines than the developed countries have to do. Ukraine, for example, when it joined the WTO, was forced to agree to a five-year monopoly on medicines even when it wasn't patented. This is when Ukraine's GNI⁶ per capita is \$4,000 a year compared to the EU's \$ 37,000 a year. This is something the EU has been pushing Ukraine to do, when it already has enough problems with the war.

So these kinds of provisions undermine human rights, they reduce freedom, they reduce the ability to do environmental regulation. Ideally, the EU would not be proposing these kinds of things in their free trade agreements or in the WTO negotiations. Instead, they would just have free trade agreements that are about removing tariffs on goods; agreements where the EU does more than the developing countries, because there's an agreed principle in the World Trade Organisation where developing countries have to do less than the developed countries because they have less capacity. [...]

Jan Gildemeister (Anwalt des Publikums): Im Spannungsfeld von Ökonomie und Klimawandel haben wir drei Fragen: Erstens: Ist der Import von Elektroautos aus China nötig und sollte möglicherweise sogar gefördert werden, um unsere Klimaziele zu erreichen? Zweitens: Gibt es faire Smartphones oder faire Autos? Oder müsste man, um wirklich fair zu leben, auf beides verzichten? Und drittens: Wenn Europa bzw. Deutschland im Klimaschutz vorangehen, wie können Europa und Deutschland

⁶ Gross national income – Das Bruttonationaleinkommen misst den Wert aller Einkommen, die in einem Land in einer bestimmten Periode entstanden sind.

seine oder ihre Wettbewerbsfähigkeit erhalten? Sind Zölle oder andere Formen von Einfuhrbeschränkungen die Lösung?

Linda Teuteberg: Zölle und Einfuhrbeschränkungen sind gerade keine Lösung, sondern sie sind ein Verdrängen des Problems durch Abschottung. Damit zeigt man, dass man nicht wettbewerbsfähig ist und deshalb sind sie keine Lösung.

Herbst: Moment, es ging ja aber um Zölle, um Klimaschutz zu machen und nicht, um Wettbewerbsfähigkeit zu stützen. Das ist nicht das Gleiche.

Teuteberg: Trotzdem sind sie keine Lösung, denn man macht sich ja dann vor, wettbewerbsfähiger zu sein, als man ist. Es ist auch eine Form von Protektionismus. Das ist nämlich genau die große Herausforderung, Klimaschutz auf eine Art und Weise hinzubekommen, die auch wirtschaftlich funktioniert und deshalb auch für andere Länder in der Welt attraktiv ist und zur Nachahmung einlädt. Man kann so viel tun, wie man will, aber es werden sich andere in der Welt nicht von uns abschauen, wie man ein Land deindustrialisiert, sondern wir müssen Klimaschutz praktizieren, der insbesondere technologisch funktioniert. Ein Klimaschutz, bei dem Menschen, die aus guten Gründen und ganz legitim Hunger nach Wohlstand und Mobilität haben, sagen: So wie die Deutschen es gemacht haben, kann man es machen. Das ist attraktiv, weil es mit Wohlstand und freiheitlicher Lebensweise funktioniert.

Deshalb will ich noch einmal sagen, weil das wirklich wichtig ist: Wir debattieren gerade viel über die nötige Wärmewende. Obwohl das, was da in absehbarer Zeit eingespart werden soll, ungefähr so viel ist wie wir im Moment zusätzlich durch Braunkohleverstromung in die Luft blasen an CO₂, weil wir die Entscheidung getroffen haben, die drei Kernkraftwerke nicht zu nutzen. Das ist ein Dilemma.

Dröge: Jetzt muss ich eingreifen. Wir blasen nicht zusätzlich in die Luft, weil wir den Emissionshandel haben, der die Emissionen oben abschneidet. Das geht technisch noch nicht. Was die zusätzlich in die Luft blasen, muss jemand anderes einsparen. Physik ist Physik.

Teuteberg: Dafür verknappen sie das Stromangebot bei gleichzeitig hohem CO₂-Ausstoß. Das ist doch jetzt heuchlerisch. Ich komme aus Brandenburg, wo wir aus guten Gründen schwere Debatten über einen notwendigen Braunkohleausstieg haben. Jetzt hier zu sagen, es sei egal, ob ein paar mehr Braunkohlekraftwerke...

Dröge: Es ist egal, weil europaweit kein Gramm mehr CO₂ in die Luft kommt.

Teuteberg: Dafür wird aber der Strom knapper und teurer. Das spüren Menschen. Das führt zu sozialen Verwerfungen. Es führt zu Problemen für die Industrie. Es gibt Menschen, die deshalb ihren Arbeitsplatz verlieren. Ich finde es nicht ehrlich, das zu verschweigen.

Dröge: Das ist eine andere Frage.

Martin: Wenn jetzt aber Zölle, Einfuhrbeschränkungen keine Lösung sind, sind es dann faire Smartphones, fair gehandeltes Auto, Batterien...? Das ist ja in der Frage aus dem Publikum vorhin angeklungen. Oder ist es vielleicht doch besser, einfach unerreichbar zu sein? Frau Dröge, ist Verzicht dann eine Lösung?

Dröge: Eine Verzichtsdiskussion wird nicht gern gesehen. Wir haben aber jetzt gesehen, dass es bestimmte Sachen gibt, auf die wir verzichten müssen. Wir haben es ja geschafft, und das ist eigentlich ein Lob an alle hier im Raum, auf Gas zu verzichten. Bis zu 15 Prozent haben wir eingespart, wenn es sein muss. Die Frage nach fair gehandelten Produkten und fairen Elektronikprodukten ist für mich persönlich eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Ich bin der Meinung, für einen Massenmarkt kann es das nicht geben, zumindest nicht, ohne dass das Volumen sinkt. Das heißt, ohne dass weniger konsumiert wird davon, weil die Produkte teurer werden. Alle drei Jahre ein neues Handy ist dann nicht mehr drin. Aber wir sind längst über den Punkt hinaus, wo man den Leuten beibringen kann, Handys sind ab sofort so teuer, die kannst du dir nicht mehr leisten. Hast halt Pech gehabt. Das ist ja überhaupt gar nicht Teil unserer Debatte.

Schubert: Wenn wir alle Elemente richtig zusammenbringen, dann bin ich der Meinung, passen Wettbewerbsfähigkeit und Klimaschutz sehr wohl zusammen. Die Amerikaner versuchen das jetzt, indem sie Geschäftsmodelle für Investitionen in grünen Wasserstoff⁷ und neue Energien anbieten. Wir werden sehen, ob das funktioniert. Sie haben das Thema Verteuerung der Produkte angesprochen. Wir haben das auch untersucht. Wenn wir klimafreundliche Technologien einsetzen, steigen in

⁷ Grüner Wasserstoff wird CO₂-frei hergestellt, indem mithilfe erneuerbarer Energien eine Elektrolyse von Wasser herbeigeführt wird. S. <https://www.bmbf.de/bmbf/shareddocs/kurzmeldungen/de/wissenswertes-zu-gruenem-wasserstoff.html> [zuletzt gesehen am 29.11.2023].

der Tat die Kosten bei uns ganz gewaltig. Bis das aber dann so durch die Wertschöpfungskette durch ist, ist beim Endprodukt der Zuwachs vielleicht gar nicht so groß. Und dann muss man sagen: Natürlich werden sich Warenkörbe verändern. Wer hätte denn gedacht vor zehn, 15 Jahren, dass wir alle ein Telefon, im Grunde einen Computer, für 1.000 Euro in der Tasche tragen? Das heißt, Warenkörbe verändern sich ständig. Man kauft sich dann von irgendwas anderem weniger, dafür ist ein CO₂-freies Produkt eher im Warenkorb. Deshalb bin ich da nicht ganz so pessimistisch. Ich glaube, dass das geht. Aber in der Tat geht das nur, wenn wir von der linearen Produktionsweise tatsächlich in echte Kreislaufmodelle kommen.

Thementag **Wohnen**

Bezahlbares Wohnen in der Klimakrise

Wo gibt es politische Spielräume?

Gespräch¹ am Freitag, 9. Juni 2023, Meistersingerhalle, kleiner Saal

Gunter Czisch, Oberbürgermeister, Ulm
Sebastian Lederer, politischer Sprecher Architects for Future Deutschland, Germering
Ralf Schekira, Geschäftsführer Immobilienunternehmen WBG Nürnberg
Dr. Lisa Vollmer, Institut für Europäische Urbanistik, Weimar

Moderation:

Anton Brokow-Loga, Sozialwissenschaftliche Stadtforschung, Weimar
Nele Trautwein, Stattbau Stadtentwicklungsgesellschaft, Berlin

Anton Brokow-Loga: Es sind zwei riesige Themen, die wir hier zusammenbringen wollen: Zum einen die in vielen Ballungszentren explodierenden Mieten. Menschen müssen sich verschulden, um weiter wohnen zu können, um weiter heizen zu können. Menschen fürchten Wohnungslosigkeit oder zumindest die Verdrängung aus ihren Vierteln, aus ihren Wohnungen. Und gleichzeitig haben wir eben die voranschreitende Klimakrise. Der Bausektor und der Wohnungssektor sind für 30 Prozent der deutschen Treibhausgasemissionen verantwortlich. Auch da ist der Pfad für die Pariser Klimaschutzziele noch nicht wirklich eingeschlagen. Und deswegen ist es für uns relevant, diese beiden Themen zusammen zu diskutieren. Welche Möglichkeiten bieten sich eigentlich, um beiden Krisen gleichzeitig zu begegnen, damit nicht das passiert, was wir häufig sehen, nämlich dass die beiden Themen gegeneinander ausgespielt werden. Wie können wir eigentlich Wohnungspolitik gestalten im Haus der Erde? Im Haus der Erde, das ist eine Formulierung vom Bund deutscher

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

Architektinnen und Architekten. Und das steht sinnbildlich für die Frage, die wir hier stellen wollen.²

Die Sanierungsquote in Deutschland liegt bei derzeit einem Prozent. Und laut Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie bräuchten wir für die Einhaltung der Klimaziele eigentlich eine Sanierungsquote von vier Prozent.³ Aber wie schaffen wir das, ohne massive Verdrängung zu verursachen? Welche Rolle spielt der Neubau? 400.000 Wohnungen sollen laut Bundesregierung pro Jahr entstehen. Die meisten von uns wissen wahrscheinlich, dass dieses Ziel wirklich krachend gescheitert ist. Man muss es nicht schönrechnen. 295.000 Wohnungen wurden im letzten Jahr gebaut, Tendenz sinkend. Und gravierender wird es, wenn man sich die Sozialwohnungen anschaut. Denn da wurden 100.000 anvisiert und davon wurden nur 20.000 gebaut.⁴

Frau Dr. Vollmer, bezahlbares Wohnen und klimagerechtes Wohnen, das steht eigentlich gerade im Konflikt. Und deswegen wäre die Frage an Sie: Was sind denn eigentlich diese sozialökologischen Zielkonflikte da im Genauen?

Lisa Vollmer: Einerseits wollen wir natürlich bezahlbaren Wohnraum für alle, auch für untere Einkommensschichten, und wir wollen eine Wohnraumversorgung, die auch ökologische Ziele erreicht, also keine Ressourcen verschwendet und nur auf erneuerbaren Energien basiert. Und diese beiden Ziele stehen sich manchmal entgegen. Ich glaube, wir müssen unterscheiden zwischen manifesten Zielkonflikten auf der einen Seite und institutionalisierten Zielkonflikten auf der anderen Seite. Ich will kurz erklären, was ich damit meine: Mit manifesten Zielkonflikten meine ich Zielkonflikte, die einfach so sind, die man nicht ändern kann. Und das sind vor allem Konflikte um Raum. Ich kann in einem städtischen Raum entweder sagen, ich brauche eine Frischluftschneise oder ich brauche neuen bezahlbaren Wohnraum. Das kann ich nicht ändern.

In anderen Bereichen der sozial-ökologischen Wohnraumversorgung

² Das vollständige Positionspapier »Das Haus der Erde. Positionen für eine klimagerechte Architektur in Stadt und Land« des Bunds Deutscher Architekten vom BDA-Tag in Halle (Saale) 2019 kann hier gelesen werden: https://www.bda-bund.de/2019/08/das-haus-der-erde_bda-position/.

³ Georg Kobiela, Sascha Samadi et al.: CO₂-neutral bis 2035: Eckpunkte eines deutschen Beitrags zur Einhaltung der 1,5-°C-Grenze, Wuppertal 2020, S. 89 ff. https://epub.wupperinst.org/frontdoor/deliver/index/docId/7606/file/7606_CO2-neutral_2035.pdf [zuletzt gesehen am 12.12.2023].

⁴ S. Ole Hilgert: Wohnungsbau: Ziel verfehlt (Tageschau, 29.12.2022); <https://www.tageschau.de/inland/innenpolitik/wohnungsbau-ziel-verfehlt-101.html> [zuletzt gesehen am 10.11.2023].

würde ich eher von institutionalisierten Zielkonflikten sprechen. Und ich glaube, die energetische Sanierung ist hier ein ganz gutes Beispiel. Wir haben einerseits das Ziel, bezahlbaren Wohnraum zu haben, wir haben andererseits das Ziel, dass wir unseren Gebäudebestand energetisch modernisieren, das heißt natürlich Heizungen austauschen, aber auch dämmen. Und es gibt das Vermieter-Mieterinnen-Dilemma. Das heißt, dass Vermieter:innen von sich aus keinen Anreiz haben, so eine energetische Modernisierung durchzuführen, weil die Mieter:innen ja alleine die Nebenkosten und die Heizkosten tragen. Also ein Vermieter hat erst mal kein ökonomisches Interesse daran, das zu machen. Der Staat hat sich also gedacht, wie kriege ich jetzt die Vermieter:innen dazu, energetisch zu modernisieren? Ich schaffe ein Anreizsystem, das machen wir in der sozialen Marktwirtschaft immer so, ob das sinnvoll ist oder nicht, können wir nachher noch besprechen. Und dieses Anreizsystem sieht vor, dass die Vermietenden einen Prozentsatz, im Moment acht Prozent, ihrer Investitionskosten auf die Miete umlegen dürfen, das heißt die Miete erhöhen dürfen, und zwar nicht nur bis die Investition getilgt ist, sondern für immer.

Ich bin keine Immobilienökonomin, aber man weiß doch, nach nicht allzu langer Zeit habe ich meine Investition wieder drin und habe ab dann sozusagen einen ganz guten Gewinn. Und es ist natürlich eine Methode, Mietpreisregulierungen, die auf dem Mietmarkt sonst gelten, legal zu umgehen. Das ist sozusagen der Anreiz, über den das funktioniert. Die Folge davon ist natürlich, dass Mieter:innen kein Interesse daran haben, dass ihre Gebäude energetisch modernisiert werden, weil für viele, vor allem für die, die wenig Geld haben, die Folge ist, dass sie ihr Zuhause verlieren, dass sie verdrängt werden. Wir reden von Mietsteigerungen, gerade bei profitorientierten Unternehmen, von 50, 60, 80 Prozent. Das ist keine Seltenheit. Auch ist es weit davon entfernt, warmmietenneutral zu sein, weil es keinerlei Überprüfung gibt, ob diese energetischen Modernisierungen eigentlich wirklich zu Effizienzsteigerungen führen. Und hier würde ich sagen, ist ein institutionalisierter Zielkonflikt. Soziale und ökologische Ziele stehen im Moment gegeneinander. Das müssen sie aber nicht, sondern wir haben uns dafür entschieden, das politisch auf diese Weise zu regulieren.

Und so spielen wir eben diese beiden Interessen gegeneinander aus. Wenn wir das nicht so machen würden, dann könnten wir viele, viele Mieter:innen zu Vorkämpfer:innen gegen den Klimawandel machen, weil die natürlich eigentlich ein Eigeninteresse daran haben, dass ihre Gebäude energetisch modernisiert werden. Es sind gerade die ärmsten unserer Bevölkerung, die pro Quadratmeter die höchsten Energiepreise haben, die am meisten für Energie bezahlen müssen. Nicht weil sie viel verbrauchen, sondern weil sie im schlechtesten Bestand leben. Sie haben keinerlei Ent-

scheidungsmacht darüber, was mit diesem Bestand passiert. Aber Zahlen sollen sie dafür. Da sehe ich als eines der zentralen Probleme.

Ralf Schekira: Ich muss jetzt mal ganz kurz auf Frau Dr. Vollmer antworten. Es ist eben nicht so, dass in der Mehrzahl die Wohnungsunternehmen nicht wollen, dass der Wohnungsbestand modernisiert wird, um die maximale Miete zu erzielen, weil alles andere bezahlen ja die Mieterinnen und Mieter. Es mag Beispielfälle dafür geben, das will ich überhaupt nicht schönreden. Aber das ist nicht die Masse, denn jeder von uns, der in irgendeiner Form eine Immobilienverbindung hat, weiß, dass schon vom inneren Antrieb heraus jeder bemüht sein wird, seinen Immobilienbestand werthaltig zu halten. Das heißt, dass auch Folgeinvestitionen, Ersatzinvestitionen erforderlich sind, um den Wert der Immobilie zu erhalten. Und damit einher geht eben beispielsweise auch, dass nach einem bestimmten Zeitraum Fassadenarbeiten, Dacharbeiten und Fensterarbeiten erforderlich werden. Und in diesem Kontext wird kein vernünftig denkender Mensch irgendeine Produkte einbauen, die nicht den heutigen Standards entsprechen, sondern allein schon aus gesetzgeberischen Gründen wird da an der Stelle entsprechend zeitaktuell modernisiert. Das ist mal der eine Punkt.

Der andere Punkt ist: Die acht Prozent Modernisierungsumlage decken nicht alles das, was letztlich in den Immobilienbestand investiert wird, sondern das ist nur ein Teil davon. Der andere Teil ist nämlich der nicht umlagefähige Teil, und auch dieser Teil muss entsprechend finanziert werden. Was stecke ich an Investitionen in die Immobilie und was bekomme ich über die Miete letztendlich wieder raus? Ein Beispiel, nur um das prozentual mal etwas aufzuzeigen: Wenn ich einen Euro Miete hernehme, dann sind ungefähr 20 Prozent dieses Euros, nämlich 20 Cent dafür da, den Kapitaldienst zu bedienen, weil ich im Normalfall bei einer Investition mit mindestens 20 Prozent Eigenkapital reingehe und 80 Prozent Fremdkapital. Und dieses Fremdkapital vom Kapitaldienst zu bedienen, sind schon mal die ersten 20 Cent von diesem Euro Miete weg. Die nächsten 40 Cent sind dann dafür weg, dass die Immobilie entsprechend bewirtschaftet werden muss. Instandhaltung, kaufmännische Bewirtschaftung et cetera pp. Dann bin ich schon bei 60 Prozent. Dann gibt es – und auch das muss man von der Investition her einfach verstehen – natürlich das Bestreben, auch eine Rendite zu erwirtschaften, weil die Rendite, die erwirtschaftet wird, ist genau die Grundlage, die wieder als Eigenkapital in die nächsten Investitionen fließen kann. Für die zu erwirtschaftenden Eigenmittel für andere Investitionen sind die nächsten 20 Prozent weg. Und damit sind wir schon bei 80 Prozent. Sie merken, wenn das Ganze noch ergänzt wird über Abschreibung, Steuern et cetera pp. bin ich ganz schnell bei 100 Prozent. Wir müssen davon weggehen,

dass es nur immer zulasten der Mieterinnen und Mieter geht, sondern es braucht letztlich eine Gesamtbetrachtung.

Brokow-Loga: Danke, Herr Schekira. Ich spüre hier auch schon direkt den ersten Dissens. Deswegen würde ich Sie, Frau Dr. Vollmer, direkt dazu noch mal befragen wollen. Also die Ausführungen waren für mich sehr nachvollziehbar. Die Rendite braucht es, um noch mal neu zu investieren. Nun gibt es aber auch die berechnete Kritik an den Folgewirkungen der Modernisierungsumlage. Was könnte denn eigentlich eine Alternative dazu sein?

Vollmer: Ich wollte eigentlich gar keinen Dissens aufmachen, sondern mein absoluter Konsens ist zu sagen, dass wir die Wohnungswirtschaft sehr differenziert betrachten sollten, dass es da sehr unterschiedliche Akteure gibt. Es gibt natürlich kommunale Wohnungsunternehmen, die politisch auf soziale und ökologische Ziele verpflichtet werden können. Aber es gibt auch andere Akteure – da will ich den Ball auch gleich an Sie zurückspielen – mit denen Sie gemeinsam in einem Verband organisiert sind. Was sich mir nicht erschließt ist, wie kommunale Wohnungsunternehmen und Genossenschaften mit Vermietern wie Vonovia, Deutsche Wohnen und Co in einem Verband gemeinsam ihre Interessen vertreten können. Das tun sie aber. Um diese Differenz noch mal deutlich zu machen: Es wurde in Berlin letztes Jahr eine Studie veröffentlicht, die genau diese beiden Gruppen miteinander vergleicht, nämlich die sechs landeseigenen Wohnungsunternehmen, die wir in Berlin haben, und die zu enteignenden beziehungsweise zu vergesellschaftenden Wohnungsunternehmen in Berlin, bei denen wir über 250.000 Wohnungen sprechen. Das sind also keine kleinen Vermieter. Und da sieht man ganz, ganz deutlich: diese Vermieter, bei denen die Forderung besteht, die Bestände zu vergesellschaften, die investieren signifikant weniger in die Instandhaltung als die kommunalen Unternehmen, denn diese Kosten können sie nicht auf die Miete umlegen.

Sie investieren dafür sehr viel mehr in die Modernisierung als die kommunalen Unternehmen, denn diese können sie auf die Miete umlegen. Und gleichzeitig haben die Wohnungen von diesen Unternehmen keine besseren Energiestandards. Dazu arbeite ich gerade an der Studie mit Kolleginnen vom Potsdam Institut für Klimafolgenforschung, in der man ganz klar zeigen kann: Diese Mehrinvestition in Modernisierung führt nicht dazu, dass die Wohnungen besser energetisch modernisiert sind. Und das sind Sachen, die man nicht nur in den Zahlen sieht. Man kann auch einfach in die Geschäftsberichte dieser Unternehmen schauen. Die schreiben sie nämlich nicht für die Mieter:innen oder für die Politik, sondern die schreiben sie für ihre Anleger:innen. Und da schreiben sie

rein: Unsere Profitstrategie ist, dass wir desinvestieren, dass wir wenig instand halten. Die geben damit an, wie toll sie die Investitionen runtergefahren haben, wie viel weniger Geld sie in die Wohnung gesteckt haben. Und was man auch aus diesen Geschäftsberichten sehen kann, ist, dass die Rendite, von der sie gesprochen haben, nicht investieren, sondern dass sie die benutzen, um sie an ihre Anleger:innen auszuschütten. 40 Prozent der Miete von Mieter:innen bei der Vonovia gehen an Anleger:innen. Es bleibt nicht in der Wohnraumversorgung.

Ich gebe Ihnen ja absolut recht. Die energetische Mobilisierung kostet sehr viel Geld. Wir sollten uns fragen, wie wir das finanzieren. Ich finde es nicht sozial gerecht, dass Mieter:innen das alleine tragen sollten. Warum nicht die Wohnungswirtschaft daran beteiligen, da wo sie Profite hat? Mieter:innen müssen immer Härtefallanträge schreiben, wenn sie was nicht bezahlen können. Ich finde, man könnte die Logik umdrehen und sagen, sollen doch die Vermieter Härtefallanträge stellen, wenn sie nachweisen können, dass sie aus ihren erwirtschafteten Profiten nicht in der Lage sind, diese Kosten zu tragen. Dann kann man das staatlich bezuschussen.[...]

Heidi Ott (Anwältin des Publikums): Wir haben viele Fragen aus dem Publikum erhalten, in denen es eher um den sozialen Bereich ging. Einmal die Frage, ob das Wohngeld, das kürzlich reformiert wurde⁵, ein gutes Instrument ist. In der zweiten Frage ging es um Jobcenter und Sozialämter. Es gibt ja die Kosten der Unterkunft. Wo sehen Sie Möglichkeiten, dass Menschen vom Wohnungsmarkt nicht ausgeschlossen werden? Und die dritte Sache, die zur Sprache kam, war die Wohngemeinnützigkeit, die im Koalitionsvertrag verankert ist. Wo sehen Sie Möglichkeiten, dass die schwarzen Schafe nicht Gelder abschöpfen, sondern dass es wirklich auch im bezahlbaren Wohnraum wieder ankommt?

Schekira: Ja, also zunächst zur Frage mit dem Wohngeld: Das ist ein Punkt, den wir außerordentlich begrüßen. Die sogenannte Subjektförderung, die sich dahinter verbirgt, ist mit Sicherheit ein zukunftssträchtiges Modell. Da sage ich jedes Mal etwas salopp, wenn neue Förderprogramme als Objektförderung aufgelegt wurden, hat die Industrie über Nacht ihre Preisblätter neu gedruckt. Und das hat natürlich auch zu einer entsprechenden Baupreissteigerung geführt. Um das letztlich zu umgehen, befürworten wir schon seit längerem auch die Subjektförderung.

⁵ Ziel der Wohngeldreform, die zum 1. Januar 2023 in Kraft trat, war es, an mehr Menschen Wohngeld auszahlen zu können und gleichzeitig die Höhe anzuheben. Zudem wurde eine Heizkostenkomponente und eine Klimakomponente im Wohngeld verankert.

Das heißt, die Personen, die wirklich Unterstützung und Hilfe benötigen, sollen anhand ihrer konkreten, sozialen Situation die notwendige Förderung erhalten. Hinsichtlich des Wohngeldthemas beziehungsweise der Deckelung der Kosten der Unterkunft gibt es ja zum Glück jetzt nach langen Verhandlungen die sogenannte Klimakomponente, die da noch mit aufgesetzt werden kann. Insofern ist da zumindest von der Gesetzgebung der Schritt in die richtige Richtung gemacht worden. Aber Fakt ist, wenn man mit dieser Subjektförderung weitermacht, dann muss man auch diese Bedingungen rund um die Immobilie berücksichtigen und die jeweiligen Fördersätze entsprechend anheben, damit diese Mieten in diesen Wohngebäuden tatsächlich dann auch bezahlbar bleiben.

Vollmer: Vielleicht noch eine kleine Ergänzung zu der Frage von Wohngeld und Kosten der Unterkunft. Ich sehe die Art von Subjektförderung ein bisschen skeptischer, weil ich denke, dass eine Objektförderung strukturell nachhaltiger wirkt. Subjektförderung bedeutet, wir zahlen das an die Mieter:innen aus, aber die behalten das ja nicht, sondern die geben es an die Vermieter. Und das hat keinen strukturellen Effekt auf den Wohnungsmarkt. Nur diese einzelne Person kann dann da wohnen bleiben. Ich bin nicht dafür, das abzuschaffen. Ich warne nur davor, das irgendwie als Heilmittel für Probleme auf dem Wohnungsmarkt zu sehen. Das ist es nicht, denn es ist so wie Sie sagen: die Objektförderung reizt die Bauwirtschaft an, die Kosten hochzutreiben, eine Subjektförderung reizt natürlich die Vermieter an, die Kosten hochzutreiben. Es gibt Geschäftsmodelle von Wohnungsunternehmen, die nennen sich Hartz-IV-Geschäftsmodelle, die ihre Obermiete exakt auf die maximal zulässigen Kosten der Unterkunft festlegen und dann Leute da einziehen lassen. Das ist wunderbar, weil dann zahlt auch direkt das Jobcenter. Ich habe keinerlei Mietausfälle. Total profitabel. Das ist einerseits natürlich eine Schröpfung von Steuergeldern, aber andererseits führt es auch zu Problemen der Segregation. Es sind natürlich vor allem Wohnungsunternehmen, die große Bestände haben, die so was machen. Also ich bin da ein bisschen vorsichtiger mit der Subjektförderung. Das ist eigentlich keine nachhaltige Lösung für Wohnungsprobleme.

Schekira: Also, nicht dass jetzt der Eindruck entsteht, dass Frau Dr. Vollmer und ich uns hier permanent widersprechen. Es kommt immer auf die konkrete Situation an. Ich bringe das Beispiel mit der Subjektförderung am Freistaat Bayern mit der einkommensorientierten Förderung: Wir erhalten als Vermieter im Neubau aktuell eine Miete von 11,36 Euro. Die wird im Vorfeld unter Berücksichtigung einer einzuhaltenden Baukostenobergrenze von der Förderstelle ermittelt. Diese 11,36 Euro erhalten wir. Und dann gibt es drei unterschiedliche Einkommensgrenzen.

Und mit diesen Einkommensgrenzen wird dann dem Mieter ein Zuschuss gezahlt in der Stufe eins, in der Stufe zwei oder in der Stufe drei. Ein Euro, zwei Euro, drei Euro. Nur um das mal zu verallgemeinern. Das heißt, das geht nicht an den Vermieter, sondern wir haben unsere fixe Miete, die in Abhängigkeit zu den Förderbedingungen steht. Aber der Mietende wird anhand seiner konkreten Eigensituation konkret gefördert. Und das ist ein Subjektfördermodell, das funktioniert. Und deshalb haben wir hier, würde ich mal sagen, wieder beide recht. Man muss auf der einen Seite Vorgehensweisen sehen, bei denen tatsächlich die Grenzen ausgenutzt werden. Es gibt aber auf der anderen Seite aber auch Fördermodelle, die durchaus in der Subjektförderung funktionieren und dem zugutekommen, der sie braucht.

Sebastian Lederer: Ich möchte noch einen Aspekt mit reinbringen: Im Moment ist es so, dass der geförderte Wohnraum im Sinne der Sozialwohnungen alle 20, 25 Jahre aus der Sozialpreisbindung fällt. Wir können aber nicht alle Sozialwohnungen alle 25 Jahre neu bauen. Das funktioniert nicht. Das wird auch klimatechnisch ein Riesenproblem. Und mit der neuen Wohngemeinnützigkeit und eventuell auch einer Objektförderung, sehen wir, dass wir sozialen Wohnraum aufbauen können, der dauerhaft der Sozialpreisbindung unterliegen kann. Wenn diese Sozialwohnungen nicht aus der Preisbildung fallen, dann müssten wir sie auch nicht neu bauen. Dann könnten wir sie sanieren, hätten auch in den Ortskernen Wohnraum für Menschen, die ihn benötigen, und würden nicht ständig in den Außenbereichen neu bauen und die Menschen, die bezahlbaren Wohnraum brauchen, in die Außenbezirke drängen.

Gunter Czisch: Zwei Anmerkungen zu den geförderten Wohnungen. Nächstes Jahr werden bei uns in Ulm 800 Wohnungen an den Markt kommen. Das liegt daran, dass wir die letzten Jahre eine sehr intensive Bautätigkeit hatten. Und jetzt bricht die gerade ein. Wir haben einen hohen Bauüberhang, das heißt Projekte, die genehmigt sind, aber wo keiner beginnt zu bauen. Deshalb muss man jetzt auf der Förderebene, auf der Regelungsebene Änderungen herbeiführen, damit wieder gebaut wird. Sonst wird das Problem geförderter Wohnraum gegen die Wand fahren.

Die Wohngeldreform finde ich mehr als richtig, nämlich die Warmmiete anzusetzen, denn darum geht es ja. Aber: Wir müssen aufpassen, dass nicht immer mehr Menschen zum Amt gehen müssen. Wir reden ja über Selbstwirksamkeit, Selbstbestimmung. In der Subjektförderung werden wir immer mehr Menschen in eine Abhängigkeit vom Staat bringen. Und ich habe da persönlich ein richtiges Problem mit, wenn immer mehr Menschen zum Amt müssen. Deshalb muss es immer eine Mischung sein. Bei der Mischung kommt es auch darauf an, wer Zugang

zu solchen Wohnungen hat. Bei uns in Baden-Württemberg hat eine vierköpfige Familie mit bis 60.000 Euro Jahreseinkommen Zugang. Das Problem, das dadurch erzeugt wird, ist, dass die geförderten Wohnungen erst mal von den Mittelschichtverdienenden abgeräumt werden und die, die zu wenig verdienen, um anzukommen, die werden dort eben auch nicht versorgt. Deshalb muss man auch auf die Zugangsregeln achten. Deshalb plädiere ich dafür: Achten Sie darauf, dass wir nicht zu viel Menschen an den Geldbeutel des Staates hängen.

Thementag **Zivilcourage**

Zivilcourage – alles nur eine Frage des Gewissens?

Aufforderung zum Einmischen

Barcamp¹ am Samstag, 10. Juni, Meistersingerhalle, Kleiner Saal

Akim Gubara, Initiative Schwarze Menschen in Deutschland, Nürnberg

Moderation

Annika Gramoll, Ev. Trägergruppe für gesellschaftspolitische Jugendbildung, Berlin

Impuls von Akim Gubara

Vom Scheitern

Dieser Text entspringt einer Reihe von Versuchen, die scheitern mussten. Dieses Scheitern möchte ich heute zum Thema machen. Keine Sorge: Es wird um Zivilcourage gehen, doch sobald ich diesen Weg zu gehen beginne, finde ich mich in Abgründen wieder. Mir scheint, jeder Gedanke über Zivilcourage führt in Abgründe.

Es scheint, als hätte sie keinen Grund, als wäre es grundlos, darüber nachzudenken.

Ich habe verschiedene Formate ausprobiert: Anekdoten aus der Kindheit und der Jugend – es scheitert an Beispielen; ich habe es literarisch versucht – mir mangelt es an Talent; vielleicht ein Gedicht? Nein... Ich scheitere bei jedem Versuch, Zivilcourage zu vermitteln, denn Zivilcourage selbst ist das Scheitern. Zivilcourage scheitert! Sie muss es! Und gerade darin steckt ihr Mut. Zivilcourage ist mutig genug, um den Abgründen des Zivilen ins Auge zu blicken.

Erinnern wir uns an das Apartheid-Regime in Südafrika: Diese weiße Vorherrschaft, die das Land durch koloniale Gewalt unterjochte, schwar-

¹ Im Anschluss an den Impuls fand ein partizipatives Format statt, das mit offenen Inhalten und Workshops der Teilnehmenden zu den von Akim Gubara angesprochenen Themenschwerpunkten selbst gestaltet wurde.

ze Menschen qua Gesetz zur Minenarbeit verdammt und sie völlig entmenschlichte. Dabei betrachteten sich die Machthabenden selbst als zivilisiert. Sie waren ähnlich wie ein Cartoon-Charakter, der über eine Klippe rennt und selbstsicher weiterrennt, ohne zu bemerken, dass er keinen Grund unter den Füßen hat. Sie liefen auf Abgründen. Dabei waren sie sich ihrer selbst gewiss und erkannten nicht einmal, dass sie ihr Gewissen längst fallengelassen haben. Diese unverrückbare Gewissheit der eigenen Zivilisiertheit war das Ende des Zivilen.

Daraus entsprang der Widerstand der schwarzen Bevölkerung. Längst haben sie in den Abgrund geblickt, und gerade dieser Abgrund war eine kollektive Erfahrung. Schwarzsein ist eine Erfahrung. Schwarzsein bedeutet tagtäglich am eigenen Leib den Verlust des Zivilen zu erleben, am Alltag zu scheitern. Gerade dieses Bewusstsein, das Bewusstsein zu scheitern, hat sich in eine Bewegung eingepflanzt, die dem Ende des Zivilen ein Ende setzt. Heute ist diese Bewegung unter anderem als Black-Consciousness-Movement bekannt. Sie war ein Verbund aus über 70 Einzelorganisationen, darunter Kirchen, Gewerkschaften und Parteien. Die Bewegung machte sich, mit den Worten einer der führenden Personen, Steve Biko, »auf die Suche nach wahrer Menschlichkeit«, um eines Tages »Südafrika das größtmögliche Geschenk zu machen – ein menschlicheres Gesicht.«² Steve Biko starb später in Polizeigewahrsam. Der damalige Polizeichef verkündete als Todesursache einen Hungerstreik, eine spätere Autopsie stellte jedoch fest, dass Steve Biko schweren Gehirnschäden erlegen ist.

Die Suche nach wahrer Menschlichkeit, wie sich hier zeigt, ist ein gefährlicher Akt, denn sie stellt eine selbstgewisse Ordnung in Frage, die auf falscher Menschlichkeit basiert. Auf der Suche trifft man auf Ordnungshüter:innen aller Art, die dir den Weg versperren, auf dich einschlagen oder dich töten wollen. Und zugleich bedarf es nicht viel, um auf der Suche zu sein. Erinnern wir uns an Rosa Parks: Sie blieb sitzen, und als man sie aufforderte aufzustehen, sagte sie nein. Es ist das *Nein!* zum *Weiter so!*, was die Ordnung erschüttert. Zivilcourage ist der Widerstand gegen den Alltag.

² S. <https://artsandculture.google.com/story/GQWBgt1iWh4A8A?hl=de>. Das vollständige Zitat: »Wir haben uns auf die Suche nach wahrer Menschlichkeit gemacht und am fernen Horizont können wir die Belohnung für unsere Suche leuchten sehen. Lasst uns mit Mut und Entschlossenheit vorwärts marschieren und Kraft aus unserem gemeinsamen Schicksal und unserer Bruderschaft schöpfen. Eines Tages werden wir in der Lage sein, Südafrika das größtmögliche Geschenk zu machen – ein menschlicheres Gesicht.«

Was bedeutet es in diesem Sinne heute, hier und jetzt Zivilcourage an den Tag zu legen? Es bedeutet, in die Abgründe des Alltags hineinzublicken. Der Alltag ist tragisch! Doch gerade, weil das Tragische alltäglich ist, nehmen wir es nicht mehr als solches wahr. Wir nehmen es hin, als unabdingbar. Wir sehen das Tragische und spüren es nicht. 2022 wurden innerhalb einer Woche vier Menschen von der Polizei getötet, darunter ein 16-jähriger Geflüchteter – mit einer Maschinenpistole.³ Wir sehen das und spüren nichts. Diese Woche wurde wieder ein psychisch erkrankter Mensch von der Polizei erschossen.⁴ Wir hören das und spüren nichts. Die Klimakatastrophe nimmt immer mehr Fahrt auf. Wissenschaftliche Prognosen berichten, dass das Best-Case-Szenario das 1,5-Grad-Ziel längst überschritten hat. Aktivist:innen kleben sich auf die Straße, um darauf aufmerksam zu machen, und werden als terroristische Vereinigung diffamiert. Ganz zu schweigen von den Schlägen und Beleidigungen, die diese Aktivist:innen gesamtgesellschaftlich ertragen müssen. Wir sehen das und spüren nichts.

Ein Blick auf das Mittelmeer reicht, um zu erkennen, dass wir längst zu Comicfiguren verkommen sind, die sich auf dem Abgrund bewegen. Jeder geflüchtete Mensch, der vor den Mauern der Festung Europas ertrank, ist ein Indiz dafür. Ein Indiz, dass wir unser Gewissen verloren haben. Wir hören das und es berührt uns nicht. Stattdessen tolerieren wir es, nehmen es hin, dass im Jahr 2022 so etwas im mittelfränkischen Polizeibericht stehen darf: »Die anhaltenden Konflikte im Nahen Osten wirken sich unverändert negativ auf die Sicherheitslage in Deutschland, Bayern und Mittelfranken aus. Mit Beginn des Flüchtlingszustroms im Jahr 2015 und der damit einhergehenden, in weiten Teilen unkontrollierten Zuwanderung stieg das Risiko terroristischer Anschläge signifikant an«⁵ – Quasi eine Legitimationsvorlage für Push-Backs. Der Alltag ist tragisch, weil wir das Tragische tolerieren.

Als Titelvorschlag für diesen Text wurde gefragt, ob Zivilcourage nur eine Frage des Gewissens sei. Ich würde behaupten: Ja! Vor allem eine des schlechten Gewissens. Denn im schlechten Gewissen spüren wir eine Mitverantwortung für die Tragik. Wir fühlen uns, um Judith Butler zu

³ Details zum Fall und sich anschließenden Gerichtsprozess: <https://www.sueddeutsche.de/panorama/polizeigewalt-polizei-dortmund-gericht-fluechtling-1.6314508> [zuletzt gesehen am 30. 11. 2023].

⁴ S. <https://www.br.de/nachrichten/bayern/toedliche-polizeischiessue-neue-de-tails-zu-einsatz-in-ingolstadt,TgPFQuo> [zuletzt gesehen am 29. 01. 2024].

⁵ S. https://www.polizei.bayern.de/mam/pp-mittelfranken/sonstige/210827_pp_mfr_sicherheitsbericht_2020.pdf, S. 48 [zuletzt gesehen am 30. 11. 2023].

zitieren, »wie Scheiße«.⁶ Und hierin, aus diesem Gefühl heraus, entsteht Zivilcourage. Denn die Comicfigur, die auf ihrem Abgrund läuft, beginnt dann erst zu fallen, wenn sie in den Abgrund blickt. Dieser Fall ist der Moment, in dem wir nach dem wahren Menschlichen zu suchen beginnen. Lernen wir zu fallen, uns fallen zu lassen, so lernen wir, dem Ende des Zivilen ein Ende zu setzen. Es verlangt nicht viel von uns, den Alltag nicht mehr hinzunehmen, es verlangt nur hinzusehen, sich zu spüren, berührt zu werden und andere zu berühren.

Das ist Zivilcourage: den Mut haben, auf die Suche zu gehen, um dem Ende ein Ende zu setzen.

⁶ Judith Butler: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt 2001, S. 52. Butler formuliert hier mit Rekurs auf Hegel, die tragische Erfahrung *par excellence*: »In seiner ganzen Verächtlichkeit ist das Bewußtsein hier zu etwas wie Scheiße geworden, verloren in einer selbstbezüglichen Analität, einem selbstgeschaffenen Zirkel.«

Zentrum **Zukunft Glaube und Kirche**

Ich bin dann mal drin

Talk rund um Taufe, Trauung, Kirchenein- und -austritt

Gespräch¹ am Donnerstag, 8. Juni 2023, St. Paul

Erik Flügge, Politikberater und Autor, Köln
Dr. Emilia Handke, Direktorin Predigerseminar der Nordkirche, Ratzeburg
Thomas Prieto Peral, Theologischer Planungsreferent Ev.-Luth. Kirche in Bayern, München
Christian Seidler, Kirchenmusiker, München
Susanne Zingel, Pastorin, Sylt

Moderation:

Dr. Juliane Ulverich, Pfarrerin, Projektbüro Profil und Konzentration Ev.-Luth. Kirche in Bayern, München
Michael Wolf, Kirchenrat, Referent für Gemeindeentwicklung Ev.-Luth. Kirche in Bayern, München

Michael Wolf: Unser erster Gast ist Susanne Zingel. Letztes Jahr war sie in der Presse, weil in ihrer Gemeinde auf Sylt eine Promi-Hochzeit von Christian Lindner und Franca Lehfeldt war. Es gab eine große Diskussion, denn er ist aus der katholischen Kirche ausgetreten und sie aus der evangelischen Kirche. Da haben sich viele die Frage gestellt: Darf man, wenn man ausgetreten ist, kirchlich heiraten? Wie war das für Sie? Wie kam es zu dieser Trauung aus Ihrer Sicht?

Susanne Zingel: Unsere Gemeinde auf Sylt ist ein sogenannter Erprobungsraum in der Nordkirche. Wir haben uns als Kirchenvorstand entschieden: Wir sind gastfreundlich, wir segnen, wir beten. Bei uns dürfen Menschen, die nicht in der Kirche sind, nach Amtshandlungen fragen. Daher wäre die Frage gewesen, warum die beiden bei uns nicht hätten heiraten dürfen. Es ist weder die erste noch die letzte Trauung gewesen. Wir haben sehr viele Ausgetretene, die bei uns heiraten. Es gibt dann immer eine große Vorbereitung. Ohne ein Statement, warum ich das will,

¹ Für den Abdruck bearbeitete Transkription des Tonmitschnitts der Veranstaltung. Das Gespräch wurde aus redaktionellen Gründen und in Absprache mit den Gesprächsteilnehmenden bearbeitet und gekürzt.

geht es nicht. Das soll keine Eingangshürde sein, sondern es geht eher darum die Spannung zu klären und was die Erwartung des Brautpaares ist. Dabei wird geschaut, ob es passt. Auch bei Christian Lindner und Franca Lehfeldt hat es gepasst. Es war ein schöner lutherischer Gottesdienst.

Juliane Ulverich: Geht es denn bei diesen Trauungen auf Sylt, bei den Menschen, die da kommen und die meistens nicht Kirchmitglied sind, und besonders vielleicht bei den Promis, dann letztlich doch nur um diesen wirklich hippen Ort oder haben die Kasualgespräche auch einen theologischen Tiefgang?

Zingel: Ohne geht es nicht. Es ist unsere Aufgabe als Pastor:innen zu vermitteln, worum es geht. Eine Trauung ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit. Ich finde die größte, wichtigste Entscheidung deines Lebens: Mit welchem Menschen willst du dein ganzes Leben verbringen? Als Seelsorgerin weiß ich, dass es auch oft nicht glückt und dass man dann schwere Wege geht und entsprechend ist auch die Aufregung groß. Ich empfinde es als Privileg, die Brautpaare begleiten zu dürfen, als Wertschätzung, wenn Menschen bei uns anrufen. Und auch nachhaltig dabei bleiben: Wenn wir sonntags im Gottesdienst fragen, wer von euch wurde hier getraut, dann melden sich immer ganz viele.

Wolf: Unser zweiter Gast ist der Kirchenmusiker Christian Seidler. Was war der exotischste Wunsch, mit dem Sie als Kirchenmusiker bisher konfrontiert worden sind bei einer Taufe, Hochzeit oder auch Beerdigung?

Christian Seidler: In München sind die Wünsche konventioneller, als ich das aus meiner früheren Zeit im Rhein-Main-Gebiet kenne. In München wird sich meistens Bach gewünscht. Das ist gar nicht so überraschend in diesem bildungsbürgerlich geprägten Innenstadtbereich. Ich hatte aber auch schon Wünsche zu Filmmusik aus Aladdin und habe Titel diverser Rockbands auf die Orgel transkribiert. Ich bin da ziemlich offen und sogar interessiert, weil ich denke, dass die Musik, die sich für Kasualien gewünscht wird eine sehr große Rolle für die spirituelle Identität von Menschen spielt. Ich wünsche mir, dass von uns in Richtung populärer Musik mehr Angebote kommen, die in Resonanz mit dem gehen, was die Menschen an Hörerwartungen mitbringen.

Hinter Ihrer Frage steckt die Frage nach unserem Selbstgefühl als Kirchenmusiker. Wo ist unsere Identität? Was ist für uns jetzt noch im Bannkreis durch den Ort in der Kirche? Fast niemand besteht darauf, dass keine Orgel erklingt, also ist immer unser kirchlicher *sound* im Raum. Lieder wie »Lobe den Herrn« haben wir auch immer dabei. Bestimmte

Kernelemente sind also immer gegeben und es ist damit auch stets an der Musik erkennbar, dass die Feier in einer evangelischen Kirche stattfindet.

Wolf: Herzlich willkommen Emilia Handke! Du bist im wissenschaftlichen Bereich unterwegs, aber auch im praktischen Bereich sehr vorne dran. Eine Vordenkerin bei neuen Formen von Kirche, Kirche der Zukunft. Du warst eine Vordenkerin für die Kasual-Agenturen, die es mittlerweile an vielen Orten in ganz Deutschland gibt. Auch im Vorraum unserer Kirche haben wir einen Stand von der »Segen-Servicestelle für Taufe, Trauung Bestattung und mehr« hier in Bayern. Inspiriert von Deiner Arbeit haben wir am 23. März dieses Jahres an 13 verschiedenen Orten in Bayern Pop-Up-Hochzeiten angeboten, wo Paare sich spontan, ohne Vorbedingungen, ohne Unterlagen trauen lassen konnten, mit einem riesigen Erfolg. Warum sind Formate wie Segens-Agenturen oder Pop-Up-Kirche² so wichtig?

Emilia Handke: Wir machen uns im Grunde viel zu wenig klar, wie selten wir auf andere Menschen wirken und wie unzugänglich wir sind. Im Alltag spüre ich durch Gespräche mit unterschiedlichen Menschen, dass es ein unglaubliches Interesse gibt für Religion, für die ganz großen Fragen: Gibt es Gott oder gibt es keinen Gott? Wozu taugt das Ganze eigentlich? Hilft es wirklich beim Leben? Diese Fragen können die Leute aber nie jemandem stellen, weil ihnen eine Hürde vorgesetzt ist. Sie müssen erst mal zu jemandem kommen, ins Büro, in einen bestimmten Kreis, in die Gemeinde oder in einen Gottesdienst – und in diesen Settings dann mit uns ins Gespräch kommen. Sobald man die Schwellen absenkt, auf die Straße geht, wie wir es mit Projekten gemacht haben, passiert alles: Alle Fragen, die man sich vorstellen kann, kommen zu uns. Das ist beglückend und schön und zeigt, dass wir viel mehr raus aus der Komfortzone, rein in die Lernzone gehen müssen.

Ulverich: Wie hast du bei *Kirche im Dialog*³ versucht, neu Kontakt mit Menschen aufzunehmen und welche Erfahrungen hast du dabei gemacht? Was habt ihr methodisch und konzeptionell versucht?

² Unter den Begriffen Pop-Up-Kirche oder Pop-Up-Church werden kreative Aktionen zusammengefasst, die den Kirchoraum verlassen und an ungewöhnlichen Orten spirituelle Angebote machen. <https://www.kircheindialog.de/projekte/pop-up-church> <https://www.kircheindialog.de> [zuletzt gesehen am 31. 10. 2023].

³ Kirche im Dialog ist ein Angebot der Nordkirche, das sich als Beratungsstelle und Inspirationswerk für innovative kirchliche Formate und die Erschließung von kirchenfernen Zielgruppen versteht. Vgl. <https://www.kircheindialog.de> [zuletzt gesehen am 31. 10. 2023].

Handke: Erst mal ist das gar nicht so einfach. Wir haben uns ein paar Dinge überlegt. Eine Sache war die Pop-Up-Church. Der Versuch, unsere großen Feiertage, die so monolithisch im Kalender vermerkt sind, anders anzugehen. An diesen feiern wir normalerweise Gottesdienst – in einer besonderen Form – aber doch in der Kirche. Wir feiern eigentlich immer Gottesdienst. Wir haben das umgedreht und haben gesagt, es gibt ganz viele Feiertage und Anlässe, da muss man eigentlich auf die Straße gehen. Am Buß- und Bettag zum Beispiel haben wir uns in die Fußgängerzone in Altona gestellt, mit einer kleinen bunten Glasscherbe, und haben uns ein Schild um den Hals gehängt: Verzeih mir! Weil wir glauben, das ist die Übersetzung von Buß- und Bettag. Die Frage ist ja: Was soll das – Buß- und Bettag? Wie kriegt man es auf eine griffige Formel gebracht? Also: Verzeih mir! Wir haben dann die Leute auf diese Scherben Namen von Menschen schreiben lassen, die sie um Verzeihung bitten wollen. Auf dem CSD sind wir mit einem drei Meter großen Rio de Janeiro-Jesus gewesen, der segnend seine Hände ausgebreitet hat. Darüber haben wir einen Regenbogen installiert und darauf stand: Du bist wunderbar gemacht! Wenn Kirche nur dahin geht und mit einem Wagen »Kirche grüßt den CSD« dabei ist, dann reicht das nicht. Die Leute wollen berührt werden. Das ist für uns eine Frage von Nachfolge und so haben wir uns dann mit kleinen Free Blessing-Schildern auf den CSD gestellt. Erst dachten wir: Ach du großer Gott, wird denn das überhaupt jemand in Anspruch nehmen? Oder die Leute sagen: Ihr habt ja die beste Verkleidung heute, weil wir natürlich im Talar unterwegs waren. Dann machten wir aber die Erfahrung, dass Leute nicht lachen, sondern um uns herumschleichen und sagen: Meint ihr das ernst? Würdet ihr mich segnen? Das ist berührend, weil man nie genau weiß, was passiert. Es gibt immer die ganze Bandbreite. Es gibt auch Leute, die einem vor die Füße spucken und sagen: Ihr seid das Allerletzte. Damit muss man auch umgehen können. [...]

Und dann haben wir mit verschiedenen Leuten in den Hamburger Kirchenkreisen eine Ritualagentur gegründet, *st. moment*. Wir haben uns gefragt: Was sollen wir immer auf diese Tauf- und Beerdigungszahlen, die alle runtergehen, schielen und sagen: Die Leute machen nicht mehr so wie wir wollen? Sie finden uns nur, wenn sie über den »Modus Gemeinde« an Kirche teilnehmen. Das ist die Schwelle, die man bei uns überqueren muss. Sie müssen sich bei ihrer Parochie melden. Wir haben das umgedreht und gesagt, wir gehen aktiv nach vorne, wo die Leute sind. Wir bieten Formate an, die sie vielleicht überraschen. Wir haben Alsterdampfer gemietet mit *st. moment* und dort Spontan-Trauungen angeboten. Die Leute machen Kneipen-Hochzeiten und so weiter und so fort, um zu sehen: Die Botschaft ist in sich stark und bleibt immer, aber die äußere Gestalt ist flexibel. Da können wir gar nicht flexibel genug

sein. Wir können auch gar nicht genug auf Leute zugehen. Wir wollen ernst machen mit *Kirche im Dialog* oder mit: Da sein, wo die Menschen sind. Das sagen wir immer gerne, aber das zu machen ist viel schwieriger. [...]

Wolf: Unser nächster Gast in ist Erik Flugge. Herzlich willkommen! Erik Flügge ist Politikberater, Autor von Büchern. Und gleichzeitig hat er in den letzten Jahren den Studiengang Crossmediale Glaubenskommunikation mit aufgebaut. Er ist katholisch, hat aber auch ein loyal kritisches Herz für die Protestanten. Und man sagt ja, Kritik ist kostenlose Beratung. Wir haben über die Hochzeit von Christian Lindner gesprochen. Wie sollen wir mit Nicht-Mitgliedern umgehen? Hast du da einen Tipp für uns?

Erik Flügge: Wir müssen uns von Leuten wie Christian Lindner nicht täuschen lassen. Ich kann nicht sagen: Ich trete aus, aber gleichzeitig rufe ich alle Leistungen ab und alle anderen sollen die sein, die es bezahlen. Beide in diesem Paar verdienen genügend Geld, dass sie es sich leisten können. Dass Menschen vielleicht nicht mehr Teil einer Kirche sein wollen, dafür habe ich völliges Verständnis. Aber sie müssen dann verstehen, wenn sie doch etwas von der Kirche wollen, dass sie ihren Beitrag dazu zu leisten müssen. Ich verstehe vollkommen die Haltung als Pfarrperson zu sagen: Wer bin ich, dass ich einen Segen verweigere? Wer bin ich, dass ich einen Wunsch nach Trauung oder Taufe verweigern sollte? Das wäre auch falsch, das zu verweigern. Dann müssen wir aber in der Sprache antworten, die Christian Lindner spricht. Der Mann spart sich Steuern, indem er austritt – dann stellen wir eine Rechnung.

Dabei mag ich einen Unterschied aufmachen. Der Unterschied ist der: Wir haben eine Glaubensgemeinschaft – das sind wir in den Gemeinden, das sind wir als Mitglieder von Kirchen. Und wir haben die Institution, die Struktur, die Organisation Kirche – das ist ein Dienstleistungsbetrieb. Alle drei Worte sind da dran wichtig. Dienst, weil wir Leuten dienen. Leistung, weil wir einen guten Job machen sollten und nicht ewiges Mittelmaß. Und wir müssen wie ein Betrieb denken. Ein Betrieb heißt, wir zahlen die Kirche, wir zahlen die Sanierung, wir heizen das Ding. Wir sorgen dafür, dass es Kirchenmusiker mit Festverträgen gibt. Wir sorgen dafür, dass Pfarrpersonen ein Gehalt kriegen und eine Pension. Wir belügen und betrügen aber jedes Kirchenmitglied, wenn die lernen, dass diejenigen, die austreten, alles bekommen und sie nur diejenigen sind, die zahlen. Deswegen lasst uns Dienstleister sein. Lasst uns dann das Selbstbewusstsein haben, dann nicht nach einer Spende zu fragen, sondern eine Rechnung auszustellen. [...]

Ulverich: Vor dir haben drei Personen gesprochen, die für Innovation in der Kirche stehen. Sie sagen, wir müssen zugänglicher und einfacher werden. Wenn wir einerseits nah an den Menschen und an deren Bedürfnissen sein wollen und auf der anderen Seite aber nicht profillos, weil wir ja auch für bestimmte Inhalte oder Formen in Ritualen stehen – was müssen wir denn da tun?

Flügge: Wir müssen gar nicht so viel tun, denn das Verwässern der Formen wird stärker, je näher wir in den Kernbestand unserer Kirchengemeinden reingehen. Die Menschen, die gerne den Kreistanz-Gottesdienst machen wollen, kommen ja aus der Kirche. Alle Studien und Erfahrungen zeigen, die Leute, die wenig Kirchenbindung haben, wollen den Klassiker: Die Braut im weißen Kleid, wird von ihrem Vater reingeführt, den Hochzeitsmarsch und so weiter. Sie wollen das, was sie aus dem Fernsehen kennen. Und dort werden die traditionellen Rituale gezeigt. Daher habe ich keine Sorge um Verwässerung, wenn Leute Wünsche bringen.

Ich fand das Beispiel mit der Jesusfigur, die den Segen auf dem CSD gibt, sehr schön, weil das eine extrem unevangelische Kommunikation ist. Da ist verdammt wenig Text und unglaublich viel Symbol dabei. Die evangelische Kirche muss da was dazulernen in unserer heutigen stärker medialisierten Welt. Früher kamen die Leute aus Gewohnheit und dann gab es lange Texte zum Hören im Gottesdienst oder zum Lesen in den Kirchenbriefen. Mittlerweile ist die Konkurrenz in allen Kommunikationsmärkten höher. In Zahlen sieht das wie folgt aus: Schnelle Denker verarbeiten Inhalte, Text und Sprache mit 60 Bytes pro Sekunde. Emotionen erfassen wir mit 1,2 Millionen Bytes pro Sekunde.⁴ Das heißt, wenn ihr ein Brautpaar vor euch sitzen habt, das sagt, wir haben folgenden Wunsch, das ist unser Herzensanliegen, und ihr sagt: Nein und ich kann auch erklären, warum das eine schlechte Idee ist – dann ist dieses emotionale »Nein« 20.000-mal stärker als alles, was ihr danach reden könnt. Deswegen ist die Dienstleistungsorientierung an diesen entscheidenden Wegpunkten so wichtig. Deswegen ist es richtig, dass Leute auf Sylt heiraten können und das nicht in ihrer Gemeinde zu Hause machen müssen. Deswegen ist es spannend, andere Formate anzubieten, die sehr emotional und zugänglich sind. Es gibt aber noch mehr: Es wäre so schlau, wenn wir als Christen in unsere gesamte Mitgliedschaft die Bilder von Hochzeiten kommunizieren würden. Also zum Beispiel im Pfarrbrief zeigen, wer alles in diesem Jahr in der Gemeinde geheiratet hat mit einem Bild von den Leuten. Warum? Weil soziale Bewährtheit Nach-

⁴ Dan Hill: Emotionomics. Leveraging emotions for business success, London 2007.

folge-Effekte auslöst. Oder alle Taufen zeigen. Warum? Weil dann ein Gefühl von Normalität entsteht. Dieses Zeigen der symbolischen Kommunikation ist schnell erfassbar und erzeugt damit Wiederholungseffekte. Diesen Ansatz muss die evangelische Kirche noch ganz stark lernen. Im Trend steht in der Fläche eher: Graf Zahl hat einen Text geschrieben: In diesem Jahr hatten wir 17 Taufen und 42 Hochzeiten und es kamen an so und so vielen Sonntagen und so viele Leute und dann noch irgendeine Bibelstelle dazu. Das funktioniert von unserer Gehirnstruktur her nicht. Das funktioniert nur, wenn die Leute eh kommen. [...]

Wolf: Herzlich Willkommen Thomas Prieto Peral! Er ist im Hauptberuf Planungsreferent in unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und damit der Kopf unseres Reform- und Veränderungsstrategieprozesses. Er kennt sich nicht nur mit unserem eigenen Zukunftsprozess richtig gut aus, sondern auch mit Strategieprozessen in anderen Landeskirchen ist er im Austausch. Wie wäre deine Vision von Mitgliedschaft in unseren traditionellen Kirchen – katholisch oder evangelisch?

Thomas Prieto Peral: Ich fange mal an mit dem, was wir jetzt haben. Wir haben ein Mitgliedschaftsdenken, das sich in all dem, was wir tun, widerspiegelt. Das merken wir schon bei der Kirchentagslosung: Jetzt ist die Zeit. Wir gehen davon aus, dass Menschen wissen, dass das ein Bibelzitat ist, was eine Losung ist, dass Bibelzitate in der Regel irgendeinen geistlichen Hintergrund haben. Das setzen wir alles voraus: in allem, was wir tun, wie wir organisiert sind, wie wir sprechen, wie wir Pfarrämter organisieren und so weiter. Dieses Vorwissen geht verloren. Da müssen wir ganz anders ansetzen. Bei der Mitgliedschaft ist es das Gleiche. Mitgliedschaft war mal eine klasse Sache in einer Zeit, wo Volkskirche groß war, weil sie eine Weite hatte. Aber je kleiner wir werden, desto mehr Probleme häufen wir damit an. Auf einmal wird Mitgliedschaft zum Ausschlusskriterium. Das zweite ist, dass das bisherige Denken in Mitgliedschaft nichts Missionarisches, nichts Suchendes hat, sondern ganz bewahrend denkt. Diejenigen, die noch da sind, machen ihr Ding. Und die Kirchenmitgliedschaft rettet uns auch finanziell nicht mehr.

Die Kirchenmitgliedschaft, so wie wir sie haben, ist kein Zukunftsmodell. Aber was könnte danach kommen? Ich habe kein Modell, aber ich habe eine Vision, und die macht sich fest an unseren Kasualien. Ich glaube, Kasualien sind der Punkt, wo Menschen am ehesten mit uns Kontakt finden werden, weil das Lebensübergänge sind, an denen der Wunsch nach Begleitung am größten ist. Ich habe die Vision, dass die Kirche in Zukunft mit zwei Schwerpunkten in der Gesellschaft präsent ist. Das eine ist eine gute Begleitung in Lebensübergängen. Dass Menschen wissen, wenn sie in Ruhestand gehen, wenn eine Taufe ist, wenn

irgendwas ansteht: Wir sind da als Kirche und wir begleiten hervorragend, seelsorglich, spirituell, rituell. Das Zweite ist: Wir sind für alle da, die eine gebrochene Lebensgeschichte haben. Die eine besondere Unterstützung benötigen. Das sind die Geflüchteten genauso wie Menschen mit Behinderung, wie Menschen in der Minderheitssituation. Diese zwei Punkte müssen für uns zentral sein. Beides hat nichts mit Mitgliedschaft zu tun. Beide Male geht es um Menschen, die im Grunde erst mal gar nicht Mitglied sind, sondern eine bestimmte Lebenssituation haben.

Wenn wir Kasualien nicht mehr verstehen als etwas, das wir erst einmal abprüfen müssen, dann begegnen wir jemandem, der irgendetwas von uns erwartet, mit einer sinnstiftenden Handlung. Dann kann ich mit dieser Begegnung unter Umständen etwas eröffnen, das nachwirkt. Die meisten Menschen, die Jesus begegnet sind, sind ihm einmal begegnet, und das hat was mit ihnen gemacht. Ich glaube tatsächlich, Kommunikation funktioniert auch so, dass man gute Begegnungen hat, einmalig, vielleicht auch mehrmalig, aber nicht im Sinne einer Mitgliedschaft. Dann geschieht was mit Menschen und dann sind sie bereit, sich zu beteiligen. Dann sind sie bereit, Sympathie für uns zu haben. Dann sind sie bereit, sich vielleicht auch anders zu engagieren. Daraus werden wir hoffentlich neue Formen finden, wie wir dann auch die Finanzen klären. Aber das ist wirklich ein anderes Thema.

Resolutionen

Resolution 1

Insolvenzverfahren für überschuldete Länder des Südens: Koalitionsvertrag umsetzen

Veranstaltung:

Zentrum **Schöpfungsverantwortung**

Klimakrise begrenzen – Global gerecht?

Donnerstag, 8. Juni 2023

Antragsstellende:

erlassjahr.de – Entwicklung braucht Entschuldung e. V.

Verantwortlich:

Kristina Rehbein

Adressiert an:

Bundesregierung

Klimawandel bekämpfen, Hunger und Armut beenden, Gesundheit und Bildung für alle – Das sind Ziele für nachhaltige Entwicklung, die die internationale Gemeinschaft bis zum Jahr 2030 erreichen will.

Aber: Ohne umfassende Schuldenerlasse gibt es keine Maßnahmen zur Bewältigung des Klimawandels.

Denn aktuell sind rund 90 Prozent aller Länder im Globalen Süden kritisch verschuldet. Einige dieser Länder müssen hohe Summen in die Schuldentrückzahlung stecken. Geld für Investitionen in Maßnahmen zur Bewältigung des Klimawandels fehlt, genau wie für Investitionen in soziale Bereiche wie Gesundheit, Bildung und Armutsbekämpfung. Ob in Sambia, El Salvador oder Sri Lanka: Unter der hohen Schuldenlast leiden arme Menschen und verwundbare Gruppen wie Frauen und Kinder ganz besonders.

Um der Schuldenkrise zu entkommen, müssen überschuldete Staaten die Chance bekommen, unter fairen und transparenten Bedingungen einen Schuldenerlass zu verhandeln. Doch trotz Forderungen aus Wissenschaft, Zivilgesellschaft und Politik gibt es ein solches Verfahren bislang nicht. Daher fallen Schuldenerleichterungen derzeit viel zu gering aus. Die deutsche Bundesregierung hat dieses Problem erkannt. Sie will die

Schaffung eines Insolvenzverfahrens für Staaten unterstützen. In ihrem Koalitionsvertrag haben die drei Regierungsparteien dieses Ziel für die Wahlperiode bis September 2025 festgehalten. Wir wollen die Regierung an dieses Versprechen erinnern.

Deshalb fordern wir mit dem Entschuldungsbündnis »erlassjahr.de«: Der Koalitionsvertrag muss umgesetzt, ein Staateninsolvenzverfahren muss geschaffen werden.

Konkret bedeutet das:

- Den Zielen für nachhaltige Entwicklung wird mehr Bedeutung beigemessen werden als den Forderungen der Gläubiger.
- Über die Notwendigkeit von Schuldenerleichterungen entscheidet eine unabhängige Instanz, nicht mehr der Gläubiger.
- Alle Gläubiger – auch private Gläubiger wie Banken und Fonds – werden verpflichtet, sich an notwendigen Erlassen zu beteiligen und damit auch Verluste in Kauf zu nehmen.
- Länder können sich daher darauf verlassen, dass sie Schuldenerlasse erhalten, die eine nachhaltige wirtschaftliche und gesellschaftliche Erholung der Volkswirtschaft ermöglichen.

Deutschland kann das nicht allein erreichen. Aber als wirtschaftliches und politisches Schwergewicht kann Deutschland seine Stimme in mächtigen internationalen Institutionen und Gremien erheben.

Wir fordern die Bundesregierung daher auf, konkrete Schritte zu gehen, um den Worten im Koalitionsvertrag Taten folgen zu lassen. Wir fordern: Mit Schulden fair verfahren, damit die vielen überschuldeten Länder des Südens genügend finanziellen Spielraum erhalten für Klimaschutz und Armutsbekämpfung!

Resolution 2

Schöpfung bewahren – Kirchenland gemeinwohlorientiert verpachten

Veranstaltung:

Zentrum **Schöpfungsverantwortung**

Freiheit in planetaren Grenzen: Wie viele Regeln braucht der Klimaschutz?

Donnerstag, 8. Juni 2023

Antragsstellende:

Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL) in Kooperation mit der jungen Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (jAbL) und dem Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt (KDA) der Nordkirche

Verantwortlich:

Jan Brunner

Adressiert an:

Die EKD und ihre Gliedkirchen

Der Auftrag der Schöpfungsbewahrung wird seit Jahrzehnten verfehlt. Die landwirtschaftliche Nutzung müsste hier ihren Beitrag leisten. Die Evangelische Kirche in Deutschland (EKD) und ihre Gliedkirchen besitzen ca. 325.000 Hektar Agrarland. Hierfür muss die Kirche unmittelbar mehr Verantwortung übernehmen, indem sie die Landbewirtschaftung natur- und sozialverträglich gestaltet. Sie muss darauf achten, dass die Pächter:innen des Kirchenlands Klima und Arten schützen, Bodenqualität erhalten und in regionalen Wirtschaftskreisläufen denken. Da die Klima- und Ernährungskrise nur sozial gerecht bewältigt werden können, sind auch soziale Kriterien zu berücksichtigen. Kirchenland wird aktuell jedoch häufig nur nach Höchstgebot oder an Bestandspächter:innen vergeben – soziale und ökologische Vergabekriterien finden sich selten.

Daher fordern wir die EKD und ihre Gliedkirchen auf, sich dafür einzusetzen, ihre Landflächen künftig nur noch nach sogenannten »Gemeinwohlkriterien« zu verpachten.

Eine Gemeinwohlverpachtung umfasst die Förderung

- einer klimaschützenden, bodenschonenden, sozial und ökologisch nachhaltigen Landwirtschaft,
- einer Landwirtschaft, die Naturschutzleistungen erbringt und Kohlenstoff langfristig bindet,

- einer Landwirtschaft, die sich am Tierwohl orientiert und standortangepasst, flächengebunden produziert,
- einer regionalen Obst- und Gemüseproduktion,
- von Landwirt:innen vor Ort, die direkt vermarkten, und Bildungsangebote schaffen,
- von Existenzgründer:innen, Junglandwirt:innen und SoLaWi's⁵,
- von Landwirt:innen, die gute Arbeits- und Ausbildungsplätze schaffen und soziale Leistungen erbringen,

sowie den Ausschluss

- von Gentechnik bei Saatgut, Pflanzen und Tierfutter,
- der Verpachtung von Flächen an außerlandwirtschaftliche Investoren,
- der Verpachtung von Flächen an Unterstützer:innen demokratiefeindlicher und rechtsextremer Bewegungen.

Die EKD und ihre Gliedkirchen sollen ein transparentes Auswahlverfahren erarbeiten, wie die zukünftige Neuverpachtung der Flächen in Kirchengeneigentum erfolgen soll. Dieses soll sich an den oben genannten Zielen orientieren. Zentral ist, dass Gemeinwohlverpachtungskriterien festgelegt werden, anhand derer die Verpachtung erfolgt. Die EKD und ihre Gliedkirchen sollen daraufhin Kirchengemeinden, Pfarrer:innen, Mitarbeiter:innen der Liegenschaftsämter sowie andere an der Verpachtung beteiligte Personen informieren und ein Fortbildungsangebot etablieren, damit diese eine Gemeinwohlverpachtung umsetzen können.

Hinweise: Die von der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau oder der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft (AbL) erarbeiteten Kriterienkataloge können als Grundlage zur Festlegung eines Gemeinwohlverpachtungsverfahrens genutzt werden. Eine gemeinwohlorientierte Verpachtung ist möglich. Das Land Thüringen oder die Stadt Kyritz vergeben ihr Land bereits nach einem transparenten Ausschreibungsverfahren und Gemeinwohlkriterien.

⁵ SoLaWi = Solidarische Landwirtschaft

Resolution 3

Zeit für ein starkes EU-Lieferkettengesetz

Veranstaltung:

Zentrum **Menschenrechte**

Ich weiß, wo's herkommt – Lieferkettenverantwortung am Beispiel der Automobilindustrie

Donnerstag, 8. Juni 2023

Antragsstellende:

SÜDWIND e. V. – Institut für Ökonomie und Ökumene

Verantwortlich:

Eva-Maria Reinwald

Adressiert an:

Bundeskanzleramt, die Bundesministerien für Arbeit und Soziales, Wirtschaft und Klimaschutz, Justiz, Entwicklung und Umwelt sowie EU-Justizkommissar Didier Reynders und EU-Binnenmarktkommissar Thierry Breton

Mit einem starken EU-Lieferkettengesetz hat Europa die Chance, Unternehmen umfassend zur Achtung von Menschenrechten, Umweltstandards und Klimaschutz in ihren Wertschöpfungsketten zu verpflichten.

Jetzt ist die Zeit, dass die Gesundheit von Minenarbeiter:innen geschützt wird, dass Familien im Kakaoanbau ein existenzsicherndes Einkommen erwirtschaften und dass Arbeiter:innen in Textilfabriken sich gewerkschaftlich engagieren dürfen. Jetzt ist die Zeit, dass klimafreundliche Technologien in der Produktion zum Einsatz kommen und die Zerstörung von Wäldern und Meeren durch Unternehmen nicht länger ungeahndet bleibt.

Erfolgreich haben sich Kirchen, Gewerkschaften, Menschenrechts- und Entwicklungsorganisationen für das deutsche Lieferkettensorgfaltspflichtengesetz eingesetzt. Dies war ein wichtiger Meilenstein, doch das Gesetz hat Schwächen. Die europäische Regulierung, die aktuell verhandelt wird, kann diese Lücken schließen, Wettbewerbsgleichheit für Unternehmen und Gerechtigkeit für Betroffene schaffen.

Wir fordern das Bundeskanzleramt, die Bundesministerien für Arbeit und Soziales, Wirtschaft und Klimaschutz, Justiz, Entwicklung und Umwelt sowie EU-Justizkommissar Didier Reynders und EU-Binnenmarktkommissar Thierry Breton auf, sich in den bevorstehenden Trilog-Ver-

handlungen für ein starkes EU-Lieferkettengesetz einzusetzen. Die Regulierung muss Unternehmen zur Sorgfalt entlang der gesamten Wertschöpfungskette verpflichten, wobei die schwersten Risiken als erstes zu adressieren sind. Brancheninitiativen oder Zertifizierungen können bei der Umsetzung von Sorgfaltspflichten hilfreich sein, aber sie dürfen Unternehmen nicht von ihrer eigenen Verantwortung und Haftung befreien. Die Bundesregierung muss sich dafür einsetzen, dass Betroffene durch das EU-Lieferkettengesetz zivilrechtliche Klagemöglichkeiten und Chancengleichheit vor Gericht erhalten. Ohne eine faire Verteilung der Beweislast wird es Betroffenen kaum gelingen nachzuweisen, dass ein Unternehmen seine Pflichten verletzt hat, denn in der Regel haben sie keinen Einblick in Prozesse und Dokumente des Unternehmens. Der Finanzsektor ist auf vielfältige Weise mit Menschenrechtsverstößen verbunden und ein wichtiger Hebel für den Wandel zu nachhaltigem Wirtschaften. Die Pflichten des EU-Lieferkettengesetzes müssen daher umfassend auch für Finanzakteure gelten. Mit dem EU-Lieferkettengesetz besteht die große Chance, Umwelt- und Klimaschutz im unternehmerischen Handeln zu verankern. Unternehmen müssen verpflichtet werden, Schäden an den Umweltgütern Luft, Boden, Wasser, Klima und Biodiversität zu verhindern. Die Bundesregierung muss sich dafür einsetzen, dass Unternehmen ihr Handeln am 1,5-Grad-Ziel des Pariser Klimaabkommens ausrichten. Die Stichhaltigkeit und Einhaltung dieser Pläne muss kontrolliert werden und Verstöße müssen Konsequenzen haben.

Jetzt ist die Zeit, dass Europa Verantwortung übernimmt für den Schutz der Menschenrechte im globalen Wirtschaften und den Erhalt unseres Planeten. In den Verhandlungen zum EU-Lieferkettengesetz muss die Bundesregierung für diese Ziele Haltung zeigen.

Resolution 4

Den Pariser Klimavertrag ohne Wenn und Aber umsetzen!

Veranstaltung:

Zentrum **Schöpfungsverantwortung**

Wer hat's verbockt? Und was machen wir jetzt?

Freitag, 9. Juni 2023

Antragsstellende:

Pilgerbasis Paris 2015

Verantwortlich:

Dr. Christian Seidel

Adressiert an:

Fraktionsvorsitzende sowie Energie-, Klima- und entwicklungspolitische Sprecher:innen der Bundestagsfraktionen, Bundeskanzler Olaf Scholz, Bundesminister für Wirtschaft und Klimaschutz Robert Habeck, Bundesminister der Finanzen Christian Lindner, Bundesminister für Ernährung und Landwirtschaft Cem Özdemir, Bundesminister für Digitales und Verkehr Volker Wissing, Bundesministerin für Umwelt, Naturschutz, nukleare Sicherheit und Verbraucherschutz Steffi Lemke, Bundesministerin für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung Svenja Schulze, Bundesministerin für Wohnen, Stadtentwicklung und Bauwesen Klara Geywitz, Ministerpräsident:innen der Bundesländer, Deutscher Städtetag, Deutscher Landkreistag, Deutscher Städte- und Gemeindebund, Deutscher Gewerkschaftsbund, Rat der EKD, Deutsche Bischofskonferenz, Kirchenleitungen der Ev. bzw. Ev.- Luth. Landeskirchen in Deutschland

Der Pariser Klimavertrag ist ein Meilenstein der internationalen Klimapolitik. Allerdings breitet sich wegen der schleppenden Umsetzung Enttäuschung und Frustration aus. Zu wenige Zusagen werden eingelöst und die im Vertrag geforderten und dringend notwendigen Ambitionssteigerungen sind kaum zu bemerken. Im jüngsten Bericht des Weltklimarats und in der aktuellen Auswertung des Bundesumweltamts wird festgestellt, dass sich die Schere zwischen dem Erforderlichen und dem Realisierten weiter vergrößert. Wir solidarisieren uns deshalb mit den Bewegungen, die gewaltfrei die konsequente Einhaltung von internationalen Verträgen und nationalen Gesetzen für Klimaschutz und Klimagerechtigkeit einfordern.

Wir fordern die Politik im Bund, den Ländern, Landkreisen und Kommunen auf,

- das wegen des Urteils des Bundesverfassungsgerichts von 2021 verschärfte Klimaschutzgesetz nicht zu verwässern, sondern Sorge zu tragen, dass insbesondere die Sektoren Verkehr und Gebäude ihren dringend notwendigen Beitrag zur Minderung der Treibhausgasemissionen erbringen: Die Glaubwürdigkeit der Politik steht auf dem Spiel!
- alle klimaschädlichen Subventionen abzubauen,
- die derzeitigen, besonderen Maßnahmen zur Energiesicherung auf Basis fossiler Energieträger auf das absolut notwendige Maß zu begrenzen,
- Klimaschutz- und Klimaanpassungsmaßnahmen als gesamtgesellschaftliche Herausforderung zu Pflichtaufgaben zu machen, deren langfristige Finanzierung durch eine neu einzurichtende Gemeinschaftsaufgabe im Art. 91a Abs. 1 GG gesichert wird,
- die jüngsten positiven Erfahrungen bei Energieeinsparung von Energieeffizienz zu nutzen und durch klug gesetzte Randbedingungen suffizientes Verhalten auf weiteren Feldern anzuregen und zu verstärken,
- Protestaktionen des zivilen Ungehorsams für mehr Klimaschutz und das Einhalten von Gesetzen und Verträgen nicht ungerechtfertigt zu kriminalisieren und sich dem Dialog mit gesprächsbereiten Aktivist:innen zu stellen,
- die relativ umfangreiche und gut strukturierte Klimafinanzierung Deutschlands für Länder des Globalen Südens beizubehalten und einen neuen internationalen Schuldenmanagementkonsens entschieden zu verfolgen: Keine Klimagerechtigkeit ohne Schuldengerechtigkeit!

Wir fordern die Kirchen auf,

- als Vorreiter für Klimaschutz und Klimagerechtigkeit voranzugehen,
- durch eigene, ambitionierte Klimaschutzgesetze oder vergleichbare, verbindliche Regelungen (insbesondere im Bereich Gebäude und Mobilität) ihren Beitrag zur Erfüllung der Klimaschutzziele zu erbringen,
- klar zu benennen, dass Klimaschutz und Klimagerechtigkeit nicht nur politische und technische Herausforderungen sind, sondern Fragen, die sich jeder auch persönlich stellen muss,
- Stimme und Einfluss geltend zu machen, um noch stärker auf die Klimaschuld der reichen Industrieländer gegenüber den Ländern des Globalen Südens aufmerksam zu machen.

Wir fordern alle auf, ihr persönliches Verhalten zu prüfen und eine nachhaltigere und solidarische Lebensweise anzustreben.

Resolution 5

Gegen den Ausverkauf der Menschenrechte an den EU-Außengrenzen

Veranstaltung:

Zentrum **Menschenrechte**

Jetzt wird's eng – Wie viel Handlungsraum hat die Zivilgesellschaft noch?

Samstag, 10. Juni 2023

Antragsstellende:

Bundesarbeitsgemeinschaft Asyl in der Kirche, Sea-Watch e.V, PRO ASYL

Verantwortlich:

Wiebke Ranneberg

Adressiert an:

Die EKD-Ratsvorsitzende, den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), EKD-Büro in Brüssel und die Abgeordneten des Europäischen Parlaments

Vor vier Jahren hat der Kirchentag beschlossen: Wir schicken ein Schiff. Denn man lässt niemanden ertrinken. Damit hat sich der Evangelische Kirchentag eindeutig gegen das Sterben auf dem Mittelmeer positioniert. Jetzt haben sich die EU-Innenminister:innen mit ihrem Beschluss zum europäischen Asylrecht auf den Ausverkauf der Menschenrechte geeinigt. Wir positionieren uns dagegen und fordern zum Handeln auf.

Mit Zustimmung von Nancy Faeser und Befürwortung durch die grüne Außenministerin Baerbock und den liberalen Justizminister Buschmann haben die Innenminister:innen der EU den Frontalangriff auf den Rechtsstaat und das Flüchtlingsrecht in der Europäischen Union gestartet.

Ein Horrorszenario droht – und das mit Unterstützung der Bundesregierung: Flüchtlinge erreichen einen Staat an der EU-Außengrenze. Sie bitten um Asyl. Sofort werden sie inhaftiert. Alles, was sie ab diesem Moment von Europa noch zu sehen bekommen, sind Mauern, Stacheldraht und Sicherheitspersonal. Das soll jetzt Realität in der EU werden. Nicht in unserem Namen!

Was in der Debatte als »Asylverfahren an den Außengrenzen« bezeichnet wird, hat mit einem fairen, rechtsstaatlichen Vorgang nichts zu tun. Geflüchtete erwartet vielmehr ein Schnellverfahren, an dessen Ende für viele die direkte Abschiebung in einen sogenannten »sicheren Drittstaat«

steht, weil ihr Asylantrag als »unzulässig« abgelehnt wird. Ohne inhaltliche Prüfung der Fluchtgründe.

Die Europäische Union gründet auf Rechtsstaatlichkeit, Demokratie und Menschenrechten. Geflüchtete brauchen Schutz und Zugang zum Recht auf Asyl. Stattdessen werden sie mit brutaler Gewalt von Europa ferngehalten oder sitzen verzweifelt in Elendslagern fest.

Die Pläne von EU-Kommission und EU-Rat führen nun nur zu noch mehr Entrechtung von Schutzsuchenden.

Wir appellieren an die Abgeordneten des Europäischen Parlaments: Treten Sie dem Frontalangriff auf den Rechtsstaat und das individuelle Recht auf Asyl entgegen! Machen Sie nicht mit, wenn Menschenrechte in Europa gebrochen werden.

Wir appellieren an die EKD-Ratsvorsitzende, den Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und das EKD-Büro in Brüssel, sich nachdrücklich für das Recht auf Asyl und die Einhaltung der Menschenrechte einzusetzen – und sich in diesem Sinne auch an die Kirchenmitglieder zu wenden.

Es ist bereits fünf nach zwölf. Handeln Sie jetzt!

Resolution 6

Internationale Freiwilligendienste stärken

Veranstaltung:

Zentrum **Jugend**

Mitmischen (un)möglich – Wie radikal darf Partizipation junger Menschen sein?

Samstag, 10. Juni 2023

Antragsstellende:

Aktionsgemeinschaft Dienst für den Frieden e. V. (AGDF)

Verantwortlich:

Jan Gildemeister, Barbara Kraemer

Adressiert an:

Bundespolitik (Deutscher Bundestag und Bundesregierung)

Ein internationaler Freiwilligendienst bietet jungen Menschen einen einmaligen Erfahrungsraum. Er verfestigt demokratische Werte und fördert ein weltoffenes Bewusstsein, Sozialkompetenz sowie die Bereitschaft, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. Eine positive Erfahrung insbesondere nach den multiplen Krisen der letzten Jahre stärkt die Resilienz der jungen Menschen.

In den beiden Förderprogrammen weltwärts und Internationaler Jugendfreiwilligendienst leisten momentan knapp 5.000 Freiwillige einen Dienst im Ausland sowie 650 im Inland. Die Zahl könnte viel höher sein, wenn sich die Rahmenbedingungen verbessern würden. Dringend benötigt wird eine Anpassung der Förderung pro Monat, um die zuletzt stark gestiegenen Kosten besser decken zu können.

Stattdessen ist nach unserer Kenntnis im Regierungsentwurf für den Bundeshaushalt 2024 eine Kürzung von 10 Mio. Euro für die Jugendfreiwilligendienste vorgesehen. Bei sinkenden Mitteln im Etat des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung zeichnen sich auch dort Kürzungen im weltwärts-Programm ab. Die Trägerorganisationen stehen finanziell stark unter Druck. Erste Träger steigen aus den Programmen aus.

Konkret fordern wir von Bundesregierung und Deutschem Bundestag:

- die Anerkennung und Wertschätzung internationaler Freiwilligendienste als wichtigen Baustein der persönlichen Entwicklung in Zei-

ten multipler Krisen sowie ihres Mehrwerts für gesellschaftlichen Zusammenhalt und Demokratieförderung,

- die Anpassung der Förderung pro Monat im Internationalen Jugendfreiwilligendienst von 350 auf 650 Euro sowie die Erhöhung in der Entsendung des weltwärts-Programms um 230 Euro,
- den bedarfsgerechten Ausbau internationaler Freiwilligendienste und Rechtsanspruch auf angemessene Förderung für ausgewählte Freiwillige,
- die Sicherstellung der benötigten Mittel in der mittelfristigen Finanzplanung und adäquaten Aufwuchs der Mittel für 2024 und Folgejahre.

Resolution 7

Der Kirchentag wird Mitglied bei United4Rescue

Veranstaltung:

Zentrum **Generationengerechtigkeit**

Wie hältst du es mit der Nachhaltigkeit? Wenn wir heute nicht handeln, ist es morgen zu spät

Samstag, 10. Juni 2023

Antragsstellende:

Sandra Bils, Predigerin im Schlussgottesdienst 2019, Berlin

Gerhard Koepsel, selbständig, Marschacht

Joachim Lenz, Evangelischer Propst von Jerusalem

Birgit Mattausch, Pastorin, @frauauge, Hildesheim

Verantwortlich:

Sandra Bils, Gerhard Koepsel, Joachim Lenz, Birgit Mattausch

Adressiert an:

Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages

Beim Deutschen Evangelischen Kirchentag 2019 in Dortmund wurde eine Resolution verabschiedet: »Schicken wir ein Schiff!« Die Evangelische Kirche in Deutschland und ihre Gliedkirchen haben die Aufforderung angenommen und ein Bündnis gegründet: United4Rescue.

Fast 900 Kirchen, Gemeinden, Institutionen, Firmen und Vereine sind dort inzwischen Mitglied: der DGB gehört dazu, der CVJM, die Stadt Frankfurt am Main, alle Pfadfinderverbände Deutschlands und die Brückenapotheke in Buxtehude. Als breites zivilgesellschaftliches Bündnis hat United4Rescue über sechs Millionen Euro Spenden gesammelt und drei Bündnisschiffe losgeschickt. Mehr als 5.000 Menschen wurden durch das Bündnis aus Seenot im Mittelmeer gerettet.

Der Deutsche Evangelische Kirchentag ist bis heute nicht Mitglied bei United4Rescue. Das Präsidium des Deutschen Evangelischen Kirchentages wird gebeten, dem Bündnis United4Rescue beizutreten, das aus der Mitte des Kirchentages heraus initiiert wurde.

In diesem Jahr 2023 sind bereits über 1.000 Männer, Frauen und Kinder im Mittelmeer, also an unserer europäischen Außengrenze, ertrunken. United4Rescue will dem Sterben im Mittelmeer ein Ende machen. Der Kirchentag setzt sich seit seiner Gründung 1949 auch für Menschen-

rechte, Menschenwürde und Barmherzigkeit ein, er hat sich zum Beispiel gegen Apartheid und alle Formen von Diskriminierung positioniert. Auch die Unterstützung der Seenotrettung im Mittelmeer soll seine Sache sein. Denn:

Man lässt keine Menschen ertrinken. Punkt.

Resolution 8

Wertewandel in der Prostitutionsgesetzgebung

Veranstaltung:

Markt der Möglichkeiten

Donnerstag, 08. Juni bis Samstag, 10. Juni 2023

Antragsstellende:

Gemeinsam gegen Menschenhandel e. V.

Bündnis Nordisches Modell

SOLWODI e. V.

Verantwortlich:

Caroline Sander

Adressiert an:

Bundesregierung, Rat der EKD, Diakonisches Werk

Prostituierte Personen entkriminalisieren – Ausstieg unterstützen – Profitierende bestrafen – Nachfrage reduzieren

Deutschland ist Zielland von Menschenhandel zur sexuellen Ausbeutung und gilt als Bordell Europas. Die große Mehrheit der in der Prostitution Tätigen sind Frauen. Die Nachfrage nach Prostitution geht hingegen fast ausschließlich von Männern aus. Prostitution ist psychisch und physisch verletzend. Das Ausmaß von Zwang, sexueller Ausbeutung und Gewalt ist immens. Die meisten Frauen werden entweder durch finanzielle Notlagen, über die Loverboy-Methode oder unter Anwendung psychischer und physischer Gewalt in die Prostitution getrieben. Diese Menschenrechtsverletzungen können unter der aktuellen Rechtslage, die Prostitution als normale Dienstleistung behandelt, nicht effektiv bekämpft werden.

Im Sinne der Gleichstellung müssen wir feststellen: Frauen werden durch die Prostitution zu Objekten degradiert. Dies zementiert patriarchale Rollenbilder und hat negative Auswirkungen auf alle Menschen in der Gesellschaft. In der Prostitution spiegeln sich zudem soziale Ungleichheiten wider: Es sind vor allem Frauen mit Migrationshintergrund, die durch ihre prekäre Lebenssituation besonders verletzlich sind. Ein echter Konsens und eine sexuelle Begegnung auf Augenhöhe sind unter kommerziellen Vorzeichen nicht möglich. Eine Person braucht Geld oder wird zur Prostitution gezwungen. Die andere Seite macht sich die Hilflosigkeit zunutze, um Macht auszuüben. Prostitution missachtet somit

zutiefst die Würde des Menschen. Der Schutz der Menschenwürde sowie das Gebot der Nächstenliebe verbieten die Benutzung und Schädigung anderer Menschen.

Zahlreiche Aussteigerinnen fordern heute einen Paradigmenwechsel – weg vom »Beruf wie jeder andere« – hin zu einer Anerkennung von Prostitution als eine Form geschlechtsspezifischer Gewalt und sexueller Ausbeutung. Das sogenannte Nordische Modell bzw. Gleichstellungsmodell fokussiert sich auf Entkriminalisierung und Schutz von Menschen in der Prostitution, Ausstiegshilfen und Prävention sowie die generelle Bestrafung aller, die von der sexuellen Ausbeutung profitieren – vor allem der Freier, die durch ihre Nachfrage überhaupt erst einen »Markt« für Prostitution schaffen. Inzwischen haben dieses Modell, für welches sich auch das Europäische Parlament 2014 ausgesprochen hat, Länder wie Norwegen, Island, Frankreich, Kanada, Nordirland, Irland und Israel übernommen.

Wir appellieren an die Bundesregierung, einen Wertewandel einzuleiten und das Gleichstellungsmodell auch in Deutschland einzuführen. Wir appellieren an den Rat der EKD und das Diakonische Werk, sich diesen Forderungen anzuschließen.

Ende

Schlussgottesdienst auf dem Hauptmarkt

Wortkunst zur Einstimmung auf den Schlussgottesdienst am Sonntag,
11. Juni 2023, Hauptmarkt

Kira Stütz, Theologin, Leipzig

Von Zeitreisen und Pfützen

Heute ist morgen gestern, doch die Vergangenheit, die bleibt. Die Zukunft beginnt morgen und setzt sich danach fort. Ich bin nicht zukunftsweise, ich bin auf meiner Reise – die Reise mit der Zeit in ihrer Geschwindigkeit.

Immer schneller, immer weiter, immer höher, immer breiter. Morgen ist das Ziel, die Zukunft, die liegt vorn, die Vergangenheit war gestern und ich in ihr verloren. Verlorene Zeit, Vergangenheit? Nein, es ist die Lücke, die bleibt, denn in unserer Zeit leidet man unter Gleichzeitigkeit. Der Zeitstrahl unserer Geschichte zerfleddert vermehrt, Ereignisse und Krisen, von denen man zeitgleich erfährt. Aber jetzt ist die Zeit, heute ist es soweit. Nicht gestern, nicht morgen, nicht irgendwann mal vielleicht. Es geht ums Jetzt und Hier und um ein Fünkchen Ewigkeit.

Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Vielleicht etwas naiv aus dem Inneren gekrochen. Wie eine Pfütze im Boden, der durch Wurzeln verschoben und hochgehoben, eine Mulde wird, mit Regenwasser gefüllt, und damit einen kleinen Teich kreierte, der mir zum Spiegelbild des Himmels wird. Meine Tür zum Himmel, mitten im Dreck. Kaum zu sehen, aber da ist dieser Fleck. In ihm spiegeln sich Wolken und Bäume und auch etwas blau und ich weiß in diesem Moment genau: Die Welt liegt in Scherben und vieles zerbricht, aber Gottes Zusage nicht. Himmel ist keine Gleichung »Welt minus Krisen«, Himmel ist mitten in all diesem. Denn ich glaube, wenn ich eines begriffen habe in dieser Welt, die mehr und mehr aus den Fugen fällt, dann, dass Gottes Himmel sich anbahnt, da wo es uneben wird.

Jetzt ist die Zeit. Machen. Nicht nur stehen und Sachen konsumieren und dabei vor Kälte frieren. Hoffnung ist keine Passivität, Handeln erfordert neben Realität auch die Ahnung davon, dass es anders sein kann, und durch diese Hoffnung fängt alles an. Und deshalb lasst es uns tun, nicht

mehr vor Lähmung ruh'n, sondern vorwärts schreiten und Hoffnung verbreiten. Die Liebe säen und gemeinsam gehen. Lasst es uns anpacken, nicht in uns versacken, sondern helfen und heilen und Gutes verteilen. Vor allem im Kleinen. Lasst uns Blumen pflücken auf Wildwuchswiesen, Taschentücher teilen und Bäume gießen. Lasst uns Luftschlösser bauen und in ihnen tanzen, lasst uns Kirschblütenbäume in Köpfe pflanzen. Lasst uns treiben im Windhauch von Gottes Geist, der uns Frieden und Zukunft verheißt.

Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Machen. Hoffnungmachen. Lasst uns in Pfützen springen und lachen. Lasst uns Pfützenspringer werden, die in unebenen Erden eine Tür zum Himmel offen halten und damit aus mutigem Trotz den Krisen etwas entgegenhalten. Und glaubt mir, ich bin keine Träumerin, keine Realitätsverweigerin. Ich weiß um die ausweglose Lage und um die weltweit größte Plage. Ich weiß, wie sehr wir es als Menschen verkacken, Klimakrise und Krieg anzupacken. Und da ist auch kein tieferer Sinn im Detail unserer Krise, kein hinter dem Bösen wird's klarer Paradiese. Kein göttlicher Pfeil, der uns treffen und wachrütteln soll, Gott findet das ja alles selbst nicht toll. Aber mitten im Dreck und auf dem Boden, hat sich ganz leise etwas verschoben. Dort wo die Füße dreckig kleben, kann man das größte Wunder erleben.

Heute ist morgen gestern, aber der Himmel, der ist weit. Und mitten in den Pfützenkühlen und in dem ganzen Leid, schimmert die Verheißung des Himmels hervor und ragt hinaus als Eingangstor in eine andere Gerechtigkeit und diese macht unsere Herzen weit. Ich bin nicht zukunftsweise, aber ich ahne leise, dass es irgendwie weiter geht, weil Gottes Zusage besteht. Und das endet nicht in Naivität. Schließlich sind Pfützen mit Regen gefüllt, der aus den Wolken wie Tränen fällt. Ich glaube, das ist diese Gleichzeitigkeit von Krisen, Problemen und Abgeklärtheit. Von Ängsten und Sorgen vor der Zukunft von morgen. Und der trotzigen Hoffnung, die vorwärts dringt und uns zum Aufstehen und Pfützenspringen bringt. Denn wer, wenn nicht wir, kann die Hoffnung verkünden, dass wir einst Hass und Krieg überwinden und dass dies nicht lähmt oder zur Trägheit führt, sondern uns zum Lieben und Handeln motiviert.

Jetzt ist die Zeit. Hoffen. Machen. Geistkraft entfachen. Von Herzen lachen. Liebe machen. Mit Gummistiefeln in Pfützen toben, die stillen Held:innen loben. Innehalten und Herz ausrichten, vorwärts schreiten und Himmel sichten. Problemen von heute mit Mut begegnen und Friedensstifter:innen segnen. Im Kleinen Bäume in Vorgärten pflanzen und

auf der Resignation anderer tanzen und sie damit zum Bewegen bewegen und somit die Welt mit Hoffnung beleben.

Jetzt ist die Zeit für Ewigkeit. Machen. Hoffen. Der Himmel ist offen. Die Welt in Scherben, aber wir, die Erben, geben nicht auf, wir stehen auf. Mit vereinten Kräften und Glauben im Herzen, voll Zuversicht und trotzdem Schmerzen, schreien wir es in die Welt, die schrecklich ist und uns trotzdem gefällt: Vieles schmerzt krass, aber Gott ist da – in Pfützen tanzen mit Glamour, Glitzer, Glanz und Gloria.

Amen.

Predigt am Sonntag, 11. Juni 2023, Hauptmarkt

Quinton Ceasar, Pastor, Wiesmoor

Wir vertrauen Eurer Liebe nicht

|

Moin mitnanner, liebe Gemeinde, liebe Geschwister hier auf dem Hauptmarkt, daheim und unterwegs,
ein Satz aus meiner Kindheit zaubert mir immer
ein Lächeln auf mein Gesicht:

»Oe haliha, moetie soe liegie, daai kind!«

Er bedeutet so viel wie:

»Hey du, lüg' nicht so.«

»Hey du, lüg nicht.«

Und ich, ich werde Euch heute nicht anlügen.

Und deshalb sage ich Euch:

Dieses melodische »Alles hat seine Zeit«

– das ruft bei mir Unbehagen hervor.

Es macht mich nervös, ängstlich und auch ärgerlich!

Weißt du, Menschen,

die Veränderungen anstreben,

Aktivist:innen und marginalisierte Menschen,

sie bekommen oft zu hören:

»Jetzt ist nicht der richtige Zeitpunkt.

Hab' doch Geduld.

Vertraue dem Prozess.

Wir müssen alle mitnehmen.
Alles hat eben seine Zeit.

Moetie soe liegie, daai kind! Bitte lügt uns nicht an!
Ich werde euch heute nicht anlügen:
Wir können nicht mehr warten.
Nicht bis morgen oder nächste Woche.
Oder das nächste Mal,
wenn wir eine andere Regierung,
wenn der Rat der EKD,
wenn unsere Synoden,
wenn das Präsidium des Kirchentages gewählt werden,
diverser und inklusiver besetzt werden.
Wir können nicht warten.

Jesus sagt nicht »Alles hat seine Zeit«,
Jesus sagt: »Jetzt ist die Zeit!«

Und wenn Jesus sagt: »Jetzt ist die Zeit!«,
dann ruft er zur Veränderung auf,
zu mutigen Entscheidungen,
die wirklich Veränderung bewirken.
Und, ja, es gibt sie, die entscheidenden Momente.
Und du, du kannst dich entscheiden zwischen richtig und falsch.
Das lernen wir von Jesus, der sagt: »Die Zeit ist jetzt!«

II

Ich werde Euch heute nicht anlügen.
Nicht wenn es um Zeit, und nicht wenn es um Liebe geht.
Lasst uns über die Liebe reden.
Wir zitieren gern mal »Glaube, Hoffnung, Liebe.«
Wir sagen: »Die Liebe leitet uns.«
Wir singen: »All you need is love.«¹
Und wir versprechen: »Wir, die das Gute wollen, sind mehr.«

James Baldwin, der Schwarze und schwule Schriftsteller und Aktivist hat
gesagt:
»Die Liebe war noch nie eine Massenbewegung.«²

¹ The Beatles »All You Need Is Love«, Magical Mystery Tour, 1967, Capitol Records, MAL-2835, USA (LP/ Album).

² In einem Interview im Film »Meeting the Man. James Baldwin in Paris«, 1970.

Und er hat damit nicht gelogen.
Die Welt wird von der Liebe und der Leidenschaft
einiger weniger Menschen zusammengehalten.
Und darum geht es doch!

Wie James Baldwin, bin ich kein Pessimist.
Ich weiß, wie es ist, diskriminiert zu werden.
Ich und Menschen wie ich,
wir kennen die Grenzen und Schwächen des Satzes:
»Liebe deinen Nächsten.«

Deshalb tanze ich lieber zu Tina Turners
»What's love got to do with it«³, denn »Was hat den die Liebe überhaupt
damit zu tun?«
»Ohne Gerechtigkeit gibt es keine Liebe.«
»There can be no love without justice.«⁴

III

»Alles hat seine Zeit« oder »All you need is love«
erinnert mich aber eher an einen Happyland-Zustand.
Happyland, das ist ein Wort von Tupoka Ogette⁵,
und damit beschreibt sie, wie sich Menschen fühlen,
die keine Diskriminierungen erfahren
und auch nicht sehen, dass andere sie erfahren.
Happyländer:innen, also Leute aus Happyland, sagen:
»Gott liebt uns doch alle gleich«.
Happyländer:innen sagen:
»Ich sehe keine Hautfarbe, keine Behinderung, kein Geschlecht«.
Happyländer:innen sagen:
»Jesus Christus hat uns doch alle durch seine Liebe befreit.«
Sie sagen: »Die Kirche ist ein sicherer Ort für alle.«

Moetie liegie daai kind! Bitte, lügt uns doch nicht an.

Es ist leichter, von befreiender Liebe zu predigen,
als eine Liebe zu leben, die befreit.
Doch wenn ihr von der Liebe predigt, die alles besiegt,

³ Turner, Tina »What's Love Got to Do with It«, Rock and Roll Widow, 1984, Capitol Records, USA (CD/ Album).

⁴ bell hooks: All About Love. New Visions, New York 1999.

⁵ Tupoka Ogette: exit RACISM. Rassismuskritisch denken lernen, Münster 2017.

und trotzdem meine Geschwister und mich diskriminiert –
wegen unseres Einkommen, unserer Hautfarbe,
unserer Behinderung oder unserer queeren Identität.

Dann sagen wir: Moetie liegie daai kind!

Meine Geschwister und ich –

wir *sind* Kirche.

Wir sind kein Gegenüber

Und brauchen keine Nächstenliebe
und Zuwendung von oben herab.

Wir *sind* Kirche.

Und meine Geschwister und ich, wir sagen: Jetzt ist die Zeit!

Wir vertrauen eurer Liebe nicht!

Wir haben keine sicheren Orte
in euren Kirchen!

Ich werde euch heute nicht anlügen.

Jetzt ist die Zeit zu sagen:

Wir sind alle die Letzte Generation.

Jetzt ist die Zeit, zu sagen: Black lives always matter.

Jetzt ist die Zeit, zu sagen: Gott ist queer.

Jetzt ist die Zeit, zu sagen: We leave no one to die.

Jetzt ist die Zeit, zu sagen: Wir schicken ein Schiff und noch viel mehr.

Wir empfangen Menschen in sicheren Häfen.

Safer spaces for all.

Jesus, selbst Flüchtling, Geflüchteter und Asylsuchender,
sagt: Öffnet bitte nicht nur eure Herzen, öffnet auch eure Grenzen.

Gott ist immer auf der Seite derer, die am Rand stehen,
die nicht gesehen, nicht gehört oder nicht benannt werden.

Und wenn Gott da ist, dann ist da auch unser Platz.

Gott ist parteiisch.

Wir haben alle Privilegien

und können sie für mehr Gerechtigkeit einsetzen.

Wir können füreinander Verbündete sein.

Wir sind hier. Wir sind doch viele.

Und wir sind nie wieder leiser.

Ich weigere mich, euch heute anzulügen.

Denn es ist auch die Zeit für das Ende der Geduld.

Jetzt ist die Zeit, um uns an die befreiende Liebe von Jesus

zu kleben.

Nicht an Institutionen, nicht an Worte, an Traditionen, an Macht,
an Herkunft, an Heteronormativität.

Klebe dich bitte an die Liebe, die befreit.

Klebe dich an die Liebe Gottes, die befreit.

»Liebe war noch nie eine Massenbewegung.«

Aber ich bin Optimist.

Amen.

Wort des Kirchentages am Sonntag, 11. Juni 2023, Hauptmarkt

Thomas de Maizière, Präsident des 38. Deutschen Evangelischen
Kirchentages, Dresden

Wunderbare Tage liegen hinter uns.

Danke den mehr als 4.000 Helfenden: Kirchentag ist nur möglich mit
Euch, Eurem Wissen, Eurer Leidenschaft. Danke!

Danke den Künstlerinnen und Künstlern, Musikerinnen und Musi-
kern, auf Plätzen und Straßen, in Hallen und Kirchen: Chöre, Solisten,
Orchester, besonders unsere Bläserinnen und Bläser. Berührend und be-
flügelnd. Danke!

Danke der Landeskirche, dem Land, der Stadt, der Polizei und Feuer-
wehr, den Verkehrsbetrieben. Und natürlich auch unseren hauptamt-
lichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern unter der Führung von Kristin
Jahn. Es hat selten auf Kirchentagen so gut geklappt wie hier. Danke!

Liebe Schwestern und Brüder,

wir leben in Zeiten erschütterter Gewissheiten.

Schöpfung, Frieden, Weltordnung, Verteilungsgerechtigkeit, Verstand
und Künstliche Intelligenz, Anfechtungen der Demokratie.

Wir haben überall nach Antworten gesucht.

Respektvoll, konzentriert, hörend, sachkundig, im guten Sinne kontro-
vers.

Warum nur ist so etwas eigentlich so selten in unserem Land? Bei uns
galt:

Die Themen waren hart – die Herzen waren gelöst.

Die Zeiten sind schwierig – dennoch, trotzdem, gerade deswegen: Wir
sind zuversichtlich.

Liebe Schwestern und Brüder,
Zusammensein heißt für uns, Verantwortung für diese Welt übernehmen – gemeinsam erkannt und gemeinsam geschultert. Mitten in der Gesellschaft.

Mutig – im Streiten.

Mutig – im Solidarisch sein.

Mutig – im Handeln.

Nicht warten, sondern machen.

Jeder und jede für sich, in Gruppen, auch in Institutionen, und zwar im Geiste des »Zusammen seins«.

Wir wollen zusammen sein und zusammen leben.

Zusammen leben – trotz verschiedener Meinungen und Ansichten.

Einmal den Gedanken zulassen, der oder die andere könnte doch recht haben.

All das geht besser gemeinsam. Gemeinsam macht heiter. Das haben wir erlebt.

Wie schön ist das denn?

Liebe Schwestern und Brüder,
wenn es gelingt, die harten und streitigen Themen auf diese Weise zu bearbeiten, dann hätte der Kirchentag unserem Land gedient.

Der Kirchentag hat sich verändert, wird und muss sich weiter verändern.
Der Kirchentag hat auch mich verändert.

Danke.

Wir Christen können Hoffen. Wer denn sonst?

Wir wollen Hoffnung stiften. Für uns und die Welt, indem wir zusammen sind.

Weil Gott uns immer schon zusammen denkt.

Der Kirchentag lebt. Wir leben. Wir fahren glücklich nach Hause. Danke Nürnberg!

Schlussgottesdienst auf dem Kornmarkt

Predigt am Sonntag, 11. Juni 2023, Kornmarkt

Alexander Brandl, Pfarrer und Blogger, München
Dr. Constanze Pott, Beraterin für Künstliche Intelligenz, Mitglied der
Synode der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Neunkirchen am Brand

Alexander Brandl: Hätte sie »nein« gesagt zu diesem Kuss. Draußen vor der Bar. Und wäre sie nicht mit allen Sinnen in diese Liebe gestürzt. Vielleicht, sagt sie, wäre ihr Leben anders verlaufen. Vielleicht hätte sie das Studium abgeschlossen. Vielleicht, sagt meine Bekannte, säße sie nicht hier auf der Spielplatzbank. An ihrem Stammpflicht, wo sie mit den Nägeln kleine Kerben in das Holz ritzt, wenn der Zweifel in ihr aufsteigt. Und dann steht sie auf. Sammelt das Spielzeug auf. Stopft es für den nächsten Tag in einen Beutel. Und geht. Den Weg, von dem sie sagt: Es ist meiner.

»Für alles gibt es eine Zeit«, heißt es in der Bibel. Ja? Ich habe den Eindruck: Manche Zeiten sind irgendwann vorbei. Du musst dich im Leben entscheiden, heißt es. Aber ist das, was am Ende bleibt, wirklich das, was ich wollte?

»Für alles gibt es eine Zeit.« Das klingt wie: Alles ist drin im Leben. Als ich neben meiner Bekannten auf der Bank sitze, merke ich: Es ist nicht für alle alles drin. Sie hat sich entschieden: Kinder statt Karriere. Aber warum musste sie sich entscheiden? Jetzt sitzt sie da. Voller Selbstzweifel. Mit Schuldgefühlen sogar. Weil sie ein Kind zur Welt gebracht hat?

Ich merke: So einfach läuft das nicht mit dem Entscheiden. Das ist nicht einfach »ene, mene, miste«. Ob ich mich überhaupt entscheiden kann, haben oft schon andere für mich entschieden. Ob eine Mutter sich dazu entscheiden kann, wie ein Mann berufliche Träume zu leben, ohne Einbußen, ohne Karriereknick, dazu ebnet wir überhaupt erst den Weg. Oder eben nicht. Wir tun das, indem wir als Gesellschaft eine Haltung entwickeln. Und ja, wir tun das auch an der Wahlurne. Ob Menschen im Jahr 2080 sich überhaupt noch entscheiden können, in Ländern der afrikanischen Sahelzone zu leben oder ob sich diese Frage dann gar nicht mehr stellt, weil die Welt derart überhitzt ist – dazu ebnet wir heute den Weg. Oder eben nicht.

Und dann kommen mir die Worte der Bibel in den Sinn. »Für alles gibt es eine Zeit.« Ich habe das lange nur als Zusage verstanden: Alles zu

seiner Zeit – hab Vertrauen. Inzwischen höre ich in den Worten noch etwas anders: eine Erinnerung. »Für alles gibt es eine Zeit.« Das heißt auch: Allem sollt ihr seine Zeit geben. Tanzen, Trauern, Lachen, Weinen, Sterben. Es ist Gottes Markt der Lebens-Möglichkeiten. Nicht alles finden wir gut. Aber alle sollen dazugehören.

Nichts soll verdrängt werden. Das Sterben nicht, das zu oft hinter den Mauern von Pflegeheimen und Krankenhäusern versteckt bleibt. Der Krieg nicht, der uns erinnert, dass Friede nicht vom Himmel fällt. Das Tanzen nicht, wenn wir uns in Sorgen verbeißen.

Und niemand soll verdrängt werden aus Gottes Markt der Lebens-Möglichkeiten. Wenn Menschen an der Entfaltung ihres Lebens gehindert werden, müssen wir als Christinnen und Christen Einspruch erheben. Wenn Lebensentwürfe zurechtgestutzt werden, damit eine Mehrheit sich daran nicht pikst, dann erinnern wir uns: Gott ist ein Gott des Lebens – nicht der Gott eines bestimmten Lebensmodells. Die Bibel traut unserem Leben ganz schön was zu. Trauen wir einander auch etwas zu.

In den letzten fünf Tagen hatte ich das Gefühl: Mir wird etwas zugetraut. Ich kann mich entscheiden, auf einem Kirchentag zu einem Gottesdienst in Leichter Sprache zu gehen. Ich kann mich entscheiden, mit Wildfremden Lobpreislieder zu singen. Ich kann mich entscheiden, von betroffenen Menschen über Rassismus in der Kirche zu lernen. All das ist möglich. Und zugleich ist all das nicht selbstverständlich. Wir bestimmen gemeinsam, was geht. Indem wir uns einlassen, Dinge ansprechen, einander zuhören – auf einem Kirchentag, in der Gesellschaft, in dieser Zeit, die wir teilen.

Ich will, dass wir die Bibel beim Wort nehmen. Dass es für alles eine Zeit gibt. Und heute, hier, gibt es eine Zeit für Dr. Constanze Pott und ihre Geschichte. Sie ist Mitglied der Landessynode in Bayern. Ich habe von ihrer Entscheidung erfahren, als ich gerade diese Predigt verfasst habe. Plötzlich haben die Worte der Bibel nochmal anders geklungen. Für alles gibt es eine Zeit. Das ist auch tröstlich. Wie ein süßes Versprechen. Irgendwann kommt die Zeit.

Constanze Pott: 30. August 2020. Der erste Lockdown ist vorbei. Zeit für Urlaub. Auch für mich. Aber meine Bikinis und Sommerkleider trage ich nur heimlich. Ich bin die Frau, die ihre Mutter pflegt und sich die Haare lang wachsen lässt. Ich bin der Mann, der das Elternhaus repariert und als Projektleiter Verhandlungen führt. An diesem Tag stehe ich vor dem offenen Kofferraum. Bis oben hin ist er beladen mit Damenschuhen und Frauenklamotten. Ich entsorge alles im Altkleidercontainer. Mit Tränen

in den Augen. Es soll wieder einmal der Neuanfang als Mann werden. Aber ich bin nur verzweifelt.

Brandl: In der Bibel lese ich: Die Menschen tun viel. Und für alles gibt es eine Zeit. Eine Zeit zum Schweigen. Eine Zeit zum Weinen. Eine Zeit zum Trauern.

Pott: 20. März 2023. Einer der ersten warmen Frühlingstage. Ich gehe in meinem neuen Blazer, in Absatzschuhen und dezent geschminkt durch die Erlanger Fußgängerzone. Frauen nehmen mich kaum wahr. Männer schauen mir hinterher. Alles gut also. Mein Gang ist noch wackelig, aber ich habe ein Ziel: Ein Minirock für diesen Sommer. Ich bin von einem neuen Glücksgefühl beseelt. Und eines wird mir immer klarer: Ich will die Transition vom Mann zur Frau.

Brandl: Für alles gibt es eine Zeit. Eine Zeit zum Heilen. Eine Zeit zum Lieben. Eine Zeit für die Geburt. Die Menschen tun viel. Und Gott tut viel.

Pott: 4. Mai 2025. Es ist der Schlussgottesdienst des Kirchentages in Hannover. Ich möchte, dass wir uns in unserer Vielfalt wiedersehen. Und uns zurückerinnern. An den Geist, der uns schon heute hier getragen hat. An das gemeinsame Abendmahl. An die Gemeinschaft in Jesus Christus, die mir Kraft gibt. Wir werden uns zurückerinnern. Und ich werde nach vorne blicken. Als Frau.

Brandl: »Für alles gibt es eine Zeit.« Lasst uns das wahr machen! Ich will, dass Schweigen seine Zeit hat. Wer schweigt, kann zuhören, wahrnehmen, verstehen – und lernen. Ich will, dass Heilen eine Zeit hat. Dass wir verzeihen können, wenn wir uns Wunden zugefügt haben, weil wir noch nicht so weit waren. Ich will nicht, dass Hass und Krieg ihre Zeit haben. Aber ich will eine Gesellschaft, die feinfühlig ist für die Kämpfe, die wir alle in uns austragen. Ich will, dass das Sterben eine Zeit hat. Dass wir ziehen lassen, was tot ist in uns, was uns lähmt und beschwert. Ich will, dass die Geburt eine Zeit hat. Dass wir offen sind für das, was in Menschen immer wieder neu geboren werden kann. Ich will, dass das uralte Versprechen der Bibel endlich wahr wird. Dass Liebe eine Zeit hat. Ich bin überzeugt: Ein Zeitalter der Liebe ist möglich. Wir müssen uns nur dazu entscheiden.

Amen.

Berichte

Jetzt ist die Zeit – aktueller denn je

Eine Bilanz des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages

Dr. Thomas de Maizière, Präsident des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages

»Jetzt ist die Zeit« (Mk 1,15) stand als Losung über dem 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Nürnberg 2023.

In die Vorbereitung des Nürnberger Kirchentages fiel der Beginn des Angriffskriegs Russlands gegen die Ukraine, für dessen grundlegende Auswirkungen auf das Weltgeschehen und die gesellschaftlichen Zusammenhänge auch in Deutschland vielfach die Begriffe »Epochenbruch« und »Zeitenwende« verwendet wurden. Diese Begriffe stehen für tiefe Erschütterungen. Plötzlich wurde unsere Losung hochaktuell.

Zeit erschütterter Gewissheiten

Angesichts eines Angriffskrieges in Europa und seinen geopolitischen, friedensethischen, wirtschaftlichen, religiösen und sozialen Implikationen wurden vermeintliche Gewissheiten erschüttert, die über Jahrzehnte meist unausgesprochener gesellschaftlicher Konsens waren. Erstens: Frieden ist selbstverständlich. Zweitens: Wohlstandsmehrung ist selbstverständlich. Drittens – damit zusammenhängend: Überfluss statt Mangel ist selbstverständlich. Viertens: Wenn etwas funktioniert, dann ist es der deutsche Staat.

Unter Christen hieß das, Waffengebrauch und Waffenlieferung sind Sünde. Wenn Frieden irgendwo in der Welt bedroht ist, dann stecken wir eine Kerze an und mahnen zum Frieden. Das war eine leichte Antwort, weil wir keinen Krieg in der Nähe hatten. Wahr ist: Wir hatten schon vor dem 24. Februar 2022 Kriege in der Welt. Die scheinbare Gewissheit, dass es keinen Krieg in Europa mehr gibt, gibt es nicht mehr. Auf dem Podium zur Friedensethik in Nürnberg nahm Generalinspekteur Carsten Breuer Platz – in Uniform – und wurde mit Beifall begrüßt. Noch vor wenigen Jahren wäre das undenkbar beim Kirchentag gewesen. Es folgten: Ernsthaftige Debatte mit klar pazifistischen Positionen, Streitige Positionen und ein Publikum, das hören und abwägen will und sich selbst respektvoll in die Debatte einbringt. Das ist Kirchentag vom Besten.

Wir haben Kraft daraus gezogen, dass Großeltern und Eltern gesagt haben »Ich arbeite viel, damit es dir einmal besser geht«. Das war nach den Trümmern des Zweiten Weltkriegs nicht nur ein erstrebenswertes, sondern vor allem ein realistisches Ziel. Wenn wir ehrlich sind, spüren wir, dass diese Zusage nicht mehr einzuhalten ist. Wir wissen natürlich, dass es auch in unserem Land Armut gibt. Aber wenn es unseren Kindern und Enkeln im Durchschnitt insgesamt so gut geht wie uns heute, wäre das eine historisch wunderbare Nachricht. Ist sie realistisch? Was bedeutet es also und was macht es mit uns, wenn Wohlstandsmehrung kein realistisches, vor allem kein selbstverständliches Ziel ist und mit bloßer Wohlstandserhaltung gerade schon viel gewonnen wäre? Ich erinnere mich an harte Predigten gegen die Überflussesgesellschaft. Vorausgesetzt wurde dabei immer, dass es für uns dauerhaft Überfluss gibt. Jetzt müssen wir wieder lernen, mit Mangel umzugehen. Die Zusammenhänge von Klimaschutz, Wirtschaftsfragen, sozialen Auswirkungen und Sicherheitsfragen wurden auf vielen Podien streitig diskutiert.

Schließlich: Viele haben das Gefühl, unser Staat funktioniert nicht mehr gut genug. Und das ist keine parteipolitische Bemerkung. Das Gefühl für einen funktionierenden Staat sitzt tief in unserem Land. Die Erwartungen sind hoch, vielleicht zu hoch. Was bedeutet es nun, wenn das Gefühl entsteht, dieser Staat funktioniert nicht mehr richtig? Was sind die Grundlagen einer freiheitlich-demokratischen Grundordnung und was braucht es, damit sie funktioniert, der Staat handlungsfähig ist und gesellschaftlicher Zusammenhalt gestärkt wird? Das war ein weiterer großer Themenkreis, den der Kirchentag in Nürnberg debattierte.

Zeit für streitbare Debatte

Wie also äußern sich in einer solchen besonderen Zeit Christen? Wie können wir zum Hoffen und Machen kommen, was wir auf vielen der Plakaten der Losung hinzugefügt hatten, konkret? Für mich als Präsidenten des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages in Nürnberg konkretisieren sich Hoffen und Machen wesentlich in einer in gegenseitigem Respekt geführten streitbaren Debatte um Lösungen und nicht um Fragen. Dafür Räume zu schaffen, ist Ausdruck nicht nur von Freiheit, sondern auch ein Dienst am Nächsten und an der Gesellschaft als ganzer. Sie ist Ausdruck christlichen Lebens. In den Worten Luthers: »Ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Ding und niemand untertan. Ein Christenmensch ist ein dienstbarer Knecht aller Ding und jedermann untertan.«¹ Eine dergestalt in Freiheit und Respekt geführte Debatte ist

¹ Aus Martin Luthers Denkschrift »Von der Freiheit eines Christenmenschen« aus dem Jahr 1520.

Grundlage unserer freiheitlich-demokratischen Gesellschaftsordnung. Nur sie kann Ort und Form dafür sein, die Fragen auszuhandeln, wie Leben in aller Verschiedenheit gemeinsam gelingen kann. Eine solche Debatte ist faktenbasiert, kontrovers und respektvoll und führt zu Entscheidungen durch die, die dafür mandatiert sind. Eine solche Debatte hat den Gedanken zur Voraussetzung, der oder die andere könnten doch recht haben. Sie hat das Ziel, im Gespräch zu sein und zu bleiben – trotz und wegen der Differenzen – und so zukunftsfähig zu sein. Das Ringen um Antworten ist eigentlich normal oder müsste es sein. Freie Menschen streiten und wir dürfen streiten: Streiten – sich versöhnen – und im Streit etwas lernen. Aber die Frage ist immer: Wie streiten wir? An der Sache und faktenorientiert? Oder wird das Gegenüber abgekanzelt? Hat die eine Seite immer schon alles besser gewusst und die andere die Wahrheit gepachtet? Wir Christen müssten anders streiten, im einmütigen Beieinander. Einmütig in der Haltung, nicht in der Meinung. Frei vor Gott und den Menschen und zugleich im Dienst am Nächsten.

Eine solche Debatte steht dem Kirchentag als Ort des gemeinsamen Feierns, des Glaubens und des Dialogs gut zu Gesicht. Es heißt »ora et labora« – beten und arbeiten verbinden sich für mich im Kirchentag und seinen Äußerungsformen: im geistlich-theologischen, im gesellschaftspolitischen und kulturellen Programm. Mehr denn je brauchen wir Orte in unserer Gesellschaft, wo streitbare Debatten eingeübt werden und zugleich miteinander gefeiert werden kann. Kirchentag möchte so ein Übungsraum sein. Das ist die Herausforderung. Und das ist dann auch eine Chance, dass von einem Kirchentag etwas ausgeht für das ganze Land.

Der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag hat in Vorbereitung und Durchführung diese Herausforderung angenommen und sich ihr gestellt. Streitbare Debatte in Respekt – das haben wir versucht. Der vor Ihnen liegende Dokumentationsband zeigt auf, welche Formen dieser Versuch angenommen hat. Nicht nur, aber auch den nachfolgenden Generationen ist es überlassen, sich ein Urteil zu bilden und den Debattenraum weiter zu gestalten. Wichtig muss bleiben, dass das Erproben und Versuchen nie aufhören darf.

Zeit für Veränderung

Ein solcher Dokumentationsband kann nie und nimmer die gesamte Fülle der rund 2.000 Veranstaltungen und noch viel mehr Begegnungen aufnehmen, die zu einem Kirchentag von fünf Tagen Dauer gehören. Vor Ihnen liegt also eine exemplarische Abbildung der Vielfalt, eine Auswahl. Immer ging es darum, unterschiedlichste Perspektiven miteinander ins Gespräch zu bringen, wie zum Beispiel beim interdisziplinären

Podium mit Luisa Neubauer, das auch der Frage nachging, wie die in der Vereinzelung wahrgenommene Ohnmacht angesichts der Klimakrise durch gemeinschaftliches Handeln in Hoffnung und Zukunftsmöglichkeiten umgekehrt werden kann. Oder der erste öffentlich und open air gefeierte jüdische Gottesdienst in Nürnberg der Nachkriegszeit, der anlässlich und im Rahmen des Kirchentags stattfand. Möglich wurde er, weil über Jahrzehnte bei aller Verschiedenheit Vertrauen gewachsen war. Vielfalt und Verschiedenheit der Themen, Akteure und Formate spiegeln sich in bewährter Weise im vorliegenden Band.

Zur Vielfalt gehört auch Veränderung und Neues. Kirchentag ist neue Wege gegangen oder war Raumgeber für solche Wege. Auch in der Zusammensetzung der Podien gab es Veränderungen. Wir haben versucht auf jedem Podium mindestens eine Person unter 30 vertreten zu haben. Und: Zur Vielfalt der Themen gehört die Vielfalt der Stimmen. In vielen Fällen – nicht immer – ist dies gelungen, für die Zukunft bleibt auch dies eine Aufgabe.

Kirchentag als lernende Organisation muss sich nicht nur den aktuellen Gegenwarts- und Zukunftsfragen stellen, sondern sich auch selbst die Frage nach eigenen Zukunftsideen stellen. Die hier genannten Neuerungen und Veränderungen sind nur eine kleine Auswahl, weitere Beispiele begegnen Ihnen in der vorliegenden Dokumentation. Alle Veränderungen dienen der Hoffnung, Kirchentag auch in Zukunft als Ort der respektvollen streitbaren Debatte zu erhalten und zu gestalten. Denn auch zukünftig wird es an der Zeit sein, zu hoffen und zu tun, was dem gemeinsamen Leben dient.

Zeit für Dank

Orientierung in ungewissen Zeiten, Mut zur Erneuerung und Hoffnung, dass es auch anders – nämlich gut – werden kann, entstehen nicht im rastlosen, hektischen und aktivistischen Tun, sondern wachsen unbemerkt, uninszeniert und manchmal sogar in der Stille. Der Kirchentag in Nürnberg war durchzogen von kurzen, vielleicht heiligen Unterbrechungen: Jede Veranstaltung hatte eine ungefüllte Minute, eine Minute ungefüllte Zeit für jeden selbst und zum Füllen nach eigenem Belieben. Zeit zum Innehalten. Auch das war und ist Kirchentag.

Dieser Kirchentag in Nürnberg war ein großer Erfolg. Es gab Substanz und Stil. Das war ein Fest des Glaubens und der Gemeinsamkeit. Die Menschen und die Stadtarchitektur Nürnbergs trugen wesentlich zu einer guten Stimmung bei. Es gab eine von mir so noch nicht erlebte Gleichzeitigkeit von Ernst und Gelöstheit, von Konzentration und Fröhlichkeit, von Sorgen und Zuversicht.

Das Echo über Nürnberg hinaus war weitreichend und überaus posi-

tiv. Das ganze Land – jedenfalls die veröffentliche Meinung – sprach über uns. Der Kirchentag in Nürnberg wurde in diesen Tagen wirklich relevant.

Als Präsident möchte ich auch noch einmal hervorheben, wieviel Arbeit ein solcher Kirchentag im Vorfeld macht: für die Hauptamtlichen in der Geschäftsstelle, für die Ehrenamtlichen in den Projektleitungen und bei der Durchführung, für die Organisatoren, für die Partnerinnen und Partner in der gastgebenden Landeskirche und der gastgebenden Stadt. Daher schließlich: Danke allen, die geholfen haben, dass der Kirchentag in Nürnberg zum »Sommermärchen des Glaubens 2023«² wurde. Danke.

² Zitat von Oberbürgermeister Marcus König auf der Pressekonferenz am 11.6.2023, Nürnberg.

Kirchentag in brüchiger Zeit

Eine Bilanz des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentages

Dr. Kristin Jahn, Generalsekretärin des Deutschen Evangelischen Kirchentages, Fulda

»Jetzt ist die Zeit« – so die Losung des 38. Kirchentages in Nürnberg. Das Wort aus dem Markusevangelium ist wie ein Widerspruch. Jesus sagt dies angesichts der Repressionen eines Herodes. Herodes hat Johannes den Täufer schon ins Gefängnis werfen lassen. Er hat klar gemacht, wie er mit Andersdenkenden umgeht, mit Menschen, die Gott als letzte Instanz bekennen. Aber Jesus knickt angesichts dessen nicht ein. Er sagt, Jetzt ist die Zeit. Kehrt um, vertraut auf das Evangelium. Ihr steht in des Herren Hand, fürchtet euch nicht vor der Welt. Wo war der Mut? Wo war unser Vertrauen? Wo haben wir davon erzählt, einander erzählt von diesem befreienden Gott, von diesem Jesus, der uns die Dinge wieder zu-rechtrückt?

Wir haben Kirchentag gefeiert in brüchiger Zeit. Der Angriff Russlands auf die Ukraine am 24. Februar 2022 hat alles verändert. Wie ist die Welt geordnet? Was hält uns zusammen? Wie wollen wir leben? Von wem sind wir abhängig? Wie geht Frieden und bis wohin bin ich bereit zu gehen? Alles Fragen, die plötzlich im Raum standen. Es stand für uns fest: Wir werden die Debatten führen und wir machen Kirchentag, damit wir uns vergewissern können – wozu Gott uns ruft, was in unserer Hand liegt und was wir gemeinsam in den Blick nehmen können.

Tausende hatten sich aufgemacht und tausende Helfende und Mitwirkende haben dieses Zusammenkommen möglich gemacht. Es war Zeit zu reden vom Frieden mitten im Streit, von Schöpfung angesichts einer bedrohten Natur, von Umkehr und von Schuld.

Streiten, ohne sich zu zerstreiten

»Wir haben gestritten, ohne uns zu zerstreiten.« – so hat es eine Besucherin gesagt, als das ZDF sie interviewte auf dem Kirchentag. In der Tat, wir haben kontrovers diskutiert auf dem 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag. Aber eben immer im Respekt vor dem Leben und der Meinung des Anderen. Dass wir dies auf diese Weise getan haben, war kein Tribut an die Zeit, sondern Ausdruck unseres Hoffens und Glaubens. Wir machen Kirchentag, weil wir an einen Gott glauben, der uns in Vielfalt erschaffen hat. Wir versammelten daher Menschen aus unterschiedlichen

Herkünften und mit unterschiedlichen Positionen an einem Tisch und haben miteinander nach Antworten gesucht, um Antworten gerungen. Wo finde ich Halt? Wie wollen wir zusammen leben? Was wollen wir gemeinsam tun angesichts der Bedrohung der Demokratie, der Umweltzerstörungen und des anhaltenden Rassismus und Antisemitismus in unserer Gesellschaft? Was heißt Frieden angesichts des Angriffskrieges Russlands auf die Ukraine? Wo schmieden wir die Schwerter um zur Pflugschar, wie verlernen wir Krieg und wie stehen wir jenen bei, die sich gegen Angriffe wehren? Wir haben uns diesen Fragen gemeinsam gestellt. Wir hatten nicht den Anspruch, alle Fragen zu beantworten. Aber wir haben einander ermutigt, unterwegs zu bleiben – den Himmel füreinander offen zu halten. Die Dinge können morgen besser sein als heute, und wir die Person, die den Unterschied macht zwischen Frieden und Hass.

Die Zeit für Menschlichkeit ist jetzt

Der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag in Nürnberg war ein besonderer, nicht allein ob seiner Ernsthaftigkeit und zugleich freudigen Gelöstheit, mit der wir gefeiert und debattiert haben. Er war besonders ob des Ortes, an dem wir feiern durften. Nürnberg steht wie keine andere Stadt für Schuld und Umkehr. Es ist die Stadt der Rassegesetzgebung und die Stadt der Menschenrechte. Es ist die Stadt der Kriegsverbrecherprozesse, die Stadt, in der ganz genau hingeschaut und offenbar gemacht wurde, was Menschen ihren Nächsten angetan haben, und die Stadt, die sich bis heute in besonderer Weise den Menschenrechten verpflichtet fühlt – die monumentale »Straße der Menschenrechte« des Künstlers Dani Karavan im Herzen der Stadt mahnt beständig daran. Diese Stadt hat uns mit ihrer Geschichte wie keine zweite daran erinnert: Ich habe es in der Hand, ich selbst muss mich jeden Tag entscheiden: Bewahre ich das Leben meines Nächsten oder werde ich schuldig an ihm. Ohne mein eigenes Eintreten für das Leben meines Nächsten geht es nicht. Menschlichkeit kann ich nicht delegieren. Ich selbst muss dafür eintreten, damit diese Gesellschaft eine ist und bleibt, in der die Würde unantastbar bleibt. Wir haben dieses Eintreten für Menschlichkeit gefeiert. Gedenken zu Beginn am Kartäuserort hat den Kirchentag eröffnet.³ Eindringlich haben Menschen an jene erinnert, die den Mut hatten aufzustehen gegen Repression, gegen Hass und Hetze, und sie haben von ihrem eigenen Einstehen für Menschenwürde und Demokratie erzählt auf berührende

³ Das Gedenken zu Beginn ist traditionellerweise die erste Veranstaltung des Kirchentages. Die Dokumentation der Gedenkveranstaltung am Karthäuserort finden Sie auf S. 37.

Weise. Die Opfer des Nationalsozialismus und des NSU – sie haben uns gemahnt und ermutigt, einzutreten für die Rechte aller Menschen. Der stille Weg danach durch die Straße der Menschenrechte, hin zum Kornmarkt und weiter zum Hauptmarkt, ist mir persönlich sehr in Erinnerung geblieben. Ein heiliger Moment von vielen. Wir haben dieses Erinnern an Schuld und Umkehr fortgesetzt mit dem Projekt Gedenken heute. Einem Weg durch die Stadt, an die historischen Orte, akustische Stolpersteine.⁴ Denn das Gedenken wollten wir nicht nur zu Beginn zelebrieren, das Erinnern an das, was war, gehört ins Jetzt, damit wir sagen können: Nie wieder. Nie wieder sollen Menschen sich über andere Menschen erheben.

Die Kraft der Musik

Man kann auf Podien viele Themen debattieren und wissenschaftlich auseinander nehmen, so gut es geht; man kann um Frieden ringen im Gespräch, aber dann auf Menschen zu treffen, die aus der Ukraine kommen und selbst davon erzählen, wie es ihnen gerade ergeht – das übertrifft alles. Auf dem 38. Kirchentag hatten wir dank der Vermittlung von Anja Siegesmund das Kyiv Symphony Orchestra zu Gast, das nach dem Angriff Russlands auf die Ukraine in Gera Obdach gefunden hat und seither durch Deutschland tourt. Für den Kirchentag war es klar, wir würden alles möglich machen, damit sie auch in Nürnberg auftreten können. Und so kam es: In der Meistersingerhalle haben sie mit ihrer Musik ein Zeichen gesetzt. Es war ein Gänsehautmoment auf dem Kirchentag. Sie haben die Zeiten gedeutet, in denen wir stehen –, nicht nur mit dem Wort, sondern auch mit dem Mittel der Musik.

Kirchentag nach der Pandemie

Der 38. Kirchentag war der erste Kirchentag wieder in Präsenz, nachdem die Pandemie und das Coronavirus das Leben von so vielen Menschen beeinflusst hat. Wir wussten nicht, auf welche Situation wir treffen, ob Menschen sich wieder trauen, einander in Massen zu begegnen. Wir wussten nicht, wie viele Helfende wir haben werden und haben dennoch mutig den 38. Kirchentag aufgeplant und wurden nicht enttäuscht. Dennoch gilt: Diese Pandemie hat uns verändert. So ganz haben wir es vielleicht noch gar nicht erfasst, wie sehr diese Pandemie das Miteinander verändert hat. Leider war zur Zeit des Kirchentages auch unsere EKD-Ratsvorsitzende Annette Kurschus am Coronavirus erkrankt. Sie hat uns

⁴ Einen Bericht über dieses Projekt finden Sie auf S. 495.

gefehlt, mit ihrer klaren theologischen Präsenz, mit ihrer Art von Gott zu reden und von dem, was das mit einem Menschen macht.

Wir müssen miteinander reden, um einander zu verstehen

Das Workshophaus in Nürnberg war ein besonderer Ort des Gesprächs und der Suche nach Antwort. Erstmals haben wir dieses Format ausprobiert. An einem Ort die Angebote versammeln, in denen ich mich ausprobieren kann. Ein Ort des Lernens und Ausprobierens. Auch ein Ort, herauszufinden, welche Meinung habe ich? Kirchentag versteht sich als Dialograum, als Plattform, die genau diese Gespräche, dieses Lernen möglich macht. Hier kann ich herausfinden, welche Positionen und Sichtweisen gibt es? Und dann merke ich, es gibt die Position A und B und ich selbst stehe vielleicht bei C. Der 38. Kirchentag hat diese Räume bewusst an einem Ort versammelt. Wir tun dies, weil wir glauben, dass der Mensch noch nicht fertig ist und niemals fertig sein wird – mitdenken, leben und lernen.

Wir müssen miteinander reden, um einander zu verstehen. Genau jetzt, denn jetzt ist die Zeit. Zeit auch, um endlich über den Rassismus und Klassismus zu reden, auch im Raum der Kirche. Quinton Ceasar hat in seiner Abschlusspredigt von seinen Erfahrungen erzählt; auf einem Hauptpodium hat sich der 38. Kirchentag ganz bewusst damit auseinandergesetzt. Es war übertoll besucht vor Ort und digital. Wie ist Jesus weiß geworden? Welche Gottesbilder haben wir? Wie erleben People of Color Kirchengemeinden und Kirchenstrukturen? Wie erleben sie Kirchentag? Wir haben vom Schmerz gehört, den Menschen einander zugefügt haben. Bewusst oder unbewusst. Über das, was verletzt hat, zu reden, dazu war Zeit und es war auch Zeit, gemeinsam all dies vor Gott zu bringen und zu beten. Die Schlussgottesdienste waren geprägt von dem Schmerz, der unter uns wohnt, aber auch von dem Gott, der uns ruft: Geht gut miteinander um. Dieser Ruf, diese Mahnung bleibt.

Wir sind noch lange nicht am Ende

Kirchentag hat sich weiterentwickelt und wird dies auch in Zukunft tun. Wir haben uns im 38. Kirchentag viel Neues vorgenommen, nicht nur eine kontroversere Besetzung der Podien, nicht nur mehr Beteiligungsformate, sondern auch ein digitales Programm und eine digitale Darstellung. Nicht jedem hat es behagt, die Kirchentagsapp zu benutzen. Das große dicke Programmheft gab es erstmals nicht mehr. Es war nicht die Bibel, aber es war für viele ein großes Nachschlagwerk für all die Möglichkeiten und Veranstaltungen – zwar nicht auf einen Blick, aber in einer Hand. Im Digitalen gestaltete sich das anders. Die App hat alles ange-

zeigt, was zu einem Thema zu besuchen wäre, wie die Wege von a nach b sind, was zu welcher Uhrzeit noch läuft, was an diesem Ort noch im Programm ist. Aber man musste sie zu nutzen wissen, wir werden die Benutzerfreundlichkeit immer mehr verbessern und zugleich bei einem dünnen Heft, dem Programm im Überblick, bleiben. Wir haben Neuland beschritten. Wir haben Erfahrungen gesammelt, es gab Kritik, aber auch viel Lob. So ist das, wenn wir uns zutrauen, etwas Neues auszuprobieren. Wir sind eben eine lernende Institution.

... und Gott war mitten unter uns

So vieles könnte ich noch aufzählen und beschreiben rund um den 38. Kirchentag. Zahlen, Daten, Fakten, Themen, das Wichtigste aber war: Wir hatten Sehnsucht nacheinander, Sehnsucht, dass Gott mitten unter uns wohnt, dass er uns erinnert, uns verändert. Dieser 38. Kirchentag hat Eindruck hinterlassen mit seiner Ernsthaftigkeit und gelösten Atmosphäre. Wir haben Gott gesucht und er hat uns besucht, auf so vielfältige und unverfügbare Weise. In der Stille, im Gespräch, im Kerzenmeer, in all dem, was uns trotz aller Differenz immer wieder zusammenstehen lässt und verbindet. So standen wir in der Welt, in Nürnberg, in der Messehalle, in Fürth – mit Gott, der uns Halt gab und ermutigte, füreinander einzustehen. Dies zu spüren – in Gottesdiensten, im Segen zur Nacht, in Debatten, in den Minuten der Stille, das war das Schönste.

Programmreihe: Gedenken heute

Nürnberg's dunkle Geschichte im Fokus

Annette Link, Redakteurin, Nürnberg

Beten mit Blick auf NS-Bauten, geht das? In einer Stadt, die für die Reichsparteitage steht? In Nürnberg, wo die NSU-Morde jüngst wieder zeigten, dass Fremdenfeindlichkeit nicht der Vergangenheit angehört? Der Kirchentag ist als Laienveranstaltung aus dem Wissen um die Shoah und das Versagen von Kirche und Gesellschaft im Umgang mit Andersdenkenden und -lebenden heraus erwachsen. Schon beim ersten Kirchentag in Nürnberg 1979 war die Aufarbeitung der NS-Zeit ein Schwerpunkt des Programms. Damals mit Diskussionen und Vorträgen. Diesmal sollten akustische Stolpersteine geschaffen und Geschichte erlebbar gemacht werden.

Mit einer bewegenden Gedenkveranstaltung für die NSU-Opfer gleich zu Beginn und mit Führungen und Hörstationen ordnete die Programmreihe »Gedenken heute« den Veranstaltungsort geschichtlich ein. Die Auswahl der Themen und Inhalte wurde dabei gemeinsam mit Initiativen, Organisationen, Vereinen und Gemeinden vor Ort realisiert. Das stieß auf großes Interesse bei Besucher:innen, die vor allem mehr über die gespenstische Kulisse rund um das Messegelände erfahren wollten, dem zentralen Ort des Evangelischen Kirchentags 2023.

Auch der offizielle Zeltplatz des Kirchentags liegt in diesem Jahr auf dem Reichsparteitagsgelände. Ein subjektiver Einblick an Tag 2: Junge Leute putzen ihre Zähne mit Blick auf Hitlers Kongresshalle; gegenüber auf dem Camper-Stellplatz trinkt ein etwas älteres Paar seine erste Tasse Kaffee – unweit der Tribüne, von der Hitler die Massen auf seine menschenverachtende NS-Ideologie einschwor. Das erfahren all diejenigen, die sich für eine Führung des Nürnberger Vereins »Geschichte für alle« entschieden haben. In gut zwei Stunden gibt sie entlang eines Spazierwegs einen Abriss über die Historie des Reichsparteitagsgeländes.

Führungen über das Reichsparteitagsgelände

Eine weitere, ergänzende Führung informiert über Nürnberg's Umgang mit den NS-Bauten: Die Stadt lässt sie nicht verfallen. Sie werden auch nicht rekonstruiert, sondern in ihrer Gestalt erhalten. Nürnberg will die

Gebäude demokratisch besetzen, öffnen und profanieren. So wird die Kongresshalle nun die Heimat für Kunstausstellungen, Proberäume und Ateliers, sowie für die Interimsoper. Wie deren Umsetzung aussieht, ist selbst für einige Nürnberger:innen neu. Es kommen so viele Interessierte, dass die erste Führung in zwei Gruppen aufgeteilt werden muss.

Acht Schwerpunktthemen zur Nürnberger NS-Zeit, ihrer antisemitischen Vorgeschichte, zur Aufarbeitung und den Nachwirkungen stehen als Führungen auf dem offiziellen Kirchentagsprogramm 2023. Zweimal am Tag starten sie am Donnerstag, Freitag und Samstag an verschiedenen Stellen, verteilt in der ganzen Stadt. Die Startpunkte markieren grüne, meterhohe Säulen, an denen per QR-Code auf der Kirchentags-App auch Audioinformationen und Zeitzeugenberichte abgerufen werden können.

Erinnerungsorte mit Audioinformationen

»Gedenken heute« zieht sich wie ein roter Faden durchs gesamte Programm. Erinnerungsorte mit Hörstationen gibt es auch an den Mahnmalen für NS-Zwangsarbeiter, die ermordeten Sinti und Roma und die NSU-Opfer der jüngsten Geschichte. Sie ergänzen die Führungen zu den Nürnberger Prozessen im Justizpalast und zum verlorenen jüdischen Leben in Fürth und Nürnberg. Anders als die Führungen sind die Hörstationen allerdings weniger frequentiert. Einige, die versuchen die Audioinformationen aufzurufen, scheitern an der Technik. Stattdessen wollen die Menschen direkt ins Gespräch kommen, Fragen stellen und Gedanken austauschen.

Jüdisches Leben in der Stadt

Das wird klar im kleinen Begegnungspavillon »Tacheles« auf dem Hans-Sachs-Platz mitten in der Altstadt. Mit einer VR-Brille können Besucher:innen die Synagoge, die bis 1938 hier stand, wieder »begehen«. Angehörige der Israelitischen Kultusgemeinde stehen zudem gerne Rede und Antwort zum jüdischen Leben heute und gestern. Genau hier startet auch die Führung zur Altstadtkirche St. Sebald mit ihren mittelalterlichen, judenfeindlichen Darstellungen. Wie damit umgehen? Einfache Antworten gibt es nicht. Auch dieses Thema wird auf dem Kirchentag unter den Besuchenden auf Augenhöhe rege diskutiert. Fazit: Konzept mit kleinen Abstrichen bei den Audiostationen aufgegangen!

»Allmächd!«

Über einen sehr entspannten Abend der Begegnung in der Nürnberger Altstadt

Andrea Schwarz, Mitglied der Projektleitung für den Abend der Begegnung beim 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2023
Philipp Sommerlath, Beauftragter der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern für den 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2023

Endlich wieder ein Kirchentag mit »richtigen« Menschen, nachdem der 3. Ökumenische Kirchentag in Frankfurt am Main 2021 wegen der COVID-19-Pandemie nur in digitaler und dezentraler Form hatte stattfinden können! So war sich die Projektleitung für den Abend der Begegnung sofort einig, dass sie den Eröffnungsabend in Nürnberg unter das Motto »wir. hier. jetzt« stellen wollte und dass spezielle Begegnungsorte neben den Ständen unser Hauptbedürfnis ausdrücken sollten. Bunte Schlüsselanhänger aus Filz, die man an den jeweiligen Stationen bekommen konnte, sollten die Gäste zum Durchwandern des ganzen bespielten Areals animieren – ein Angebot an den spielerischen menschlichen Sammeltrieb, das sich voll und ganz bewährt hat: Bis kurz vor dem Segen zur Nacht eilten Sammler:innen durch die Straßen, denen noch ein Anhänger fehlte. Rege Tauschgeschäfte unter Gruppen waren zu beobachten und Daheimgebliebene wurden auch bedacht.

Orte der Begegnung

Im Lauf mehrerer Vorbereitungstreffen entwickelte die Projektleitung die sechs Orte der Begegnung:

- *Gott begegnen*: Dort konnte man zum Psalmvers »Meine Zeit steht in deinen Händen« (Ps 31,16) schriftlich Gedanken formulieren und an Schnüren aufhängen.
- *Anderen begegnen*: In zwei nebeneinanderliegenden Gängen aus Bauzäunen konnte aus zwei Richtungen je eine Person hineingehen; in der Mitte traf man sich und tauschte sich über Fragen aus, die dort aufgehängt waren. Der Austausch konnte außen fortgeführt werden.
- *Mir begegnen*: An speziellen Orten wurden Handspiegel und Impulsfragen ausgelegt; die Menschen sollten Zeit haben, sich mit sich selbst zu beschäftigen.
- *Nürnberg begegnen*: Mit einem Quiz konnten Besuchende ihr Wissen über die Stadt testen. 30 Fragen aus verschiedenen Wissensgebieten,

zum Beispiel Religion, Geschichte, Sport, Kulinarisches, waren auf laminierten Blättern an Brücken- und Bauzaungeländern aufgehängt; die Antworten und genauere Erläuterungen waren auf den Blattrückseiten zu lesen.

- *Natur begegnen*: Hier konnte man an einer Pflanzaktion der Evangelischen Jugend Bayern teilnehmen und sich über Angebote des Zentrums Schöpfungsverantwortung beziehungsweise der Arbeitsgemeinschaft bäuerliche Landwirtschaft und Schöpfung bewahren konkret informieren.
- *Kultur begegnen*: Auf den neun bespielten Open-Air-Bühnen und an der Brass-Corner konnte man die unterschiedlichsten musikalischen Darbietungen erleben, vom Auftritt von regionalen Trachten- und Heimatvereinen und verschiedenen Posaunen- und Gospelchören bis zu Pop-, HipHop- und Blues-Gruppen und Singer/Songwritern; und durch die ganze Altstadt marschierten und musizierten unüberhörbar in schottischer Tracht die Dudelsackbläser:innen und Trommler:innen der Glen Regnitz Pipe Band aus der Metropolregion Nürnberg.

Stände

An 136 Ständen, die von Kirchengemeinden, Dekanatsbezirken und anderen Institutionen betrieben wurden, boten sich unterschiedlichste Möglichkeiten, die Vielfalt der fränkisch-bayerischen Art des evangelischen kirchlichen Lebens kennenzulernen: von den Kerwa(Kirchweih)-Ständen des Dekanatsbezirks Fürth zur »mitgebrachten Donau« des Donaudekanats Regensburg (dort konnte man seine Füße in durchsichtige Wannen mit Wasser stellen, unter denen Bibelsprüche angebracht waren, und sich über Gott und die Welt unterhalten, während man sich abkühlte); von der Teemischung, die man sich bei der Kirchengemeinde Schornweisach selbst zusammenmischen konnte, bis zu den Bobbycar-Rennen, die die Gemeinde Burghaslach mit Interessierten veranstaltete. Natürlich konnte man sich auch intensiv über die vielfältigen Angebote von Kirche und Diakonie in Bayern informieren. Und selbstverständlich kamen die kulinarischen Aspekte nicht zu kurz – von den berühmten Bratwürsten in verschiedenen fränkischen Varianten bis zu Baggern (fränkischen Kartoffelpuffern) und veganen Brotaufstrichen wurde angeboten, was das Herz begehrt. Es war auch möglich, mehr als den eigentlichen Preis zu bezahlen, um Bedürftigen die Teilhabe am Essen zu ermöglichen.

Und so schlenderten nach den zwei Eröffnungsgottesdiensten an Hauptmarkt und Kornmarkt ab dem frühen Abend circa 130.000 Menschen durch die Nürnberger Altstadt. Die mineralblauen Schals der Kirchentagsteilnehmer:innen bestimmten das Bild; aber es waren auch viele

Menschen aus der Nürnberger Stadtbevölkerung an diesem wunderbar milden trockenen Sommerabend dabei.

Segen zur Nacht

Um 22.00 Uhr wurde auf den Bühnen am Hauptmarkt, Kornmarkt und Jakobsplatz der Segen zur Nacht gefeiert. Die Liturg:innen interpretierten in drei Impulsen die Kirchentagslosung *Jetzt – ist – die Zeit*. Kerzenmeere und wunderschöne Lieder waren die letzten berührenden Eindrücke eines wunderbaren Eröffnungsabends des Kirchentages.

Zusammenfassend kann man feststellen, dass am Abend der Begegnung die Stimmung überall so entspannt, fröhlich und heiter war, dass man sich fast hätte wünschen mögen, Friedrich Nietzsche wäre vorbeigekommen, dem die Christenmenschen ja nicht erlöst genug ausgesehen haben. Vielleicht wäre er an diesem Abend in der Nürnberger Altstadt erstaunt gewesen.

»Mehr Mut für Veränderung!«

Kirchentag setzt Zeichen

Jana Rottmann, Stabsstelle Umwelt beim 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag

»Wie schön wäre es, wenn enthusiastisches Hineinwachsen in einen nachhaltigen Lebensstil für uns alle ein superschönes Ziel zu erstreben wäre – das wünsch' ich sehr!«

»Die Lösungen sind alle da, lasst uns aufhören mit dem Hoffen, lasst uns jetzt anfangen mit dem Umsetzen.«¹

Dass auf dem Kirchentag in Nürnberg das Thema Klima- und Umweltschutz einen besonderen Stellenwert haben würde, wurde schon im Veranstaltungsprogramm durch mehr als 100 Veranstaltungen zum Thema und rund 40 Stände auf dem Markt der Möglichkeiten im Bereich Umwelt sichtbar. Podiumsdiskussionen, Workshops und Ausstellungen luden ein, das Thema zu diskutieren. Ein besonderes Angebot war im Zentrum Schöpfungsverantwortung die Klimabibel auf dem Sebalder Platz. Mehr als 500 Teilnehmende hinterließen dort eine beeindruckende Vielfalt an Beiträgen zur Klimakrise. Die entstandene Klimabibel spiegelt nicht nur die Sorgen und Ängste der Menschen angesichts der gesundheitsgefährdenden Klimaveränderungen wider, sie enthält vor allem zahlreiche inspirierende Ideen und Lösungsansätze. Findet Mut! Seid entschlossen! Denn jetzt ist die Zeit.

Auch im Rahmen der Organisation der Veranstaltungen wurden neue Maßnahmen im Umweltengagement entwickelt. Mit zwei Umweltprojekten lag der Fokus in Nürnberg auf den Themen Mobilität und Verpflegung. Mit dem Umweltprojekt »Nachhaltige Logistik und Mobilität bei Großveranstaltungen am Beispiel des 38. Deutschen Ev. Kirchentages 2023 in Nürnberg e. V. (LogMob)« setzte sich der Kirchentag das ambitionierte Ziel, durch ein integriertes Mobilitätskonzept 23 Prozent seiner Treibhausgasemissionen im Verkehrssektor im Vergleich zu den letzten drei Kirchentagen zu sparen. Ein übergeordnetes Verkehrsmanagement bündelte einzelne Klimaschutzmaßnahmen und führte weitere ein. Zu den rund 50 Maßnahmen gehörten beispielsweise die Erweiterung der gemieteten Lastenradflotte, Routenoptimierung durch Softwarelösun-

¹ Die Zitate und die Überschrift stammen aus Beiträgen der Klimabibel, die während des Kirchentages in Nürnberg geschrieben wurde.

gen und die Aufnahme von E-Autos in die Fahrzeugausschreibung. Durch die Einführung eines gemeinsamen Zentrallagers mit dem Katholikentag konnten LKW-Kilometer eingespart werden. Über die Kirchentagswebsite hatten Teilnehmende die Chance, die treibhausgasärmste Anreise zu ermitteln.

Im Bereich Verpflegung wurden zum wiederholten Male das Gläserne Restaurant umgesetzt und drei Bio-Märkte der Köstlichkeiten organisiert – in Nürnberg erstmalig auch mit Standorten im Zentrum Jugend und Zentrum Kinder und Familie. Im Gläsernen Restaurant wurde unter dem Motto »Bio – auch in der Mittagspause« das Thema Schulverpflegung als Schwerpunkt gesetzt. Bis zu 1.000 Gäste konnten im Restaurant auf der Messe ein biozertifiziertes, vegetarisches Mittagmenü genießen. Zum ersten Mal wurden im Restaurant auch Produkte eingesetzt, die mit dem Bayerischen Bio-Siegel zertifiziert sind. So konnte der Aspekt der Regionalität in der Speiseplangestaltung gestärkt werden.

In einer Kooperation mit der Fachhochschule Münster wurde dem Restaurant zudem seine Nachhaltigkeit bestätigt. Die Klimabilanzierung der letzten Kirchentage ergab bereits, dass das Gläserne Restaurant im Vergleich zu einer konventionellen Verpflegung über 40 Prozent der Treibhausgasemissionen einspart. In Nürnberg wurden nun erstmalig die Rezepte im Detail auf ihre Nachhaltigkeit überprüft und ausgewertet. Für das Gläserne Restaurant zeigt sich, dass der Anspruch an Nachhaltigkeit auch der wissenschaftlichen Betrachtung standhält. Der Fokus auf Bio-Lebensmittel trägt dabei seinen Teil zur guten Bewertung für Mensch, Tier und Umwelt bei.

Weitere Erfolge im Umweltmanagement wurden durch den Verzicht auf Dieselgeneratoren, die deutliche Reduzierung des Abfallaufkommens, unter anderem durch Digitalisierung von Printprodukten, und beim Frühstück in den Gemeinschaftsquartieren erreicht. Dort wurde neben den bereits bio-zertifizierten Angeboten Gläsernes Restaurant, Bio-Märkte der Köstlichkeiten und Helfendenverpflegung erstmalig ein vegetarisches Bio-Frühstück für die Teilnehmenden angeboten. Zusätzlich konnten sich Akteure aus der Veranstaltungsbranche bei Führungen für Fachpublikum von der Umsetzung und der Vielfalt der Umweltmaßnahmen des Kirchentages inspirieren lassen.

Das Digitalkonzept des Evangelischen Kirchentages

Eine neue Ära der Teilnahme und Beteiligung

Christina Lotz, Fachreferentin Studienleitung des
Deutschen Evangelischen Kirchentages

Die Freude darüber, sich endlich wieder persönlich treffen zu können, gemeinsam zu singen und einander Kerzenlicht weiterzugeben, gehörte zweifelsohne zu den Besonderheiten des Nürnberger Kirchentages. Die Erfahrungen des fast vollständig digital abgehaltenen Ökumenischen Kirchentages 2021 haben aber auch das Potenzial von virtuellen Formaten verdeutlicht und digitale Angebote nachhaltig im Aufgabenspektrum des Kirchentages verankert.

Die Vorteile und Besonderheiten digitaler Technologien sinnvoll zu nutzen, bleibt eine wichtige Aufgabe, der sich Großveranstaltungen wie der Kirchentag nicht erst seit der Coronapandemie immer neu stellen müssen. Für den 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag stand in der Vorbereitung schnell fest, dass die analogen Begegnungen in Nürnberg und Fürth an erster Stelle stehen sollten. Gleichzeitig wurde ein digitales Konzept für den Nürnberger Kirchentag entwickelt, um ein breiteres Publikum sowie neue Zielgruppen zu erreichen, neue Formen der Archivierung zu erschließen, vor allem aber denjenigen ein Kirchentagerlebnis zu ermöglichen, die – aus welchen Gründen auch immer – nicht live vor Ort sein konnten. Dieser Beitrag stellt das Konzept und seine Umsetzung vor.

Digitalisierung im Vorbereitungsprozess

Schon in der Vorbereitung des Kirchentages ließ sich der zeitliche und finanzielle Aufwand durch das vermehrte Abhalten von digitalen Sitzungen stark reduzieren. Zu den Veranstaltungsarten, die ganz oder teilweise ins Digitale verlegt wurden, gehören Info- und Ideentage für Multiplikator:innen aus der Region, die Projektleitungssitzungen zur Erarbeitung des inhaltlichen Programms, der Marktstream zur Vorbereitung auf den Markt der Möglichkeiten, Sitzungen der Leitungsgremien und die digitale Helfendenbegrüßung.

Digitales Programm des Kirchentages 2023

Bei der Zusammenstellung des digitalen Programmes stand der Gedanke im Mittelpunkt, die Gesamtdramaturgie eines Kirchentages und seinen charakteristischen Tagesverlauf auch von zu Hause aus erlebbar zu machen. Zuschauer konnten sich mit dem Livestream des Eröffnungsgottesdienstes einstimmen lassen. Die Programmtage begannen traditionell je mit vorproduzierten Bibelarbeiten und boten dann zu jedem Veranstaltungsslot die Wahl zwischen Podien und anderen gestreamten Veranstaltungen und interaktiven Workshops. Schließlich ließ sich auch der Abschlussgottesdienst online mitverfolgen.

Die neun Hybridpodien waren das Aushängeschild des Digitalprogrammes. Sie fanden in einem Saal auf dem Messegelände vor Live-Publikum statt und wurden außerdem auf der Homepage des Kirchentages und auf YouTube gestreamt. Alle diese Podien wurden vor Ort und im Netz in Deutsche Gebärdensprache übersetzt sowie durch Schriftdolmetschende untertitelt; einzelne Referierende wurden aus dem Ausland per Video zugeschaltet und ins Deutsche gedolmetscht. Eine eigens für diesen Veranstaltungsort zuständige Bildregie sorgte für ein qualitativ hochwertiges Videoerlebnis. Dieser Ansatz förderte den inklusiven Charakter des Kirchentages, da Menschen, die nicht persönlich vor Ort sein konnten, nicht nur zusehen, sondern sich mithilfe der Kirchentags-App in Echtzeit einbringen, Fragen stellen und in Umfragen abstimmen konnten.

Zusätzlich zu den Hybridpodien wurden sechs Veranstaltungen aus dem inhaltlichen und kulturellen Programm aufgezeichnet und nachbearbeitet. Außerdem wurden elf digitale Workshops angeboten, die ein breites Themenspektrum abdeckten – von theologischen Diskussionen über soziale Gerechtigkeit bis hin zu praktischen Fähigkeiten.

Drei Kulturveranstaltungen wurden zur Abrundung des Programms von den Großbühnen übertragen. Neben dem vom Kirchentag dirigierten Digitalprogramm bot das Zentrum Digitale Kirche an allen Programmtagen einen Livestream ihres Programms an, welcher auf der Website des Kirchentages zu finden war.

Zusätzlich zu den Live-Angeboten konnten digitale Teilnehmende zwischen vor- und postproduzierten Inhalten wählen und so ihre Teilnahme ganz an ihre persönlichen zeitlichen Ressourcen anpassen. Dazu gehören auch die drei vorproduzierten Bibelarbeiten mit Dolmetschung in Deutsche Gebärdensprache und Untertitelung. Die Aufzeichnungen aller während des Kirchentages entstandenen Videos wurden auf der Homepage archiviert und bleiben nach dem Kirchentag weiter abrufbar.

Fragen an Christopher Noske, Projektmanager für Digitales beim 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag

Was war dir bei der Umsetzung des Digitalkonzeptes wichtig?

Ich habe besonders großen Wert darauf gelegt, dass alle Menschen, egal ob oder wie beeinträchtigt, teilnehmen können – dass wir niemanden ausschließen, sondern im Gegenteil durch das digitale Programm Menschen erreichen, die keine andere Möglichkeit haben, den Kirchentag zu erleben. Deshalb haben wir uns große Mühe gegeben, den Zugang so barrierearm wie möglich zu gestalten. Die Webseite kirchentag.de/digitales sollte zum Eingangstor für das digitale Programm werden – sie wurde so gestaltet, dass Nutzer:innen schnell und unkompliziert auf Livestreams und aufgezeichnete Inhalte zugreifen konnten. Streams und Bibelarbeiten wurden konsequent in Deutscher Gebärdensprache und mit Untertitelung produziert. Sehr hilfreich waren hierbei die engen Absprachen mit der Stabsstelle Inklusion des Kirchentages.

Außerdem war es mir wichtig, möglichst gute technische Bedingungen zu schaffen und all die Menschen, die an der Umsetzung der Veranstaltungen beteiligt sind, frühzeitig einzubinden und vorzubereiten. Für viele Erfahrungsträger beim Deutschen Evangelischen Kirchentag ist die digitale Übertragung noch neu und gewöhnungsbedürftig. Da muss erst das Bewusstsein geschaffen werden dafür, dass die Veranstaltung sich an unterschiedliche Publika wendet – eins vor Ort und eins am Bildschirm – und dass beide bei jedem Schritt der Vorbereitung und Durchführung mitgedacht werden müssen. Deshalb war es wichtig, alle Beteiligten im Vorfeld zu briefen und mit den technischen Bedingungen vertraut zu machen.

Welche Reaktionen habt ihr auf das digitale Programm bekommen?

Die Besuchenden haben durchweg positiv auf das Angebot reagiert. Wir haben Rückmeldungen erhalten von Personen, die sonst nicht am Kirchentag hätten teilnehmen können, weil sie krank oder verhindert waren oder weil ihnen die Anreise nach Nürnberg zu weit war. Allein dafür hat sich der Aufwand meines Erachtens gelohnt. Vor Ort wurde das Digitalkonzept meiner Meinung nach eher weniger wahrgenommen, da sich die Besuchenden mehr auf die Veranstaltung vor Ort konzentriert haben. Einige Vorteile gab es aber doch: So konnte bei Überfüllung das Programm mit geringem Aufwand noch in einer anderen Halle übertragen und auch auf mobilen Endgeräten verfolgt werden.

Was die Reichweite betrifft, so wurden Klickzahlen auf die Webseite erhoben und auch die Teilnehmer:innenzahlen an digitalen Workshops wurden dokumentiert. Demnach haben Zuschauer:innen aus 51 unter-

schiedlichen Ländern die Inhalte angesehen, insgesamt wurden 150.000 Menschen erreicht.

Was nimmst du mit? Wo gibt es Verbesserungspotenzial?

Beim nächsten Mal würde ich das digitale Programm noch intensiver bewerben als diesmal, wo doch ein großer Schwerpunkt auf der Gewinnung präsentischer Teilnehmender lag. Man könnte das Angebot gezielt an Gruppen und Akteure herantragen, die Interesse haben könnten, etwa an Pflegeeinrichtungen oder über die internationalen Netzwerke des Kirchentages an Gemeinden im Ausland. Sicher ist aber, dass wir daran festhalten sollten, ein Programm anzubieten für Menschen, die es nicht zum Kirchentag schaffen.

Erfahrungsraum Kulturkirche

Locked Out. Hier ist der Raum!

Jakob Haller, Fachreferent Kultur des Kirchentages, Fulda

Nürnberg, St. Egidien – eine Kirche, die im wahrsten Sinne des Wortes überquoll von Kunst. Denn 54 Künstler:innen luden mit einer Gemeinschaftsausstellung zu einer Entdeckungsreise für alle Sinne ein und regelmäßige künstlerische Pop-up-Formate boten kreative Zugänge zur Ausstellung und der Kirchentagslosung.

Schon die Glaswand über dem Eingang war von Barbara Engelhard mit einer ihrer farbenfrohen In-situ-Arbeiten geschmückt. Das Bronzekreuz hinter dem Altar hatte Philipp Selig mit Hilfe dicker Seile und einem Spielkreuz aus alten Dachbalken (einer Kirche) in eine riesige Marionettenfigur verwandelt. In den Bänken nahmen als Gemeinde großformatige Portraits, unter anderem von Anton Atzenhofer, Platz und freuten sich auf weniger skurrile Nebensitzer:innen. Eva Winter hatte aus Zeitungen der Pandemiezeit filigrane Falter hergestellt, die sich an verschiedenen Ecken der Kirche niedergelassen hatten. Dort weckten sie die Erinnerung an den damaligen täglichen, ängstlichen Blick auf die Corona-Index-Zahlen. In einer der Kapellen war die filmische Zeiterfahrung *Aussitzen* des Künstlerinnenduos WENKZIEGLER zu sehen. In unmittelbarer Nähe war eine beeindruckende Intarsie zu entdecken, eine sehr filigrane Einlegearbeit aus über 150 verschiedenen Holzsorten von Clemens Söllner. Und so ließe sich die Aufzählung noch beliebig fortführen.

Kulturkirche einmal ganz anders: ein Erfahrungsraum für alle Sinne, ein echtes Highlight und gleichzeitig bis zum Schluss ein Geheimtipp des Programmes. 54 Künstler:innen zeigten ihre poetischen, kritischen, interkulturellen, diversen, polarisierenden Arbeiten auf dem Kirchentag. Wie es dazu kam? Am Anfang standen ein Ort und ein Geschenk. Der Ort war die Kirche St. Egidien, Nürnbergs einzige Barockkirche mit ihren beeindruckenden historischen Kapellen und einer langen Tradition hochkarätiger künstlerischer Rauminstallation und Veranstaltungen. Was sollte hier während des Kirchentages stattfinden?

Das Geschenk kam in Form der Ausstellung *Locked Out. Hier ist der Raum!* Entstanden aus einem Interviewprojekt in Coronazeiten, welches der Nürnberger Kurator Marian Wild für das Stadtmagazin *curt* initiiert hatte, um auf die besondere Situation bildender Künstler:innen während der Pandemie aufmerksam zu machen. Einzige Teilnahmevorausset-

zung: Jede:r Künstler:in wurde gebeten, ihm ein Werk für eine Gemeinschaftsausstellung zur Verfügung zu stellen, welche nach Pandemieende in Nürnberg stattfinden sollte. Ein »Wo« gab es da noch nicht.

Auf der Suche nach einem geeigneten Ort für *Locked Out* und einem geeigneten Format für St. Egidien unter der Kirchentagslosung *Jetzt ist die Zeit*, kreuzten sich im Frühjahr 2022 die Wege von Marian Wild, Thomas Zeitler, Profilpfarrer für Kunst und Kultur an St. Egidien und dem Kirchentag. Schon in der Entstehung des Thementableaus für den Nürnberger Kirchentag wurde die Ausstellung als fester Bestandteil der Kulturkirche beschlossen. Ergänzend plante eine Projektleitung rund um die beiden Initiatoren ein Jahr lang spannende Interventionen in allen Kunstsparten, die den Brückenschlag zwischen *Raum* und *Zeit* versuchten und die Losung mit den Kunstwerken in Dialog brachten.

Die unterschiedlichen und einzigartigen Werke machten – im Aufeinandertreffen dieses Panoptikums der Kreativität – den besonderen Reiz von *Locked Out* aus. Es gab viel zu entdecken: Der *Blauringoktopus* von Petra Krishcke wurde am Ende von niemandem übersehen, die stille Installation *time* von Jörg Hechel auf dem Altar, die aus leeren Tic-Tac-Boxen bestand, vielleicht schon eher. Die Ausstellung lud, auch über den Kirchentag hinaus, vom 20. Mai bis 17. Juni 2023 zur persönlichen Entdeckungsreise ein und wurde am Ende von weit über 10.000 Besucher:innen gesehen.

Während des Kirchentages wechselten sich freie Besuchszeiten und künstlerische Pop-up-Formate ab. Das Jugendtanzensemble Nürnberg bewegte sich und die Besucher:innen durch die Ausstellung, die Performance *Kokon – Natürliche Umkleide* griff geschickt und humorvoll die Figuren einzelner ausgestellter Bilder auf und erzählte mit den Mitteln von Tanz, Musik und Schauspiel deren Geschichte. Das Ende der Performance wurde vom Publikum erst vor Ort per Abstimmung entschieden und anschließend improvisiert. Auch musikalisch stand die Improvisation zu einzelnen Werken im Mittelpunkt: Verschiedene Ensembles der Hochschule für Musik in Nürnberg nahmen die Kirchentagsbesuchenden mit auf akustische Entdeckungsreisen *irgendwo zwischen Rio, Dakar und Nürnberg*.

Einmal täglich trafen sich Literaturfans unter der Überschrift *Buch zum Bild – Bild zum Buch* zum Austausch über die literarischen Assoziationswelten von *Locked Out*. Diese fielen je nach Gast höchst unterschiedlich aus und gewannen doch gerade durch ihr Aufeinandertreffen. Unter anderem teilten die Präsidentin des Bundesgerichtshofs Bettina Limperg und der Regisseur und Schauspieler Irfan Taufik ihre literarischen Ideenverbindungen.

Yoga vor moderner Kunst wurde ebenso angeboten wie Meditationen über moderne Kunst. Neben einem *Pop-meets-Poetry-Abend* von Kathi

und Leah war das Rebecca Trescher Quartett zu Gast und ein Kunst-Speeddating bot Gelegenheit zum persönlichen Kennenlernen mit den Ausstellungsmachenden. Jeden Abend um 21 Uhr lud die *Blaue Stunde* zum gemeinsamen Tagesausklang – in der Dämmerung zwischen Tag und Nacht: nachsinnen, Worte hören, Klängen folgen. Zeit haben. Den Raum genießen.

Wer dann noch immer nicht genug hatte, konnte sich die Ausstellung bei einer der nächtlichen Taschenlampenführungen bei Dunkelheit noch einmal ganz neu erschließen. Egal ob im Hellen oder Dunkeln erlebt – dieser Erfahrungsraum wird im Gedächtnis bleiben!

Jetzt ist die Zeit für Begegnung, Diskussion und Zukunft

**Ein Gang durch das Zentrum Jugend
auf dem Kirchentag in Nürnberg 2023**

Julia Dietrich, Religions- und Gemeindepädagogin und Studentin soziale Arbeit, Stuttgart

Mit der U-Bahn fahren wir bis zum Nordostbahnhof. Von dort aus sind es nur noch einige Meter bis zum Zentrum Jugend. Schon von weitem hören wir die Musik vom Ten-Sing-Treffpunkt – und schon sind wir mitten im Geschehen. Als erstes betreten wir die LUX-Jugendkirche, gerade findet eine Bibelarbeit mit dem Gebärdenchor Hands & Soul aus Hamburg statt. Der Raum ist bis auf den letzten Platz gefüllt. Einige, die keinen Platz mehr bekommen haben, sind weiter in den LUX-Garten gezogen und machen es sich in den Liegestühlen der Ehrenamts-Lounge gemütlich. Währenddessen bereiten die Helfenden gemeinsam mit der Evangelischen Jugend Bayern bereits das Podium »Leben – jetzt, verrückt, anders« vor. Übrigens wird nicht nur im Zentrum Jugend selbst über Themen wie Klimaschutz und Schöpfungsverantwortung, Gerechtigkeit und Frieden, sowie Engagement und Partizipation gesprochen und diskutiert – auch auf der Messe geht es von und mit jungen Menschen um das Thema Partizipation und die Frage, wie radikal Partizipation junger Menschen sein darf.

Es duftet nach Kaffee und wir laufen weiter, vorbei am Kleiderberg von Exit Fast Fashion, die sich für mehr Klimaschutz im Bereich Mode einsetzen, passieren die Bauzaunbotschaften »Träume werden Wirklichkeit« und erreichen schließlich die OpenAir-Bühne auf der großen Wiese. Überall wimmelt es von jungen Menschen, sie sitzen unter den Bäumen im Schatten, sind auf dem Weg zu ihren nächsten Programmpunkten, unterhalten sich oder haben sich zum Mitsingen mit der Dekanaht-Jugend-Band verabredet. Vor und auf der großen Bühne inmitten des Zentrums ist immer etwas los. Tagsüber finden Gottesdienste, Aufführungen oder Mitsingkonzerte statt. Immer wieder bleiben Menschen gespannt stehen und verfolgen das Programm. Abends strömen die Jugendlichen für die großen Konzerte, wie das von den christlichen Rappern O'Bros, auf die große Wiese vor der Bühne. Ein paar Meter weiter können Jugendliche die neue Sportart Jugger ausprobieren, den Kletterturm er-

klimmen oder einen der Action- und Bewegungs-Parcours durchlaufen. Wer nach dem sportlichen Programm wieder auftanken möchte, kann bei der Glaubenstankstelle der Evangelischen Jugend Bayern vorbeischaun. Unter ihren großen Tipis findet man Platz zum Chillen; es gibt aber auch interessante Talks und Mitmachangebote. Von hier aus hat man einen guten Überblick über die Vielzahl der Angebote und Stände auf der Wiese zwischen der Jugendkirche LUX und der Konrad-Groß-Schule. Überall sind Konfirmanden und Konfirmandinnen, Jugendliche in kleineren und größeren Gruppen, aber auch ehrenamtliche Jugendliche und junge Erwachsene sowie Erwachsene, die der Jugendarbeit und jungen Menschen verbunden sind. Auch Anwohner und Anwohnerinnen aus den angrenzenden Straßen schauen neugierig vorbei. Im benachbarten Kinder- und Jugendhaus Nordostbahnhof lädt die Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Jugend mehrmals am Tag zu Espresso-Talks unter dem Motto »Zeit für Gerechtigkeit« ein. Hier oder beim Bauwagen der Evangelischen Jugend Bremen bietet sich die Gelegenheit, eine kurze Pause einzulegen, denn noch ist erst die halbe Strecke durchs Zentrum Jugend geschafft.

Weiter geht es in Richtung Konrad-Groß-Schule. Auf dem Vorplatz streamt das Jugendradio live den ganzen Tag aus dem Zentrum Jugend – und jeder darf sich ausprobieren und selbst einen Radiobeitrag gestalten. Direkt daneben befinden sich die »ZeitRäume« der Evangelischen Jugend Berlin Nord-Ost. In vier Seecontainern kann man dort Zeit entdecken und erleben. Sich Zeit nehmen kann man bei der Jungen Nordkirche, sie haben die Nord- und Ostsee nach Nürnberg gebracht. An zwei Pools kann man entspannen und die Füße ins kühle Nass hängen oder direkt daneben das Programm im AirDome verfolgen. Die Evangelische Jugend im Kirchenkreis Paderborn stellt ein vielfältiges Programm auf die Beine. In der mobilen Kirche gibt es Kopfhörerdisco, Poetry Slams und Andachten.

Die Turnhalle der Konrad-Groß-Schule wurde zum Veranstaltungsraum umgebaut, die Kirchentagshocker stehen vor der improvisierten Bühne. Gerade diskutieren Studierende zu verschiedenen Themen wie »Was ist mir der Frieden wert?« und »Was erwarte ich von Kirche?«. Im Publikum sitzen interessierte Jugendliche, aber auch Personen anderer Altersgruppen. Auch andere Formate, wie der Auftritt des Gospelchors New Future, ziehen ein breites Publikum ins Zentrum Jugend. Als Letztes werfen wir einen Blick in die Klassenzimmer der Konrad-Groß-Schule, in welchen in drei Tagen insgesamt 47 Workshops und Escape Games stattfinden. Konfirmanden und Konfirmandinnen können die wahre (Liebes) Geschichte von Nürnberg und Fürth entdecken, ehrenamtlich Mitarbei-

tende beschäftigen sich mit inklusiver und rassismuskritischer Jugendarbeit und Jugendliche besuchen einen der zahlreichen Workshops zum Thema Klima und anderen bewegenden Fragen dieser Zeit.

Mit Blick auf das Zentrum Jugend des Nürnberger Kirchentags wird deutlich: Jetzt ist Zeit für Begegnung mit Gleichaltrigen aus den verschiedenen Landeskirchen, Diskussionen zu gesellschaftlich relevanten Themen und die Beschäftigung mit Fragen zur Zukunft.

Spiel- und Entdeckerland für Kinder – Austausch und Bildungsort für Eltern

Das Zentrum Kinder und Familie

Susanne Haeßler, Referentin für Gottesdienste mit Kindern, Amt für
Gemeindedienst, Nürnberg

Wer an der U-Bahn-Station Bärenschanze aus der U1 steigt, wird von bunten Kreidezeichnungen auf dem Boden empfangen: hier geht's lang ins Zentrum Kinder und Familie! Nach ein paar Metern Weg stößt man auf die ersten Pfadfinder, die gleich den Programmflyer verteilen und im Innenhof des Zentrums angekommen werden kleine und große Menschen am Infopavillon begrüßt. Jetzt kann's losgehen! Viele Kinder stürzen sich sofort in die Spiel- und Kreativangebote. Bewusst wurde das Zentrum mit vielen offenen Angeboten geplant, bei denen Kinder einfach mitmachen können, ohne auf eine Anfangszeit zu warten oder wegen Überfüllung außen vor zu bleiben. Bei den Spielmobilen Mobbl und Ratz der Stadt Nürnberg tobt das Leben. Ein extra Bereich lädt kleine Kinder zum Spielen ein. Unter Bäumen im Schatten sind beim Bibelbasteln die Tische durchgehend belagert von Kindern *und* Erwachsenen. Im Foyer gestalten Kinder an der Lego-Baustelle XXL der Evangelischen Jugend ihre Traumkirche. Zum Thema »Kinder – Rechte – Religion« bieten Studierende der Religionspädagogik Aktiv-Stationen an. Und beim Zirkus Talentino, der christlichen Zirkusschule (Kirche Unterwegs in Württemberg) entdecken Kinder ganz neue Fähigkeiten. Auf der Bühne im Innenhof wird die Zirkus-Show später für alle präsentiert – großer Applaus stärkt das Selbstbewusstsein der Zirkus-Kinder und die Bühne platzt bei all den begeisterten Teilnehmer:innen fast aus allen Nähten. Die Stimmung ist ein bisschen wie bei einem Mix aus Stadtteil- und Gemeindefest. Dazu tragen auch die Bühnenacts bei, vor allem die Konzerte von Bastian Basse, Mike Müllerbauer und Reinhard Horn.

Die Kulturwerkstatt auf AEG, die beim Kirchentag das Zentrum Kinder und Familie beherbergt, erweist sich als kinder- und familienfreundlicher Ort: Übersichtlich, ohne Gefahr durch Autoverkehr, so dass Kinder selbst auf Entdeckungsreise gehen können, was Eltern Freiraum für eine eigene Pause eröffnet. Verpflegung vor Ort bieten zwei ansässige Cafés, weitere mobile Food-Stände liefern kindgerechte Essenangebote zu familiautagenlichen Preisen. Die Evang. Arbeitsgemeinschaft Familie (eaf) hat extra einen Still- und Ruhebereich eingerichtet und natürlich gibt es

einen Wickelplatz. Nein, all das sind keine Äußerlichkeiten! Die Infrastruktur muss passen für Familien. Dazu gehört gerade im Sommer auch das Thema Sonnenschutz: Am mangelnden Sonnenschutz auf einem Teil der Freifläche, besonders direkt vor der Bühne, gibt es daher auch zum Teil Kritik an den Organisatoren des Kirchentages. Angesichts der Klimakrise wird die Planung der Beschattung daher künftig eine wesentliche Rolle im Blick auf Kinder- und Familienfreundlichkeit beim Kirchentag spielen müssen.

Neu beim Kirchentag in Nürnberg: aus dem bisherigen Zentrum Kinder wird das Zentrum Kinder und Familie – das eigentlich Zentrum Kinder und Familien heißen müsste: Denn Familie lebt in vielen Formen und diese Vielfalt drückt sich am besten im Plural aus.

Familienbildungsangebote, stark vertreten durch die Evangelische Arbeitsgemeinschaft Familie, besonders die eaf Bayern, bilden in Nürnberg einen eigenen Themenschwerpunkt. Dazu gehört auch ein Podium, das auf der Messe stattfindet: »Zeit für Care in Familien – wer soll das noch wuppen«, u. a. mit Bundesfamilienministerin Lisa Paus. Die interaktive Ausstellung »Familienbande« im großen Foyer lockt zum Nachdenken darüber »Was uns verbindet, was uns trägt, was uns stärkt«. Außerdem stehen 3x täglich Talkrunden mit Akteur:innen aus Politik, Kirche und Forschung auf dem Programm. Sowohl Eltern als auch Fachkräfte finden im Programm unterschiedlichste thematische Workshops.

Für das zweite Podium, das in der Kulturwerkstatt platziert ist, ist das Besucherinteresse so groß, dass der Platz im Saal nicht ausreicht: Unter der Überschrift, »Den Kindern gehört das Himmelreich – aber nicht die Kirche?« geht es darum, was es für die Partizipation von Kindern in der Kirche braucht. Dazu bringen Kinder aus einem Workshop Ideen mit. Dafür müssen die erwachsenen Podiumsgäste auf der Bühne schon mal Platz machen.

Den ganzen Tag über ist im Zentrum Bibelentdecken angesagt: z. B. bei der Geschichten-Kreativzeit aus dem Dekanat Kempten: Hier laden große Lego-Themenkisten Kinder zum Nachbauen einer Geschichte ein. Oder beim Kinderbibel-Podcast, wo live-Radiofeeling auf die Bühne kommt und Kinder sich aktiv einschalten können. Das Geschichtenkarussell des Landesverbandes für Kindergottesdienstarbeit in Bayern lockt alle halbe Stunde zum Lauschen und Staunen. Für viele Familien ist das kurze Angebot am späten Nachmittag genau das Richtige.

Und natürlich wird Gottesdienst gefeiert im Zentrum: Mal frech, wild und wunderbar mit Kirche Kunterbunt, mal berührend-intensiv bei den

Kindergottesdiensten mit Abendmahl oder der Familienkirche, mal klingend beim großen Volks- und Kinderliedergottesdienst der Generationen. Ein Highlight: das Feierabendmahl. Kinder, Erwachsene, ein junger Mann mit Behinderung kommen spontan an den großen Tisch auf der Bühne und werden Teil der Geschichte vom großen Gastmahl. Ein tief berührender Kirchentags-Moment. Familien suchen ganz bewusst die spirituellen Angebote: Die Morgenandacht für die Kleinsten ist jedes Mal überfüllt. Dass es nur an einem Tag eine Bibelarbeit im Zentrum gibt, wird als Lücke empfunden. Denn Erwachsene können zwischen verschiedenen Bibelarbeiten wählen. Für Kinder und Familien braucht es kindgerechte Bibelarbeiten, damit sie an dem Format Bibelarbeit teilhaben können.

Welche Anziehungskraft spirituelle Orte für Kinder und Familien haben, zeigt auch das Projekt Kinderkathedrale des Bayer. Kindergottesdienstverbandes. Hier wird am Donnerstag die Kirche St. Michael in Fürth zu einer ganz besonders gestalteten Erlebniswelt. Kinder entdecken den Kirchenraum, klettern beim Geschichtenparcours¹ über und unter die Kirchenbänke, sitzen hinter dem Altar in der Kuschel-Lesecke, bauen mit Riesenbausteinen Traumwelten, oder schauen hinter die Kulissen der Orgel. Erwachsene sind berührt vom persönlichen Segenszuspruch unter einem goldenen Segensreif.

Zwischen 2.700 und 3.000 Menschen besuchten jeden Tag das Zentrum Kinder und Familie in der Kulturwerkstatt auf AEG. Das zeigt: Das Zentrum ist und bleibt ein wertvoller Ort für den Kirchentag: Als Spiel und Entdeckerland für Kinder, als Austausch- und Bildungsraum für Eltern und als Ort um Seelenproviant zu sammeln – für alle Generationen.

¹ Einen Bericht zur Kinderkathedrale gibt es hier: <https://www.kirche-mit-kindern.de/themen/kinderkathedrale/kinderkathedrale-dekt-2023>.

Zwischen Brise und Orkan

Im »Zentrum Spiritualität« wandelten Besucher:innen auf den Spuren ihrer ganz persönlichen Spiritualität

Ulrike Berg, Vorsitzende der Projektleitung des Zentrums Spiritualität

»Herzlich willkommen!« An Stehtischen mit weißen Decken und frischen Blumen empfingen Mitwirkende die Menschen und informierten über das Programm unseres Zentrums. Daneben eine Pagode mit Tüchern in verschiedenen Farben, die den Besucher:innen den Weg in die Kirche, den Innenhof und das dahinter liegende Caritas-Pirckheimer-Haus wiesen. Über allem ein großes Banner mit Aufschrift »Zentrum Spiritualität – Ökumenisches Kloster«. Nicht gerade das, was man sich klassischerweise unter einer Klosterpforte vorstellt; aber darum ging es uns, der Projektleitung des Zentrums Spiritualität, auch gar nicht. Wir wollten mit unserem Klosterkonzept nicht das Klosterleben abbilden, sondern die Klosterräume standen symbolisch für die Lebenswirklichkeiten, in denen Menschen sich nach spirituellen Erfahrungen sehen: in Schwellen- und Grenzsituationen, Krisen und Lebensentscheidungen, aber auch in den vermeintlich kleinen Alltäglichkeiten – beim Essen, in Diskussionen, beim Alleinsein, beim Schreiben, beim Gehen oder Meditieren. Wo und wie kann ich in meinem Leben spirituelle Erfahrungen machen und wie sieht meine ganz persönliche Spiritualität aus? In unserem »Ökumenischen Kloster« konnten die Menschen dieser Frage nachgehen. Quintessenz dieser Idee war für uns als Projektleitung: Wir wollen nicht über Spiritualität sprechen oder informieren, sondern wir wollen sie erlebbar machen.

Die große Schwierigkeit für uns bestand darin, die an der Programmgestaltung beteiligten Netzwerke unter einen Hut zu bringen, denn unterschiedlicher hätten die spirituellen Konzepte kaum sein können: Mit dabei waren Geistliche Gemeinschaften und Ordensgemeinschaften, Pilgergemeinschaften verschiedener Landeskirchen, das Referat Spiritualität und Generationen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern, Vertreter der Griechisch-Orthodoxen Metropole von Deutschland und der Hamburger Verein Andere Zeiten. Doch in der Herausforderung, trotz aller Verschiedenheit etwas Gemeinsames zu erzeugen, lag zugleich auch eine Chance, nämlich die enorme Vielfalt zum Blühen zu bringen, die in diesen unterschiedlichen Ansätzen schlummert, und den Teilnehmenden damit einen unendlich großen Schatz an verschiedenen spiritu-

ellen Erfahrungen zu ermöglichen. »Abbiegen von der Hauptstraße, anhalten mitten in der City, eintauchen in die Vielfalt von Gottesehrungen«, so hatten wir im Programm in das Zentrum Spiritualität eingeladen. Mitten in der Altstadt am Beginn der Fußgängerzone war unser Zentrum gelegen – allerdings befindet sich das Caritas-Pirckheimer-Haus versteckt in zweiter Reihe. Umso wichtiger war für die Teilnehmenden wie für uns das warme Willkommen direkt auf dem Gehweg.

Ein Geist – viele Facetten

Wer durch die »Klosterpforte« in den Innenhof trat, tauchte ein in eine Atmosphäre, die sich durch eine berührende Mischung auszeichnete. Einerseits herrschte hier reges Treiben und es entstanden fröhliche, intensive Gespräche, andererseits hatten wir Oasen der Ruhe geschaffen: Mitten im Innenhof plätscherte ein Springbrunnen, Kirchentagshocker luden dazu ein, zu verweilen und zur Ruhe zu kommen. Es war spürbar, dass bereits hier ein Geist wehte, der die Menschen durch seine unterschiedlichen Facetten berührte. Dieser Geist wehte auch in die Gebäude hinein, die nun für ein paar Tage zu »Klostermauern« geworden waren.

In der Klara-Kirche fanden die Tagzeitengebete statt. Von hier starteten auch die Pilgerwege: Interessierte konnten schweigend um die Nürnberger Stadtmauern oder auf mittelalterlichen Spuren pilgern; hinzu kamen Veranstaltungen, beispielsweise zu digitalem Pilgern oder zu Pilgern in Lebensübergängen. Im Caritas-Pirckheimer-Haus war im »Refektorium«, in dem wir Speisen anboten, und im Obergeschoss Raum und Zeit für intensive spirituelle Erfahrungen durch Begegnung. Im »Kapitelsaal« wurde leidenschaftlich über aktuelle Themen und Glaubensfragen diskutiert, beispielsweise über spirituelle Stressbewältigung, biblische Formen der Klage oder die spirituelle Dimension des Kirchenjahres. Die Veranstaltungen wurden fast durchgehend von weit mehr als hundert Menschen ganz unterschiedlichen Alters besucht; die Revue zum Kirchentagsmotto von *Andere Zeiten* war an drei Abenden mit jeweils 250 Gästen voll besetzt. Im »Noviziat« konnten die Besucher:innen in einem Parcours darüber nachsinnen, wozu sie sich berufen fühlen, und in der »Bibliothek« lud eine gemütlich gestaltete Lese-Oase dazu ein, sich spiritueller Literatur zu widmen. Viele Besucher:innen nutzten auch das Angebot der Geistlichen Begleitung. Im Erdgeschoss waren neben dem »Refektorium« die stilleren Orte unseres Klosters: die »Kapelle«, das »Skriptorium« und der »Meditationsraum«. Die Kapelle fungierte als ein Raum der Stille, in dem auch regelmäßig Tauferinnerung angeboten wurde. Still und konzentriert ging es auch im »Skriptorium« zu, in dem sich die Menschen an verschiedenen Stationen im kreativen Schreiben

ausprobieren konnten. Im »Meditationsraum« wurden Übungen zu Herzensgebet, Körpergebet, Tanzexerzitien und christliches Yoga angeboten.

Was wir brauchen

Wir waren überrascht, dass der rege und teilweise auch lautstarke Austausch im »Refektorium« und in den Fluren mit der Stille und Versunkenheit in Meditationsraum, Kapelle und Skriptorium irgendwie vereinbar war und das Nebeneinander zu einer berührenden Atmosphäre der Verdichtung führte. Gleichwohl lässt sich kritisch anmerken, dass das Haus für die Vielfalt und Diversität der Angebote viel zu klein war und an vielen Stellen aus allen Nähten platzte. Uns als Projektleitung wurde einmal mehr deutlich, wie unendlich groß die Sehnsucht der Menschen nach spirituellen Angeboten ist. Wir betrachten es als Aufgabe des Kirchentages, deutlich zu machen, welche spirituelle Vielfalt im christlichen Glauben und in unserer Kirche entdeckt und erlebt werden kann – gerade in einer Zeit, in der viele Menschen spirituelle Erfahrungen vermehrt außerhalb der Kirche suchen. Daher wünschen wir uns mit Blick auf kommende Kirchentage für das Zentrum Spiritualität deutlich mehr Fläche, damit wir nicht täglich mehrere hundert Interessierte wegen Platzmangels wegschicken müssen, und geeignete Räumlichkeiten, die es uns als Programmgestalter:innen ermöglichen, Angebote für spirituelle Erfahrungen in Gemeinschaft und Austausch sowie in Stille und Kontemplation nebeneinander stattfinden zu lassen.

Workshophaus in der evangelischen Hochschule Nürnberg

Ein Ort der bunten Begegnungsmöglichkeiten

Philipp Hascher, Objektleiter im Workshophaus

Seit einigen Jahren werden im Rahmen des Kirchentages einige der kleineren Bibelarbeiten, Workshops und Diskussionsforen in einem zentralen Gebäude gebündelt: Dem Workshophaus.

Der Kirchentag durfte für die Umsetzung des Workshophauses bei der Evangelischen Hochschule Nürnberg zu Gast sein, deren Räumlichkeiten sich ideal für ein solches Format eignen. Insgesamt fanden von Donnerstag bis Samstag über 150 Veranstaltungen im Workshophaus statt, die einen bunten Strauß an Themen abdeckten: Begonnen bei den unterschiedlichsten Bibelarbeiten über Veranstaltungen zum Thema Klima (Krise), zur Endlagerung von Atommüll, zum Umgang mit Verschwörungsmethoden, zu Gerechtigkeitsfragen und zu Inklusion, zu Kirchenmusik, zum Thema Demenz, bis hin zu queersensiblen Themen und nicht zuletzt sogar einem Escape Room, der sich besonders bei den jungen Besucher:innen großer Beliebtheit erfreute. Besonders viele Besucher:innen hatten Lust, sich intensiv und persönlich mit Texten der Bibel auseinander zu setzen und sie im Rahmen der vielen Bibliologie und Bibliodramen am eigenen Leib nachzuvollziehen. Brisant wurde es bei den Workshops des Zentrums Weltanschauung, in denen die Grenze zwischen Spiritualität und Ideologie ausgeleuchtet wurde – anhand aktueller neureligiöser Phänomene wie der auch hierzulande eifrig missionierenden koreanischen *Shincheonji*-Religion, der rechtsesoterischen Anastasia-Bewegung sowie anhand von Menschen, die sich als Hexen bezeichnen oder Jenseitskontakte pflegen.

Gerade am Workshophaus wurde die große Vielfalt des Kirchentages also ganz besonders deutlich – und zwar nicht nur vonseiten des Programms, sondern ebenso vonseiten der Besucher:innen aller Alters und jeder Herkunft, die zusammen ins Gespräch kamen, diskutierten und voneinander lernten. Insgesamt haben nach unseren Schätzungen jeden Tag etwa 1.500 Menschen Veranstaltungen im Workshophaus besucht. Besondere Highlights waren sicher auch die Besuche der parlamentarischen Staatssekretärin beim Bundesminister für Gesundheit, Sabine Dittmar, MdB, sowie des bayerischen Ministerpräsidenten a. D. Dr. Günther Beckstein.

Organisatorisch brachte diese Vielfalt und die schiere Menge an Veranstaltungen natürlich große Herausforderungen mit sich: Nicht nur, dass natürlich bereits für die Veranstaltungsleitungen alles Notwendige vorhanden sein und funktionieren muss – vom Beamer über Moderationskoffer bis hin zu Yogamatten musste das richtige Material zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort sein. Vor allem aber mussten zu festgelegten Zeitpunkten hunderte Menschen gleichzeitig ihren Weg in einen von 24 genutzten Räumen auf vier Stockwerken zweier Gebäudeteile finden – und all das, ohne dabei die Gänge oder die Räume zu überfüllen. Durch die große Unterstützung durch vierzig unserer wunderbaren ehrenamtlich Helfenden sowie mit Hilfe eines Einlasssystems, bei dem vor dem Gebäude kostenlose Platzkarten ausgegeben wurden, konnten jedoch alle Teilnehmenden sicher und ohne Verwirrung ihre gewünschten Veranstaltungen besuchen – oder sich spontan eine Alternative suchen, sollten für eine Veranstaltung bereits alle Karten ausgegeben worden sein. Diese Alternative beschäftigte sich dann mit einem Thema, für das man sich sonst vielleicht nicht entschieden hätte – sich so auf etwas Neues einzulassen, kann den Horizont besonders erweitern.

Selbst plötzlich auftretende, schwere Regenfälle konnten weder die Stimmung der Helfenden, noch der Besuchenden trüben: Binnen Minuten war die Kartenausgabe an einen geschützten Ort umgezogen und die Anstellschlange in das Gebäude umarrangiert. In einem Raum fehlen plötzlich 30 Stühle? Kein Problem, in kürzester Zeit sind sie herbeigeschafft. Die Veranstaltung findet doch in einem Sitzkreis statt? Dann wird eben in kürzester Zeit umgebaut und das Mobiliar entfernt. Über drei intensive Tage hinweg wurde durch unser ehrenamtliches Team Großes geleistet, was aber nur durch die Unterstützung und Mithilfe vieler Menschen möglich wurde. Daher zuallererst ein großes Dankeschön an unsere fantastischen Helfenden, jedoch ebenso an die Programmabteilung des Kirchentages und vor allem auch an die Mitarbeitenden und die Leitung der Evangelischen Hochschule Nürnberg, die uns in jedem Belang unterstützt und uns mit offenen Armen in ihrem Haus empfangen hat – auch wenn bei einem Kirchentag plötzlich vieles anders läuft, als man es gewohnt ist.

Die kleineren Veranstaltungen, die bei anderen Orten manchmal nur »mitlaufen« und bisweilen weniger Beachtung erfahren – etwa, wenn gleichzeitig große Hallen zu organisieren sind – erhalten mit einem solchen zentralen Ort die Aufmerksamkeit und Betreuung, die sie verdienen. Kirchentag ist nicht nur eine Reihe großer Podien voller wichtiger Namen, sondern vor allem eine vielfältige Versammlung, die gerade mit vergleichsweise kleinen Veranstaltungen bunte, lehrreiche Begegnungs-

möglichkeiten schafft. Womöglich gibt es nur wenige Orte, an denen dieser Geist des Kirchentages deutlicher wird, als im Workshophaus.

Der Markt der Möglichkeiten

Bunt, laut, partizipativ

Gabriele Pieper, stellvertretende Vorsitzende der Projektleitung

Markt der Möglichkeiten

Heike Baum, Mitglied der Projektleitung Markt der Möglichkeiten

Der erste Markt der Möglichkeiten nach der Pandemiepause

In Nürnberg erlebten wir den ersten Kirchentag in Präsenz und der erste Markt der Möglichkeiten nach vier Jahren Pause – dieses Format konnte beim digitalen und dezentralen 3. Ökumenischen Kirchentag 2021 nicht abgebildet werden.

Im Vergleich zu den letzten Kirchentagen vor der Pandemie war dieser Markt der Möglichkeiten mit gut 500 Gruppen kleiner als zuvor. Das mag zu einem Teil daran liegen, dass der Bewerbungsschluss im September 2022 noch in einer Zeit lag, in der die Pandemie noch nicht ganz als überwunden angesehen wurde, sodass noch viel Unsicherheit herrschte. Es zeigt zum anderen aber vermutlich auch, dass viele ehrenamtlich arbeitende Gruppen durch die Pandemie Energie und auch finanzielle Möglichkeiten eingebüßt haben.

Davon allerdings war während der Durchführung nichts zu spüren! Die Markthallen waren an allen drei Veranstaltungstagen sehr gut besucht und es herrschte reges Leben an den Ständen und auf den Marktbühnen.

Der Markt der Möglichkeiten in Nürnberg

Der Markt der Möglichkeiten bildete sich in drei Hallen auf dem Messengelände in Nürnberg ab. In Halle 1 waren Marktgruppen zu finden, die sich zu den Themenbereichen Lebensführung und Zusammenleben und Globale Herausforderungen sortierten, in der Halle 4 spiegelten sich der Themenbereich Gesellschaft und Bildung und das Thema Umwelt wider und in Halle 9 gestalteten die Marktgruppen die Themenbereiche Theologie und Spiritualität und Kirche und Gemeinde. Dort war auch die Diakonie mit vielfältigen Angeboten zu finden.

Am Mittwoch, 7. Juni 2023, war der Auftag. Bis in den Nachmittag hinein füllten sich die Hallen nach und nach mit Leben und die leeren Stände bekamen unterschiedliche und interessante Gesichter. Viele Marktgruppen hatten eine weite Anreise, aber alle brachten Vorfreude

und Enthusiasmus mit. Schnell wurde deutlich, dass alle glücklich und zufrieden waren, sich in Präsenz zu sehen, den Markt von Donnerstag bis Samstag zu gestalten und gemeinsam ins Gespräch zu kommen. Austausch *face to face*, das haben viele – Teilnehmende wie Marktgruppen – schmerzlich in den letzten Jahren vermisst.

Ab Donnerstag um 10.30 Uhr war der Markt geöffnet und die Teilnehmenden strömten durch die Hallen. Drei Tage lang war der Markt durchgängig sehr gut besucht. Die Besuchenden verweilten an einzelnen Ständen, nahmen Mitmachaktionen wahr und kamen miteinander über Anliegen der jeweiligen Gruppe ins Gespräch. Es herrschte eine entspannte Atmosphäre. Freundlichkeit, Respekt und Achtung vor der Meinung und den Ideen des Gegenübers waren überall zu sehen und zu spüren.

Die eigene Meinung offen und gewaltfrei darzustellen und dies auch bei widerstreitenden Meinungen friedlich aber bestimmt durchzuhalten, ist eine wichtige Maxime des Marktes. Dieses Prinzip trägt dazu bei, dass der Markt der Möglichkeiten als Plattform des Austausches gelingt, wenn alle Beteiligten es auch leben. An drei Beispielen hat sich dies in Nürnberg gezeigt:

- Die Gruppe *Flüchtlingskinder im Libanon* wurde mit der Auflage zum Markt der Möglichkeiten zugelassen, ihre sogenannte Nakba-Ausstellung nicht zu zeigen. Die Ausstellung zeigt die Geschehnisse der Staatsgründung Israels 1948 aus palästinensischer Perspektive und wurde seit ihrer Konzeption 2008 wiederholt für ihre Einseitigkeit kritisiert. Das Präsidium des Kirchentages erklärte, dass die Ausstellung in ihrer Einseitigkeit Diskussionsräume eher schließe, als sie zu öffnen. Diese Entscheidung wurde im Vorfeld des Kirchentages kontrovers diskutiert. Die Gruppe *Flüchtlingskinder im Libanon* hat trotz aller Differenzen ihren Stand auf dem Markt der Möglichkeiten behalten, gestaltet und informiert. Die Gruppe hat ihr Unverständnis über die Entscheidung auch am Stand deutlich gemacht.
- Eine lebende Litfaßsäule der Gruppe *Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschisten* auf dem Außengelände mit der Aufschrift »Höcke ist ein Nazi« erregte das Aufsehen der Teilnehmenden und der Polizei. Nach Gesprächen mit den Verantwortlichen am Stand wurde untersucht, ob die Aussage der Gruppe eine Beleidigung sei. Im Ergebnis durfte das Plakat am Stand weiterhin gezeigt werden.
- Die *Landesarbeitsgemeinschaft Christ:innen im Dialog Bündnis 90/Die Grünen Bayern* hatte am Samstag die Außenministerin Annalena Baerbock am Stand zu Gast. Viele Besuchende des Marktes hatten sich dort eingefunden, um Frau Baerbock zuzuhören. Gegenüber dem Stand hielt eine Gruppe von Personen ein Transparent hoch, das sich gegen die aktuellen Überlegungen in der deutschen Asylpolitik wandte. Als Mit-

glieder der Gruppe durch lautes Skandieren begannen, den Besuch der Außenministerin am Stand zu stören, wurden sie in Gespräche zu den geltenden Regeln des Marktes – Gewaltfreiheit, offene Meinungsäußerung und Aushalten widerstreitender Meinungen – hineingezogen. Eine Störung war nicht mehr möglich, die Meinungsäußerung durch Präsentieren des Banners blieb jedoch gegeben. Das Gespräch am Stand der Grünen konnte weiterhin stattfinden.

Diese Beispiele zeigen, dass die Grundideen des Marktes der Möglichkeiten immer wieder greifen und es ein buntes Miteinander unterschiedlicher Ideen, Denkweisen und Auffassungen geben kann. Das Prinzip der Selbstverwaltung des Marktes hatte auch in Nürnberg Bestand. War es zunächst schwierig und langwierig, Personen zu finden, die während der Veranstaltungstage als Vertretungen der Marktgruppen die Marktleitung zeitweise unterstützten, so gab es dann doch eine Gruppe von Menschen, die diese Aufgabe begeistert wahrnahm und ausführte. Die Gruppenvertretungen haben mit viel Freude ihre Dienste durchgeführt; sie sind gerne mit den Marktgruppen und Besucher:innen ins Gespräch gekommen und haben das eine oder andere Problem gelöst. Sie haben Verantwortung für die Weiterentwicklung des Marktes übernommen und wieder gezeigt, dass die Zukunft des Marktes von den dort beteiligten Gruppen getragen werden muss.

Partizipation

Der Markt der Möglichkeiten versteht sich als ein selbstverwaltetes Veranstaltungsformat. Die Gruppen sind keine Aussteller, die wie bei einer kommerziellen Messe als Kund:innen ihre Standfläche mieten, sondern sie gestalten das gesamte Marktgeschehen mit. Das wird am deutlichsten dort sichtbar, wo Gruppenvertretende während des Kirchentages in der Marktleitung mitarbeiten. Eine oder einer von ihnen wird am Ende des Kirchentages für die kommenden vier Jahre gewählt, den Markt der Möglichkeiten in der Präsidialversammlung zu vertreten. Es ist gute Tradition, dass diese Person auch beim nächsten Durchgang in der Projektleitung mitarbeitet. Dadurch ist auch die Projektleitung kein Gremium, das die Zusammensetzung und die Gestaltung des Marktes der Möglichkeiten von oben bestimmt, sondern auch hier fließen die Erfahrungen der Marktgruppen mit ein.

Drei Resolutionsanträge hat es auf dem Markt gegeben. Die Resolution zur Seenotrettung hat die nötige Anzahl von 1.700 Unterschriften überschritten und wurde angenommen. Hier hat sich der Markt als gesellschaftlich verantwortungsvolle Plattform gezeigt.

Am Samstag um 18.30 Uhr endete der Markt. Für den Abbau mussten

nochmals alle Kräfte mobilisiert werden. Gemeinsam mit Objektleitung, Marktleitung und den Gruppenvertretenden wurde auch dieser letzte Kraftakt gestemmt.

Ausblick

Die Marktgruppen waren zufrieden, glücklich und müde. Drei Tage volles Programm, drei Tage viele Menschen, unzählige Gespräche und Diskussionen, drei Tage ein hoher Geräuschpegel, viel Einsatz und wenig Ruhe. Es hat sich gelohnt. Viele werden in Hannover wieder dabei sein und sich mit ihrem Engagement den Menschen stellen. Jetzt ist die Zeit – zum gemeinsamen Gestalten und Verändern!

Der Kirchentag im Medienspiegel

Milena Vanini, Pressesprecherin des Kirchentages, Fulda

Egal ob in neuen oder alten, analogen oder digitalen Medien, im Journalismus oder in der PR: Storytelling gilt als das Herzstück erfolgreicher Kommunikation. Für den Kirchentag, ein 2.000 Einzelveranstaltungen starkes Großevent mit vielen unterschiedlichen, emotionalen Themen, einer besonderen Organisationsstruktur und Geschichte sowie zahlreichen spannenden haupt- und ehrenamtlich engagierten Menschen, lohnt sich diese Herangehensweise allemal: Welche Geschichten wollen wir über den Kirchentag erzählen (lassen)? Und wer sind die besten Protagonist:innen, um diese Geschichten glaubhaft vermitteln zu können?

Die Figuren: Ein bekannter Präsident und eine neue Generalsekretärin

Eine Persönlichkeit, an der die Medien von Beginn an interessiert waren, war der Kirchentagspräsident für Nürnberg. Als langjähriger Bundesminister gehört Thomas de Maizière sicherlich zu den bekanntesten und medial gefragtesten Leitungsfiguren, die der Kirchentag jemals hatte. Sein hoher Bekanntheitsgrad führte allerdings auch wiederholt zu Diskussionen, etwa um Aussagen zum Thema Kirchenasyl aus seiner Zeit als Bundesinnenminister. In einem großen Interview zum Thema Pflicht in der *Zeit*, welches parallel zum Kirchentag erschien, äußerte Thomas de Maizière sich kritisch zu Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt wie Forderungen nach einer Vier-Tage-Woche oder einem Recht auf Homeoffice, was insbesondere unter den vielen jungen Ehrenamtlichen des Kirchentages hohen Gesprächsbedarf weckte.¹ Neben dem Präsidenten gab es außerdem einiges Interesse an der 2022 neu zum Kirchentagsteam dazugestoßenen Generalsekretärin Kristin Jahn. Beide, Präsident und Generalsekretärin, betonten in ihren Interviews und Pressegesprächen ihre Vision vom Kirchentag als einem »gemeinsamen Tisch«, an dem die unterschiedlichsten Menschen zusammenkommen und fair miteinander diskutieren können, und beide bekannten sich dazu, dass der Kirchentag mehr Kontroverse wagen und aushalten müsse – ein Kurs, den der damalige Kirchentagspräsidenten Hans Leyendecker für den Kirchentag 2019 angestoßen hatte. »Wir wollen die verschiedenen Positionen zu den streitigen Themen sachkundig darstellen und klug ins Gespräch

¹ Georg Löwisch, ZeitOnline: »Work-Life-Balance? Abstrus!« Interview mit Thomas de Maizière; <https://www.zeit.de/2023/25/thomas-de-maiziere-work-life-balance-generation-z> [zuletzt gesehen am 22. 11. 2023].

bringen«, erklärte Kristin Jahn bei der Programmvorstellung für Nürnberg im März 2023. »Immer mit der Haltung, dass auch der andere Recht haben könnte. Das ist unser Selbstverständnis als Kirchentag.«² An diesem Anspruch würde sich der Erfolg des Kirchentages messen lassen.

Berichterstattung: Krieg, Klima, Krisen – und neue Wege zu Gott

Auftritte und Aussagen von Vertreter:innen der Politik auf dem Kirchentag werden in der Berichterstattung immer überproportional aufgegriffen. Ein Großteil der Berichte konzentrierte sich auf die Themen Ukrainekrieg und Klimakrise (und in einem geringeren Ausmaß auf das Thema Flucht und Migration).

Das öffentliche Interesse an diesen großen Themen wurde durch einige Entwicklungen während der Kirchentagswoche zusätzlich befeuert: So war beispielsweise am 6. Juni die Kachowka-Stauanlage im Südosten der Ukraine (vermutlich als Kriegshandlung durch eine gezielte Sprengung) zerstört worden, was zu starken Überflutungen in der Region geführt hatte. Am 8. Juni beschloss der Rat der Europäischen Union außerdem den umstrittenen »EU-Asylkompromiss«. In beiden Fällen war der Kirchentag die erste große Plattform, auf der sich Bundeskanzler Olaf Scholz oder Außenministerin Annalena Baerbock zu diesen Entwicklungen äußerten.

In der friedensethischen Debatte – das Hauptpodium »Welchen Frieden wollen wir?« wurde vom ZDF übertragen – nahmen die Medien wahr, wie gespalten das Kirchentagspublikum der Friedensbewegung seit Beginn des russischen Angriffskrieges auf die Ukraine gegenübersteht. »Der Schulterchluss zwischen dem linken Flügel der evangelischen Kirche und der Friedensbewegung ist am Ende«³, urteilte etwa Reinhard Bingener in der FAZ. Stattdessen rückte der Klimaschutz stärker in den Mittelpunkt. Die *Letzte Generation*, die mit ihren Aktionen in den Wochen und Monaten vor dem Kirchentag immer wieder den öffentlichen Diskurs gesucht hatte, protestierte am Freitagvormittag vor dem Nürnberger Hauptbahnhof. Parallel dazu diskutierte Aktivistin Carla Hinrichs beim Podium »Wer hat's verbockt?« mit Wirtschaftsminister Robert Habeck – eine Veranstaltung, die etwa Tilmann Kleinjung vom *Bayerischen Rundfunk* als »Sternstunde« des Programms hervorhob: »Gelöst wurde der Konflikt nicht, das ist auch nicht Aufgabe des Kirchen-

² DEKT: Programmvorstellung; www.kirchentag.de/service/nuernberg/maerz/pm-programmvorstellung [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

³ Reinhard Bingener, FAZ: Der Klimaschutz löst die Friedensbewegung ab; www.faz.net/aktuell/politik/inland/kirchentag-klimaschutz-loest-die-friedensbewegung-ab-18956345.html [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

tags. Es geht um eine Debattenkultur abseits vom Schwarz-Weiß-Schema, um einen respektvollen Umgang miteinander.«⁴

Verglichen mit den großen gesellschaftlichen Diskussionen gehen das kulturelle und das geistlich-theologische Programm in der breiten Berichterstattung über den Kirchentag oftmals eher unter. Doch eine spirituelle Veranstaltung erfuhr in Nürnberg außerordentlich hohes Interesse – sogar international: »Alexa, starte den Gottesdienst«, der erste KI-Gottesdienst in Deutschland. Zur Veranstaltung hatten sich bereits im Vorfeld zahlreiche Journalist:innen und Kamerateams angemeldet, darunter die *Associated Press*, deren Meldung zahlreiche internationale Publikationen aufgriffen.

Bilanz: »Sommermärchen des Glaubens«

In der Berichterstattung wird der Erfolg einer Veranstaltung oft vor allem in Zahlen gemessen. Rund 70.000 Menschen nahmen in Nürnberg mit einem Ticket am Programm des Kirchentages teil – beim öffentlichen Angebot in der Innenstadt waren es noch einmal sehr viel mehr Besuchende, den Abend der Begegnung besuchten beispielsweise rund 130.000 Personen. Einen Kirchentag alleine auf diese Zahlen zu beschränken, wäre allerdings zu kurz gegriffen. Umso erfreulicher sind natürlich aus Sicht einer Pressesprecherin Einschätzungen wie »Es waren fünf emotionale Tage mit ernststen Debatten über die Krisen der Gegenwart«⁵ (Dieter Sell, *epd/Sonntagsblatt*) oder »Dieses Christentreffen hat gesellschaftspolitische Relevanz. [...] Wäre nur der Kirchentag Gradmesser für den Zustand der Kirche, wäre von einer Krise wenig zu sehen.«⁶ (*Domradio*) oder »Der Nürnberger Kirchentag war Balsam für die evangelische Seele. [...] Das ist ein Lebenszeichen nach Jahren, in denen die evangelische Kirche vor allem wegen hoher Austrittszahlen von sich reden machte.«⁷ (Tilman Kleinjung, *BR*). Das vielleicht schönste Abschlussgeschenk an den Kirchentag kam allerdings vom Nürnberger Oberbürgermeister Marcus

⁴ Tilman Kleinjung, BR/ARD: Balsam für die evangelische Seele; www.tagesschau.de/inland/gesellschaft/kirchentag-evangelisch-nuernberg-100.html [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

⁵ Dieter Sell, *epd/Sonntagsblatt*: Party und Debatte, Feiern und Streiten. Beim Nürnberger Kirchentag stand Begegnung im Vordergrund; <https://www.sonntagsblatt.de/artikel/kirche/party-und-debatte-feiern-und-streiten-beim-nuernberger-kirchentag-stand-begegnung-im> [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

⁶ *Domradio.de*: Christ und Politik; <https://domradio.de/artikel/kirchentag-debattiert-ueber-werte-hoffnung-und-taten> [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

⁷ Tilman Kleinjung, BR/ARD: Balsam für die evangelische Seele; www.tagesschau.de/inland/gesellschaft/kirchentag-evangelisch-nuernberg-100.html [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

König. Er würdigte den Kirchentag in der finalen Pressekonferenz am Sonntag als »Sommermärchen des Glaubens 2023«.

Nachklapp: »Gott ist queer«

Es ist das Schicksal aller Großveranstaltungen: Mit dem Ende der Durchführung ebbt das öffentliche Interesse für gewöhnlich schnell wieder ab – so ist es auch beim Kirchentag. Mitunter schafft es ein Auszug aus der oder den Schlusspredigten in die Berichterstattung – so etwa 2019, als Pfarrerin Sandra Bils den berühmten Satz »Man lässt keine Menschen ertrinken! Punkt!« predigte.

In Nürnberg war es die Predigt von Pastor Quinton Ceasar auf dem von der ARD live übertragenen Schlussgottesdienst auf dem Hauptmarkt, die für Diskussionen weit über die Veranstaltung hinaus sorgte. Insbesondere seine Aussage »Gott ist queer«⁸ wurde ausführlich diskutiert, wobei sich die Frage stellt, ob mit dieser Debatte nicht vom eigentlichen Thema der Predigt – wann wird die Kirche endlich zum sicheren Ort für aus verschiedenen Gründen marginalisierte Personen? – abgelenkt wird (oder werden soll).⁹ Gerade auf Social Media kam es leider auch zu massiven, zum Teil rassistischen und persönlichen Anfeindungen gegenüber Quinton Ceasar. Pfarrer Alexander Brandl, der beim Abschlussgottesdienst auf dem Kornmarkt predigte und Constanze Pott, deren Transition in Brandls Predigt thematisiert wurde und die auch selbst im Gottesdienst sprach, erhielten ebenfalls Hassnachrichten – allerdings in einem deutlich geringeren Ausmaß. Angesichts der Hasskommentare reagierten Thomas de Maizière und Kristin Jahn mit einer öffentlichen Stellungnahme: »Niemand muss den Aussagen der Predigten oder den Elementen der Schlussgottesdienste zustimmen. Austausch und selbst produktiver Streit darüber sind sogar erwünscht – auch unter uns. Aber Angriffe auf jene, die berechtigt Rassismus und Diskriminierung in der Kirche anprangern, entbehren jeder Form von Anstand und Streitkultur, sie sind zutiefst unchristlich. Wir stellen uns diesem Hass entschieden entgegen.«¹⁰

⁸ Siehe S. 475.

⁹ vgl. dazu Leonie Mihm/evangelisch.de: Eine Debatte mit Kalkül; www.evangelisch.de/inhalte/217471/15-06-2023/hassangriffe-nach-kirchentag-eine-debatte-mit-kalkuel [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

¹⁰ DEKT: Hass ist keine Meinung; www.kirchentag.de/service/aktuelles/juni/pm-hass-ist-keine-meinung [zuletzt gesehen am 06. 12. 2023].

Der 38. Deutsche Evangelische Kirchentag 2023 in Zahlen

Stephan Menzel, kaufmännischer Vorstand des 38. Deutschen
Evangelischen Kirchentages

Carolin Almasri, Assistentin des kaufmännischen Vorstandes

Im Folgenden möchten wir Ihnen ein paar Zahlen, Daten und Fakten rund um den Kirchentag in Nürnberg 2023 aufzeigen.

Besuchendenbefragung

Vergleichbar zu vorherigen Kirchentagen wurde zum 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Nürnberg 2023 wieder eine Besuchendenbefragung durchgeführt. Die Zielgruppe der Befragung waren Besuchende des Kirchentages, die über die KirchentagsApp, den Newsletter oder über die Kirchentagskanäle in den sozialen Medien erreichbar sind. Die Erhebung erfolgte vom 11. Juni bis 16. Juli 2023. Insgesamt haben 7.599 Besuchende an der Befragung teilgenommen. Die Ausschöpfungsquote lag bei 4,3 Prozent. Die folgenden Ergebnisse beziehen sich auf jene, die an der Umfrage teilgenommen haben; sie liefern einen Überblick über deren persönliche Meinungen und stellen keine repräsentative Umfrage dar.

Die überwiegende Mehrheit der Umfrageteilnehmenden hat zum wiederholten Male den Kirchentag besucht. Knapp zwei Drittel waren bereits auf vier oder mehr Kirchentagen; jede:r Fünfte auf zehn oder mehr Kirchentagsveranstaltungen. Für etwa jeden fünften Besuchenden – verstärkt Einwohner:innen aus Nürnberg und Personen unter 20 Jahren – war es der erste Kirchentagsbesuch.

79 Prozent der Befragten gaben an, dass sie sich eine Teilnahme am 39. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Hannover 2025 (sehr) wahrscheinlich vorstellen können. Knapp 90 Prozent werden den Besuch des Kirchentages ganz sicher bzw. sehr wahrscheinlich weiterempfehlen.

Nürnberg als Kirchentagsstadt hat einen positiven Eindruck hinterlassen. 83 Prozent der nicht in Nürnberg lebenden Teilnehmenden würden einen Besuch in der Stadt weiterempfehlen. Insgesamt ist die überwiegende Mehrheit der Besuchenden (86 Prozent) (sehr) zufrieden mit ihrem Besuch des 38. Deutschen Evangelischen Kirchentag 2023 in Nürnberg.

Soziodemographische Angaben

Aus soziodemographischer Sicht lag die Altersstruktur der Teilnehmenden des Kirchentages in Nürnberg bei 50,5 Jahren. 65 Prozent waren weiblich, 34 Prozent männlich und 0,9 Prozent divers.

Hinsichtlich der Konfession gaben 87 Prozent an, evangelisch und 8 Prozent katholisch zu sein. 2 Prozent haben eine andere Konfession oder Weltanschauung. Die Mehrheit der Teilnehmenden (71 Prozent) stuft sich selbst als (sehr) gläubig ein, während 5 Prozent angaben, weniger gläubig zu sein.

Die Kirchentagsbesuchenden verfügen zum großen Teil über einen hohen Bildungsabschluss. Mehr als die Hälfte (58 Prozent) hat einen Studienabschluss. 21 Prozent haben als höchsten Schulabschluss das (Fach-)Abitur und 18 Prozent einen Realschul- oder Hauptschulabschluss. Bei 56 Prozent lag das monatliche Haushalt Nettoeinkommen über 3.000,00 Euro.

Gesamtzahlen der Teilnehmenden

Am Kirchentag nahmen insgesamt 68.000 Menschen mit einem Ticket teil.

Am Eröffnungstag am Mittwoch nahmen 130.000 Menschen am Abend der Begegnung teil. Bei den Schlussgottesdiensten waren es 25.000 Menschen. 668.000 Zuschauer:innen verfolgten die Schlussgottesdienste live im Fernsehen.

Mitwirkende

Kirchentag ist ein Mitmachfest. So nahm ein Viertel aller Personen mit einem Ticket in verschiedenster Art und Weise als Mitwirkende am Kirchentag in Nürnberg teil. Beispielhaft sind hier zu nennen: Bläser:innen und Sänger:innen, Ausstellende auf den Märkten des Kirchentages sowie Ehrenamtliche rund um diverse Gemeindeprojekte wie z. B. Feierabendmahl.

Teilnehmende aus Bundesländern

Die meisten Teilnehmenden kamen aus den Bundesländern Bayern (27 Prozent) und Nordrhein-Westfalen (19 Prozent), gefolgt von Baden-Württemberg (12 Prozent), Niedersachsen (10 Prozent), Hessen (8 Prozent), Rheinland-Pfalz (5 Prozent), Schleswig-Holstein (4 Prozent) und

Berlin (3 Prozent). Weniger als drei Prozent der Besuchenden kamen aus Sachsen, Sachsen-Anhalt, Thüringen, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und dem Saarland.

An- und Abreise (in Personenkilometer)

Gemäß der Besuchendenbefragung nutzten mehr als die Hälfte der Kirchentagsbesucher:innen (52,8 Prozent) zur An- und Abreise den öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) und Fernverkehr. 27,31 Prozent kamen als Fahrer:in oder als Mitfahrer:in mit dem PKW und 17,7 Prozent mit dem Reisebus zum Kirchentag nach Nürnberg.

Unterbringung

Rund 13.000 Personen waren in Gemeinschaftsquartieren, 2.500 Personen in Privatquartieren und 1.250 Personen beim Camping untergebracht.

Kirchentagsveranstaltungen

Das Gemeinschaftsgefühl, der Austausch mit anderen Kirchentagsbesuchenden sowie die breite Angebots- und Programmviefalt waren den Teilnehmenden – wie auch in den vorherigen Jahren – bei ihrem Besuch am wichtigsten.

Das kulturelle Programm (Kirchenmusik, Podienreihen, Filme), die theologisch-geistlichen Programmangebote (Gottesdienste, Feierabendmahle, Digitale Kirche) und die gesellschaftspolitischen Angebote waren für rund 80 Prozent (sehr) wichtig. Auch Zielgruppenangebote (Zentrum Familie, Inklusion und Regenbogen) waren für die Besuchenden von großer Bedeutung (55 Prozent).

Kollekten

Beim Kirchentag in Nürnberg 2023 wurden insgesamt Kollekten in Höhe von 181.338,68 Euro gesammelt.

Für die Eröffnungsgottesdienste betrug die Kollektensumme 80.162,16 Euro. Die Spende ging jeweils zur Hälfte an Hilfsprojekte der Deutschen Ev.-Luth. Kirche in der Ukraine (DELKU) sowie an das Projekt »Seelsorge an ukrainischen Geflüchteten in Deutschland« der Ev.-Luth. Kirche in Bayern.

Für das Projekt »Schulgärten für Kinder in Kenia« der Johanniter-Un-

fall-Hilfe e. V. – Auslandshilfe wurden beim Ökumenischen Gottesdienst an Fronleichnam 3.625,39 Euro gespendet.

Bei den Feierabendmahlen gingen 18.830,49 Euro an Spenden für das Projekt »Nothilfe für von Armut und Ausgrenzung Betroffene« (KASA) des Diakonischen Werks Bayern der Ev.-Luth. Kirche in Bayern ein.

Bei den Schlussgottesdiensten sind für das Projekt »Menschenrechte schützen – Zugang zu Recht sicherstellen« des Vereins Equal Rights Beyond Borders e.V., Spenden in Höhe von 78.720,64 Euro zusammengekommen.

Auch im Namen der mit Kollekten bedachten Organisationen bedanken wir uns herzlich bei allen, die mit ihrer Spende diese wichtigen Projekte unterstützt haben!

Sonstige Zahlen und Kuriositäten

Die Webseite des Deutschen Evangelischen Kirchentages hatte während des Kirchentages in Nürnberg (vom 7. bis 11. Juni 2023) 1.174.729 Besuchende. Dies entspricht der ungefähren Einwohnerzahl der Stadt Köln (1.084.831 Einwohner:innen, Stand 2022).

Die zurückgelegten Kilometer der Radkuriere beliefen sich auf 3.625 Kilometer – mehr als das dreifache der Strecke von Süd- nach Norddeutschland (Flensburg – Oberstdorf = 967 Kilometer einfache Fahrtstrecke).

722 Mülltonnen gab es beim diesjährigen Kirchentag in Nürnberg.

Das gesamte Programm des Kirchentages belief sich auf 3.213 Stunden und entspricht ca. 4,5 Monaten.

Im Gläsernen Restaurant wurden insgesamt 50 Kilogramm Bayerischer Reis aus Urgetreidemix serviert.

Alle bestellten Getränkeboxen ergaben eine Höhe von 4.300 Metern, was ca. 14 mal der Höhe des Eiffelturms in Paris (Höhe 300 Meter) oder knapp des höchsten Berges der Alpen (Mont Blanc) mit 4.800 Höhenmetern entspricht.

Insgesamt wurden 20.000 Brötchen für Helfende beschafft.

Eine Katze wurde unversehrt von der Nürnberger Feuerwehr aus einer Motorhaube gerettet.

Verzeichnis der Autor:innen

- A**
Aiwanger, Hubert 362
Alaows, Tareq 353
Allmendinger, Prof. Dr. Jutta 239
Almasri, Carolin 529
Alt SJ, Dr. Jörg 412
Amann, Dr. Melanie 419
Amstutz, Lukas Assmann, Prof. Dr. Aleida 91
Averbeck, Dr. Christiane 394
- B**
Baalen, Aimée van 315, 412
Baerbock, Annalena 207
Bailey, Judy 119
Barley, Dr. Katarina 267
Bätzing, Dr. Georg 126
Beer, Kira 404
Bergmann, Christine 362
Bernardini, Marta 267
Blaudszun, Lilly 258, 315
Böhm, Wolfgang 329
Borovyk, Dr. Mykola 165
Brandl, Alexander 481
Brandt, Austen Peter 228
Bremer, Stefanie 277
Breuer, Carsten 196
Brokow-Loga, Anton 436
Brudereck, Christina 48
Buyx, Prof. Dr. Alena 155
- C**
Castellucci, Prof. Dr. Lars 344
Ceasar, Quinton 475
Chernivsky, Marina 304
Czisch, Gunter 436
- D**
Dannel, Hannah 304
de Maizière, Dr. Thomas 37, 98, 196, 216, 479, 485
Depuhl, Patrik 119
Deyerl, Kilian 315
Dietrich, Julia 509
Dickert, Dr. Thomas 37
Douhaire, Dr. Caroline 187
Dröge, Dr. Susanne 207, 427
Durber, Dr. Susan 133
- E**
Eberlein-Braun, Dr. Katharina 404
El-Mafaalani, Prof. Dr. Aladin 370
Engels, Prof. Dr. Anita 394
Enns, Prof. Dr. Fernando 380
- F**
Falcke, Prof. Dr. Heino 105, 404
Fehrs, Kirsten 111
Fischer, Julia 295
Flügge, Erik 449
Förster, Marion 295
Freitag, Rebecca 362
Fritsch, Katharina 37
Frühauf, Sarah 353
- G**
Ganserer, Tessa 285
Gauck, Dr. h. c. mult. Joachim 207
Gavrilita, Natalia 267
Gidion, Anne 267
Giegold, Sven 196
Gloger, Katja 165
Golitschek, Christina von 344
Göpel, Prof. Dr. Maja 277
Göring-Eckardt, Katrin GPT 3 177, 277
Gramoll, Annika 445
Grosch, Constantin 295
Grossmann, Juna 304
Gubara, Akim 445
- H**
Habeck, Dr. Robert 394, 463
Haeßler, Susanne 512
Handke, Dr. Emilia 449
Hann von Weyern, Elisabeth 37
Haller, Jakob 506
Harbarth, Dr. Stephan 177,
Haruna-Oelker, Hadija 119, 228
Hein, Dr. Jakob 295
Heinrich, Anna-Nicole 155
Heil, Hubertus 141
Held, Dr. Martin 277
Henze, Arnd 267
Herbst, Tobias 427
Hessel, Katja 239
Hildebrandt, Tina 216

- Hinrichs, Carla 394
 Holzschuh, Franziska 394
- I
 Idriz, Dr. Benjamin 370
- J
 Janz, Nancy 344
 Jonas, Uschi 419
 Justenhoven, Dr. Heinz-Gerhard 380
- K
 Kaeser, Joe 394
 Klein, Dr. Felix 304
 Knobloch, Dr. h. c. mult. Charlotte 176
 Knuth, Hannah 187
 Koch, Rainer 258
 Koch, Samuel 111
 Köhler, Dr. Sarah 277
 Kolb, Christiane 344
 König, Marcus 37, 63, 412
 Körnlein, Dr. Jürgen 388
 Kozi, Jonas 322
 Kramer, Friedrich 196, 380
 Kraus, Svenja 322
 Krause, Lena 329
 Kretschmann, Winfried 277
 Kretschmer, Michael 419
 Krüger, Svenja 295
- L
 Lagodinsky, Dr. Sergey 267
 Laing, Prof. Dr. Lorenz Narku 228
 Langnas, Steven 37
 Latzel, Dr. Thorsten 67
- Lawrowska – von Thadden, Malgorzata 165
 Lederer, Sebastian 436
 Lehner, Prof. Dr. Julia 329
 Lilie, Ulrich 362
 Link, Annette 495
 Löhlein, Bernhard 404
 Lotz, Christina 502
 Lucht, Dr. Wolfgang 412
 Lurz, Andreas 388
- M
 Mahr, Dr. Dana 285
 Matthiae, Dr. Gisela 337
 Meinhardt, Mirjam 196
 Menzel, Dr. Kerstin 258
 Menzel, Stephan 529
 Merz, Friedrich 147
 Michaelis, Kord 329
 Milbradt, Dr. Björn 315
 Miron, Radu Constantin 59
 Mommendey, Ulrike 404
 Moritz, Kai C. 344
 Mousa, Layla 337
 Müller, Dr. Manuel 267
 Müller, Frank 176
 Müller, Tobias 285
 Müller-Hansen, Melitta 248
 Münkler, Prof. Dr. Herfried 165
 Mwombeki, Dr. Fidon 228
- N
 Nahles, Andrea 239
 Neubaur MdL, Mona 394
 Niggemeier, Stefan 419
- P
 Parvanta, Dr. Parnian 353
 Paus, Lisa 322
 Pelzer, Dr. Jürgen 248
 Pfeiffer, Prof. Dr. Sabine 258
 Pollack, Prof. Dr. Detlef 155
 Pott, Constanze 481
 Prediger, Jutta 322
 Pühl, Dr. Barbara 344
 Puzio, Dr. Anna 248
- R
 Ramadan, Dunja 370
 Reemtsma, Carla 277
 Reid Smith, Sanya 427
 Reimann, Ralf Peter 248
 Reul, Herbert 187
 Rippel, Kerstin Maria 362
 Rohe, Prof. Dr. Dr. h. c. Mathias 370
 Rösch, Samuel 155
 Roi, Georgy 165
 Rosa, Prof. Dr. Hartmut 258
 Rottmann, Jana 500
 Rückert, Anna 85
 Ruppert, Dr. Stefan 362
- S
 Samadi, Bellal 370
 Savoy, Prof. Dr. Bénédicte 228
 Schekira, Ralf 436
 Schenkel, Theo 285
 Schlachta, Dr. Astrid von 380
 Schmidt, Martin 419
 Schneider, Dr. Nikolaus 419
 Scholz, Olaf 216, 463

Verzeichnis der Autor:innen

- Schönberger, Dr. Sophie 177
Schrupp, Dr. Antje 285
Schubert, Christian 427
Schuhmacher, Ilona 315
Schuster, Dr. Josef 304
Schwarz, Andrea 497
Seidler, Christian 449
Seifert, Juliane 370
Sewing, Christian 67
Simmerlein, Jonas 248
Söder MdL, Dr. Markus 60
Sommerlath, Philipp 497
Springfeld, Jakob 177
Springhart, Prof. Dr. Heike 196
Stäblein, Dr. Christian 285
Staffa, Dr. Christian 304
Steinmeier, Frank-Walter 55, 75
Stütz, Kira 473
T
Tekin, Erdal 315
Teuteberg, Linda 427
Thiessen, Prof. Dr. Barbara 322
Thorwesten, Bjarne 239
Trautwein, Nele 436
Tremel, Ella 176
U
Ulverich, Dr. Juliane 449
V
Vecera, Sarah 228
Verheyen, Dr. Roda 187
Vollmer, Dr. Lisa 436
W
Wazlawik, Prof. Dr. Martin 344
Weber, Kristina 322
Weingärtner, Dr. Sabine 85
Weinspach, Dirk 412
Wolf, Dr. Susanne B. 337
Wüst, Dorothee 344
Z
Zemskov-Züge, Dr. Andrea 380
Zieschang, Dr. Tamara 353
Zimmermann, Olaf 329
Zingel, Susanne 449
Zölls, Doris Myöden 155
Zugehör, Torsten 177
Zumkeller, Alexander 239

